Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Kilima-Ndjaro

Johnston, Harry Hamilton

Leipzig, 1886

urn:nbn:de:gbv:46:1-8548

Visual Library



DER KILIMA-NDJARO.

FORSCHUNGSREISE

IM ÖSTLICHEN AEQUATORIAL-AFRIKA.

NEBST EINER SCHILDERUNG DER
NATURGESCHICHTLICHEN UND COMMERZIELLEN VERHÄLTNISSE
SOWIE DER SPRACHEN DES KILIMA-NDJARO-GEBIETES.

VON

H. H. JOHNSTON,

MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT, DER ZOOLOGISCHEN
GESELLSCHAFT UND DES ANTHROPOLOGISCHEN INSTITUTS ZU LONDON.

AUTORISIRTE DEUTSCHE AUSGABE.

AUS DEM ENGLISCHEN

VON

W. VON FREEDEN.

MIT PORTRÄT, ÜBER 80 ABBILDUNGEN UND 4 KARTEN.

A 2 47 65

STADTBIBLIOTHEK BREMEN

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.
1886.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG



V. 2. c. 2742.

DER KILIMA-NDJARO.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



H. H. Johnston.

DER KILIMA-NDJARO.

FORSCHUNGSREISE

IM ÖSTLICHEN AEQUATORIAL-AFRIKA.

NEBST EINER SCHILDERUNG DER
NATURGESCHICHTLICHEN UND COMMERZIELLEN VERHÄLTNISSE
SOWIE DER SPRACHEN DES KILIMA-NDJARO-GEBIETES.

VON

H. H. JOHNSTON,

MITGLIED DER KÖNIGLICHEN GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT, DER ZOOLOGISCHEN GESELLSCHAFT UND DES ANTHROPOLOGISCHEN INSTITUTS ZU LONDON.

AUTORISIRTE DEUTSCHE AUSGABE.

AUS DEM ENGLISCHEN

VON

W. VON FREEDEN.

MIT PORTRÄT, ÜBER 80 ABBILDUNGEN UND 4 KARTEN.

A 2 4765

STADTBIBLIOTHEK BREMEN

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1886.



Heil dir, dem König von Afrikas Bergen!
Fern, unerklimmbar, tief einsam und still,
Hebst aus dem Herzen der tropischen Gluten
Himmelwärts hoch du dein schneeig Gefild.

* * *

Ob deinen Mitgipfeln seh' ich als höchsten
Dich allein steh'n zwischen Himmel und Erd',
Erbe des Abendstrahls, Herold des Tags.
Zon' über Zone bis oben zum Schneefeld,
Jegliches Klima zeigst du, wie ein Index,
Gleichsam ein Auszug vom Buche der Schöpfung.
Dort in den gähnenden Abgründen sammeln,
Niedergesendet aus Wolken und Frost,
Sommers die Fäden der eisigen Quellen
Rasch sich zu wilden krystallenen Bächen;
Schmückend die Thäler, durch welche sie tändeln,
Hold mit des Nordens beständigem Grün,
Strömen ins Land sie des Lotos und Leu'n.

* * *

König der Berge, dich grüssen die Brüder;
Sie, die gesalbt und gekrönet vor Zeiten,
Wachtthürme der Erde, Altäre des Weltalls,
Nehmen dich auf in den mächtigen Bund:
Montblanc, im Getöse der wilden Lawinen,
Rufet dir Heil; Orizaba, der Stolze,
Umgürtet von Buchen und palmenbeschuhet;
Chimborazo, der Herrscher im Reiche des Mittags,
Bieten im herrlichen Chore dir Willkomm.

* * *

Keinem gebühret der Ruhm der Geschichte,
Oder die stolzere Ehre des Liedes,
Keinem vor dir, in Geheimniss Gehüllter —
Dir, dem Beherrscher von Afrikas Bergen,
Vater des Nils und Erzeuger Aegyptens.

„Der Kilima-Ndjaro", Gedicht von Bayard Taylor (1852).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

VORWORT DES UEBERSETZERS.

Im Winter 1884 beschlossen die Britische Association zur Förderung der Wissenschaften und die Königliche Geographische Gesellschaft zu London eine Expedition zur nähern Erforschung der Fauna und Flora des höchsten Berges von Afrika, des in der Nähe des Aequators in nahezu 3° südl. Breite belegenen, mit ewigem Schnee bedeckten Kilima-Ndjaro auszusenden. Die gelehrten Gesellschaften erwarteten von den naturhistorischen, klimatischen und anthropologischen Verhältnissen dieses merkwürdigen Berges interessante Aufschlüsse über die Verwandtschaften seiner Formen mit denen anderer Theile desselben oder anderer Continente, wozu um so berechtigtere Gründe vorlagen, als das enge Zusammentreten der verschiedenen Zonen auf dem verhältnissmässig kleinen Raum des Bergmassivs viele Unklarheiten über die geographische Vertheilung lebender Formen zu zerstreuen vorzugsweise geeignet erschien. Wenn der etwa 5730 m hohe, bisher erst bis zu Zweidrittel seiner Höhe bestiegene Berg zur Operationsbasis genommen wurde, so hatte der Beobachter Gelegenheit, binnen kürzester Frist alle Klimate der Erde zu durchwandern, die unten ansässigen Bewohner weiter tropischer Gebiete mit den auf engem und engstem Raume zusammengedrängten Formen des gemässigten und arktischen Klimas zu vergleichen und diese wiederum mit den in ihrer gemässig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ten oder arktischen Heimat zu ebener Erde lebenden Formen zusammenzustellen.

Zum Führer der Expedition wurde der von seiner Reise nach dem Kongo[1] bewährte und mit den Eigenthümlichkeiten afrikanischen Lebens und Forschens vertraute Herr H. H. Johnston gewählt, und ihm für diese Reise eine Summe von 1000 Pfund Sterling angewiesen.

Derselbe verliess London Anfang März 1884, kam Mitte April in Sansibar an, reiste einen Monat später nach Mombas, um den Ueberlandmarsch zum Kilima-Ndjaro anzutreten, den er im folgenden Monat Mai erreichte, verweilte in zwei verschiedenen Lagerstellen, von denen die zweite in 3000 m Meereshöhe lag, auf dem Berge bis zu Ende October, während welcher Zeit zwei allerdings vergebliche Versuche gemacht wurden, den Berg über 5000 m hinauf zu besteigen, beendete zu Anfang November seine dortigen sechsmonatlichen Studien und befand sich sechs Wochen später, am 31. December 1884, wieder in London, sodass die ganze Reise nur zehn Monate dauerte.

Die Schilderung dieser an den mannichfaltigsten ernsten und heitern, tragischen und von paradiesischem Stillleben zeugenden Begebenheiten reichen Reise finden wir auf den ersten 300 Seiten dieses Werkes, und die wissenschaftliche Ausbeute derselben in den 200 Seiten einnehmenden Anhängen über Klima, Geologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie und die hochinteressanten Sprachen des Kilima-Ndjaro-Districts. Den Schluss des mit allen Reizen Johnston'scher Natur- und Menschenschilderung ausgestatteten Werkes bildet eine ausführliche Abhandlung über die commerziellen Aussichten des von ihm bereisten Gebietes von der See bis zum Berge hinauf und

[1] H. H. Johnston, Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo, nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten (Leipzig 1884).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf anderm Wege zurück zur See. An diese Abhandlung, die ihre natürliche Adresse in England finden soll, möchten wir vom deutschen Standpunkt noch einige Bemerkungen knüpfen.

Darüber werden nachgerade die Stimmen aller derjenigen einig sein, welche die Colonisationsbestrebungen Deutschlands mit vorurtheilsfreien Blicken verfolgen, dass die Ostafrikanische Gesellschaft die meiste Gewähr des Erfolgs bietet. Freilich sind zwei Gebiete ihrer Thätigkeit streng voneinander zu sondern. Anfangs hat die Gesellschaft dem Gebiete grosse Beachtung geschenkt, welches in direct westlicher Richtung von Sansibar an dem geraden Wege zum Tanganjika-See liegt, und glaubte in Usagara und benachbarten Gebieten geeignete Gegenden für Cultivation durch einheimische Kräfte unter europäischer Leitung gefunden zu haben. Leider sind diese Gebiete erst zu erreichen, nachdem man eine sumpfige Fieberzone passirt hat, welche dem Einwanderer die besten Kräfte raubt, bevor er auf dem eigentlichen Schauplatz seiner Thätigkeit angelangt ist. Erst später haben sich die Emissäre der Ostafrikanischen Gesellschaft mehr nach Norden und damit gerade zu jenen Gebieten gewandt, welche von Johnston auf seinem Hin- und Rückwege durchreist sind.

Aus Johnston's ganzer Reiseschilderung sowol wie aus der speciellen Darlegung der commerziellen Aussichten dieser Gegenden geht nun ganz unzweifelhaft hervor, dass sich dort ohne viel Mühe und Opfer eine ebenso gesunde als ergiebige Colonisationswirthschaft herstellen liesse, zu welcher die bereits vorgenommenen Landerwerbungen eine erfreuliche und um so solidere Grundlage gelegt haben, da laut Johnston selber die Gemüther der Eingeborenen schon eher auf diese Schritte der Deutschen gerüchtweise vorbereitet waren, als Deutsche sich in diesen Gegenden gezeigt hatten. Die reiche Fauna und Flora dieses Landes, ein Paradies für den Jäger wie für den Ackerbauer, die Thatsache, dass die Mehrzahl der Einwohner bereits fleissig den Acker bestellt, und derselbe sowol für die Cultur der kostbarsten Tropengewächse, Kaffee, China,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Taback, Vanille, Reis, Cacao, als in höhern Lagen, d. h. auf den bis 3000 m Meereshöhe ansteigenden Hochebenen, auch für den Anbau europäischer Saaten und Sämereien geeignet ist, ferner die nach Handel und Vertrieb geradezu begierige Bevölkerung, der vielleicht nicht unbedeutende Reichthum an Eisen, Kupfer, Kohlen u. s. w. — kurz alle klimatischen und culturellen Vorbedingungen vereinigen sich zu der Voraussicht, dass hier eine selten gute Gelegenheit zu einer Colonisation im grossen Stil sich bietet, welche Johnston's Wort wahr machen könnte, wenn er die coloniale Erforschung und Ausbeutung Afrikas im 19. Jahrhundert mit der Entdeckung und Colonisirung Amerikas im 16. und 17. Jahrhundert in Parallele stellt. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus dürfte ein gewissenhaftes Studium dieses Reiseberichts das deutsche Publikum ganz besonders befriedigen.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass in Bezug auf die Schreibweise der afrikanischen Namen im Text des Reiseberichts wir vielfach von der englischen Auffassung abgewichen sind und dieselbe möglichst der deutschen Aussprache gemäss wiedergegeben haben. Bei den geographischen Bezeichnungen sind wir im allgemeinen der auf der Karte Afrikas von R. Andree und A. Scobel (Leipzig 1884) angenommenen Schreibweise gefolgt und bemerken dazu nur noch, dass *dj* überall wie im Französischen, also annähernd wie *dsch* auszusprechen ist. Wo der Verfasser dagegen, wie im zwanzigsten Kapitel, die Sprachen des Kilima-Ndjaro-Districts in streng wissenschaftlicher Weise behandelt, haben wir für dieses linguistische Material die auf Lepsius' „Normal-Alphabet" (Berlin 1855) sich gründende Schreibweise des englischen Originals beibehalten, über welche die Seiten 428, 449 und 450 nähere Aufschlüsse bringen.

Bonn, im April 1884.

W. von FREEDEN.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

INHALT.

Seite

Vorwort des Uebersetzers V

Erstes Kapitel. Einleitendes 1
Zweites Kapitel. Sir John Kirk 16
Drittes Kapitel. Der Aufbruch. — Von Mombas nach Teita . . . 37
Viertes Kapitel. Von Teita zum Kilima-Ndjaro 59
Fünftes Kapitel. Am Hofe von Mandara 87
Sechstes Kapitel. Meine erste Niederlassung auf dem Kilima-Ndjaro 106
Siebentes Kapitel. Friedliche Tage 132
Achtes Kapitel. Unruhige Zeiten 152
Neuntes Kapitel. Aengstliche Zeiten 171
Zehntes Kapitel. Ein Ausflug nach Taweta 189
Elftes Kapitel. Die erste Besteigung 213
Zwölftes Kapitel. Aufbruch nach Marangu 226
Dreizehntes Kapitel. Die zweite Besteigung 241
Vierzehntes Kapitel. Durch die Wälder des Kimawensi und die Landschaft Rombo 262
Funfzehntes Kapitel. Der Jipe-See und der Weg nach Gondja . 276
Sechzehntes Kapitel. Von Gondja nach London 289
Siebzehntes Kapitel. Klima, Geologie, Botanik etc. 301
Achtzehntes Kapitel. Zoologie 328
Neunzehntes Kapitel. Anthropologie 373
Zwanzigstes Kapitel. Die Sprachen des Kilima-Ndjaro-Districts . . 420
I. Anhang. Vergleichendes Vocabular der Massaisprache . . 473
II. „ Kidjagga-, Kigueno-, Kitaweta-Vocabular 492
Einundzwanzigstes Kapitel. Aussichten für den Handel mit dem östlichen äquatorialen Afrika 504

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Verzeichniss der Abbildungen im Texte.

	Seite
Weg zum Kilima-Ndjaro	15
Sir John Kirk	16
Mtepe (mit Mattensegel)	21
Kleines Mtepe mit Auslieger-Canoe	22
Arabische Dau	24
Fischerboot und Canoe mit Ausliegern	24
Ein sarazenisches Thor	25
Blick über die Dächer	26
Strasse in Sansibar	32
Orchideen von Sansibar	33
Kigelia Africana	34
Colobus Kirkii	36
Shaw's Haus in Kisolutini, die erste Missionsstation in Ostafrika	44
Wirapan, mein tamulischer Diener	57
Zebras	62
Die Säbelantilope	64
Die seltsame Schlingpflanze	76
Der Fluss Habari	77
Bäume mit Honigdosen	85
Mandara's linkes Ohr	99
Kopf und Schultern unserer Kuh	113
Aussicht nach Madjame	115
Aussicht nach Ugueno	116
Der Berg Meru	117
Ein Hühnerhabicht	120
Ein Damm der Eingeborenen	128
Kitimbiriu, unsere erste Ansiedelung auf dem Kilima-Ndjaro	129
Clematis und Hibiscus	137
Eine Schlucht in Moschi	139
Mkindu-Palme	142
Ein Thorweg in Djagga	146
Vorrathshaus und Wohnung in Djagga	147
Der Gefangene	148
Ein Soldat Mandara's	181
Der Mkujuni-Bach	192
Geier	201
Mpala-Antilope	203
Weibliche Rothe Antilope (*Hippotragus Equinus*)	208
Mein Lager in Taweta	211

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite
Baumfarrn (Lonchitis pubescens) 215
Schwebender Rabe 218
Der Kimawensi 247
Senecio Johnstoni 249
Merkwürdige Felsbildungen wie Schildkrötenschalen 251
Grossschnäbelige Raben 253
Der Dom des Kibo aus einer Höhe von 3500 m 259
Der Kibo in Wolken 261
Der Djalla-See 271
Massai-Lager 284
Musa Ensete, eine wilde Banana 309
Fruchtbündel der *Musa Ensete* 311
Einzelne Frucht in halber natürlicher Grösse 311
Zweigtreibende Borassus-Palme 327
Neotragus Kirkii 332
Kopf des grossschnabeligen Raben (*Corvultur albicollis*) 333
Der sterbende Hornvogel 335
Die rechte Hand oder der Flügel und Schuppenfedern eines jungen Strausses 337
Waran-Eidechse 339
Fisch aus dem Flusse Lumi 340
Colobus guereza, var. caudatus 366
Graphiurus capensis 369
Ein Massai-Krieger 393
Wataweta beim Feuermachen 411
Bohrlöcher und Stäbe zum Feuermachen 411
Ein Wadjagga-Schmied 414
Geräthe der Wadjagga 416
Ein Djagga-Haus 417
Sprachenkarte von Afrika, speciell der Bantusprachen 453

Separatbilder.

Porträt von H. H. Johnston . . . . . Titelbild
Im Hofe des englischen Consulats 17
Corridor im Hause von Sir John Kirk 24
Der Hafen von Sansibar, vom englischen Consulat aus gesehen . . 32
Die Bai von Mbweni 36
Mombas 40
Antilopen (Hartebeests) und Ameisenhügel 61
Erster Anblick des Kilima-Ndjaro 66
Mandara's Dorf von Kitimbiriu aus gesehen 112

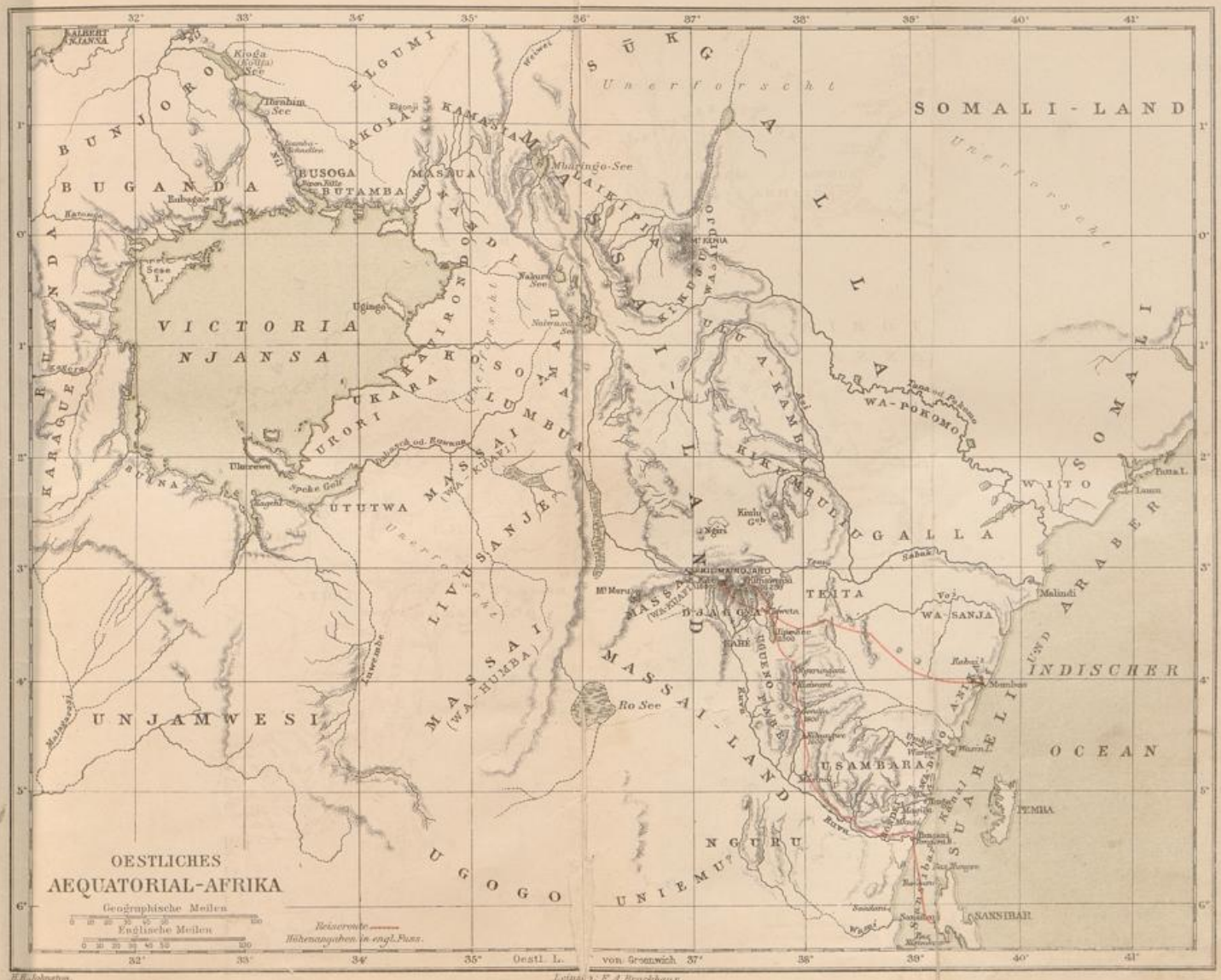
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite
Der Kibo am frühen Morgen 128
Unsere Ansiedelung 133
Palmen und Schnee. Der Kilima-Ndjaro von oberhalb Moschi aus gesehen 141
Die Wildgegend. 205
Der Kilima-Ndjaro mit seinen beiden Schneespitzen 218
Der Kilima-Ndjaro vom Jipe-See aus gesehen 278

Karten.

Oestliches Aequatorial-Afrika. 1
Vom Kilima-Ndjaro nach Pagani 289
Ostafrika und das Nilbassin, die wahrscheinliche Verbreitung der Massai-Sprachenfamilie und entfernter verwandter Sprachen darstellend 425
Skizze des Kilima-Ndjaro 534


32°
40°
41°
ALBERT NJANSA
OMALI-LAND
BUNJORO
BUGANDA
Rubagale
Katonga
Sese I.
VIC
NJ
Kagera
KARAGUE
Unerforschte
SOMALI
Pokomo
OMO
BUNA
WITO
LA
Patta I.
Lamu
ARABER
UND
Malindi
A-SANJA
Rabai
Mombas
INDISCHER
OCEAN
UNJAM
Malagarasi
Wasin I.
SUAHELI
Kanal
PEMBA
Tras Nungwe
SANSIBAR
1°
0°
2°
3°
4°
5°
6°
OESTLICHES
AEQUATORIAL-AF
Geographische Meilen
0 10 20 30 40 50
Englische Meilen
0 10 20 30 40 50
H.H. Johnston.


OESTLICHES
AEQUATORIAL-AFRIKA
Geographische Meilen
Englische Meilen
Reiseroute
Höhenangaben in engl. Fuss.
Oestl. L. von Greenwich
SOMALI-LAND
Unerforscht
VICTORIA NJANSA
UNJAMWESI
MASSAI-LAND
INDISCHER OCEAN
BUGANDA
BUNJORO
KARAGUE
RUANDA
UKARA
UKORI
UTUTWA
MASAI (WA-KUAFI)
MASAI (WA-HUMBA)
LIVUSANJE
UGOGO
NGURU
UNIEMUESI
USAMBARAS
USAGARA
USEGUHA
USAMBARA
USUAHELI
TEITA
WA-SANJA
WITO
GALLA
SOMALI
ARABER
WA-POKOMO
WA-KAMBA
WA-KIKUYU
WA-KIMBU
WA-TAITA
WA-NYIKA
WA-SEGUHA
WA-NGULU
WA-KAMI
WA-SUAHELI
BUSOGA
BUTAMBA
MASAUA
ELGUMI
AKOLA
KAMASIAMA
KIMWANGA
Mbaringo-See
Ibrahim See
Kioga (Kyoga) See
Albert N'Janza
Mt. Kenia
Mt. Kilimandscharo
Mt. Meru
Ro See
Baringo See
Naivasha See
Elmoran See
Nakuro See
Ugombo
Ukerewe
Speke Golf
Kagehi
Kawendi
Kawirondo
Ukuma
Ukamba
Kikumbuliu
Ngiri
Kulu Geb.
Taveta
Jipe See
Pare
Kilimandscharo
Mombas
Malindi
Pemba
Sansibar
Wanga
Mafiti
Mafiamboni
Mafiamboni
Mafiamboni

ERSTES KAPITEL.

EINLEITENDES.

Mit dem Namen Kilima-Ndjaro [1] bezeichnet man gemeinhin ein ungeheueres Bergmassiv in Ostafrika, welches aus zwei riesigen und vielen kleinen Spitzen besteht, unter 3° südl. Br. belegen und in der Luftlinie etwa 280 km von der Küste entfernt ist. Die höchste der beiden Hauptspitzen — der Kibo — erreicht eine Höhe von etwa 5760 m über dem Meere, und die kleinere Spitze — der Kimawensi — erhebt sich bis zu 4950 m. Beide ragen über die Schneegrenze empor, während alle andern Spitzen derselben Berggruppe niedriger als diese bleiben, und beide sind Krater erloschener Vulkane. Die ganze Masse des Kilima-Ndjaro scheint eine einzige vulkanische Erhebung zu bilden, und zweifellos war zu gewisser, geologisch gesprochen, neuerer Zeit dieselbe das grosse Ausgangsventil der vulkanischen Kräfte des östlichen äquatorialen Afrika, welche noch jetzt in nördlichern und westlichern Gegenden zwischen dem Victoria-Njansa-See und dem Indischen Ocean thätig sind.

Der Kilima-Ndjaro war seit seiner Entstehung den neuern Geographen ganz bestimmt bekannt und als der höchste unter den afrikanischen Berggipfeln angesehen, da seine Hauptspitze bis an 5800 m aufragte. Es ist wol möglich, dass in den un-

---

[1] Von Kilima, Berg, und Ndjaro, dem Namen eines Dämon, welcher Kälte bringt. Dieser Name ist im Innern unbekannt, und ist blos der Küstenbevölkerung geläufig.

bekannten Gegenden zwischen dem Victoria-Njansa und Abessinien noch höhere Bergspitzen entdeckt werden, oder dass der etwa 320 km direct nördlich vom Kilima-Ndjaro belegene Berg Kenia nach genauerer Messung die Höhe des erstern um einige Meter überragt, bis dahin jedoch dürfen die geographischen Handbücher den Kilima-Ndjaro als den höchsten Berggipfel in Afrika gelten lassen. Wenigstens können sie für die nächste Decade dabei stehen bleiben, mag er nun in Höhe übertroffen werden oder nicht, denn ich habe bemerkt, dass in allen geographischen Fragen, mögen sie politischer oder physikalischer Natur sein, es eine traurig lange Zeit erfordert, bis Fortschritte in unsern Kenntnissen bis zu den Schulbüchern durchdringen, welche zum Unterricht der britischen Jugend bestimmt sind. Von dem Fortgang der Entdeckungen scheinen sie sich getrennt zu halten, wie die Fixsterne unsern Sehorganen unerreichbar bleiben. Wie die Strahlen des Sirius selbst noch manche Jahre nach seinem Untergange fortfahren würden, unsere Erde zu beleuchten, so ist der Standpunkt der geographischen Kenntnisse in unsern Schulbüchern nur der Wiederschein unserer Kenntnisse vor so und so viel Jahrzehnten. Ich hoffe, dass in den meisten derselben jetzt Elsass und Lothringen von Frankreich getrennt sind und die territoriale Einheit Italiens eine vollendete Thatsache geworden ist; aber ich glaube, der Kongo ist heutigentags noch nicht entdeckt, und die europäische Türkei umfasst noch immer die Donaufürstenthümer, Serbien, Bulgarien und Montenegro. Ich nahm erst vor kurzem eines dieser englischen Schulbücher zur Hand und fand, dass der Miltsin-Berg in Marokko von rund 3660 m Höhe die höchste bekannte Bergspitze Afrikas sei. Zweifellos werden nächstes Jahr, in einer spätern Ausgabe, die Ansprüche des Kilima-Ndjaro berücksichtigt werden, und wie diese spät zur Anerkennung gelangen, so mag vielleicht ein waghalsiger Reisender eine andere afrikanische Alpenspitze von noch mächtigern Verhältnissen und luftigerer Höhe zu unserer Kunde bringen, welche würdig ist, den Gegenstand meiner jetzigen Reisebeschreibung aus seiner stolzen Stellung zu verdrängen; nachdem er dann der Huldigung des strebsamen Geographen verlustig geworden, mag

er noch einige Jahre sich der Achtung der britischen Schuljugend erfreuen.

Obgleich die Masse des Kilima-Ndjaro sich fast unvermittelt aus einer nahezu vollkommenen Ebene erhebt, so darf man sie doch nicht eine vereinzelte nennen, da vielmehr eine fast zusammenhängende Kette von Bergreihen und unabhängigen Gipfeln sie mit Abessinien im Norden, Natal im Süden und vielleicht auch mit Kamerun im Westen verbindet. Nach der Flora zu urtheilen, welche ihre höhern Regionen bedeckt, kann sie fast als das gemeinschaftliche Stelldichein vieler besonders charakteristischen Formen dieser drei so weit voneinander getrennten Gebirgsgegenden betrachtet werden.

Um die Verwandtschaften der Fauna und Flora des Kilima-Ndjaro zu bestimmen, delegirten zwei gelehrte Körperschaften — die Britische Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft und die Königliche Gesellschaft — verschiedene ihrer Mitglieder zur Bildung eines Kilima-Ndjaro-Ausschusses und stellten ihnen Geldmittel bis zum Belauf von 1000 Pfd. St. zur Verfügung. Die grosse Höhe des Kilima-Ndjaro, der Umstand, dass diese in Schnee gehüllte Bergmasse in der Aequatorialzone liegt und eine ungewöhnliche Stufenfolge von Klimaten auf ihren breiten Abhängen aufzuweisen hat, geben gute Gründe für die Voraussetzung, dass manche merkwürdige Züge der Fauna und Flora dieses Gebirges sich finden und zu erklären sein würden; obendrein waren gleiche äussere Umstände — beständiger Schnee unter der Linie — nur noch in Mittel- und Südamerika anzutreffen, da kein anderes Gebirge unter den Tropen bis an die Schneegrenze heranreicht. Auf alle Fälle sind hohe Gebirgszüge in wenig bekannten Gegenden interessante Gebiete für Naturforscher. Vereinzelte Berge von grosser Höhe gleichen öfters Inseln im Ocean, und dienen niedern Typen oder besondern Formen, denen in grössern und dichter bevölkerten Gegenden der Wettbewerb zu stark wird, sodass sie im Kampfe ums Dasein erliegen, als Zufluchtsort und letzter Unterschlupf. Oder es kann irgendeine Gattung oder Familie, welche ursprünglich allgemeinerer Art war, durch verschiedene Umstände zum Bewohner einer alpinen Bergkette oder meerumgürteten Insel werden und dort,

getrennt oder geschützt vor den natürlichen Hindernissen ihrer besondern Entwickelung, welche die gleichzeitige Entfaltung ihrer Genossen mit sich bringt, unter der Abwesenheit jeder Nebenbuhlerschaft ausarten und ganz excentrische ungewöhnliche Formen annehmen. Zum Beispiel können wir uns recht wohl vorstellen, dass eine Taube, wie der moderne *Didunculus* der Südsee-Inseln, einstens in Mauritius ankam, nachdem sie bis dahin stets von den üblichen Gefahren bedroht gewesen war, welche das Leben eines gutmüthigen, plumpen noch dazu wohlschmeckenden Vogels natürlich überall gefährden. Diese Taube nun, welche auf ihrem langen Fluge zufällig auf Mauritius halt machte, ohne von der Nähe eines schon vorher existirenden Festlandes Kunde zu haben, befand sich dort vielleicht in besonders günstigen Verhältnissen, fand reichliche Nahrung und keine Feinde — da vielleicht keine Raubthiere auf der Insel vorhanden waren. So wurde im Verlauf der Zeit diese Taube, da sie nicht länger genöthigt war vor Feinden zu fliehen, oder lange Reisen zu unternehmen um Nahrung zu finden, zu einem Dodo, ungeschlacht gross, fett und träge, mit verkümmerten weil nutzlosen Schlägen. Andererseits wohnen auf den Bergketten von Sumatra, Japan, Nordamerika, wie auch auf den europäischen Alpen seltsame altmodische Wiederkäuer — Ziegenantilopen, Steinböcke, Gemsen, — welche in dem ungestümen geschäftigen Leben der Ebenen vielleicht längst untergegangen oder in fortgeschrittenere vollkommenere Arten gleich den grossen Wiederkäuern der Tieflande umgewandelt wären. Solche zoologische Möglichkeiten mussten zur Aussendung einer Expedition reizen; nebenbei aber bewahren die Fauna und Flora hoher Gebirge öfters Spuren älterer Geschlechter, welche in niedern Gegenden längst von jüngern Familien überwuchert sind. So beherbergt z. B. der Kini Balu, die hohe Bergspitze von Borneo, auf seinen höchsten Hängen eine australische Flora, welche in den untern Ebenen längst von der indischen Vegetation verdrängt ist. Auf den Alpen findet man die Schmetterlinge des arktischen Europa. Die abessinischen Gebirge können recht wohl Geschlechter und Ordnungen von Thieren und Pflanzen aus gemässigten Gegenden des Nordens

wie des Südens, von Europa sowol als vom Cap der Guten Hoffnung, führen, und darum wird die Frage nach der Verwandtschaft der Fauna und Flora des Kilima-Ndjaro, des höchsten bekannten Berges in Afrika, mit denen anderer Gegenden zu einer Frage höchsten Interesses, welche, wie auch immer die Antwort ausfallen mag, manche sonderbare Unklarheiten über die geographische Vertheilung lebender Formen zerstreuen wird.

Sollten wir auf dem Schnee dieser ungeheuern Masse erloschener vulkanischer Thätigkeit den Gentian und das Edelweiss der Alpen oder selbst noch andere halb-arktische Formen entdecken, so würden sie die Vermuthung in uns erregen, dass während einer frühern Eiszeit der kalte Norden seine Kinder, hinter Eis und Schnee her, nach Mittelafrika gesendet habe. Oder sollten bei der Besteigung des Kilima-Ndjaro wir die Vögel, Käfer, Schmetterlinge und Pflanzen des Cap der Guten Hoffnung oder sogar die alterthümlichen Typen von Madagascar antreffen, so könnte dies einen Fingerzeig abgeben, dass der Klumpen von Schneebergen eine der letzten Festungen der alten naturwüchsigen afrikanischen Welt gewesen ist, welche von neuern Eindringlingen des rüstigern Europas erobert und nach fernen Inseln und entlegenen Winkeln des Continents zersprengt wurde, vielleicht von Affen, Löwen und grossen Grasfressern, welche die schwachen Eidechsen, Insektenfresser und Zahnlosen, die früher hier vorherrschten, zersprengten und vertilgten. Und wie den niedern Formen des thierischen Lebens, so kann es auch dem Menschen ergangen sein, sodass vielleicht ein Schlupfwinkel des Kilima-Ndjaro noch irgendeinen armseligen Typus beherbergt, ein menschliches Ueberbleibsel einer längst vergangenen Rasse, dessen Sprache, Handarbeit, oder Götzendienst den Anthropologen neue Räthsel vorlegt, oder eine unvollständige Reihe von Beweismitteln in glücklicher Weise vervollständigen hilft.

Fragen wie diese, zu welchen das Vorhandensein schneebedeckter Berge in Mittelafrika die Anregung bot, waren ausreichend wichtig, um die Aussendung einer Expedition zu veranlassen, welche Auskunft und das Material zur Lösung der Fragen schaffen sollte. Zu einer gewissen Zeit war vor-

geschlagen, dass Joseph Thomson sich bemühen solle, mit seiner Reise quer durch das Massai-Land (welche er inzwischen so glänzend durchgeführt hat) einen längern Aufenthalt auf dem Kilima-Ndjaro zu verbinden, um dessen Fauna und Flora systematisch zu studiren. Aber dieser Plan wurde aus verschiedenen Gründen aufgegeben; die British Association und die Königliche Gesellschaft einigten sich vielmehr über eine besondere Expedition, deren Oberbefehl mir wenige Monate nach meiner Rückkehr vom Kongoflusse anvertraut wurde.

Man glaubt, dass der Kilima-Ndjaro den Portugiesen schon im 16. Jahrhundert einigermassen bekannt gewesen ist, und da dieses Volk Mombas nahezu 200 Jahre lang besessen hat, Mombas aber nur 290 km vom Berge entfernt und zugleich der Abgangs- wie der Endpunkt so vieler Handelskaravanen der Suaheli und Araber nach der Umgegend jener Schneeberge gewesen ist, so müsste es in der That seltsam zugegangen sein, wenn niemals Gerüchte von dem Dasein eines so wunderbaren Berges den Portugiesen zu Ohren gekommen wären.

Enciso [1], ein spanischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, erzählt von diesem Berge, den er den „Berg Olympus“ nennt. Andere haben vermuthet, dass die sagenhaften Mondberge mit dem Kilima-Ndjaro identisch seien. Wie dem auch sein mag

[1] Ich verdanke diese Mittheilung der freundlichen Nachforschung von E. G. Ravenstein, des gelehrten afrikanischen Kartographen. In Enciso's grossem Werk: „Suma de Geographia que trata de todas las partidas y provincias del Mundo“ (Sevilla 1519, fol. 57, auch spätere Ausgaben 1530, 1546) findet man folgende Stelle: „Westlich von diesem Hafen (Mombaça) liegt der äthiopische Berg Olympus, der sehr hoch ist, und weiterhin liegen die Mondberge, aus denen der Nil entspringt. In diesem ganzen Lande findet man viel Gold und «aiales fieros», und hier fressen die Menschen Heuschrecken (lãgostas).“

Von spätern Reisenden ist aber kein Gold gefunden, und was die „aiales fieros“ anbelangt, so weiss weder Ravenstein noch ich selber das erste Wort zu übersetzen. Aiales kann der Name eines Volksstamms, vielleicht der Massai sein, oder noch wahrscheinlicher dürfte es eine vom Drucker beliebte Zusammenziehung des Wortes „animales“ sein.

Enciso war ein spanischer Lootse, aber seine Nachrichten stammen augenscheinlich von den Portugiesen, welche Mombas seit 1507 besassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und was auch von den unbestimmten Erzählungen zu halten ist, welche in diesem Fall wenigstens sichern Boden hatten, wie in andern Fällen gar keinen, — der erste Europäer, welcher den Kilima-Ndjaro selber sah und sein Dasein der gebildeten Welt bekannt gab, war ein deutscher Missionar Namens Rebmann, welcher von Mombas aus landeinwärts ziehend am 11. Mai 1848 zuerst den wundervollen Schneedom des Kibo, des höchsten Gipfels des Bergmassivs, erblickte. Einfältigen Herzens und überwältigt von der unerwarteten Schönheit und Majestät des Schauspiels, welches der aus dem düstern Untergrunde eines dunkeln Waldes in den klaren blauen Himmel sich erhebende entfernte schneebedeckte Gipfel ihm darbot, fiel er auf seine Knie und betete den 111. Psalm, weil er vermuthlich glaubte, dass die kleine Warze auf der Oberfläche unsers winzigen Planeten eine glorreiche Heldenthat unsers Schöpfers gewesen sei. Rebmann war so glücklich, den Kilima-Ndjaro zu einer Zeit des Friedens zu entdecken, bevor die arabischen Kaufleute und der Sklavenhandel über die fleissigen und arbeitsamen Landbebauer, welche die fruchtbaren Abhänge des Bergs bewohnten, den Fluch mörderischer Kriege verbreitet hatten. Darum wanderte er frei umher durch die meisten der kleinen Djaggastaaten[1], mit nur einem kleinen Gefolge von etwa zehn Trägern und geringem Gepäck. Zurückgekehrt nach der Küste theilte er Krapf seine Entdeckung mit, welcher bald darauf nach dem Innern aufbrach, den Berg Kenia entdeckte, aber den Kilima-Ndjaro nur aus einer Entfernung von 60—70 km sah. Die Resultate dieser beiden merkwürdigen Expeditionen wurden in aller Bescheidenheit den geographischen Gesellschaften Europas mitgetheilt, aber nur in Paris begegnete die Entdeckung des Kenia und Kilima-Ndjaro praktischer Anerkennung. Die silberne Medaille der Geographischen Gesellschaft dieser Stadt wurde den Herren Krapf und Rebmann dafür zuerkannt, dass sie das Vorhandensein schneebedeckter Berge im äquatorialen Ostafrika nachgewiesen hatten.

---

[1] Djagga ist der einheimische Name für den bewohnten Gürtel, welcher sich in 1000—2100 m Höhe rund um den Berg erstreckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In England dagegen begegnete die Entdeckung der Missionare grossem Mistrauen, weil sie es nicht verstanden hatten, ihre Tagemärsche in einer förmlichen Karte nach Breiten- und Längengraden niederzulegen, sondern die Lage der von ihnen vermeintlich gesehenen Berge nur nach Distanzrechnungen angeben konnten. Thatsächlich haben sie dieselbe freilich wunderbar genau, besonders in Anbetracht ihrer rohen Methode, festgestellt, sodass neuere Messungen ihre Angaben lediglich bestätigt haben. Krapf sah den Berg Kenia nur aus einer Entfernung von etwa 70 km, und Rebmann näherte sich dem Schneegebiet des Kilima-Ndjaro wahrscheinlich auf nicht weniger als 25 km. Beide konnten blos betheuern, dass sie den Schnee gesehen hatten, aber beide wurden beschuldigt, von ihrer lebhaften Einbildungskraft getäuscht worden zu sein. Ihr unbarmherzigster Kritiker war eine fürchterliche Person, die jahrelang der Schrecken aller wirklichen Entdecker bildete, ein gewisser Desborough Cooley, eine Art von geographischem Wärwolf, welcher von seinem Studirzimmer in England aus die Karte von Afrika zu modeln und zu errathen pflegte (indem er die Vertheilung der Flüsse, Seen und Berge auf lächerliche und phantastische Sprachähnlichkeiten oder Gleichheiten nach seiner eigenen Phantasie anordnete), und dann gelegentlich hervorkam, um alle arglosen Entdecker auf diesem Gebiete in Stücke zu zerreissen, welche wirkliche Thatsachen ans Licht zogen, von denen seine mühsam hergestellten geographischen Annahmen über den Haufen geworfen wurden. Cooley bewies in der erschöpfendsten und entscheidendsten Weise, dass Krapf und Rebmann diese mit beständigem Schnee bedeckten Berge im äquatorialen Afrika nicht könnten gesehen haben und folglich — gab es keine solchen Berge.

Die Natur und die Wahrheit kennen jedoch kein Erbarmen. Sie unterdrücken oder verändern keine vollendeten Thatsachen, um damit jemand einen Gefallen zu erzeigen. Nach der schönen und logischen Art, in welcher Cooley bewiesen hatte, dass es schneebedeckte Berge in der Nähe der Linie nicht geben könne (vermuthlich dachte er dabei nicht an Amerika), hätte man freilich annehmen sollen, dass die Natur darüber erröthet wäre, dass sie etwas Unnatürliches

geschaffen, und dass sie Cooley's Nachweise einfach indossirt hätte, indem sie den Kilima-Ndjaro und Kenia von der Oberfläche Afrikas wegwischte, bevor irgendein abenteuernder Entdecker unwiderleglich ihr Vorhandensein nachweisen konnte. Aber nein! Nach einem Zwischenraum[1] von etwa zehn Jahren wanderte Baron von der Decken, ein Hannoveraner, zum Kilima-Ndjaro, verweilte auf ihm vom Ausgang Juli bis Anfang September und konnte so die Angaben des vielverleumdeten Rebmann lediglich bestätigen.

Er war nicht im Stande höher als 2400 m zu kommen; bei einem zweiten Besuche jedoch, im December 1862, erreichte er eine Höhe von 3200 m, obgleich er auch diesmal keineswegs bis zur Schneegrenze vordringen konnte, wol aber fertigte er jetzt eine bewundernswerthe Karte von dem ganzen südlichen Abhange des Berges an, welche noch heute jeder Zeichnung des Kilima-Ndjaro zu Grunde gelegt zu werden pflegt. Thomson's und meine Reisen haben sie höchstens etwas vervollständigt, nicht verbessert. Herr von der Decken berechnete die Höhen der beiden Hauptspitzen, Kibo und Kimawensi, und schränkte die übertriebenen Schätzungen ihrer beiderseitigen Höhen beträchtlich ein. Doch irrte er sich ein wenig, indem er die Höhe des Kibo mit 5703 m (ein unbedeutendes zu gering) angab. Meine eigenen Beobachtungen ergaben 5733 m und die von Thomson 5757 m. Herr von der Decken (welchen die Ueberlieferung auf dem Berge noch immer den „Baroni" nennt) empfing die goldene Medaille der Königlichen Gesellschaft zu London für seine sorgfältige Aufnahme des Kilima-Ndjaro und seiner Umgebung.

Im Jahre 1871 unternahm der Missionar Charles New, welcher von der Unirten-Methodisten-Freikirchlichen-Missionsgesellschaft nach Ostafrika gesandt war, eine Reise nach Moschi in Djagga, und bestieg den Kilima-Ndjaro bis zum Rande

---

[1] Rebmann hatte bald nach seinem ersten Ausfluge eine zweite Reise zum Kilima-Ndjaro unternommen, mit der Absicht, in direct westlicher Richtung nach dem unbekannten See (Victoria-Njansa) vorzudringen, aber der Häuptling von Majame plünderte ihn aus und zwang ihn, ohne Resultat nach der Küste zurückzukehren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Schnees, wobei er eine Höhe von 4420 m erreichte. Er brachte den Monat August auf dem Berge zu, ohne gerade viel neue Gründe zu betreten. Ermuthigt durch seine angenehmen Erfahrungen während dieses Ausflugs und von der Sehnsucht nach fernern Thaten auf demselben Gebiete blendender Geheimnisse erfüllt, kehrte er zwei Jahre später nach Djagga zurück, in der Absicht seine Forschungen fortzusetzen. Mandara jedoch, der Fürst von Moschi und sein früherer Gastgeber, welcher über die Menge und Art der ihm von New mitgebrachten Geschenke enttäuscht war, beraubte den Entdecker seiner ganzen Habe, selbst seines goldenen Taschenchronometers (eines Geschenks der Königlichen Geographischen Gesellschaft) und seines silbernen Aneroïdbarometers. Da wandte der arme New, gebrochenen Herzens und krank von Sorge und Anstrengung, seine Schritte zur Küste zurück und starb, bevor er Mombas erreichte. Aus den eigenen Erzählungen Mandara's habe ich wol entnehmen können, dass sein Groll und seine Raubgier gegen New entsprungen seien aus dessen zu heftigen und vielleicht ungerechtfertigten Reden gegen die Sklaverei. Mandara behauptete, New habe seine Unterthanen offen zur Rebellion gegen ihn angereizt, doch halte ich dies für sehr unwahrscheinlich. Möglicherweise ist der Missionar derartig gegen die Sklaverei losgezogen, dass Mandara fürchtete, seine Aeusserungen möchten die Wirkung haben, in seinen Sklaven Befreiungsgelüste wachzurufen, und dass er ihn deshalb ausgeplündert und aus dem Lande gejagt hat. Diese Ansicht wird noch unterstützt durch die Erzählungen eines alten Freundes von New, eines verständigen Küstenhändlers von gefälligen Manieren, Namens Kapitau, mit welchem ich mich häufig über den Hergang unterhalten habe. Dieser Mann hatte sich ein Gefühl hoher Achtung vor dem Missionar bewahrt und beschuldigt Mandara, dass er gewünscht habe ihn zu vergiften.

Nach New's Tode blieb der Kilima-Ndjaro bis in die neueste Zeit unbesucht, bis im Jahre 1883 Joseph Thomson auf seiner Reise durch das Massai-Land[1] dort ankam. Er besuchte

[1] Thomson, Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika (Leipzig 1885).

auch Mandara und wurde ebenfalls von dem raubgierigen Häuptling ausgeplündert. Von Moschi ausgehend gelangte er zu einer Höhe von nahezu 2750 m, sammelte eine kleine Anzahl Pflanzen und setzte dann seine Reise fort, welche ihn zuletzt fast rund um den Fuss des Berges führte. Thomson sah auf diese Weise als der erste den nördlichen Abfall des Kilima-Ndjaro.

Noch bleibt zu erwähnen, dass ein deutscher Reisender, Dr. Fischer, kurze Zeit vor Thomson am Kilima-Ndjaro auf 50 km Entfernung vorübergegangen ist. Derselbe marschirte im Verfolg seiner Reise durch das Massai-Land bis zum Naiwascha-See.

Alle diese vorerwähnten Reisenden haben dem Kilima-Ndjaro mehr oder weniger vorübergehende Besuche abgestattet, aber nur wenige haben seine Naturgeschichte einigermaassen studirt oder Sammlungen von einiger Bedeutung anzulegen versucht. Von der Decken brachte einige Käfer und ein oder zwei Pflanzen zurück. New sammelte einige wenige Proben der Flora der obern Abhänge und sandte sie nach Europa. Dr. Fischer entdeckte einen neuen Turako[1], welcher in der Nähe des Berges haust, und Thomson sammelte während seines eiligen Aufstiegs einige zwanzig Pflanzen, deren Mehrzahl sich als bis dahin unbekannte erwiesen haben. Im grossen und ganzen war jedoch wenig von der Flora und Fauna des Kilima-Ndjaro bekannt geworden, und deshalb hatte meine Absendung den Zweck, Sammlungen zu veranstalten, deren Material uns in den Stand setzte, die Verwandtschaften der eigenthümlichen Lebensformen auf diesem Bergmassiv mit denen anderer hoher afrikanischer Gebirge festzustellen. In Erwägung der besondern Schwierigkeiten einer afrikanischen Reise trug der Kilima-Ndjaro-Ausschuss Bedenken, mit diesem Ausflug jemand zu beauftragen, welcher, obwol eigentlicher Naturforscher, doch noch keine vorgängigen Erfahrungen über das Klima und die Lebensweise im Dunkeln Welttheil gesammelt hatte; und obgleich ich wenig Geschick und Kunde von

[1] Turacus Hartlaubi. (Vergl. auch Brehm, III, 393.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

naturhistorischen Sammlungen besass (denn man kann ein grosser Freund der Botanik und Zoologie sein und doch wenig von der Kunst des Abbalgens und Pflanzeneinlegens verstehen), so hielt er mich doch wegen meiner Kunde von den Schwierigkeiten des Reisens in Afrika und der Erfordernisse zu einem Aufenthalt in jenem wilden Lande für geeignet, den Führer einer Expedition zum Kilima-Ndjaro mit der Aussicht auf Erfolg abzugeben. Unglücklicherweise gestattete die mir zur Verfügung gestellte Summe von 1000 Pfd. St. (20000 Mark), wenn sie auch bei gehöriger Sparsamkeit für den gewöhnlichen Aufwand einer solchen Reise genügte, keineswegs europäische Sammler mitzunehmen, weil die Kosten der Ueberfahrt, der Gehalte, und der Erhaltung von zwei Personen beinahe die Hälfte obiger Summe verschlungen hätten, doch liess mich diese Schwierigkeit damals ziemlich kalt, weil vom botanischen Garten zu Calcutta mir 1 oder 2 Sammler in Aussicht gestellt wurden, deren Auslagen von den Absendern getragen werden sollten gegen die Gewähr einer Anzahl der gesammelten Gegenstände. Aber bei meiner Ankunft in Sansibar wurde ich in dieser Hinsicht sehr enttäuscht, weil im letzten Augenblick es sich als unmöglich heraussgestellt hatte, indische Sammler zu einer Expedition nach Mittelafrika zu bewegen. Infolge dessen musste ich mich auf die gefällige Hülfe solcher Eingeborenen von Sansibar in meiner Karavane verlassen, welche einigen Sinn für die Pflichten eines Sammlers haben würden. Sir John Kirk verschaffte mir in der That zwei Leute, welche vorher den Dr. Fischer auf der Reise begleitet hatten und eine ungefähre Vorstellung davon besassen, wie man Pflanzen trocknet und Vögel abbalgt; aber diese Leute wurden wegen ihres überlegenen Talents so anspruchsvoll und schwierig im Umgange, dass ich sie gar nicht schmerzlich vermisste, als sie bald nach meiner Ankunft auf dem Berge desertirten und zu einem benachbarten Häuptling davonliefen, um dessen Karavane für den Sklavenhandel zu organisiren. Natürlich fiel nunmehr die ganze Last der Sammlungen auf mich, und vermehrte die schon vorhandenen nicht geringen Sorgen der Oberleitung der Expedition. Ich hatte nicht allein lange und ermüdende Besprechungen mit den ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen Häuptlingen abzuhalten, und sie über meine Pläne zu beruhigen, auch nicht blos meinen Leuten zu zeigen, wie man Häuser baut, Strassen und Brücken construirt und Gärten anlegt — nein, ich musste auch Vögel schiessen und abhäuten, Pflanzen sammeln und pressen, Käfer suchen und Schmetterlinge einfangen. In einem feuchten Klima wie auf dem Kilima-Ndjaro ist die mit der Herstellung guter botanischer Sammlungen verbundene Arbeit schon eine grosse, und bei allen diesen Arbeiten hatte ich keine Hülfe. Meine Sansibar-Träger, so ausgezeichnete, fleissige, treue Burschen sie auch waren, entwickelten keine Anlagen für naturgeschichtliche Sammlungen. Trotz meiner wiederholten und mühsamen Belehrung brachten sie mir Blumen ohne Blätter und Blätter ohne Blumen. Sie zogen vor, Schmetterlinge mit den Fingern statt mit dem Netze zu fangen, und hielten ein Insekt in lauter Bruchstücken für ebenso genügend als ein unversehrtes Exemplar. Kurz ich fand, dass wenn für meine Sammlungen etwas Nützliches gethan werden sollte, dies einzig und allein von mir ausgehen musste. Ich erwähne diese Schwierigkeiten nur, damit meine Leser den Charakter der Aufgabe, welche ich ausführen sollte, richtig würdigen lernen.

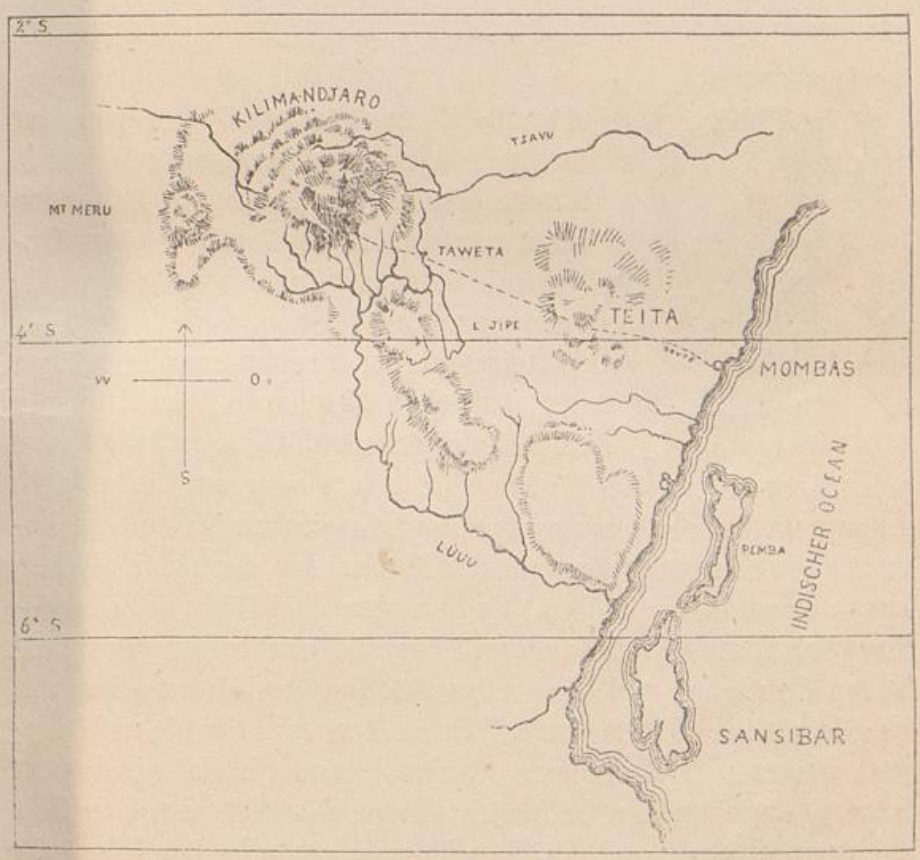
Die mir vom Kilima-Ndjaro-Ausschuss gegebene Weisung lautete, geradeswegs auf den Kilima-Ndjaro loszumarschiren, in der Nachbarschaft des Berges wenigstens sechs Monate zu verweilen und soviel als möglich in der Nähe der Schneegrenze zu sammeln. Wie bereits erwähnt, war mir dazu die Summe von 1000 Pfd. St. angewiesen, und daneben versah mich die Königliche Geographische Gesellschaft grossmüthigerweise mit einem vollständigen Satz von Instrumenten zur Anstellung astronomischer und meteorologischer Beobachtungen. Auch muss ich erwähnen, dass Howard und Sohn mir ein sehr freigebiges Geschenk von Chinin machten, ein Posten in der Reiseausrüstung, der unter gewöhnlichen Umständen bedeutende Kosten verursacht, und dass auch andere Ausrüstungsgeschäfte mich sehr liberal bedachten, sodass ich zu meinem Unternehmen die vielseitigste Unterstützung fand. Nachdem ich mein schweres Gepäck mit einem britisch-indischen Dampfer vorangeschickt hatte, verliess ich London Anfang März

1884, reiste über Land nach Aegypten, verbrachte eine Woche mit Streifzügen auf den Haupt- und Nebenstrassen dieses unglücklichen Landes, bestieg in Suez den Dampfer und verliess ihn seelenfroh in Aden nach einer schrecklich ungemüthlichen Fahrt von 8 Tagen. In Aden erfuhr ich zu meiner Genugthuung, welchen Sonnenschein britische Gastfreundschaft über die abstossendsten Gegenden verbreiten kann. Im Hause des Residenten und Gouverneurs, General Blair, verlebte ich in höchst angenehmer Weise die Zeit bis zur Abfahrt des nach Sansibar bestimmten Dampfers.

Ich sah der Ankunft dieses Schiffs mit einigem Bangen entgegen, denn nach meinen Erfahrungen mit Kakerlaken, Ratten, übeln Gerüchen und schlechter Kost auf dem Dampfer, der mich nach Aden brachte, war ich auf ein erneutes Fegefeuer an Bord eines Dampfers derselben Gesellschaft gefasst, welcher mich nach Sansibar bringen sollte. Dies war glücklicherweise nicht der Fall. Die „Java" obwol ein altmodisches und nicht übermässig rasches Schiff, war peinlich sauber gehalten und ihr Stab von Offizieren leistete in Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit das Menschenmögliche. Die Kost war ausgezeichnet, das Wetter schön, die Mitreisenden wenig zahlreich und angenehm; so glich unsere Reise nach Sansibar der Fahrt in der Jacht eines Freundes. Wir hielten an in Lamu und frühstückten beim Lieutenant Haggard, dem englischen Viceconsul, und dann stieg ich zu Mombas aus, um eine längere Besprechung mit Kapitän Gissing, unserm dortigen Viceconsul, zu halten, welcher sich schon warm für die Ausrüstung meiner Expedition interessirte und Träger aus der Nachbarschaft zu meiner Begleitung anwarb, nachdem Sir John Kirk es für das beste erklärt hatte, dass ich von Mombas aus nach dem Kilima-Ndjaro abginge. Nach diesem ersten kurzen Besuch in Mombas fuhr ich jedoch weiter nach Sansibar, um mich mit Sir John Kirk zu benehmen und dort eine gewisse Anzahl Leute anzuwerben. So erwachte ich eines Tages in der Mitte des April 1884 im frühen Sonnenschein, um auf einen Halbmond von weissen Gebäuden auszuschauen, welche sich hinter einer unregelmässigen Linie von schwarzen Schiffsrumpfen und schwarzem Schlamm erhoben, und landete später am Tage in Sansibar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um mich in den geschäftigen Stapelplatz ostafrikanischen Handels versetzt zu sehen, von welchem so viele Reisen und Entdecker ausgegangen sind, welche die Geheimnisse Innerafrikas lüften wollten. Hier erfreute ich mich bald der gütigen Gastfreundschaft von Sir John Kirk und fühlte bei der Betrachtung des seltsamen bunten Lebens um mich herum, dass das erste Kapitel meiner Erfahrungen in Ostafrika angenehm begonnen hatte.



Weg zum Kilima-Ndjaro.

ZWEITES KAPITEL.

SIR JOHN KIRK.



Sir John Kirk.

SANSIBAR liegt etwa 30 km von der Ostküste Afrikas entfernt unter 6° südl. Breite, (zu dieser Auskunft halte ich mich gegenüber der durchgängigen Unwissenheit in afrikanischer Geographie verbunden), und ist seit langer Zeit der Mittelpunkt der Fremdherrschaft längs der östlichen Seekante des Dunkeln Welttheils gewesen. Ohne auf die Frage nach seiner ältern Geschichte einzugehen oder zu erörtern, ob es den nebelhaften Geographen des classischen Zeitalters bekannt gewesen ist oder nicht, halten wir doch für sicher, dass wenigstens seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung Sansibar ein Zufluchtsort für die arabischen und persischen Kaufleute und die Sklavenhändler des Rothen Meeres, des Persischen Golfs und der Küsten von Sind und Gujerat gewesen ist. Zu einer Zeit bestand eine gewisse persische Colonie an der Ostküste Afrikas nördlich von Sansibar und anscheinend auch in Sansibar selbst, obschon hier die Beimischung persischen Blutes unter den Ortsangesessenen nicht so deutlich hervortritt, als in gewissen Plätzen des Festlandes wie Lamu, Malindi oder Makdischu. Doch auch in Sansibar verleugnen sich nicht gewisse Spuren der Feueranbetung in dem afrikanischen Mohammedanismus der Eingeborenen. Nachdem es verschiedene Jahrhunderte unter einer Art von arabischer Herrschaft gestanden hatte, kam Sansibar zu



IM HOFE DES ENGLISCHEN CONSULATS. S. 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfang des 16. Jahrhunderts unter die Oberhoheit der Portugiesen, deren Sprache ihre Spuren in der Suaheli-Sprache zurückgelassen hat. Als Portugal von Spanien erdrückt wurde und seine Besitzungen in Abessinien und der Ostecke Afrikas ihren Halt verloren, erlangten die Araber wieder die unbeschränkte Herrschaft über Sansibar, und so blieb die Insel im Besitz verschiedener arabischer Herrscher bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Imam von Maskat die Suzeränetät über Pemba, Sansibar und die benachbarte Küste in Anspruch nahm und zu behaupten verstand.

Im Jahre 1841 trat zuerst die Ostindische Compagnie in Beziehungen zu dem Herrscher von Sansibar, welcher den Titel „Seyyid" oder „Sid", d. h. Herr der Insel, angenommen hatte. Er war gleichzeitig der Beherrscher von Oman, jenes ostarabischen Fürstenthums, dessen Hauptstadt Maskat ist. Oberstlieutenant Hamerton, der erste britische Vertreter am Hofe von Sansibar, verblieb längere Jahre auf seinem Posten und befand sich noch in Ostafrika, als Burton seine Entdeckungsreise nach den Seen antrat. Nach seinem Tode folgte ihm General Rigby als Generalconsul und politischer Agent, und dieser wurde wieder durch verschiedene Beamte ersetzt, deren Aufenthalt auf der Insel von kurzer Dauer war. Zuletzt erhielt Sir John Kirk, welcher bereits 1866 als Viceconsul nach Sansibar gekommen war und mehrere Jahre hindurch seine überlegenen Fähigkeiten gezeigt hatte, 1873 seine förmliche Anstellung als Generalconsul und später noch das Amt eines politischen Agenten. Sir John Kirk, welcher aus einer alten Familie in Forfarshire stammt, studirte anfangs Medizin und diente während des Krimkriegs als Arzt im britischen Hospital von Renköi in den Dardanellen; aber sowol auf der Universität als während seiner auswärtigen Dienstleistung hatte sich seine Neigung und seine Anlage für naturgeschichtliche Studien so entwickelt, dass er wenig geneigt war, bei der ärztlichen Laufbahn stehen zu bleiben. Im Jahre 1858 nahm er den Posten eines Naturforschers in Dr. Livingstone's Expedition nach dem Sambesi an. Als er an der Mündung dieses Flusses ankam, waren die äussern Umstände der Expedition derartige, dass es für Dr. Kirk (so hiess er damals)

zur Nothwendigkeit wurde, seine naturwissenschaftlichen Studien beiseitezulassen und die schwierige Stelle eines ersten Unterbefehlshabers anzunehmen, welchem die Führung der zu Lande vorrückenden Karavane oblag. Hauptsächlich seinen Bemühungen und unermüdlichen Anstrengungen ist es zu verdanken, dass die unglückliche Sambesi-Expedition nicht ein noch kostspieligerer Versuch wurde als sie sich schon erwiesen hat; und Dr. Livingstone fand in seinem Collegen und Vertreter im Commando einen Stützpunkt und eine Hülfe in verschiedenen kritischen Augenblicken, in welchen der übrige Theil seines Stabes ihm von geringem Nutzen war.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr vom Sambesi wurde Dr. Kirk der Posten eines Viceconsuls von Sansibar angeboten, und so trat er in den öffentlichen Dienst, in welchem er allmählich zum Range eines Consuls, Generalconsuls und politischen Agenten aufstieg. Im Jahre 1878 wurde er Ritter des Ordens vom Heil. Michael und Georg und 1881 geadelt.

Unter den Lebenden wie unter den Todten hat keiner so viel Einfluss auf die Ereignisse in Ostafrika gehabt als Sir John Kirk. Ihm mehr als sonstjemand verdanken wir die wirkliche Unterdrückung des Sklavenhandels, und noch kürzlich zeigten und entwickelten sich die vollen Wirkungen seiner beständigen, gegen die Sklaverei gerichteten Politik in der gesunden und wohlthätigen Lösung einer schwierigen afrikanischen Frage. Als Sir John zuerst nach Sansibar kam, war der arabische Herrscher der Insel, der sogenannte Sultan, wenig mehr als der *primus inter pares*, der erste unter seinesgleichen. Er wurde als Sid oder Herr von den vornehmen Arabern und den Kaufleuten anerkannt, aber seine Gewalt war eine höchst unbestimmte. Viele seiner Unterthanen glaubten sich ihm überlegen in der Reinheit ihres Blutes und dem Alter ihres Stammbaums, und wenn einmal die Wünsche ihres nominellen Beherrschers — d. h. des lediglich von ihnen zur Verwaltung der Regierung eingesetzten — in Widerstreit geriethen mit ihren persönlichen Interessen und Neigungen, so boten sie ihm offen Trotz und setzten ihre festungsartigen Wohnungen in Vertheidigungszustand. Die stehende Armee bestand aus wenigen erbärmlichen bettlerhaften Söldnern von

Belutschen, schlecht gekleidet und bezahlt und ebenso feige als raubgierig. Sklaven wurden auf offenem Markt verkauft, und der Sid war zu schwach, um sich das Misfallen seiner arabischen Unterthanen durch die Unterdrückung eines gewinnbringenden und leichten Handels zuzuziehen. Als Sid oder Seyyid Madschid starb und der gegenwärtige „Sultan" Bargasch ben Said [1] ihm nachfolgte, machte sich Sir John Kirk entschlossen daran, das Vertrauen und die Freundschaft des jungen arabischen Herrschers zu gewinnen. Unterstützt durch seine genaue Kenntniss der arabischen und der Suaheli-Sprache war er im Stande, mit dem Sid in vollständiger Vertraulichkeit ohne die Hülfe eines Dolmetschers zu verkehren, sodass er es oft vermochte, vermittelst einer ernsten Forderung und eines halb scherzhaften Sarkasmus, welcher von dem Munde eines verschmitzten Goamannes übermittelt vielleicht schlecht genug geklungen hätte, den Willen des Bargasch in Gemässheit mit dem seinigen umzustimmen. So gross war sein schon nach zweijährigem persönlichen Verkehr über den Fürsten von Sansibar gewonnener Einfluss, dass Sir John Kirk im Stande war, von Bargasch als ein Zeichen seiner Gunst und als Beweis seiner Freundschaft die Unterschrift unter einem Vertrag zur Unterdrückung des ostafrikanischen Sklavenhandels zu erlangen, welchen Sir Bartle Frere mit all seinem persönlichen Ruhm und Glanz, und mit einer Flotte von Panzerschiffen hinter sich, ihm nicht hatte abtrotzen können. Diesen Vertrag, den er trotz aller Drohungen mit einem Bombardement verweigert hatte, bewilligte er nach einer mehrstündigen Unterhaltung mit Sir John Kirk, und während er, solange Sir Bartle Frere's Mission dauerte, beharrlich vom, Sultan zurückgewiesen war, wurde er wenige Stunden nach der Abfahrt des Geschwaders unterzeichnet, besiegelt und in einem raschen Expressschiff nachgesandt, bevor Sir Bartle Frere Aden erreichte. Eine scherzhafte Episode aus jener der

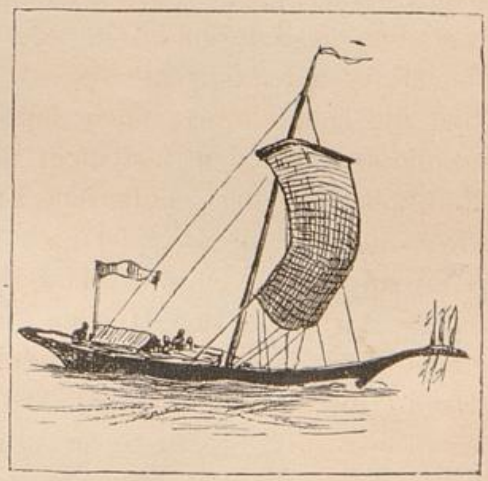
[1] Die Schreibweise dieses Namens erfolgt in sehr verschiedenartiger Form: Seyyid, Seyid, Seijid, Saayd, Sa'id etc., ferner Barghasch, Bargash etc.; am entsprechendsten erscheint die Form Sid Bargasch ben Said.

Unterzeichnung des Vertrags vorangehenden Berathung wird noch von Sid Bargasch erzählt. Sir John Kirk schilderte ihm gerade die Schrecknisse und Unbequemlichkeiten einer Blokade, wie alle Zufuhr abgeschnitten und die Insel einer Hungersnoth preisgegeben werden würde, und am Schlusse seiner wirkungsvollen Rede fragte er den „Sultan", was er alsdann thun würde? „Ei", antwortete Sid Bargasch, „ich würde zu Ihnen ziehen und bei Ihnen wohnen, Herr Consul!"

Unserm gegenwärtigen Vertreter in Sansibar verdanken wir es, dass der Sultan schrittweise seine Ansprüche an die ostafrikanische Küste zwischen der portugiesischen Nordgrenze und dem besitzlosen Lande der Somali-Wüste ausgedehnt und befestigt, und damit die reichsten Küstengebiete von Ostafrika und die Handelswege nach dem Centralbecken in England befreundeten Händen festgelegt hat. Sir John Kirk hat seine Pläne betreffs des englischen Einflusses im Indischen Ocean nicht unter dem Scheffel gehalten, sondern hält sich fortwährend im Gedächtniss, dass fast der ganze Handel des östlichen Afrika in den Händen britischer Unterthanen sich befindet, und dass wir, zur Aufrechthaltung unsers Einflusses im Lande, die haushälterischen Ansiedler aus dem westlichen Indien bis aufs äusserste ermuthigen sollten. Er fühlt, wie jeder beobachtende Politiker es soll, dass soviel wir auch die Anregungen zur Colonisation bewundern und achten sollen, welche gleich dem Verlangen nach einem verspäteten Lebensfrühling jetzt so viele alte europäische Völker beleben, kein Grund vorliegt, warum England zu dieser Politik die Wehmutter spielen, bei der Geburt der nachgeborenen Kinder mithelfen, und die Sorge um ihre grosse Familie ausser Augen setzen soll, blos damit die Schwächlinge ihres Nachbars nicht an Entkräftung zu Grunde gehen.

Eins der am bestimmtesten ins Auge gefassten Ziele von Sir John Kirk war, das östliche Afrika zwischen 10° nördl. und 10° südl. Br. von fremden Einflüssen freizuhalten, und das Land durch unsern Schützling, den gegenwärtigen Sid, so mit Beschlag belegen zu lassen, dass, wenn einst die Ebbe aufhört und die Hochflut fernerer Colonisirung zu fliessen beginnt, —

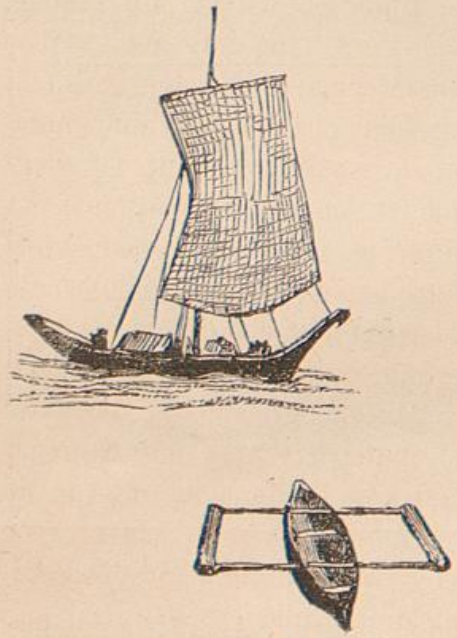
wenn der unwiderstehliche Drang zur Ausbreitung das englische Volk nach neuen Unternehmungsgebieten auszuschauen zwingt, — Sansibar, Stadt, Insel und Küstengebiet, sich nicht in Händen befindet, welche dem britischen Handel feind sind. Sir John Kirk allein verdankt England, dass die portugiesische Regierung nicht den wichtigen Fluss Rovuma in ihre ostafrikanischen Besitzungen eingeschlossen hat; und er ist ebenfalls dafür verantwortlich, dass er mit einer einzigen englischen Fregatte die ganze ägyptische Flotte unter McGillup Pascha verjagt hat, als die ostafrikanische Expedition des Khedive, mit geheimen Befehlen der ägyptischen Regierung an Bord, die wichtigsten Häfen in den festländischen Besitzungen des Sultans zu annectiren, besetzen und befestigen anfing. Bei den mannichfachen Schlägen, welche französischer Ehrgeiz und das Bestreben zu „schützen“ in diesen sansibarer Gegenden empfangen hat, brauche ich nicht zu verweilen, weil sie Fragen politischer Natur von einiger Bitterkeit umfassen, welche zu dieser Zeit und an dieser Stelle besser unerörtert bleiben. Aber ich möchte ferner meine Leser daran erinnern, dass Sansibar den persönlichen Bemühungen des britischen Agenten und Generalconsul seine Telegraphenlinie, seinen Postdampferdienst, sein Hospital, seine Sternwarte, sein stehendes Heer (welches von Engländern commandirt wird), seine prächtigen Gärten, seine verbesserten Gesundheitszustände und möglicherweise auch die vielleicht ebenso wichtige Einführung des Fussballspiels und des Nachmittagsthees zu verdanken hat.



Mtepe (mit Mattensegel).

Das britische Agentur- und General-Consulatsgebäude in der Stadt Sansibar ist ein hübsches arabisches Haus am südlichen Ende der Stadt, ganz nahe an der See, deren Hochwasser die Schutzmauern bespülen. Der Baustil im Innern

und Aeussern ist der rein arabische oder, um mich mehr dem architektonischen Sprachgebrauch anzuschliessen, sarazenische. Aus den engen Strassen durch ein eisernes Thor tretend gelangt man in den angenehmen Schatten eines kleinen Gartens, in welchem breit sich ausdehnende Mimosen, Kokospalmen und Mangobäume sich drängen, durch deren dichtes Laubdach man die grauweissen Mauern des Gebäudes erblickt, welche in ihrer Einförmigkeit nur wenig durch die schmalen und verschlossenen Fenster belebt werden. Das Thor verräth den reinen Geschmack des Ostens, und ist eine „Hohe Pforte" im kleinen. Breite, niedrige Stufen führen zu ihm empor und bilden eine wunderbar arrangirte Mise-en-scène für die Gruppen weissgekleideter Sikari (Consulargarde) und indischer Bittsteller in ihren flimmernden Gewändern. Der Rahmen der Thür, welche letztere mit dicken kupfernen Nägeln garnirt ist, trägt zartes und reiches Schnitzwerk in schwarzem Holz mit arabischen Zeichen und Inschriften.



Kleines Mtepe und Auslieger-Canoe.

Tritt man hier ein, so gelangt man zu einem kleinen Seitenraum mit Bogennischen in den Mauern — einer Art Vorzimmer — von wo eine gewundene Treppe zum ersten Stock emporsteigt, und man befindet sich nun in der innern Galerie, welche die vier Seiten des Patio oder offenen Vierecks umgibt, gemäss dem Grundplan aller sarazenischen Gebäude. Aus dem Mittelpunkt dieses Hofs erhebt sich eine anmuthige Arekapalme, im angenehmen Gegensatz zu den steifen Bogen der Galerie. Das Haus ist dabei mehrere Stockwerke hoch, und trägt oben flache Terrassen von wechselnder Höhe; doch liegen die hauptsächlichsten Wohnräume im

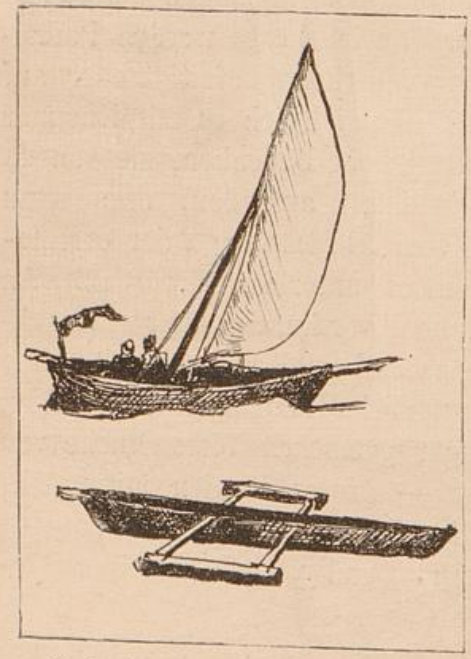
ersten Stock um den Hof herum. Sie haben alle arabischen Charakter — eng, hoch in der Decke und von kleinen Fenstern erhellt, welche mit tiefen Fensteröffnungen versehen sind. Die Mauern sind einfach weiss, und führen eine Menge hufeisenartiger Bogen, worin Thongeschirr, Büchergestelle oder kleine Schränke untergebracht werden. In den Bogen sind, tiefer in die Mauern eingelassen, noch weitere Nischen, durch deren zierlich ausgehauene Hinterwände Luft einströmt. Dadurch werden die etwas massiven Wände mehr aufgehellt und die kleinen hellen Stellen wirken wie Fenster oder Spiegel in der Oede ringsum. Denn keine Bilder erheitern die Wände, höchstens blinken uns orientalische Porzellane entgegen, welche alle aus Sansibar und der benachbarten Küste zusammengesucht sind. Die Menge schönen persischen, maurischen und chinesischen Porzellans, welches man in Sansibar antrifft, ist wirklich überraschend. Vieles davon ist von alten arabischen Familien zusammengehäuft, welche es in ihren Hauswesen viele Generationen hindurch zusammensparten, und kommt blos gelegentlich bei Bankrotten und sonstigen Verkäufen ans Tageslicht. An vielen Stellen dieser Sansibarküste werden Porzellangefässe an den Mauern der Moscheen befestigt oder auf den Gräbern festgekittet, und, obgleich ich es mit Kummer gestehen muss, Europäer tragen kein Bedenken, sie von da „wegzurollen", indem sie sich damit ausreden, dass wenn sie es nicht thun, die entarteten Abkömmlinge der orientalischen Ansiedler es sicher nicht unterlassen würden. An Plätzen wie Lamu konnte man noch vor kurzem die geschmackvollsten persischen Porzellane, reich bemalt und sehr alt, ohne Mühe sammeln, doch hat das plötzliche Eindringen von gierigen Reisenden den Vorrath geringer gemacht. Viele Stücke von dieser persischen Töpferkunst — grosse Bowlen mit prächtigen Farben, blaue und goldige Schüsseln, Vasen, Pokale — zieren die Wände des Consulats und verleihen seinen Gemächern Glanz und Farbe.

Zwei Seiten des Hauses schauen auf die See und beherrschen den ganzen Hafen. Die Schiffahrt reizt mit ihren wechselnden Flaggen und Formen zum fortwährenden Studium. Die grossen schwarzen Schiffsrumpfe der Dampfer, überragt

von ihren Schornsteinen und schlanken Masten; die schneeweissen Segel der in den Hafen gelangenden Daus; das Mtepe oder die Barke der Eingeborenen mit ihrem ungeheuern Mattensegel; die abgetakelten Daus mit ihrer braunen Takelung, Masten und festgebundenen Segeln, welche in dem stillen Wasser vor Anker liegen; und dazu die Menge kleiner Fahrzeuge, Canoes mit Ausliegern und Canoes, welche einfache „Seelenverkäufer" sind, — alle diese Gebilde nebst den Flaggen so vieler Nationen, den glänzenden Anzügen der eingeborenen Schiffer, dem blauen Himmel mit seinen rollenden Wolken, das ruhige Meer, die grünen Inseln am Horizont gewähren ein unendlich mannichfaltiges Panorama, ein Gemälde sozusagen, aber ein heiteres Bild, voll glänzender Thätigkeit, und ein angenehmes Feld zur Betrachtung für einen müssigen Menschen im Schaukelstuhl auf schattigem Balkon, welcher in seinem kühlen Schlupfwinkel unthätig bleiben und die geschäftige Welt um sich herum ruhig beobachten kann.



Arabische Dau.



Fischerboot und Canoe mit Ausliegern.

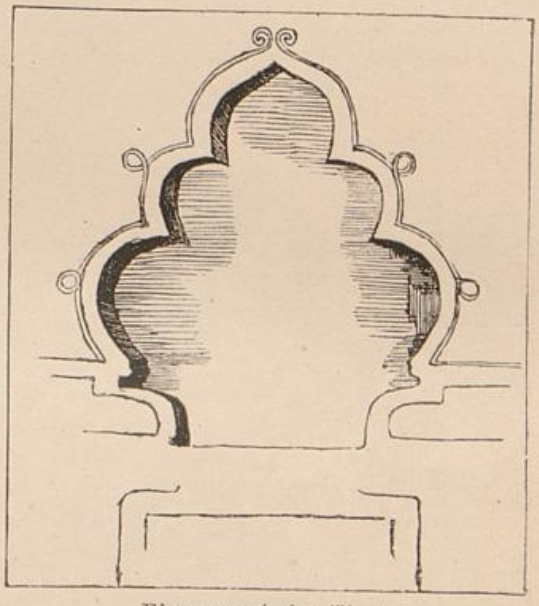
Sieht man von der Veranda des Consuls hinüber nach der Stadt Sansibar, so geniesst man ein sehr malerisches farbenprächtiges Schauspiel, welches, zusammengedrängt und umrahmt von dem Gitterwerk der herabhängen-



CORRIDOR IM HAUSE VON SIR JOHN KIRK. S. 24.

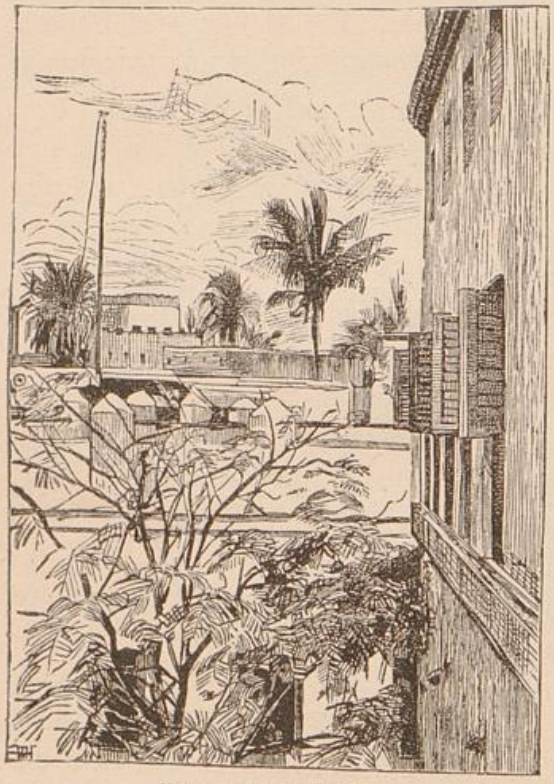
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Schlingpflanzen, zu einem wirklichen Gemälde wird. Man sieht die Schiffe im Hafen, die Canoes und Ruderboote, wie sie zwischen den grossen Schiffen hin- und herschweben, dann die Reihen der auf den weissen Strand hinaufgezogenen Daus, mit den geschäftigen um und auf ihnen arbeitenden Haufen von Männern, welche ausladen, ausbessern, müssig zuschauen, sich zum Bade ausziehen und rund um die Rumpfe der halbeingetauchten Daus eigenthümliche Spiele im Wasser vornehmen, indem sie Purzelbäume im Wasser schlagen und mit ihren Füssen auf die Rücken ihrer Gefährten klopfen. Die Abwesenheit jedes gesellschaftlichen Zwanges an dem Strande von Sansibar könnte allerdings gelegentlich die Empfindlichkeit derer vom schwächern Geschlechte erregen, welche sich unangenehm berührt finden, wenn sie das Leben unter urwüchsigen Verhältnissen erblicken. „Badevorschriften" gibt es nicht in Sansibar, und der Strand unmittelbar unter den Fenstern des Consulats ist der beliebte Tummelplatz der Eingeborenen, welche vollkommen nackt einander auf dem silberweissen Strande jagen, oder in die winzigen Wellen und den schwarzen Schlamm der flachen Küste tauchen. In der That macht die Menge der Indier, welche das Revier des britischen Consulats zur Vornahme ihrer Abwaschungen bevorzugen (ohne Zweifel, weil sie als britische Unterthanen es als ihr Recht ansehen, unter ihres Consuls Augen zu baden), es mitunter nothwendig, einen Sikari abzuschicken mit dem Auftrage, die nackten Hindus nach entferntern Stellen des Strandes zu verjagen; denn sollte der Consul gerade die Damen der Ministerresidenten von Sansibar nachmittags zum Thee



Ein sarazenisches Thor.

auf seinem Balkon versammelt haben, so wäre es doch für ihre Augen etwas störend, beständig nicht gerade auf die schwarzen glänzenden Gestalten der aufgedunsenen Neger zu blicken, deren Nacktheit sich wol mit dem Anstande verträgt, sondern auf die gelben feisten Hindus, welche mit der Figur und dem Betragen eines mittelalterlichen Rathsherrn bis zu ihren Knöcheln im Wasser waten, und sich dabei mit der Unschuld und Unbefangenheit eines kleinen Kindes bewegen.



Blick über die Dächer.

Die Gebäude Sansibars längs der Strandlinie strahlen in der erborgten Schönheit der Gegensätze ihrer Farben und von Licht und Schatten. Der Glockenthurm des Sultans, welcher sich wie ein Minaret über die flachen Häuserdächer erhebt, ist in Wirklichkeit ein gewöhnlicher geschmackloser Bau, trägt aber, von fern gesehen, sodass seine Hässlichkeit gemässigt erscheint, beträchtlich bei zur Ausschmückung des Hafenbildes von Sansibar. Die übrigen Häuser sind wegen ihres eleganten Aeussern nicht sehr beachtenswerth, bilden aber in ihrem weissen Anstrich oder den leicht gefärbten Bausteinen unter den hellen Sonnenstrahlen eine schneeige, unregelmässige Masse, deren Umrisse sich wirksam gegen den tiefblauen oder sturmgrauen Himmel abheben, und hier und da von den grünen Kokospalmen oder den Flaggen des Palastes des Sultans und der verschiedenen Consulate gehoben werden.

Bei Sonnenuntergang wird die Aussicht wirklich schön.

Der östliche Himmel ist düster blaugrau und das in der Abendstille nicht durch eine kleine Kräuselung gestörte Wasser des Hafens wirft dieselbe Farbe zurück. Die lange Landspitze mit ihrem dunkeln grünen Wald, welche sich in die See hinausstreckt, leiht dem dunkeln Wasser und Himmel einen noch düsterern Ton, und bildet mit ihnen eine wirksame Folie und einen neutralen Hintergrund zu dem weissen Thurm und der weissen Häusermasse, welche mit ihren nach West gerichteten Vorderseiten systematisch den warmen Glanz der untergehenden Sonne wiederstrahlen. Ueber Tag werfen diese Sansibar-Häuser das senkrechte Sonnenlicht in unangenehmer Weise zurück; jetzt aber in der kurzen halben Stunde des tropischen Abends erglänzen sie in sanft funkelnder Pracht und ihre zartrothe Farbe wird gehoben durch den Hintergrund des seltsam gefärbten östlichen Himmels, welcher, das erste düstere Blau bei sinkender Sonne ablegend, für eine kurze Weile sich aus Eifersucht grün färbt von dem theilweisen Lichtreflex des Sonnenuntergangs im Westen, und die Complementärfarben zu den immer röther gefärbten Häusern zeigt. Dann verlieren längs der Küste und in der blauen Bai die dem warmen Abendlicht zugewandten Schiffe ihre Schwärze und bestimmten Umrisse, und verschwimmen in schattenhaftes Braun, während das Labyrinth von Masten und Takelwerk bei dem Dahinschwinden ihrer gegenseitigen Entfernungen in eine unklare Masse übergeht. Wenn die Schatten tiefer werden und die rosafarbigen Häuser in düsteres Grau verschwinden, erhellen sich die Stockwerke des Thurms des Sultans mit gelben Lampen, und plötzlich erstrahlt von der Spitze in kalter Helle ein Stern von mehr als erster Grösse, — Sid Bargasch hat seinen Glockenthurm mit elektrischem Licht ausgerüstet.

Wer Sir John Kirk in seiner Wohnung besucht, wird kaum einige Zeit dort verweilt haben, ohne die Ankunft eines indischen Herrn wahrzunehmen, in einem Anzug von weissem Tuch nach halb asiatischem halb indischem Schnitt, mit einem prächtigen goldgestickten Turban, einer Uhrkette, einem Ring und einem Sonnenschirm. Dieser Herr ist Pira Dodschi, an Bord der Postdampfer incorrecterweise als „erster Minister von Sansibar“ zubenannt. In Wirklichkeit ist er ein ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schmitzter indischer Kaufmann, welcher durch seine Fähigkeit für das Geschäft und sein aussergewöhnliches Talent als Plauderer es verstanden hat, das Vertrauen und die Achtung des „Sultans" in hohem Grade zu gewinnen. Pira Dodschi ist dem Sid Bargasch von grossem Nutzen. Ohne in Wirklichkeit die Stellung eines ersten Ministers oder Grossveziers einzunehmen (der Sultan hat keine Minister, sondern regiert billiger), ist er doch eine Art von finanziellem Berather des Fürsten von Sansibar geworden, dazu der Tafelmeister bei den Staatsdiners, der Geschäftsmann und Unterhändler in zarten Ehesachen, und der Sammler und Erzähler aller Stadtneuigkeiten. Wenn Sid Bargasch in der „Times" genannt ist, so geht Pira sofort zum „Sultan" mit der Nummer, in welcher die betreffende Stelle mit Rothstift umstrichen ist. Wenn ein europäischer Resident sich den Fuss verstaucht oder seinen Koch durchprügelt, so erfährt der „Sultan" beides aus derselben Quelle. Infolge davon werden alle neuen Ankömmlinge im Consulat Gegenstände des Interesses für Pira, weil sie möglicherweise ihm Stoff liefern für seine fürstlichen Plaudereien. Wenn jemals ein „Gesellschafts"-Blatt in Sansibar gegründet werden sollte, so würde Pira Dodschi der Herausgeber werden.

Nachdem auf diese Weise Se. Hoheit Sid Bargasch von unserer Ankunft, wie von unsern Plänen, frühern Lebenslauf, gegenwärtigen Absichten und zukünftiger Bestimmung gehört hatte, soviel Pira nur aus dem Haushalt des Consuls hatte aufschnappen können, sehen wir uns genöthigt, uns vorzustellen oder durch unsern Consul auf einer der Freitagsaudienzen des Sultans uns vorstellen zu lassen.

Vor seinem flitterhaften Palaste (einem schwächlichen Gebäude von verschiedenen Stockwerken, ohne allen Baustil und von fluchwürdigem Geschmack) steht ein schmuckaussehendes Regiment der neuen Armee von Sansibar aufmarschirt, die Mannschaften in weisser Uniform mit rothen und gelben Mützen, die Offiziere in weissen Hosen und prächtig gestickten Jacken. An ihrer Spitze befindet sich ihr Organisator und Oberbefehlshaber, General Matthews, welcher das Gewehr zu präsentiren befiehlt, sobald der Zug des Consuls sich nähert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann spielt die Goanesen-Musikbande „God save the Queen", und wir riskiren einen Sonnenstich, indem wir mit gelüftetem Helm durch die engen Reihen der Soldaten vorwärts gehen. Im Eingange des Palastes sind noch mehr Wachen, Perser und Beludschen, versammelt, ausserdem Haufen von Arabern in Galaanzügen. Unter Vorantritt eines Ceremonienmeisters gehen wir durch Gänge und Zimmer, welche nach der neuorientalischen (nachgemachten französischen) Mode möblirt sind, und steigen dann eine merkwürdig ordinäre lumpige Treppe hinan, welche mit Fetzen verblichenen Ledertuchs belegt ist. Wie aus einer Bühnenversenkung auftauchend gelangen wir auf einen obersten Tritt, wo wir einen langen behäbigen Araber sich über das Treppengeländer lehnen sehen, der jedem von uns der Reihe nach seine feste, plumpe Hand entgegenstreckt. Es ist Sid Bargasch, welcher seinem Besuch auf halbem Wege entgegenkommt; und obgleich die cordiale Weise, mit welcher er uns die Hand bietet und uns emporzieht, lediglich eine formale Höflichkeit bedeuten soll, so ist sie doch von materieller Bedeutung, indem sie uns von der einer Versenkung gleichenden Treppe erlöst. Dann geht der „Sultan" voran und wir folgen ihm in ein langes schmales Empfangszimmer arabischen Stils mit späterm französischen Zimmerschmuck. Mit Ausnahme des durch die ganze Länge des Zimmers hindurchgelegten persischen Teppichs findet mein kritisches Auge nichts Angenehmes, worauf es haften bleiben könnte. Das Mobiliar besteht aus vergoldetem Holz mit rothem Sammt. Ringsum an den Wänden hängt ein Mischmasch von Küchenuhren, Schiffschronometern, Aneroïdbarometern, Thermometern, Anemometern, Telescopen, Operngläsern, Musikdosen, Schwertern, Speeren, Flinten, Pistolen, Nürnberger Tand der sinnreichsten Art, Photographie-Albums, Photographien unter Glas und Rahmen, verblichen dazu, und was nicht sonst noch. Am obern Ende des Zimmers, wo der „Sultan" gewöhnlich sitzt, hängt mitten an der Wand ein grosser Spiegel und an jeder Seite desselben ein lebensgrosses Oelbild von Sid Bargasch. Diese beiden Gemälde gleichen sich in jeder Kleinigkeit. Sie wurden in Paris angefertigt. Der Sid hatte sich während seines Besuchs in London photographiren

lassen, und zwar in sitzender Stellung. Er sandte das Bild nach Paris mit dem Befehl, es zu einem Standbilde vergrössern zu lassen, und danach die beiden Oelbilder zu malen. Der Pariser Künstler schnitt, ohne sich lange zu besinnen, dem sitzenden Sultan den Kopf ab und steckte denselben auf das enthauptete Portrait eines stehend photographirten algierschen Arabers. Diese Zusammenstellung ward vergrössert und ohne grossen Zeitverlust in die beiden Oelgemälde im Palast von Sansibar umgewandelt.

Sid Bargasch ben Said, Fürst von Sansibar, Pemba und der Sansibar-Küste, ist ein Mann von ungefähr 45 Jahren, soweit sich eben das Alter eines Arabers schätzen lässt. Er ist gross, etwas corpulent und nicht hässlich. Hätten seine vielen Frauen nicht ihre Spuren in seinem Gesicht zurückgelassen, und hätte er nicht aus irgendeinem Grunde vor kurzem seinen Schnurrbart abgeschnitten und den Backenbart nach der Art englischer Kaufleute zugestutzt, so könnte man sogar sagen, er sähe gut aus. Seine Hautfarbe ist durchsichtig, seine Augen gross und schön, wenn auch matt von Ausschweifungen, und seine Zähne weiss und vollkommen. Des Sultans Füsse sind von jenem idealen Schnitt, wie ihn Sir Frederick Leighton zu malen liebte, und dessen Vorkommen ich für unmöglich hielt, bis ich ihn aus den Sandalen von Sid Bargasch hervorblicken sah. Hände und Füsse des Sultans von Sansibar sind die schönsten, welche ich je bei einem Manne sah, und er ist mit Recht stolz darauf; aber ach! ihr Ebenmaass hört bei den Knöcheln auf, denn er leidet an der Elephantiasis — einer in Sansibar nicht unbekannten Krankheit — und die Beine sind davon geschwollen und misgestaltet. Obgleich er keine Sprachen ausser der arabischen und Suaheli-Sprache spricht, so ist er doch belesener als mancher Zeitgenosse unter den östlichen Potentaten und strebt selbst nach den Ehren eines Schriftstellers.

Eines Tags kamen vier oder fünf Diener des Sultans im Consulat an und brachten etwa ein Dutzend Bände eines arabischen Werks. Dies war der erste Theil der vom Sultan verfassten Pandekten des arabischen Rechts und sollte ein Geschenk für den Agenten sein, dem der Sultan dazu seinen

Gruss vermelden liess. In der Unterhaltung ist Sid Bargasch öfters lebhaft, und was er sagt zeugt von Verstand und guter Auffassung. Seine Sprache ist einfach für einen Araber, und er verblüfft öfters Schmeichelredner durch kurze Antworten. Ich darf meine Leser hier wol an einen kleinen Zwischenfall erinnern, von dem man sich zur Zeit seines Besuchs in England erzählte. Bei seiner ersten Begegnung mit Lord Beaconsfield glaubte dieser Staatsmann ihm entgegenzukommen, indem er ihn in etwas hochtrabender orientalischer Sprachweise anredete und ihm die Frage vorlegte: „Was ziehen Ew. Hoheit vor, Blumen oder Juwelen?“ Die einfache Antwort von Sid Bargasch lautete: „Ich bedauere keinerlei Zusammenhang zwischen ihnen zu erkennen.“

Eine Audienz vor dem Herrscher von Sansibar hat also nicht den faden Charakter, welchen ein ceremonieller Besuch bei den meisten orientalischen Fürsten zu tragen pflegt. Er prüft seine Besucher durch manche verschmitzte Frage, und wenn der Empfang vorüber, der Kaffee und rosige Sorbet getrunken ist und der Sid einen zu der wohlbekannten Stiege hinunter geleitet, so fühlt man, während die Bande das „Rule Britannia“ spielt, dass man mit einem Manne sich unterhalten hat, welcher keine schlechte Figur unter den Herrschern und Staatsmännern der Erde spielen würde, wenn er nur etwas Erziehung genossen und durch die Civilisation gelernt hätte, seine unbotmässigen Leidenschaften, wenn nicht zu zügeln, so doch zu verbergen.

Sid Bargasch ist der Sohn des letzten Herrschers von Maskat und Sansibar — Sid Said. Seine Mutter war eine Abessinierin. Er hat nahezu hundert Weiber und fünf oder sechs Kinder, darunter nur einen Sohn. Er ist der Bruder des gegenwärtigen Imam von Maskat. Seine jährlichen Einkünfte betragen nahezu 6 Millionen Mark, welche hauptsächlich aus Zöllen herrühren.

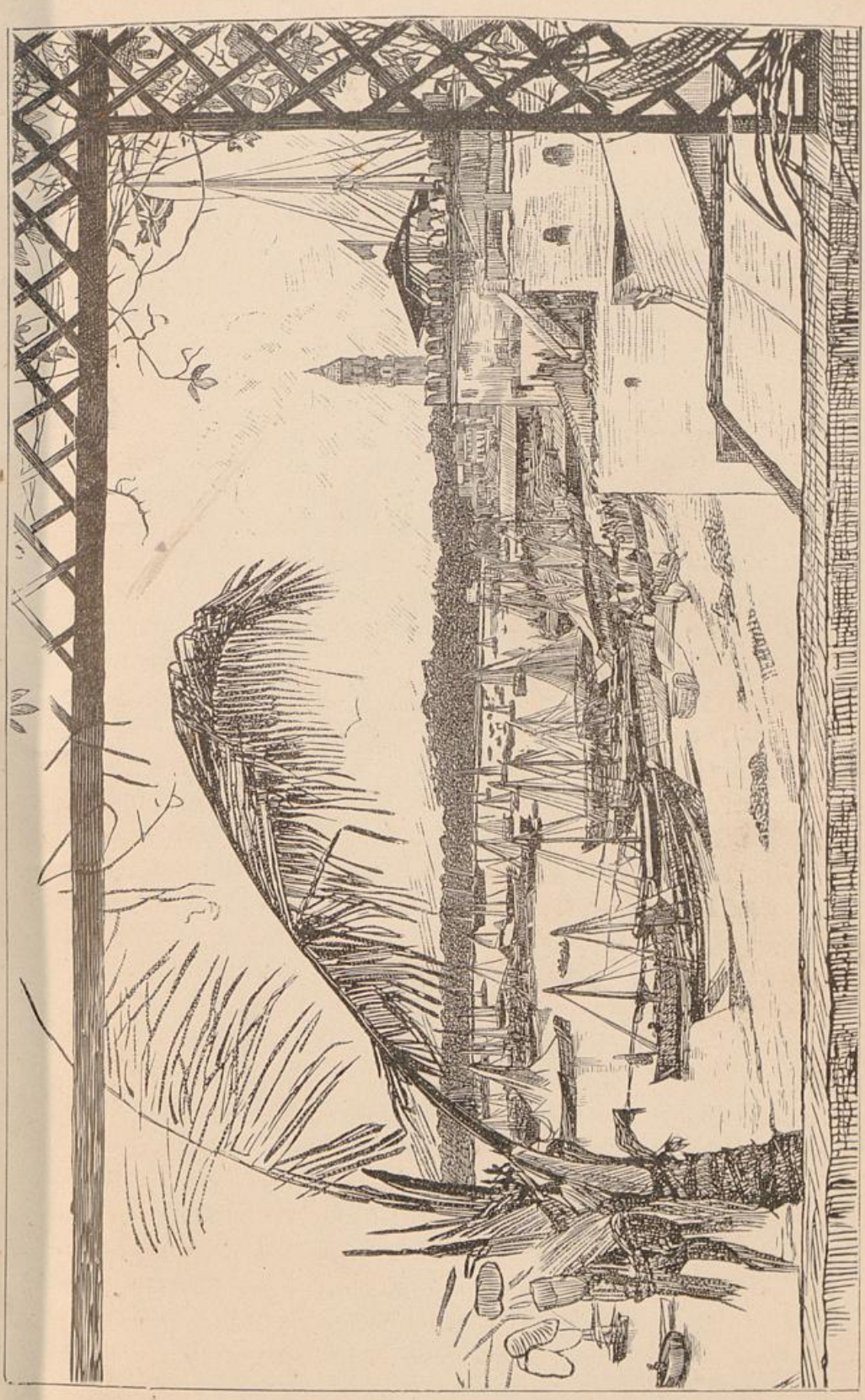
Sansibar, die Hauptstadt seiner Besitzungen, von den Einwohnern Unguja genannt, hat eine Bevölkerung von etwa 90000 Seelen. Als Handelsplatz ist es die blühendste und wichtigste Stadt in Ostafrika, da der Werth der Ausfuhr gegenwärtig mehr als 26 Millionen Mark beträgt, wozu

das Elfenbein allein 8 Millionen Mark beisteuert. Der Werth der Einfuhr beläuft sich auf 20 Millonen Mark; dieselbe besteht hauptsächlich aus Baumwollenstoffen, Erdöl und Reis. Ungefähr 6000 britische Unterthanen wohnen in der Stadt, meistens Indier, in deren Händen der ganze Klein- und der Haupttheil des Grosshandels liegt.

Die Strassen von Sansibar sind mit einer Art von Korallen in Streifen gepflastert, mitunter mit Cementguss darüber, und deshalb durchweg reinlich und geruchlos. Sie sind sehr schmal, und da die Häuser im arabischen Viertel hoch sind, so kann man fast durch die ganze Stadt in vollständigem Schatten spazieren. Man sieht wenig äusserlich wirklich hübsche Gebäude, doch sind manche Portale von Häusern und Moscheen anmuthig in sarazenischem Stil entworfen. Der persische Einfluss macht sich deutlich geltend in dem allgemeinen Baustil und in dem innern Schmuck der Moscheen und grössern Gebäude, und der persische Spitzbogen (der sich in seiner Form von dem syrischen und maurischen deutlich unterscheidet) ist überall anzutreffen. Für das Studium sarazenischer Architektur sind Sansibar und die Sansibar-Küste hochinteressante Gebiete, weil sie nicht allein Gebäude von hohem Alter — einige Moscheen stammen aus dem zehnten Jahrhundert



Strasse in Sansibar.



DER HAFEN VON SANSIBAR, VOM ENGLISCHEN CONSULAT AUS GESEHEN. S. 32.



DER HAFEN VON SANSIBAR, VOM ENGLISCHEN CONSULAT AUS GESEHEN. S. 32.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Zeitrechnung — sondern auch von dem alterthümlichen Stil enthalten, welcher unfehlbar an die Art Baukunst erinnert, die man in den sarazenischen Denkmälern Spaniens aus derselben Zeit antrifft, und die den Beweis liefern, dass mit der arabischen Herrschaft jener bestimmte von dem byzantinischen abgeleitete arabische Baustil Hand in Hand ging. Wie die portugiesische und die Suaheli-Sprache[1] Wörter besitzen, welche auf einen gemeinsamen arabischen Ursprung



Orchideen von Sansibar.

hinweisen, so erklärt sich auch die Aehnlichkeit zwischen dem Baustil im südlichen Portugal und Spanien mit dem von Sansibar durch die Thatsache, dass die iberische Halbinsel und die Sansibar-Küste einstens die Pole der arabischen Herr-

[1] Suaheli ist der Name, welcher der vorzugsweise von den Sansibar-Negern gesprochenen Sprache gegeben wird. Das Wort stammt ab von dem arabischen „Sahel", die Küste. Das Suaheli gehört zu der Bantu-Familie der afrikanischen Sprachen. Vgl. das 20. Kapitel.



Kigelia Africana.

schaft bedeuteten. Während Sansibar jedoch jeder Stadt des Ostens ähnlich sieht und im äussern Aussehen sich wenig von Aleppo oder Jaffa unterscheidet, ist die Insel, der es seinen Namen leiht, durchaus tropisch-afrikanischen Charakters, wo sie noch jungfräulich unberührt ist. Die Vegetation ist üppig und reich, fast jedes Geschlecht der Flora des tropischen Afrika ist unter den Pflanzen vertreten. Es gibt nur wenig Orchideen, die man eigenthümlich nennen könnte, und möglicherweise ein oder zwei Farrn. Viele Bäume sind von Indien eingeführt und gedeihen hier besser als im Mutterlande. Mächtige Mangobäume sind auf der ganzen Insel verbreitet und ihre Früchte sind berühmt wegen ihres an Stachelbeeren und Rahm erinnernden Geschmacks. Natürlich gibt es Ananas, Orangen, Limonen und Kokosnüsse in Ueberfluss, und kann man diese Früchte das ganze Jahr hindurch in steter Abwechselung und grosser Menge haben. Viele bemerkenswerthe und sehr schöne Proben der afrikanischen Flora kann man, wenn sie auch der Insel nicht eigenthümlich sind, doch hier mit grösserer Leichtigkeit als auf dem Festlande beobachten und studiren. So z. B. die

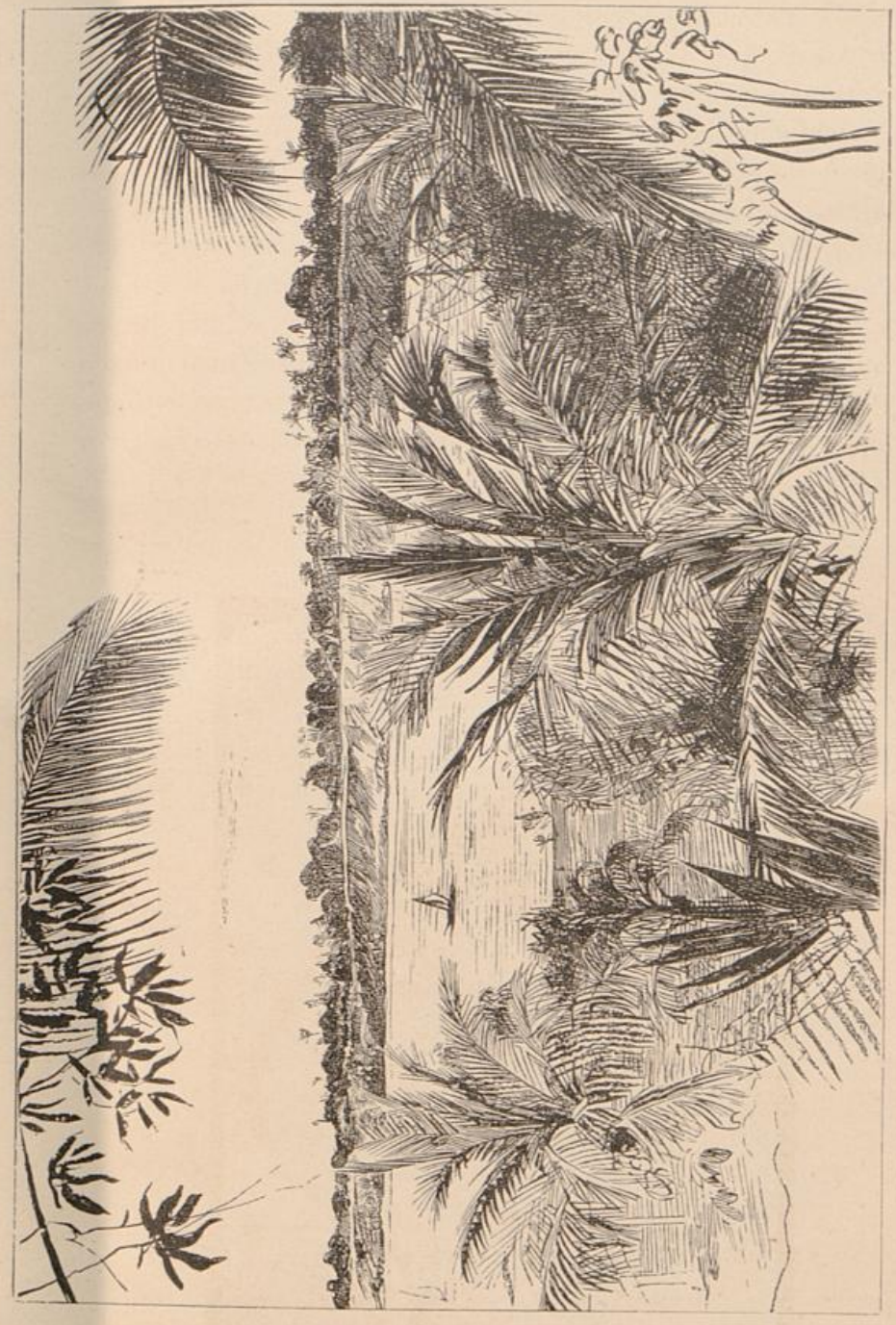
prächtige blaue Schamblume (*Clitoria*), die seltene *Kigelia Africana*, die hervorragend liebliche *Hibiscus schizopetalus*, die Haken (*Crinum*)-Lilien und die grossblätterige Gewürzlorsche (*Croton*). Die Zoologie von Sansibar ist durchaus afrikanischen Gepräges, soweit sie bisjetzt bekannt ist. Da Sansibar nur wenige Meilen vom Festland entfernt liegt, so unterscheiden sich Vögel und Insekten, wenn überhaupt, nur wenig von der Fauna, von der sie herstammen. Sie besitzt jedoch gemeinsam mit der Nachbarinsel Pemba wenigstens zwei Arten eigenthümlicher Säugethiere, nämlich *Galago Sansibariensis* (eine Art Maki-Affen) und einen hübschen Affen, den *Colobus Kirkii*. Der letztere wurde, wie sein Name verräth, von Sir John Kirk entdeckt; auch wurde er durch seine Veranstaltung vertilgt. Gleich den meisten grossen Männern, welche an der Ausbreitung der britischen Herrschaft mitgeholfen haben, hat auch Sir John einen schwarzen Flecken auf seinem Wappenschilde. Warren Hastings vertilgte die Rohillas, Gouverneur Eyre wird angeklagt, die Maron-Neger zu summarisch unterdrückt zu haben; Sir John Kirk hat, mehr vielleicht im Interesse der britischen Wissenschaft als der britischen Herrschaft, eine unschuldige Art Affen vollständig vertilgt. Der *Colobus Kirkii* war fast überall auf der Insel verschwunden, doch ging das Gerücht, dass er noch in einem von Jägern nicht besuchten Waldklumpen vorkomme. Dorthin entsandte Sir John seine Jäger, um ihm über das Vorhandensein des Affen zu berichten. Nach einwöchentlicher Abwesenheit kamen sie zurück, die schwärzlichen Gesichter von Triumph erhellt. „Nun, fandet ihr sie?“ fragte der britische Generalconsul. „Ja“, antworteten die Leute grinsend, „und wir haben sie alle todtgeschlagen!“ Damit warfen sie zwölf Affencadaver in den Flur, und *Colobus Kirkii* reihte sich der Zahl der Dodo, Rhytina und Moa an, Arten, welche ebenfalls von der Hand des Menschen vertilgt sind.

Wenn Sir John Kirk das Gewissen schlägt und die rächenden Manen des Colobus (wie die Neger glauben würden) an seiner Gesundheit rütteln, wenn Sansibar zu voll und fieberhaft, und der einförmige Dienst zu langweilig wird: dann stiehlt er sich weg, öfters zu Fuss, nach einem kleinen Paradies,

welches er sich zwischen den Hainen von Mbweni selbstgeschaffen hat, einer kleinen Ansiedelung am Ufer des Meeres. Hier verbringt er Tage idealen Wohlseins und Glücks. Er plaudert mit seinen Verwaltern, welche bei geringer Arbeit und reichlicher Kost ein arcadisches Leben führen; wandert in einem Jagdröckchen durch die Kokoswälder und Pandanushaine, welche die See bespült; photographirt und — treibt Gartenbau. Hier, zwischen seinen Cycaden und Orchideen, seinen Enseten und Dracaenen, den Spaten in der Hand, einen breitkrempigen Hut auf dem Kopfe, eine seltene Blume im Knopfloch, und mit einem von ländlicher Zufriedenheit strahlenden Gesicht — hier, in einer Landschaft, welche das Paradies des Botanikers sein würde, hier befindet sich Sir John Kirk, wie er mit Emphase sagt, „zu Hause."



Colobus Kirkii.



DIE BAI VON MBWENI.

S. 36.



DIE BAI VON MBWENI. S. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

DRITTES KAPITEL.

DER AUFBRUCH. — VON MOMBAS NACH TEITA.

Nach einmonatlichem Aufenthalt in Sansibar, welcher durch die Gastfreundschaft von Sir John Kirk sich höchst angenehm für mich gestaltet hatte, waren alle meine Vorbereitungen für die Reise nach dem Kilima-Ndjaro beendet. Ich hatte mehr als 30 Träger angeworben, deren Mehrzahl schon unter Stanley am Kongo gedient hatte; sie wurden in einer arabischen Dau nach Mombas voraufgeschickt, während ich selbst in Begleitung meines persönlichen Dieners, eines Tamil-Jungen von Ceylon, in dem nach Norden steuernden Postdampfer nachfolgen wollte. An einem dunkeln Abend nach einer ganz besonders angenehmen Mittagspartie nahm ich mit schmerzlichem Bedauern von Sir John Kirk Abschied und setzte mich in ein kleines Ruderboot, welches mich nach dem Dampfer bringen sollte, fühlte mich aber so niedergeschlagen, dass ich bei kühlerm Blute recht wohl hätte merken können, dass Sansibar im Begriff stand, mein afrikanisches Capua zu werden. Aus eigener Erfahrung konnte ich es mir jetzt klar machen, wie die frühern Entdecker durch das üppige und leichte Leben in Sansibar entnervt und unfähig gemacht wurden für das nachfolgende rauhe Leben in der Wildniss. Glücklicherweise war der Dampfer, auf welchem ich die Fahrt nach Mombas machen sollte, dasselbe Fahrzeug, welches mich von Aden nach hier gebracht hatte, sodass ich mich noch einmal unter Bekannten wiederfand. Die Nacht, nachdem ich Sir John Kirk's Wohnung verlassen hatte, war erstickend schwül, und der Dampfer voll von Passagieren — darum schauderte mir vor

dem Gedanken, die Nacht in einer engen Kajüte mit drei andern Schlafgenossen zubringen zu müssen. Der Kapitän bemerkte mein Zaudern und machte mir das freundliche Anerbieten, für mich eine Hängematte auf Deck aufzuschlagen. Ich nahm den Vorschlag begierig an, ohne dass ich so wenig als er an die drohende Gefahr dachte. Der Dampfer sollte der Gewohnheit gemäss die ganze Nacht im Hafen von Sansibar liegen bleiben und denselben mit Tagesgrauen verlassen. Nun gibt es — und allein aus diesem Grunde erwähne ich den Zwischenfall — kein sichereres Mittel, ein schlimmes Fieber sich zuzuziehen, als in einem tropischen Hafen unter freiem Himmel zu schlafen. Es gibt viele Gründe dafür, welche zu schildern viel Zeit und Raum in Anspruch nehmen würde; darum beschränke ich mich auf obigen dogmatischen Lehrsatz und erwähne ihn hier im Interesse derjenigen meiner Leser, welche vielleicht einmal in die Tropen reisen und sich versucht fühlen sollten, eine ruhige Nacht im Hafen auf dem kühlen Oberdeck statt in den vollgestopften Kojen unten zuzubringen. Schlaft in freier Luft soviel ihr wollt auf offener See, aber niemals wenn ihr nahe der Küste in einem Hafen oder einer ringsum von Land eingeschlossenen Bai liegt. Ich bezahlte die Busse für diesen einzigen nächtlichen Fehler mit einem sehr hässlichen Fieber, welches mich gleich nach der Landung in Mombas ergriff und mich schrecklich schwächte. Glücklicherweise befand ich mich zu dieser Zeit der äussersten Noth unter Freunden. Kapitän Gissing, der Viceconsul, war mein Gastgeber und nahm nicht allein mich und mein Gepäck ins Consulat zu sich, sondern brachte dort auch meine 30 Sansibarer unter, für welches Entgegenkommen er leider wol schlechten Lohn empfing, weil die Leute sich so quecksilberig unruhig und gegen die Bevölkerung der Stadt streitsüchtig erwiesen. Soweit ging Kapitän Gissing's Güte, dass ich davon erst nach meiner Genesung erfuhr, und ich danke ihm um so herzlicher für seine rücksichtsvolle Geduld. Die Leute waren in keiner Hinsicht schlechte Menschen, aber da sie ihren Herrn nicht spürten und viel zu essen und nichts zu thun hatten, so wurden sie zanksüchtig. Inzwischen brachte Pastor Handford, von der Kirchen-Missionsgesellschaft, welcher mich

in der kritischen Zeit des Fiebers behandelt hatte, mich fort nach seiner Station in Frere-Town auf dem Festlande (Mombas liegt auf einer Insel), um meine Reconvalescenz zu beschleunigen, und ich genoss bei ihm eine sorgfältige Pflege seitens seiner Frau, sodass ich mich dort recht wohl hätte fühlen können, wenn ich mich nicht beständig mit Selbstvorwürfen über den Stillstand in meinem Vorhaben gequält hätte. Jedoch waren meine Freunde nicht müssig, während ich in erzwungener Unthätigkeit dalag, sondern die Pastoren Downes Shaw von Kisolutini und Thomas Wakefield von Djomvu warben eifrigst Träger für meine Karavane.

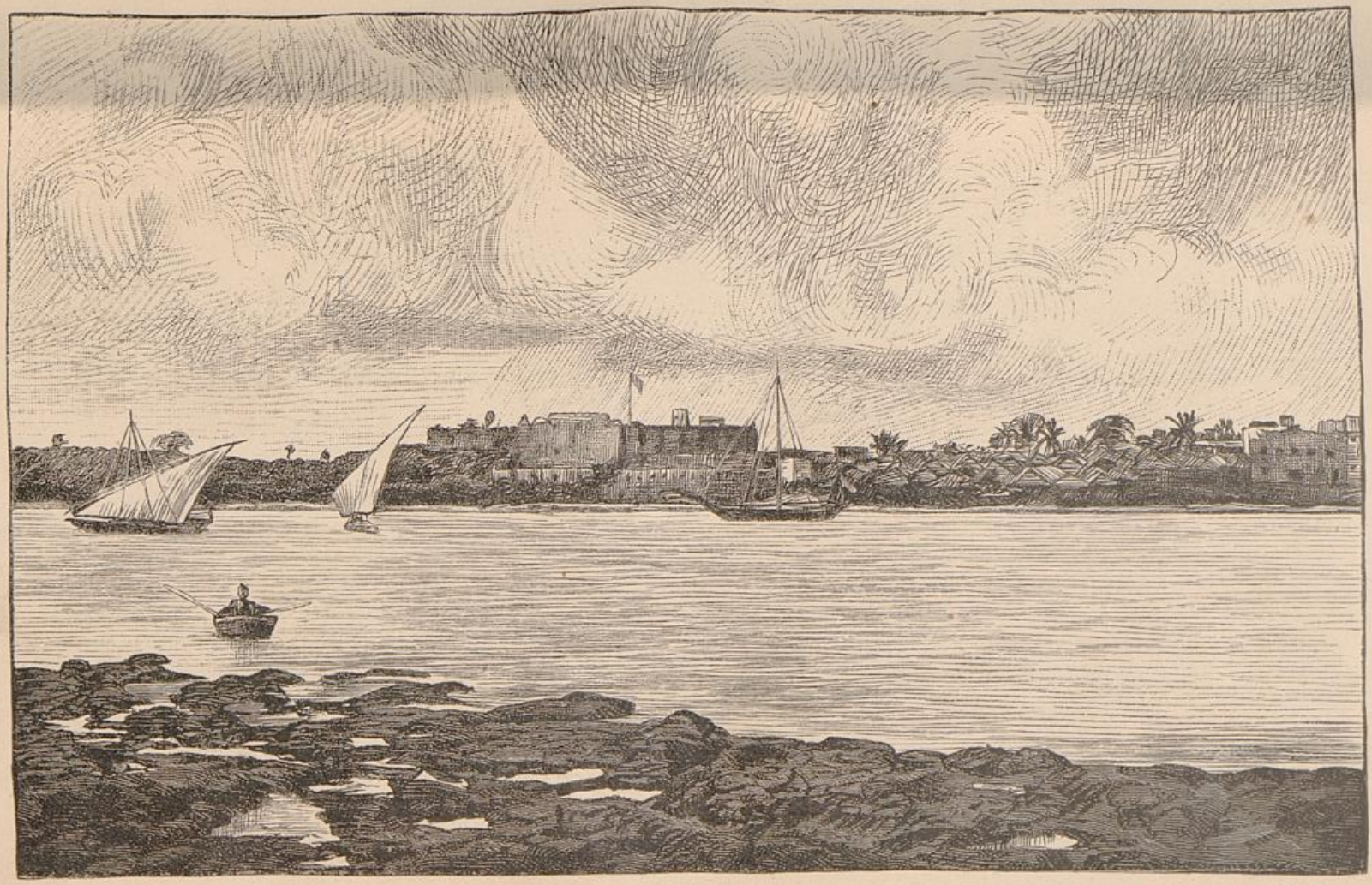
Endlich war ich soweit hergestellt, dass ich die Vorbereitungen für meinen Abmarsch treffen konnte, und ich siedelte noch einmal nach Kapitän Gissing's Wohnung über, um meine massenhafte Bagage in Packen von mehr oder weniger gleichem Gewicht, ungefähr durchschnittlich 50 Pfund jedes, zu zerlegen.

Bisjetzt hat man im östlichen Afrika noch kein anderes Lastthier als den Menschen, und alles Hab und Gut muss auf den Köpfen und Schultern der Männer transportirt werden. Man kann sich Esel kaufen, das ist wahr, aber sie scheinen für lange Reisen nicht so geeignet zu sein, dass man sich auf sie verlassen könnte; obendrein waren während meines Aufenthalts in Mombas die Esel theuer und schlecht. Wie bereits erwähnt, hatte ich 30 Leute in Sansibar angeworben, und für das Schicksal meiner Karavane wäre es sicherlich weit besser gewesen, alle Träger für meine Expedition von jenem Platze zu nehmen, weil die Leute aus der Haupt- und Residenzstadt der Besitzungen des Sid Bargasch besserer Rasse sind als die nichtswürdigen Anika und Arabai, welche in der Umgegend von Mombas wohnen. Warum, ist schwer zu sagen, jedenfalls nicht ohne dornige Fragen zu berühren. Es thut mir leid, dass, indem ich geradeheraus meine schlechte Meinung von den eingeborenen Trägern bekenne (viele von ihnen nennen sich Christen), welche in der Nachbarschaft der englischen Missionsstationen bei Mombas wohnen, ich meinen sehr lieben Freunden, den in diesen Gegenden wirkenden Missionaren, nahetreten muss. Ich bedaure dies

von Herzen, denn niemand kann wärmer als ich anerkennen, wieviel Achtung und Unterstützung ihre uneigennützige Arbeit unter diesem Volke verdient. Aber die Wahrheit muss bekannt werden und im Interesse aller Reisenden, welche mir in diesen Gegenden folgen werden, warne ich jedermann, niemals, wenn es sich vermeiden lässt, Träger in Mombas anzuwerben. Abgesehen von allen religiösen Fragen — gleichviel ob Mohammedaner oder Christen — sind die Einwohner des Districts Mombas eine durchweg schlechte Gesellschaft. Vergeblich wird man sie durch Güte zu gewinnen suchen, oder ihnen durch Strenge eine Art Zucht einflössen. Es sind Lügner, Feiglinge, Diebe und Trunkenbolde. So waren sie, als Krapf, der erste Vorläufer der christlichen Missionen, zuerst unter ihnen erschien; so sind sie noch, nachdem das Evangelium ihnen nahezu 40 Jahre verkündet ist. Warum sind die Leute von Sansibar, Pangani, Moçambique oder sonst woher ihnen so sehr überlegen? Da muss ein eingeborener Fehler in der Ortsbevölkerung stecken, weil die wenigen Leute, welche ich von Mombas erhielt, und die nicht Eingeborene, sondern blos in den Missionsschulen erzogen waren, sich so gut erwiesen als man nur verlangen konnte.

Unbekannt mit allen diesen Umständen hatte ich im voraus Auftrag gegeben, die Hauptmasse meiner Träger in Mombas anzuwerben, aus Furcht in Sansibar zu kurz zu kommen, weil dort infolge des steten Begehrs öfters Mangel an Karavanenleuten herrscht. Gerade bevor ich nach dem Innern aufbrach, dämmerte es in mir, wie sich wol der wahre Charakter dieser Mombas-Leute erzeigen würde, aber ich schrak vor dem Aeussersten zurück, sie zu entlassen und von Sansibar andere zu bestellen, weil dies erstlich zu kostspielig gewesen wäre, und zum andern weil ich sie blos für einen Monat gemiethet hatte, um meine Sachen nach dem Berge zu bringen wo ich dann mit meinem Kern von 30 Sansibarern allein bleiben wollte. Obendrein war ich fieberhaft geschäftig, nur um von Mombas wegzukommen, weil ich solange nicht von den Folgen meiner Krankheit befreit zu werden hoffen durfte, als ich nicht der ungesunden Küste den Rücken wendete; und ohne mich mit einem Wechsel der Leute noch weiter zu quälen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



MOMBAS. S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



MOMBAS. S. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatte ich schon genug Aufenthalt und Last von dem Ankauf und Packen der im Innern zum Tausch und Kauf nothwendigen Güter.

Der Hauptstapelartikel des ostafrikanischen Handels und die landläufige Münze aller binnenländischen Districte ist „Merikani" oder amerikanisches Leinenzeug. Ich hatte einige gewaltige Ballen davon in Sansibar kaufen und nach Mombas transportiren müssen, um sie dort in Lasten von je 5 Gora zu zertheilen. Eine Gora oder Djora enthält ungefähr 38 m, und wiegt in Stoffen mittlerer Güte 5½ kg, sodass jede Last von 5 Gora reichlich 25 kg wog, eine bequeme Traglast für einen Träger. Es gab noch manche andere Sorte „Stoffe" (Stoff, „cloth", ist in Afrika der allgemeine Name für alle Ellenwaaren) mitzunehmen. „Kaniki" oder indigoblau gefärbte Baumwollenstoffe; knallrothe Taschentücher, in Manchester gewebt; „Bandeira" oder türkisch-rothe Tücher; „Kikoi" oder hübsch eingefasste Gürtel, jede zwei Meter mit Fransen besetzt; reich gefärbte Stoffe aus dem westlichen Indien und dem persischen Golf, „Maskati", „Dubhani", „Sabhai" u. dgl. Alle diese mussten zugleich mit den „Merikani" sorgfältig in Lasten von 25—27 kg eingetheilt werden; jede Traglast wurde numerirt und mit ihrem Inhalt aufgeschrieben, um Diebstahl zu verhüten, und dann schliesslich in eine besondere Art von Grasmatte eingeschlagen, welche fast keinen Regen durchlässt. Darauf kamen die Perlen an die Reihe. Es mussten verschiedene Arten und Farben mitgenommen werden, denn, wie ich schon am Kongo gemerkt hatte, so muss man auch im östlichen Afrika den mannichfaltigen und launischen Geschmack der Eingeborenen berücksichtigen, bei denen oft nicht zwei Dörfer denselben Modevorschriften gehorchen. Darum muss man verschiedene Grössen blauer Perlen, welche von den Suaheli Madji-Bahri oder „Seewasser" genannt werden, mit sich führen, denn wenn auch ein ganzer Stamm in einer Schattirung blauer Perlen zu seinen Halsbändern übereinstimmt, so hat doch jedes Individuum wieder seine besondere Ansicht über die richtige Grösse der Perlen. Ferner muss man grosse rubinrothe, weisse, kleine rothe und mittelgrosse schwarze, sowie durchsichtige blaue Perlen haben. Wenn die Perlen

von den Händlern sackweise eingekauft werden, sind sie blos auf verrotteten werthlosen Bindfaden aufgereiht, und man kann unmöglich mit ihnen Handel treiben, ohne sie nochmals fester aufzureihen. Zu dem Zweck kauft man an der Küste einen starken Zwirn, der, wie ich glaube, aus der Faser der Raphia-Palme gefertigt wird, und dann überträgt man den Leuten die Arbeit, die Perlen von neuem aufzureihen. Dieser Auftrag gibt den Leuten natürlich fortwährende Gelegenheit im stillen zu stehlen, denn die Perlen gelten in ihren Augen fast für baares Geld; darum muss man nicht allein ein scharfes Augenmerk auf die kleinen Gruppen von 4—5 lustigen Schwarzen halten, welche so aufgeräumt Perle nach Perle auf die gelben Stränge der Palmfaser gleiten lassen, sondern der Antheil eines jeden Mannes muss vor und nach der Uebertragung von den alten auf die neuen Fäden sorgfältig nachgewogen werden. Selbst bei der grössten Aufmerksamkeit sind geringe Verluste nicht zu vermeiden, und ein oder zwei Tage nach Erledigung der Arbeit kann man zu seiner Ueberraschung und zu seinem Kummer zugleich einen der vertrauenswürdigsten seiner Begleiter durch die Strassen der Küstenstadt taumeln sehen, betrunken von dem Erlös der widerrechtlich angeeigneten Perlen.

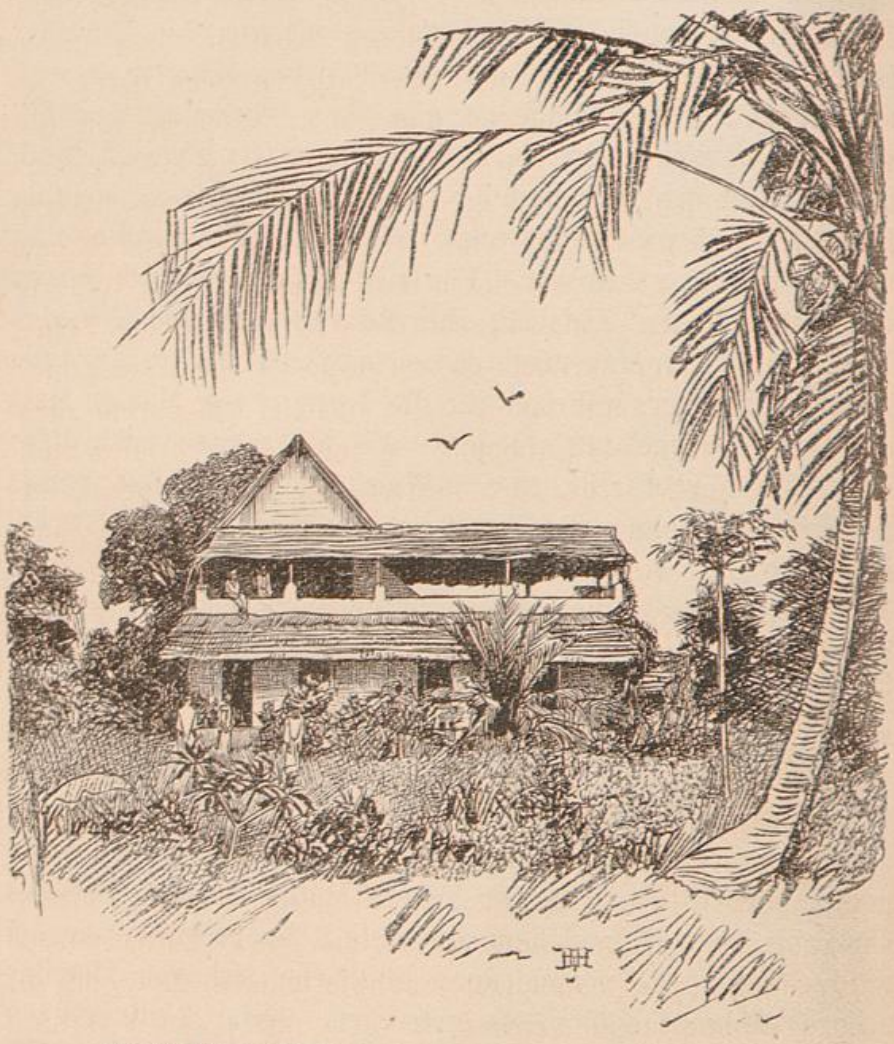
Wenn man Aussicht hat, durch Länder zu reisen, in denen die Massai hausen, so muss man grosse Rollen Eisendraht mitnehmen, weil dieses räuberische Volk denselben hochschätzt und ihn bei seinen einfachen Handarbeiten vielfach nützlich verwendet. Eingeborene von allen Stämmen in Ostafrika sind auch Liebhaber von Kupfer- und Messingdraht jeder Stärke, indem sie die dicken Nummern zu Bändern um Arme und Knöchel, und die feinern Sorten zu sinnreichen Verzierungen der Gewehrkolben, Messergriffe, oder Speerschäfte verwenden. Endlich gehören zu dieser umfangreichen Liste von Waaren noch einige Säcke mit Muscheln (Kauries), Fässer mit gewöhnlichem Schiesspulver, zinnerne Büchsen mit Zündhütchen, Spiegel, gross und klein, Schlachtmesser, Glocken, Mausefallen und billige musikalische Instrumente; während zu Geschenken für die Häuptlinge von besonderer Wichtigkeit allerlei Phantasieartikel dienen müssen, wie Spiel-

dosen, Accordions, Flinten von besonders feiner Arbeit, Spielkarten, feiner Schnupftaback und lustige Bilderbücher. Ich hatte mich selbst ausgerüstet mit einer ungeheuern Rolle bunter Bilder aus dem „Graphic“ und andern illustrirten Zeitungen, welche laut späterer Erfahrung einen sehr befriedigenden Eindruck machten auf die ästhetisch angehauchten Gemüther solcher Häuptlinge, welche sich von den Tüchern, Perlen und Messingdraht der gewöhnlichen Händler bereits übersättigt fühlten. Nachdem alle diese Waaren ausgewählt, sortirt und verpackt waren, hatte ich unser Gepäck noch durch Lebensmittel für mich und die Leute zu vergrössern, weil die Landschaft, durch welche unser Weg führte, fast unbewohnt und jeder Cultur bar war. Für mich selber legte ich Körbe voll Kartoffeln und Zwiebeln ein, und vermehrte meinen kostbaren Vorrath an eingemachten Lebensmitteln um ein Dutzend lebendige Hühner, während für die Leute grosse Massen Mais und Bohnen eingekauft wurden. Wie leicht lassen sich diese Suaheli-Träger durchfüttern! Welche andere Rasse würde mit Mais und Bohnen sich begnügen, nachdem sie täglich 30 km mit einer Last von 25 kg gewandert wäre?

Endlich waren meine Vorbereitungen beendet. Die Leute hatten ihre Vorschüsse empfangen und verjubelt, und waren wieder nüchtern geworden von dem Trinkgelage, mit welchem sie fast immer eine Reise ins Innere einweihen. Ich selbst war fertig und brannte vor Verlangen nach dem Aufbruch. Ich sehnte mich nach der erfrischenden Luft der Hochlande des Innern, um die Fieberschwäche loszuwerden, an der ich noch immer litt, und betrat heitern Muths Kapitän Gissing's niedliches Boot, in welchem der erste Reiseabschnitt vollendet werden sollte, da verschiedene Flutbäche sich von Mombas nahezu 30 km landeinwärts erstrecken. Meine Leute reisten über Land, und wir trafen uns wieder in der Nähe der Missionsstation Rabai. Nachdem ich einen Abend bei Herrn und Frau Wakefield in Jomwu und eine angenehme Nacht bei Shaws in Kisolutini zugebracht hatte, befand ich mich zuletzt allein in der Wildniss, fühlte mich aber trotz der ungewohnten Einsamkeit eher gehoben als niedergeschlagen. Meine Reisegesellschaft zählte 120 Mann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erste Tagemarsch ins Innere war recht ermüdend. Da Wasser selten war, wollte ich einen langen Marsch bis zu einem Platze Namens Gora machen, welcher etwa 50 km von meiner Aufbruchsstelle entfernt lag. Ich liess meine Karavane ein wenig voraufgehen und folgte gemächlich in



Shaw's Haus in Kisolutini, die erste Missionsstation in Ostafrika.

einer Hängematte, da ich mich vom Fieber her noch zu schwach zum Marschiren fühlte. Durch die vorangehende Schwäche und die brennende Sonne war mein Kopf so eingenommen, dass ich glaubte, am ersten Reisetage mir es gestatten zu dürfen, in aller Ruhe ohne aussergewöhnliche

Anstrengung zu reisen. Aber es sollte nicht so kommen und vielleicht zu meinem Glück, denn nichts vertreibt die einem Fieber folgende Mattigkeit so rasch als die Nothwendigkeit kräftigen Handelns. Nach einigen Stunden Zuckeltrabs in meinem Hängemattennetz holte ich die Hauptmasse der Karavane ein und fand alle meine Leute im süssen Genusse einer Marschpause unter dem angenehmen Schatten eines dichtbelaubten Waldes. Die Sansibarer erhoben sich unter gelegentlichen Entschuldigungen und einem Anschein von Respect, aber die Leute von Rabai und Mombas sahen mich blos mit dummen gleichgültigen Blicken an und verschiedene gähnten mir ohne Rückhalt ins Gesicht, als ich sie nach dem Grunde für diesen ausgedehnten Halt befragte. Der Anführer dieser christlichen — man beachte diese Bezeichnung! — Träger belehrte mich denn darüber, dass seine Leute den Marsch nach Gora an einem Tage für zu lang hielten und darum diese angenehme Stelle als Ruhepunkt während der schwülen Stunden ausgesucht hätten. Ich forderte die Faulenzer auf, ihre Lasten aufzunehmen und weiter zu marschiren; machte ihnen klar, dass ich allein die Gewalt habe, einen Halt zu befehlen; dass der Morgen noch frisch sei und wir nun und nimmer, wenn wir hier zu lange blieben, die Wasserstelle vor Anbruch der Nacht erreichen würden, — alles vergeblich, ich begegnete lediglich mürrischen Blicken und widerspruchsvollem Gemurmel.

Die Krisis war da, und es fragte sich, ob ich meine Obergewalt behaupten oder mich für immer den Launen der Leute unterwerfen wollte. Die Sansibarer schauten zuwartend nieder, wie ich mich wol benehmen würde, um ihr Verfahren danach abzumessen, wie ich den ersten Schwierigkeiten entgegenträte. Der Schauplatz, auf welchem dieser Conflict von Wünschen ausgefochten werden sollte, war ziemlich wirkungsvoll ausgewählt. Eine offene Waldstelle senkte sich nach der Mitte etwas herab; daselbst lagen die widerstrebenden Träger mit ihren Traglasten in einem Haufen beieinander, während ringsum auf dem wie ein Amphitheater sich erhebenden Grunde die Reihe der Sansibarer herumstand, um den Ausgang des Streits abzuwarten, bevor sie Partei ergriffen. Ohne ein wei-

teres Wort an die gleichgültige Menge zu richten, forderte ich einen einzelnen Mann auf, seine Last aufzunehmen und seinen Weg fortzusetzen. Er schlug es rund und nett ab, aber ebenso schnell packte mein indischer Diener ihn bei den Füssen, während ich ihn weidlich mit seinem eigenen Wanderstab durchprügelte. Diese Entfaltung von Gewalt war völlig genügend. Während der widerhaarige Träger jämmerlich um Verzeihung bat, und ich mit ganz ernsthafter Stimme die Ruthenhiebe zählte — acht! — neun! — zehn! — elf! hoben die andern Leute ihre Lasten auf ihre Dickköpfe und traten ihren Gänsemarsch auf dem engen Pfade wieder an, ohne sich um meinen Diener und mich und meinen Prügeljungen weiter zu kümmern. Selbst die Hängemattenträger waren verschwunden, und eilten voran in einem Uebermaass von Eifer. Aber ich konnte sie jetzt entbehren. Der zeitweilige Zornausbruch färbte nicht allein mein blasses Gesicht zu vorübergehender Röthe, sondern schien meinen Gliedern die alte Kraft wiederzugeben, und ich trabte bald neben der Karavane her, indem ich die Leute ermahnte und aufmunterte, bis die gute Laune sich überall wieder einstellte, und der Sündenbock selber sein mürrisches Schweigen brach und den neben ihm gehenden Kameraden eine halb humoristische halb schmerzliche Schilderung zum besten gab, wie ihm die Schläge geschmeckt hatten.

Ich hatte nur wenig Zeit, den Charakter der Landschaft zu beachten, durch welche wir marschirten. Berge waren noch nicht in Sicht; der Blick war nur beschränkt durch Gebüsch und krüppelhafte Bäume, welche längs des schmalen Pfades wuchsen. Der Mangel an landschaftlicher Schönheit wurde jedoch durch die lebhafte Pracht der wilden Blumen ausgeglichen, welche jetzt am Schlusse der Regenzeit in voller Blüte standen. Die schöne Familie der Commelinen (eine prächtige krautartige Pflanze aus der Gruppe der Monokotyledonen) kam in mehrern Arten vor mit blassblauen, ultramarinen und citrongelben Blüten. Ich wundere mich, dass diese am häufigsten vorkommenden afrikanischen Blumen, die Commelinen, niemals von europäischen Blumenfreunden eingeführt wurden. Unter geeigneter Pflege würden sie

sicher eine Menge schöner Farben entfalten, und weil so viele Arten derselben an den Seiten des Kilima-Ndjaro unter englischen Temperaturverhältnissen gedeihen, so liegt kein Grund vor, warum sie nicht die Lobelien in unsern Beeteinfassungen ersetzen, um dort mit ihren reichen kräftig blauen Blumen die schwachen Farben dieser letztgenannten Pflanze auszustechen. Viele andere wilde Blumen machen sich auf diesem Wege zwischen Rabai und Gora durch ihre Zahl und Schönheit bemerklich, da die Gegend nur 50—60 km von der Küste liegt und mehr Regen und Feuchtigkeit von dem nicht weit entfernten Indischen Ocean empfängt als die dürren Steppen weiter westlich. Grosse, schlanke Erdorchideen von der Familie *Lissochilus* säumen den Fussweg und entfalten ihre lieblichen Blumenkelche, welche je nach der Art blassroth, hellgelb, oder gelb und purpur aussehen. Dann sieht man buntblätterige Aloë mit Dolden von wachsgelben Blüten, grosse stachelige Candelaber-Euphorbien mit schwach grünem Schimmer und andere kleinere Euphorbien mit grossen seltsamen Blumen von matt dunkelbrauner Farbe. Weisse und blaue Schamblumen bedecken rauhes Gebüsch und beleben die graugrünen Sträucher mit zarten Farben; Hakenlilien vergeuden ihre üppigen Blüten, und die Atmosphäre duftet von tausend Gerüchen, zu denen die Blüten der Akazien, Kletterjasmine und Corissa mächtig beisteuern.

Wir erreichten an diesem Abend Gora erst im Mondenscheine; da aber meine faulen Träger zurückgeblieben waren, befand ich mich auf dem Lagerplatz ohne Zelt, Bett oder Lebensmittel, und musste mich zum Schlaf niederlegen, nicht blos ohne Nahrung, sondern auch ohne Decken. Da die Nacht ungewöhnlich kalt war, so wurde meine Gesundheit durch diese Entbehrung nicht gebessert. Am nächsten Tage hatten wir glücklicherweise nur 26 km zurückzulegen; dennoch marschirten meine Leute jämmerlich. Wir machten des Morgens in Samburu halt, einem lieblichen Platz mit früher cultivirten jetzt verwilderten Gärten. Es fand sich leidliches Wasser in gewissen Felsspalten und wir machten uns daran, unser Mittagessen zuzubereiten. Wir warteten auf die faulenzende Karavane bis 4 Uhr nachmittags, dann aber verliess mich die

Geduld und ich benutzte den kühlen Nachmittag, um bis zum nächsten Lagerplatz weiter zu humpeln. Um Mitternacht waren sie endlich alle wieder beisammen, ich beschloss aber von jetzt an, um nicht länger gleiche Angst auszustehen, hinter statt vor der Karavane zu marschiren, und keinen am Wege zurückzulassen; dann kam ich wenigstens immer zugleich mit meinem Gepäck an. Am andern Tage brachte ich diesen Vorsatz zur Ausführung, doch waren die ersten Ergebnisse nicht sehr ermuthigend. Ungefähr jede halbe Stunde pflegten die Rabai-Leute ihre Lasten abzuwerfen und sich zu einem Schläfchen im Schatten niederzulegen. Weil diese abwechselnden Siestas das gleichmässige Fortschreiten der Karavane sehr behinderten, so widersetzte ich mich dem und schlug vor, alle zwei Stunden gemeinsam zu rasten, dann aber ununterbrochen weiter zu gehen. Da die Rabai-Leute indessen anderer Ansicht waren, so fand ich jetzt an jeder Biegung des Pfades eine Traglast ohne den Träger und hörte auf Befragen, dass der weiland Inhaber in den Busch verschwunden sei. Zuletzt zählte ich fast ein Dutzend solcher verlassener Traglasten und setzte mich verzweifelnd am Wege nieder, ohne zu wissen was nun zu thun sei. Indessen standen meine Sansibarer mir bei wie gute Trümpfe, viele von ihnen nahmen eine Extralast auf die Schulter, und so brachten wir alle unsere Sachen zum nächsten Lagerplatz nach Siwani.

Hier kamen wir in der Dämmerung an, obgleich der eigentliche Tag kaum aufhörte, weil der Mond glänzend hell schien. Ich konnte jetzt eine Musterung meiner Leute vornehmen und die Traglasten neu vertheilen, damit für morgen alles flott ginge. Zuletzt zog ich mich in mein Zelt zurück, völlig erschöpft sowol von körperlicher Anstrengung als von geistiger Sorge. Als ich mich auf mein Bett warf oder vielmehr unwillkürlich darauf zutaumelte, fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe und hatte nur noch so viel Kraft, meinem Diener zu befehlen, die Weinkiste zu öffnen und mir etwas Champagner zu geben. Als eine Flasche Moët und Chandon entkorkt und ein Sturzbecher (denn ein zierliches Champagnerglas hatte ich Aermster ja nicht!) ausgetrunken war, verspürte ich eine so zauberische Wirkung, wie nur dem Haschisch

folgen soll, den der Alte vom Berge seinen betrogenen Anhängern spendet. Bevor das schäumende Getränk über meine Lippen kam, war ich ein armes verzweifeltes Geschöpf von Erde, irdisch denkend und durch körperliche Anstrengung und geistige Niedergeschlagenheit an den gemeinen Erdboden gefesselt; sobald ich aber den funkelnden Wein hinuntergestürzt hatte, fühlte ich mich verwandelt, umgestaltet. Meine fiebertrockene Haut durchbrach ein angenehmer Schweiss, der launische Puls nahm einen kräftigen regelmässigen Schlag an — die Ohnmacht war verflogen. Ich fühlte mich im Stande überallhin zu marschiren, und meine entzündeten geschwollenen Füsse schmerzten auch nicht mehr. Ich verzehrte mein Abendbrot in einer Art ruhigen Entzückens, kleidete mich nachher wie im Traume aus und versenkte alle meine Sorgen in einem Lethe von Schlaf. Und diese glückliche Veränderung bewirkte ein einziges Glas Sekt in einem leeren Magen!

Sollten einige meiner Leser an diesem Lobgesang (den ich fast Wort für Wort meinem Tagebuch entnommen habe) Anstoss nehmen, so mögen sie mich wohl dahin verstehen, dass ich das Lob des Champagners als Medizin, nicht als tägliches Getränk singe. Keiner kann strenger als ich den täglichen oder auch nur häufigen Genuss alkoholischer Getränke in heissen Klimaten verwerfen! Ich glaube, dass im allgemeinen und unter gewöhnlichen Umständen in Afrika ein Mann sich zu seinem eigenen Vortheil völlig des Genusses von Wein, Bier oder Spirituosen enthalten kann. Aber gerade wenn man sich selten einen starken Trunk erlaubt, und sich in einem Zustande völliger körperlicher oder geistiger Erschlaffung, besonders nach wiederholten Fieberanfällen, befindet, so gibt es kein besseres anregendes Mittel als ein wenig guter Champagner. Ich habe Fälle in Afrika, im Westen wie im Osten, erlebt, wo ein in einem fast hoffnungslos entscheidenden Zeitpunkt dargereichtes Glas Sekt einen Menschen im versinkenden Zustande erhascht und dem Leben wiedergegeben hat. Ich hatte nur ein Dutzend Flaschen zum Kilima-Ndjaro mitgenommen — und weiter keinen Wein — und habe von diesem Dutzend 11 Flaschen in verschiedenen kritischen Momenten meiner abenteuerlichen Wanderungen ausgetrunken, wenn ich

fühlte, dass meine körperlichen Kräfte mich verliessen. Schon das Bewusstsein, dass man ein solches Reizmittel zur Hand hat, spannt die Nerven zu geistigem Vertrauen an, und der glückselige Glaube an seine souveräne Herrschaft erfüllt einen mit dem entzückenden Bewusstsein, dass selbst der Tod vor einem Becher Champagner Reissaus nimmt.

Der Name unsers letzten Lagerplatzes „Siwani" hat einen angenehmen Klang für das Ohr des durstigen Reisenden, denn übersetzt bedeutet er „am Pfuhl" und zeigt folglich die Nähe von Wasser an. Aber günstige Umstände ausgenommen ist dies doch nicht der Fall an diesem Platze, sondern Tara, eine Tagereise von Siwani, war zufällig die letzte Stelle, wo wir unsere Kürbis- und Lederflaschen hatten füllen können. Infolge dieses Wassermangels mussten wir die Strecke von Siwani bis Maungu (dem nächsten Wasserplatz) in einem Tage zurücklegen, und bedurfte es für den 50 km langen Weg eines Schnellmarsches von 13 Stunden. Meine Leute hatten mich in stillschweigender Uebereinkunft in Unwissenheit über diese unangenehme Nothwendigkeit belassen, aus Furcht ich möchte, wie es auch zweifellos geschehen wäre, darauf bestehen, diese Strecke Siwani-Maungu durch einen Nachtmarsch zu bewältigen — eine Leistung, die sie im höchsten Grade verabscheuten, selbst wenn sie beim Schein des Vollmonds vollführt wurde, weil sie wie die meisten Afrikaner eine abergläubische Furcht vor der Nacht haben. Da sie sich recht wohl bewusst waren, welch lange Strecke wasserlosen Gebiets zu durchwandern war, bis wir die Maungu-Berge erreichten, so waren sie plötzlich auf und beflissen, bevor der Führer riefe aufzubrechen, und als ich endlich aus jenem traumlosen Schlafe erwachte, den ich dem zeitgemässen Schluck Champagner verdankte, befand ich mich deshalb fast allein, während ein seltenes und ungewohntes Schweigen im Lager herrschte. Der Anführer der Karavane hockte an der Aussenseite des Zeltes und wartete geduldig mein Erwachen ab. Der indische Diener und der Oberkoch schafften rüstig am Frühstück, während gerade Hände genug zurückgeblieben waren, mein Zelt, Bett und Kochgeschirr fortzuschaffen.

Als ich die Ursache erfuhr, warum die Träger verschwunden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren, zog ich, weit entfernt solchen ungewohnten freiwilligen Eifer zu tadeln, mich hastig an, schlang mein Frühstück hinunter und bereitete mich auch vor zu dem langen vor uns liegenden Tagemarsche. Die glänzenden schrägen Strahlen der seit einer Stunde aufgegangenen Sonne beleuchteten die Landschaft in so reizender Weise, dass die Absicht, 50 km bis zum Abend zurückzulegen, sowol möglich als leicht auszuführen schien. Die Luft war frisch und leicht, und entweder hatte der Trunk vom gestrigen Abend oder der Uebergang von der glühendheissen Atmosphäre der Küste in das anregendere Klima des Hochlands meinen Gliedern Stärke und meinem Herzen Muth zurückgegeben, genug, ich griff längs des rothen Pfades mit der Geschwindigkeit von 5 km die Stunde aus und hatte meine Freude an dieser Uebung. Dieses Tempo brachte mich bald in die Nähe des Nachtrabs der Karavane, welche mit der ersten Dämmerung aufgebrochen war, dessen Energie aber nach einem Schnellmarsch von zwei bis drei Stunden dahingeschwunden war. In stumpfer Ergebung lag schon eine Anzahl Männer am Wege, nachdem sie zuerst, um einen mässigen Durst zu löschen, in einigen Schlucken den Rest des Trinkwassers verzehrt hatten, welcher für den ganzen Tag reichen sollte; und nachdem dies vollbracht war, bereiteten sie sich vor, in völliger Hülflosigkeit nebeneinander liegen zu bleiben, weil sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlten, 40 km bis zu der nächsten Wasserstelle vor uns zu marschiren oder 40 km zur letzten hinter uns zurückzulegen.

Beiläufig muss ich hier bemerken, dass diese Träger der Ostküste gleich den meisten Afrikanern ohne alle Voraussicht dahinleben, und solange sie dem Bedürfniss des Augenblicks genügen können, sich wenig um zukünftige noch nicht gefühlte Mängel kümmern. Auf langen Tagereisen hat man, sobald sich kein Wasser längs des Weges findet, die grösste Noth damit, die Leute davor zu bewahren vor Durst zusammenzubrechen und zu sterben, weil selbst wenn sie mit einem reichlichen Vorrath von Trinkwasser in ihren Kürbisflaschen aufgebrochen sind — welcher, wenn sparsam genossen, vollständig für die Zeit ausreichen würde — sie trotz aller Warnungen und Verbote die kostbare Flüssigkeit vergeuden, ihren Durst

bei jeder leisen Mahnung löschen und alles Wasser in wenigen Stunden verbrauchen; nachher, während des nun folgenden langen wasserlosen Marsches, möchte es einem das Herz im Leibe umkehren, wenn man ihre Leiden sieht, wie sie mit trockener geschwollener Zunge, gesprungenen Lippen und blutunterlaufenen Augen den staubigen Pfad entlang stolpern.

So ging es her auf jenem fürchterlichen Marschtage nach Maungu. Gegen Mittag, als die Sonne in strenger weisser Hitze strahlte, als der Himmel so heiss war und so funkelte, dass er alle Farbe verlor und einem silbernen Schilde zu gleichen schien, als die niedrigen buschigen Mimosen keinen schützenden Schatten unter ihren dornigen Zweigen gewährten, als ein Entrinnen vor dem überwältigenden funkelnden Sonnenschein unmöglich war und der hartgebackene erhitzte Boden mir die Stiefelsohlen zu versengen schien, und die sich vorwärts quälenden Leute sich auf ihren Füssen erheben liess wie der sprichwörtliche tanzende Bär — da begann ich selbst daran zu zweifeln, ob ich meine Gesellschaft unvermindert nach Maungu schaffen würde, weil es jetzt nutzlos war, mit der grämlichen Langsamkeit vieler Träger zu hadern, welche vorzogen, trotz aller harten Worte und Schläge an dem Wege liegen zu bleiben, statt geduldig und ununterbrochen vorwärts zu arbeiten in der Richtung nach dem Wasser und der wohlverdienten Ruhe. In heller Verzweiflung liess ich sie deshalb liegen, wo sie sich hingeworfen hatten, und nahm statt weitern Trostes ihre Versicherung gläubig hin, dass sie in den kühlern Stunden des Tags nachfolgen würden. Mir selber wurde allmählich auch der Lauf verzweifelt lang bis zum nächsten Wasservorrath, und ich fing auch an, schmerzlich an Durst zu leiden. Eine Untersuchung meines Vorraths von der kostbaren Flüssigkeit enthüllte die erschreckende Thatsache, dass kein Tropfen übriggeblieben war, denn der Mann, welcher meine Flaschen und die Kalabasse trug, bekannte sich schuldig, zum Verschwinden derselben beigetragen zu haben. Das war eine ernste Sache; aber wenn ich den Mann auch durchpuffte, so verminderte ich den zunehmenden Durst damit nicht. Alles was geschehen konnte, war geduldig aber unab-

lässig in der Richtung auf Maungu weiter zu marschiren. Da war keine Zeit, etwas zum Mittagsessen zu kochen; ich langte mir eine Büchse mit Hasensuppe aus meinem Rucksack heraus, öffnete sie und trank die unverdünnte Flüssigkeit aus. Die nicht ausgetrunkene Flasche Champagner theilte und verzehrte ich mit meinem geduldigen tamulischen Diener; sie verlieh unsern ermüdeten überhitzten Körpern eine künstliche Stärke und regte die Geister so an, dass wir Mann für Mann überholten, bis wir an die Spitze der Karavane gelängten.

Bald jedoch musste ich immer häufiger ausruhen, zuletzt halt machen, und bei jeder noch so wenig schattigen Stelle Athem schöpfen. Da machten mein junger Tamule und mein erster Sammler mir den Vorschlag, sie wollten allein vorangehen und zu mir zurückkehren, sobald sie Wasser gefunden hätten. Ich nahm das Anerbieten an und befand mich bald ganz allein. So mühsam forthumpelnd, beständig ausruhend und mit närrischer Hartnäckigkeit meiner durstigen Phantasie fortwährend lebhafte Bilder kühlender Getränke vormalend, quälte ich mich weiter den schwülen Nachmittag hindurch, hartnäckig an meinem Entschluss festhaltend, nicht klein beizugeben, bis ich in messbarer Entfernung vom Wasser sei. Zuweilen gab ich doch nach — streckte mich in den schwachen Schatten eines blattlosen Busches und lag dort einige Minuten, vergeblich versuchend, die trockenen Lippen mit der verdorrten Zunge zu befeuchten, und hoffend, dass mit Anbruch der Nacht und ihrer thauigen Kühle ich den verzehrenden Durst bewältigen würde. Dann kamen die kleinen geschmeidigen Eidechsen an mich heran und beschauten mich, den Kopf auf die Seite gelegt, mit ihren klugen Augen, als wenn sie mich foppen wollten; eine zornige Ameise stach mich in die heisse Hand, welche ich weit von mir gestreckt hatte, als wenn sie nicht zu mir gehörte, sogar unbekümmert auf einen gar nicht bemerkten Ameisenhügel gelegt hatte, bis ich zuletzt, noch müder von der keine Erholung gewährenden Pause, mich wieder auf die Füsse erhob und wie im Todeskampfe einige Minuten weiter hinkte, wie es immer geht, wenn man mit Blasen bedeckten Füssen eine kurze Ruhe gestattet und dann beginnt weiterzugehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch ich will den Leser mit der übrigen Erzählung von diesen sehr gewöhnlichen alltäglichen afrikanischen Leiden verschonen, so verlockend es für mich auch ist jetzt darüber nachzugrübeln, nun ich sie in England beschreibe, wo der Durst beinahe erwünscht kommt, wegen der vielen angenehmen Mittel, mit welchen man ihn löschen kann. Ich will annehmen, dass ich einen felsigen Fusspfad entlang gestolpert bin im scheidenden Tageslicht, und die letzten müden Meilen des Tags bei steigendem Monde zurückgelegt habe, und zuletzt mich in einem sonderbaren Dickicht von dornigen Bäumen und seltsamen Euphorbien am Fusse der Berge von Maungu befand. An dem Lagerplatz, wo die meisten Karavanen halt machen, sehe ich ein kleines Feuer brennen, ein Mann sitzt, ein Mann liegt daneben. Der erstere ist einer meiner Naturaliensammler, und der andere mein indischer Diener, Wirapan, der in Ohnmacht gefallen ist. Ich frage den Sammler, einen Mann Namens Athmani, und er theilt mir mit, das Wasser befinde sich in einem schalenartigen Becken auf der Spitze des Berges (welcher gegen 1500 m hoch ist) und dass sein Kamerad und Genosse Mabruki fortgegangen ist, um Wasser zu holen. Man denke sich, dass man 50 km marschirt ist, um Wasser zu suchen, und hört jetzt, dass das Wasserbecken 1500 m über einem liegt!

Mit welcher Geduld ich auf die Rückkehr des Wasserträgers gewartet haben würde, weiss ich nicht, aber gerade zu dieser Zeit kam einer meiner Träger an und warf seine Last mit einem müden Seufzer von sich. Ich erinnerte mich mit Freuden des Inhalts des lumpigen Sacks, den er trug, und entnahm ihm rasch einige Kokosnüsse. Eine Kürbisflasche mit ihrer Milch füllend war ich im Stande, meinen und meines wieder erwachten Dieners Durst zu mildern, und wir brachten dann gleichmüthig die halbe Stunde hin, welche es dauerte, bis Mabruki von seiner Suche zwischen den Felsen von Maungu zurückkehrte und Flaschen voll köstlichen Wassers, klar und kalt, mitbrachte.

An diesem Lagerplatz verblieben wir bis zum Nachmittag des folgenden Tags, um die Ankunft der Nachzügler abzuwarten, aber meine Geduld war zuletzt erschöpft und ich be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schloss mit wenigen Begleitern nach Ndara weiterzugehen, der nächsten Lagerstelle, wo wir uns in einem bewohnten Lande und in angenehmerer Umgebung befinden würden; die Vegetation in der Nähe von Maungu ist nämlich ganz besonders abstossend und hässlich, da sie einem verzauberten Walde gleicht, und die Wasserzufuhr sich dürftig und schwierig erwies. Ich übertrug meinem Anführer und einigen Begleitern, nach den noch fehlenden Leuten zu suchen, ging im Mondschein auf Ndara los, und schlief einige Stunden vor Tagesanbruch. Am frühen Morgen überstiegen wir eine felsige Bergkette und bekamen auf der Höhe einen Ausblick über die Ebene und das Hochplateau von Teita. Dort erfreute sich unser Auge an Gruppen wirklich grüner und schattiger Bäume, und entzückt schauten wir auf die ersten Zeichen unverkennbarer Bodencultur. Weiterhin begegneten wir einigen Eingeborenen, hässlichen fast nackten Gestalten, sehr schwarz, mit grossen Perlenringen in ihren weit durchbohrten Ohrlappen, begrüssten sie mit überströmender Herzlichkeit und veranlassten sie dadurch, uns nach unserm Lager mit einigen Lebensmitteln zu folgen (besonders süssen Kartoffeln und Maiskolben), da wir in unserer Freude, dass wir eine bewohnte Gegend erreicht hatten, ein liebenswürdiges Verlangen darnach verspürten, mit ihren Bewohnern uns auf guten Fuss zu stellen. Wir schlugen das Zelt am Fusse des Ndara-Berges auf, neben einem Pfuhl schmutzigen Wassers, wohin grosse Viehheerden zur Tränke kamen.

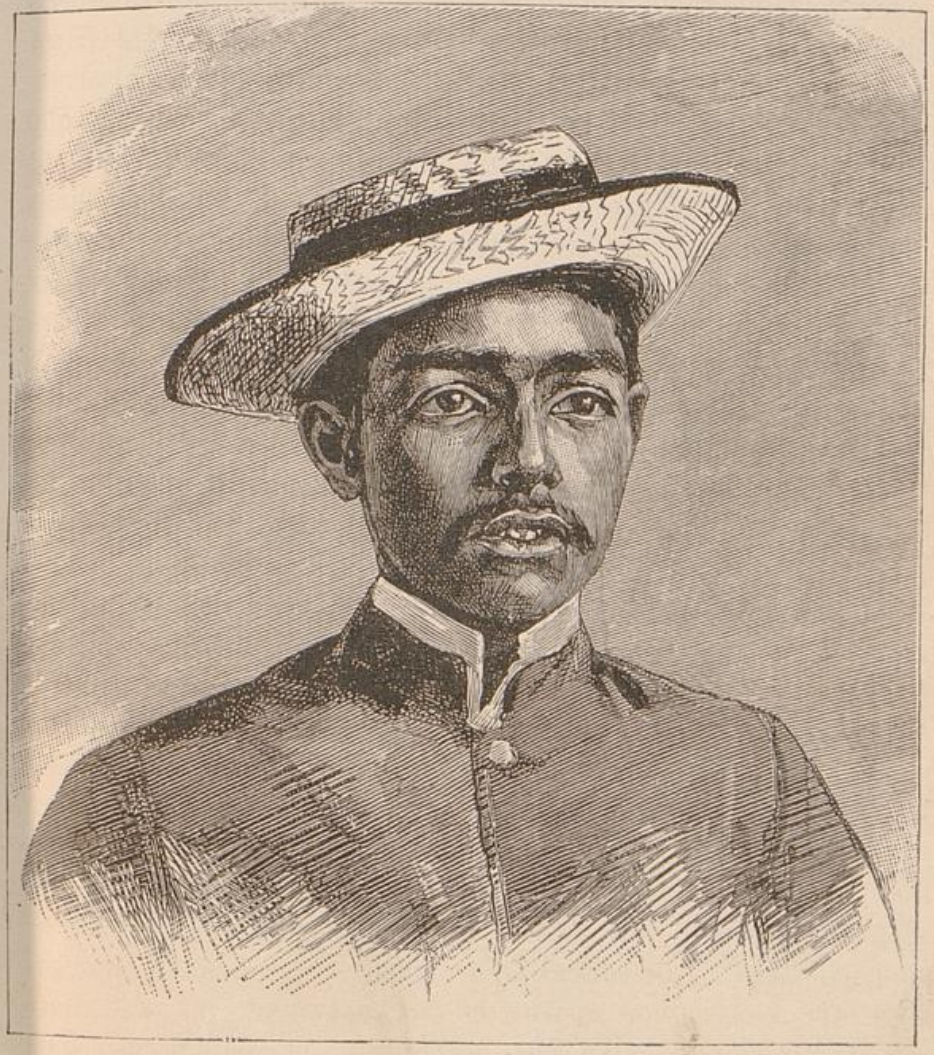
In dieser malerischen Berg- und Waldgegend mit ihren lieblichen wilden Blumen verweilte ich zwei Tage lang und hatte zuletzt meine Karavane wieder um mich versammelt. Maungu wäre beinahe zum Moskau für meine kleine Armee geworden, indessen hatte ich am Ende nur wenig Leute und Waaren verloren. Zwei oder drei Träger waren unter Zurücklassung ihrer Bürde zur Küste zurückgelaufen, während zwei Bösewichter, welche einen Behälter mit Spiritus für naturhistorische Zwecke trugen, denselben angezapft und von dem Alkohol getrunken hatten; seltsam genug hatten sie dies ungewöhnliche Gelage überlebt.

Bevor ich deshalb Ndara verlasse, möchte ich die Ge-

legenheit benutzen und etwas ausführlicher die Leute schildern, welche mir zu den steilen Abhängen des Kilima-Ndjaro folgen, und von deren Treue das Schicksal der Expedition vollständig abhängig ist. Der Anführer der ganzen Karavane war Kiongwe, ein freundlicher offener junger Mann von etwa 32 Jahren, welcher lange am Kongo gedient und Stanley auf seiner ersten Fahrt dahin begleitet hatte; zum Beweis dessen trug er einen massiven silbernen Ring. Kiongwe — dessen Name im Suaheli-Dialekt soviel wie „dickköpfiger Esel" bedeutet, und welcher deshalb von seinen Untergebenen höflicherweise Schaongwe gerufen wird, damit dieser Name nicht zu wörtlich genommen werde — war ein gutmüthiger, artiger und leidlich tapferer Bursche, auf dessen Ehrlichkeit man sich jedoch nicht durchaus verlassen konnte, weil er dann und wann ein unwiderstehliches Verlangen danach trug, sich etwas von seines Herrn Tüchern und Perlen anzueignen. Dennoch war er ein guter Anführer, denn abgesehen von seiner eigenen gelegentlichen Unehrlichkeit, wachte er gut darüber, dass kein anderer stehle. Der zweite im Commando war Abdallah, auch ein alter Kongo-Reisender und ein gelernter arabischer Schreiber. Kiongwe in Höflichkeit und Sanftmuth des Benehmens übertreffend, litt auch er an einem gewissen Mangel an strenger Ehrlichkeit, war aber im ganzen genommen ein recht guter Kerl. Seine Manieren und seine Lebensweise waren ganz hoffärtig, wie die eines Gentleman, und an seinem Leibe trug er sich unter allen Umständen sauber und sogar geputzt. Ohne im geringsten fromm zu sein hatte er einen gewissen Geschmack am Gebet, und alle Mussestunden brachte er zu mit dem raschen und glatten Hersagen von Koransprüchen. Ich fragte ihn einst, welches sein Lebensideal sein würde. „Kusoma Muungu, sikusote" — „Immer zu Gott beten", antwortete er, und zwar mit dem heuchlerischen Ton der Selbstzufriedenheit in seiner Stimme.

Dem Range nach folgten darauf Mabruki und Athmani, zwei Präparatoren, welche im Gefolge mehrerer früherer afrikanischen Reisenden eine rohe Kenntniss von der Zubereitung zoologischer und botanischer Gegenstände sich erworben hatten. Die Vorgeschichte dieser beiden Herren wird im Verlaufe dieses Reise-

berichts offenbart werden. Meine zwei Köche verdienen kurze Erwähnung. Faradji, der ältere, war ein geschäftiger alter Mann vom Stamme Yao, welcher Cameron quer durch Afrika begleitet und darauf im dreijährigen Contract am Kongo gedient hatte. Er war der stärkste Mann in der Karavane, und



Wirapan, mein tamulischer Diener.

sein einziger Fehler bestand darin, dass er den Haushalt auf etwas grossem Fusse führte, sodass er und seine Collegen stets ihren reichlichen Antheil von den Resten meines Mittagsessens bekamen. Sephas, der jüngere Koch, in dem weichen Idiom der Sansibarer oft Sephassi genannt, war

ursprünglich ein freigelassener Sklave vom Njassa-See. Auf der Nassick-Mission in der Nähe von Bombay erzogen, hatte er das Kochen so gut erlernt, dass er stets gute Stellungen erhielt. Er hatte England besucht und sich dort gewisse nützliche Füllwörter angeeignet, welche ihm als vermehrende oder vermindernde, verstärkende oder verändernde Beiwörter dienten und sein einfaches Englisch recht ausdrucksvoll gestalteten. Im Range den bereits genannten Männern, deren Gagen alle besonders bestimmt waren, nachstehend, kam eine Schar Sansibarer, welche auf Avancement dienten, vorläufig aber jeder 5 Dollars monatlich bekamen. Unter ihnen hatte ich bereits einige als gute Diener oder biedere gewissenhafte Leute erkannt, besonders Ibrahim und Kadu-Stanley. Ibrahim hatte den Spitznamen „Mdschekesadji", ein Wort, welches man in Steere's Wörterbuch übersetzt findet mit „ein lustiger, lachender Bursche". Kadu-Stanley war dadurch ausgezeichnet, dass er ein alter Diener Stanley's war, dem er von Mtesa, dem König von Uganda, geschenkt worden war. Hinter den Sansibarern folgte die Schar der Rabai- und Mombas-Leute, welche sich nur durch ihre hoffnungslos schlechten Anlagen und die sonderbare Vermischung christlicher und heidnischer Namen, die sie trugen, bemerkbar machten. Ich hatte sie blos gemiethet, um meine Vorräthe nach dem Kilima-Ndjaro zu tragen, und als wir das Ziel erreicht hatten, nahm ich ohne Bedauern von ihnen Abschied.

VIERTES KAPITEL.

VON TEITA ZUM KILIMA-NDJARO.

Nachdem wir wieder einmal unsere Leute versammelt, die Lasten neu vertheilt und der gütigen Fürsorge eines zeitweilig oben auf dem Berge Ndara wohnenden Missionars anvertraut hatten, was wir jetzt nicht fortschaffen konnten, machten wir uns auf zu einem Tagmarsche nach Mwatate, der uns durch dichtes dorniges Gebüsch, felsige Engpässe und ausgetrocknete Flussläufe führte, bis wir endlich zu meiner Freude den ersten Kanal mit fliessendem Wasser entdeckten, dem wir seit dem Verlassen der Küste begegneten. Seine Ufer waren gerodet und bebaut; auf einer gebrechlichen hölzernen Brücke setzten wir über den Bach und marschirten durch Maisfelder und Dickichte von Zuckerrohr bis zu unserm Lagerplatz unter einem schattigen Baume. Hier begrüssten uns höchst artige Eingeborene; wir bezahlten ihnen den kleinen Tribut als Entschädigung dafür, dass wir über ihr Land gingen und von „ihrem“ Wasser tranken, und erfreuten uns darauf einer willkommenen Rast in einer ruhigen schönen Umgebung. Am andern Tage marschirten wir durch eine schweizartige Landschaft von Gebirgspässen und sehr fruchtbaren Thälern und kamen schliesslich nach Bura, einem Lagerplatz am Fusse der merkwürdig zugespitzten Berge gleichen Namens. Hier wäre es beinahe zu einem Scharmützel mit den Eingeborenen gekommen, welche eine ausserordentlich hohe Bezahlung für das Recht verlangten, aus ihrem Flusse zu trinken. Indessen erhielt unsere entschlossene Haltung den Frieden, und bald standen wir mit den Wateita auf ausgezeichnetem Fusse, da

wir ihnen zu guten Preisen Geflügel, Mais und Honig abkauften. Am Morgen folgten wir dem kleinen Flusse Bura einige Kilometer weit, und vertieften uns, nachdem wir seinem Gürtel reichen majestätischen Waldes widerstrebend Lebewohl gesagt hatten, entschlossen in die wasserlose Wildniss, welche uns noch vom Fusse des Kilima-Ndjaro trennte.

Obgleich die vor uns liegende Tagereise weit länger war als jener fürchterliche Marsch nach Maungu, so litten wir doch nicht so von Anstrengung und Durst, weil ich meine Leute jetzt gut in der Hand hatte und mich vorher sorgfältig vergewisserte, dass keiner ohne einen genügenden Vorrath an Wasser abmarschirte. Das Land, durch welches wir kamen, war in der That eine Wildniss, hatte aber doch ein etwas parkartiges Ansehen. Es war völlig entblösst vom Unterholz; schlanke Bäume mit cederartigen Kronen wuchsen in regelmässigen Zwischenräumen, und sahen wegen der gleichförmigen Folge von gleichartigen rothen Stämmen und glänzendem grünen, dichten Laub einer ungeschickt gemalten Landschaft ähnlich. Andere auffällige Züge der Gegend waren die rothen hohen Ameisenhügel, und in seltsamer Nachahmung die ebenfalls grossen rothen Antilopen, eine Art Hartebeests[1], welche in Gestalt den Giraffen mit ihren abschüssigen Hintertheilen, hohen Schultern und langem Hals ähnlich sahen. Da ihre Farbe tief rothbraun war und sie bei Annäherung der Karavane eins neben dem andern wie festgenagelt dastanden, so war es wirklich sehr schwer und mitunter verwirrend zu unterscheiden, was ein Hartebeest und was ein Ameisenhügel war, denn das lange Gras, welches die Beine der Antilope verbarg, liess nur eine rothe höckerige Masse zu sehen übrig, welche, solange sie sich nicht bewegte, sehr gut für einen Hügel rother Erde gehalten werden konnte, welchen die weissen Termiten aufgeworfen hatten. Die unbewusste Nachäfferei war zuweilen um so lächerlicher genau, weil die scharfgespitzten flaggenartigen Blätter einer Art Meerzwiebel — einer Liliacee — welche häufig den Gipfel eines Ameisenhügels krönte oder an seinem Fusse wuchs, den Hör-

[1] *Alcelaphus Cokei.*



ANTILOPEN (HARTEBEESTS) UND AMEISENHÜGEL. S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



ANTILOPEN (HARTEBEESTS) UND AMEISENHÜGEL. S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nern einer Antilope ähnlich sah, welche bald den Kopf erhoben hatte oder tief unten weidete. Die Aehnlichkeit war durchaus kein Gebilde meiner Phantasie, denn sie täuschte auch die scharfen Augen meiner Leute; und immer von neuem setzte sich ein Hartebeest in zwanzig Schritt Entfernung in Bewegung und galopirte davon, während ich geduldig einen Ameisenhügel beschlich, und auf meinem Bauch durch Dornen und Aloë dahinkroch, um schliesslich zu finden, dass die vermuthete Antilope eine unregelmässige Masse rothen Lehms war.

Die grosse Ebene zwischen der Landschaft Teita und dem östlichen Fusse des Kilima-Ndjaro strotzt von Wild, besonders wo das Land sanft nach dem Jipe-See abdacht, welcher nach Süden zu wie ein schmaler silberweisser Streifen hervorblickt, zwischen einer Einfassung von düsterm grünen Wald und der dunkeln Mauer der Ugweno-Berge. Während wir dahinmarschirten, defilirten Heerden von Hartebeests, Gnus, Elenantilopen und Büffel vor uns und gingen langsam ihres Weges auf den von ihnen selber niedergetretenen Fusspfaden zu dem gewohnten Trinkplatze, wo viele von den armen Thieren sicher ihr Leben einbüssten; denn dort in dem Waldtunnel, durch welchen die durstigen Geschöpfe zum Wasser eilen, lauern im Hinterhalt die Löwen, die Leoparden und die menschlichen Jäger, bewaffnet mit vergiftetem Pfeil und dem breiten spitzen Speer. Aber so sehr auch das scharfe Verlangen nach Wasser sie blind macht gegen die Gefahr, sobald sie sich ihrem Ziele nahe wissen, waren sie doch jetzt aufmerksam genug, und ihre Wächter hielten scharfen Ausguck auf unsere Bewegungen; blos die flüchtigen Zebras — die neugierigsten Thiere der Welt — wagten ihr Leben, indem sie herangalopirten, um die vorüberziehende Karavane zu betrachten. Der Anblick von all diesem Wild war mächtig genug, selbst in der Seele des abgejagtesten Reisenden das Jagdfieber zu erwecken; und so unangenehm ich es auch empfand, im Staube hinter der Karavane einherzutrotten, und mich dagegen zu wehren mich niederzuwerfen und den spärlich gebotenen Schatten an irgendeiner Stelle zum Ausruhen zu benutzen, so machte ich doch dann und wann einen Ausfall gegen eine sich wundernde Antilope, welche gaffend in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

einiger Entfernung dastand, schnaubend und gelegentlich muthwillig mit den Vorderfüssen stampfend, über die seltsame unerklärliche schlangenartige Linie von weissgekleideten Menschen, welche sich langsam über die Ebene dahinwand. Aber meine Pürschversuche und Schnappschüsse waren zu ungedul-



dig und übereilt, als dass sie einen wirklichen Erfolg hätten haben können. Auf einer afrikanischen Reise ist es wirklich nicht leicht, einen täglichen Fussmarsch von 30—50 km mit



Zebras.

der Ausübung der Jagd zu verbinden, besonders wenn man das Bewusstsein mit sich herumträgt, dass jeder Aufenthalt von einer Minute, welcher uns von unserm Wasservorrath trennt, gefährlich werden kann. Man verlässt den Pfad einen Augenblick, um gerade eine Gruppe Zebras zu beschleichen, welche nur 200 m entfernt grast, und man denkt sich, wenn man nur

bis zu jenem Ameisenhügel kriechen und sich dahinter verbergen könnte, dass man dort prächtig zum Schuss kommen würde. Nun, der Ameisenhügel ist bald erreicht, aber die Zebras haben sich ein wenig weiter hinweg begeben, und jetzt steht nur ein krüppeliger Mimosenbaum zwischen uns und unserm Ziel. Es sind ja doch nur einige wenige Schritte bis man dahin gekrochen ist und, hinter seinen Zweigen weg, feuern kann. Man erreicht den Baum, aber gerade in dem Augenblick wo man im Begriff ist die Flinte zu erheben, knickt ein dürrer Zweig ab, und die Zebras setzen sich in Bewegung und traben eine Strecke weiter. Jetzt ist es freilich zu weit, um einen Schuss zu wagen, weil aber das Wild ruhig und ohne Argwohn wiederum weidet, so kann man recht wohl ein wenig näher schleichen und dann feuern. So geht es dann im Grase auf allen Vieren weiter, man kriecht dahin, fortwährend die Hände auf grausame Dornen oder scharfe Zweige drückend, so oft sie den Boden berühren; der Rücken schmerzt auch infolge der schlangenartigen Haltung, welche man annehmen muss, und wenn man zuletzt vorsichtig den Kopf über das Gras erhebt und frei auszuschauen wagt, so sind die Zebras schon wieder weiter gegangen, und man kriecht entweder in unvertilgbarer Jagdlust wieder hinter ihnen her oder gibt verzweiflungsvoll thörichterweise auf einen entfernten Punkt Feuer und fehlt natürlich, worauf alles, was von den gejagten Thieren übrigbleibt, nur in einer leichten Wolke von rothem Staub besteht, die in der heissen Luft dahängt. Und nun kommt man erst zum vollen Bewusstsein der Thorheit, die Karavane verlassen zu haben. Wie heiss plötzlich die Sonne sticht! Wie die Blasen an den Füssen schmerzen, während man durch das zertretene Gras auf der alten Spur zurückhumpelt und natürlich ein Dutzend male über nicht gesehene Baumstümpfe und Steine stolpert; zuletzt wird endlich der Pfad erreicht und man erblickt die Karavane, welche in weiter Ferne wie einige wenige weisse Punkte aussieht, aber diese weissen Punkte eilen jetzt mit beschleunigter Eile vorwärts, gerade als wenn sie wüssten, dass ihr mühselig hinter ihnen her hinkt, und als ob sie es euch für die vielen male heimzahlen wollten, wo sie, ermüdet und haltmachend von euch, dem

gepäcklosen und frischen Manne, unbarmherzig vorwärts getrieben wurden. Und dann schwört ihr aus vielen fühlbaren Gründen, dass nichts euch wieder von dem Wege fortlocken soll, denn selbst wenn ihr etwas schiessen solltet, könnt ihr die Karavane stundenlang aufhalten, bis das Fleisch gekocht und die Haut eingesalzen ist? Natürlich nicht, also — da unterbrecht ihr diese Grübeleien, indem ihr voller Aufregung euerm Diener zuruft: „Holla! he da! Das kann ich nicht ansehen. Gib mir meine Büchse — Pst! Siehst du nicht die Säbelantilope dort drüben, unter dem Schatten des grossen Baums“ — und eilends zielend gebt ihr Feuer und — Hurrah! die Antilope fällt, augenscheinlich verwundet, aber ach! nicht auf den Tod, denn auf nimmt sie sich und weg ist sie, bevor der nächste Schuss ihr den Rest gibt, und einfältig genug vergesst ihr darüber eure wunden Füsse und alle Anstrengung und lauft mit ihr um die Wette über Stock und Stein, bis ihr einmal wieder euch überzeugt habt, wie vergeblich es ist, die Sorge um eine marschirende Karavane mit dem Vergnügen der Jagd zu verbinden.



Die Säbelantilope.

Die Expedition hatte sich durch die heissen Ebenen von Landjora einen schwülen Nachmittag hindurch weiter gequält, und machte nun gegen Abend halt, um ihre vielen Bündel zwischen den staubigen Büscheln verdorrten Grases am Fusse eines grossen Mimosenbaums abzuwerfen. Nur eine Stunde durften wir ruhen, denn das Wasser lag zwei Tage hinter uns und einen langen Tagemarsch vor uns, und wir wollten deshalb unsere ermüdeten Glieder nur solange auf dem holperigen Boden ausstrecken, bis die nach Sonnenuntergang eintretende Dunkelheit von dem aufgehenden Vollmonde vertrieben würde. Nachher wollten wir unter seinen kühlen Strahlen die halbe Nacht hindurch auf unser Ziel zu weiter marschiren und uns dadurch den langen Marsch durch die Sonnenhitze des kommenden Tags

abkürzen. Der Tag war schwül gewesen und obgleich die Regenzeit vorüber war, so zeigte der westliche Himmel doch eine Masse finstern Gewölks, welches an einer Stelle des Horizonts sich besonders schwarz und dicht zusammenballte. Ich kannte den Grund davon, und was jene Wolkenmassen mir eifersüchtig verbargen, gleich den Höflingen und Beamten, welche die Person mancher östlichen Potentaten umgeben; darum sehnte ich mich, nachdem ich so manche mühselige Meile zurückgelegt hatte, um den grössten schneebedeckten Berg von Mittelafrika zu sehen, ungeduldig nach einem riesigen Besen, um die schweren Nebel und Dünste vom Himmel wegzufegen, welche ihn jetzt vor meinen Augen verbargen.

Langsam erhob sich im Osten eine Kugel von gelb-weisser Farbe und stieg empor in die Wolken, von wo aus sie ein sanftes Licht hinunterschickte und uns den Pfad durch die Ebene zeigte, der sich gleich einer gekrümmten Schlange nach Westen wand; unter vielen ungeduldigen Seufzern und Brummtönen nahmen die müden Leute ihre Lasten auf, und ich, nicht weniger müde, aber gezwungen meinen Trägern ein ermuthigendes Beispiel zu geben, erhob mich auf meine wunden Füsse und hinkte vor der Karavane her, welche, einmal wieder in Bewegung, kleinmüthigen Herzens bis Mitternacht dahintrottete. Endlich konnten wir nicht weiter, machten deshalb Feuer an, um die wilden Thiere abzuhalten, und legten uns nieder, um bis zur Morgendämmerung zu schlafen. Mit der sinkenden Temperatur der ersten Stunden erhob sich ein frischer Wind von der erhitzten Ebene und fegte die Wolken vom Himmel, mit Ausnahme jedoch der Masse, welche hartnäckig sich an dem Kilima-Ndjaro festklammerte. Fieberhaft und übermüdet konnte ich nicht schlafen, und sass da und beobachtete den Himmel in Erwartung der Dämmerung. Meine hundert Leute schnarchten rund um mich herum, und die Nacht war nichts weniger als still, denn die Hyänen lachten abscheulich in der Finsterniss jenseits des Ringes unserer verlöschenden Feuer. Um 5 Uhr weckte ich meinen Diener Wirapan, und während er meinen Morgenkaffee bereitete, fiel ich in Schlaf, aus welchem er mich in der Dämmerung erweckte, um nach dem Horizont zu zeigen, wo sich im Nord-

westen ein seltsamer Anblick darbot. „Laputa!“ rief ich aus, und weil Wirapan, obgleich er seinen „Robinson Crusoe“ und „Tausend und eine Nacht“ in seiner Muttersprache gelesen hatte, doch nichts von „Gulliver's Reisen“ gehört hatte, so belehrte ich ihn über die berühmte hängende Insel in Swift's Phantasie, und erklärte ihm meinen Ausruf durch den Hinweis auf den jetzt sichtbaren Kilima-Ndjaro, welcher mit seinen beiden Spitzen, dem Kibo und Kimawensi und der dazugehörigen Bergmasse, sich hoch über eine horizontale Wolkenlinie erhob, und auf diese Art, anscheinend völlig von der Erde unter ihm abgetrennt, so seltsam der magnetischen Insel Laputa glich.

Der Kilima-Ndjaro sah in dem frühen Morgenroth zauberhaft aus mit seinem schneebedeckten Krater, welcher sich schwach röthlich gegen einen tief blau-grauen Himmel abhob, an welchem der blasse und verblichene Mond abwärts sank, und die Sterne eben noch zu unterscheiden waren; aber als das stärkere Licht des Tages durchdrang und die den Fuss des Berges verhüllenden Wolken verschwanden, enttäuschte mich sein Anblick gar sehr. Infolge einer atmosphärischen Täuschung schien der in Wirklichkeit etwa 60 km entfernte Berg sich hinter einer entfernten Gruppe von Bäumen direct aus der Ebene zu erheben, und seine grössere Schneespitze, die so durchaus einem Krater ähnlich sah, sowie auch der niedrigere und zackigere Kimawensi sahen so hart und gemein aus wie die billigen italienischen Wasserfarbenbilder des Vesuv, welche mit ihrem „Körperton“ jedes luftigen Effects bar sind. Der Kilima-Ndjaro war von hier aus gesehen nicht imposant, und ich mochte kaum länger an seine grosse Höhe glauben, da er nicht weiter von uns entfernt zu sein schien als jene Gruppe von Bäumen dort. Sobald es wärmer wurde, verbarg er sich wieder einmal hinter einer Wolkenschicht, und ich marschirte etwas enttäuscht weiter, meinem Ziele entgegen.

Seit den zwei Tagen, dass wir die Berge von Teita verlassen hatten, durchquerten wir eine wasserlose, mit armseligem schmutzig-braunen oder gelb-weissen Grase und grauen verwelkten Bäumen bestandene Ebene, welche nicht die Spur wirklichen Grüns aufzuweisen hatte; als wir aber



ERSTER ANBLICK DES KILIMA-NDJARO. S. 66.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



ERSTER ANBLICK DES KILIMA-NDJARO. S. 66.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nunmehr zu einem 50 km vom Kilima-Ndjaro entfernten Punkte gelangten, nahm die Landschaft ein angenehm verändertes Aussehen an.[1] Schlanke schattige Bäume warfen einen willkommenen Schatten über das kurze Gras, welches von den zahlreichen Antilopenheerden wie in einer Wildbahn knapp abgefressen war. Die Sträucher waren lebhaft grün und einige trugen Büschel hellfarbiger Blumen. Die zahlreichen Vögel auf den buschigen Bäumen bezeugten die Nähe des Wassers — wir waren in der That zu einem kleinen Zufluss des Jipe-Sees gelangt — und das Gefühl, den Qualen des Durstes nunmehr entronnen zu sein, erhöhte die Annehmlichkeit des Morgenmarsches und verhiess für die Zukunft weniger anstrengende Tagesarbeit. Ich begann deshalb in der strengen Aufsicht meiner Leute etwas nachzulassen, und weil ich wusste, dass wir so nahe unserm Ziele uns nicht mehr zu beeilen brauchten, so schlenderte ich gemächlich vor der Karavane her, als plötzlich mein Diener Wirapan mich auf die Schulter klopfte und fragte: „Was ist das für ein grosses Thier, Herr?“

Ich sah den Weg vor mir entlang und erblickte zu meinem grossen Erstaunen einen Löwen, welcher ruhig vor uns her trottete. Als er den Klang einer Stimme hörte, sah er sich gleichgültig um, warf einen durchdringenden Blick auf uns, schritt zaudernd ein wenig aus und blieb wieder stehen, um uns noch einmal zu betrachten. Eine tolle Lust befiel mich zu feuern, und obgleich meine Jagdbüchse hinten bei der Karavane war, nahm ich dem Diener mein Snidergewehr ab, zielte hastig und schoss. Sobald der Rauch sich verzog, sah ich den Löwen in grossen Sätzen über die niedrigen Gebüsche wegspringen, woraus ich schloss, dass ich gefehlt hatte. Er verkroch sich in eine dichte Masse stachlicher Akazien und verblieb dort. Als mein erster Sammler herangekommen war, folgten wir ihm nach seinem Schlupfwinkel, und ich will gern gestehen, dass mir gar nicht wohl dabei zu Muthe war, weil wir in dem dichtverschlungenen Gezweig buchstäblich nichts

[1] Wir kamen in den wohlthätigen Wirkungsbereich des Berges und waren in die Zone beständiger Feuchtigkeit gelangt, welche die schneebedeckte Hülle des Berges umgibt.

erkennen konnten, während ein unheilverkündendes Knurren an unser Ohr schlug, ohne dass wir den Ort zu errathen vermochten, woher der Ton zu uns gelangte, so seltsam charakterlos war er. Wir beschlossen deshalb uns mit gebührender Vorsicht einstweilen zurückzuziehen und überliessen den König der Thiere achtungsvoll sich selber, bis wir den Hauptweg wieder erreicht hatten, auf welchem die Masse der Träger ängstlich den Ausgang des Zusammentreffens abwartete. Da ich nicht um die Beute geprellt sein wollte, schlug ich einen regelrechten allseitigen Angriff vor, um den Löwen aus seinem Versteck herauszutreiben, aber niemand wollte sich mit dem Vorschlage befreunden, mit Ausnahme meines indischen Begleiters, der aber der Aufgabe nicht gewachsen war, und so musste ich widerwillig auf die lustige Löwenjagd verzichten.

Am Nachmittag dieses Tages, welcher so aufregend, zuerst mit dem Anblick des Kilima-Ndjaro, darauf mit dem Löwen begonnen hatte, liessen wir jede Spur von Unfruchtbarkeit hinter uns — selbst die Mimosen und Akazien änderten ihr Aussehen und verschönerten sich, indem sie mehr Blätter und weniger Dornen bekamen — während der Weg sich durch herrliche Laubgänge luftiger schattenreicher Bäume wand. Nachdem wir eine Reihe von Tagen durch eine sonnenverbrannte Wildniss marschirt waren, ruhten meine angegriffenen Augen mit Entzücken auf dem weichen Grün dieses üppigen Pflanzenwuchses, während meine Füsse nicht länger auf steiniger Strasse unter einer versengenden Sonne wanderten, sondern einem weichen laubbedeckten Pfade im tiefsten Schatten nachfolgten. Wir waren jetzt zum Grenzbezirk von Taweta gekommen; bevor wir aber wirklich in dieses afrikanische Paradies eintreten konnten, mussten wir vor einem Thore im Walde halt machen, wo der Pfad durch einen ungeheuern Aufbau von Baumstämmen verlegt war. Nur eine winzige Oeffnung befand sich darin, welche einen 1 m hohen deltaförmigen Eingang bot, und durch diesen mussten wir uns alle hindurchwinden und kriechen, wobei einige Traglasten kaum hindurchzubringen waren, so kunstvoll wir sie auch hin- und herdrehten.

Nachdem diese erste Schranke passirt war, befanden wir

uns in einer kleinen viereckigen Kammer, buchstäblich eingeschlossen zwischen zwei Thorwegen, in welcher man zu Kriegszeiten raubsüchtiger Gelüste verdächtige Besucher betrachten und befragen konnte, bevor der weitere Zutritt gestattet wurde. Hier befand sich jedoch niemand, um uns in diesem Thorwege auszuforschen, weil die Passvorschriften Tawetas in den letzten Jahren ziemlich lässig gehandhabt wurden; vor wenigen Jahrzehnten war indessen dieses sinnreiche Hinderniss gegen den freien Zutritt das einzige Schutzmittel gewesen, mit dessen Hülfe die armen Tawetaner sich der erbarmunglosen Angriffe der Räuberbanden der Massai erwehrt hatten. Indem sie diese hölzernen Bauten quer über die einzig praktikabeln Zugänge zu ihrer Waldfeste anlegten, brachen sie den ungestümen Angriff dieser Räuber und konnten obendrein viele von den in Verwirrung gerathenden Massai erschiessen, bevor jene Banden um die Schranke herum kriechen oder dieselbe zerstören konnten. Weil die Massai niemals ihre Speere werfen, sondern sie und die meisten andern ihrer Waffen lediglich zum Handgemenge benutzen, so sind sie natürlich im Nachtheil gegen einen Gegner, welcher sich hinter einer leichten Befestigung verschanzt hat und seine Feuerwaffen zu gebrauchen versteht.

Durch ein zweites bequemes Thor tretend befanden wir uns mitten vor den Bananenpflanzungen, welche sich mit ihrem glänzenden Grün von dem stattlichen Walde im Hintergrunde abhoben. Hier und da standen kleine Gruppen bienenkorbähnlicher Hütten auf der Lichtung, umgeben von hohen hölzernen Gehegen. Bei der Annäherung an Taweta hatten wir eine Gewehrsalve abgefeuert, um durch das in dem Walde endlos widerhallende Bum! Bum! den Eingeborenen zu verkünden, dass Fremde mit friedlichen und freundschaftlichen Absichten angekommen seien, welche gern Handel treiben wollten. Als ich gerade vermittelst eines querüber gelegten schlüpfrigen Bananenstammes über ein schmales Bächlein setzte, entdeckte ich die ersten Eingeborenen, welche sich aufgemacht hatten, unsere Karavane in Augenschein zu nehmen, und als ich in die Höhe blickte, und sie mein weisses Antlitz und die fremde Gewandung sahen, entfuhr ihrem weiten Munde

ein froher Ausruf des Erstaunens, und sie eilten vorwärts, mich bei der Hand zu fassen und dieselbe zu schütteln.

Dies ungewohnte und deutliche Willkommen gab mir gleich zu Anfang einen angenehmen Eindruck von Taweta, welcher, wie ich zu meiner Freude sagen kann, mit der Zeit immer besser wurde. Die Bewohner dieser Landschaft zeichnen sich jedoch nicht blos durch Bonhommie und eine freundliche Naturanlage, sondern auch durch andere Eigenschaften aus, welche sich bei näherer Betrachtung mir alsbald aufdrängten. Zunächst tragen sie allgemein das Haar in langen Strängen, während die kurzen wolligen Theile mit fettem rothen Lehm zu zahllosen Rattenschwänzen vereinigt werden. Allgemein waren ein oder zwei Schneidezähne der obern Kinnlade ausgestossen, die Ohrlappen mit hölzernen Rundstäben und Ringen erweitert, und schliesslich kannten die Wataweta gleich den meisten Bewohnern des östlichen Innerafrika (ungleich denen des Westens) keine Spur von Schamgefühl. Ich könnte mich leicht etwas zarter ausdrücken, indem ich den Mangel aller Kleidung hervorhöbe, aber das träfe nicht das rechte, weil viele Eingeborene Tücher oder Häute auf den Schultern trugen, sei es zum Schmuck oder wenn die Witterung infolge der von dem schneebedeckten Berge herunter wehenden Winde kühl war.

Ich fühlte mich bei den Wataweta sofort heimisch, weil sie durchaus vertraut waren mit der Suaheli- oder Küstensprache — dem Französischen des östlichen Afrika, und da ich auch darin bewandert war, so konnten wir uns alsbald eifrigst unterhalten. Darum schwatzten denn auch die Eingeborenen, welche zu unserer Begrüssung herausgekommen waren und neben mir her schlenderten, um mich zum Lagerplatz zu geleiten, lustig darauf los, und forschten nicht allein mich aus, sondern gaben auch weitere Auskunft. Eine der ersten Fragen war: „Wie heisst du, weisser Mann?“ „Johnston.“ „Jansan“, schrien sie lachend auf. „Ei dann bist du ja Tamsan's Bruder!“ Joseph Thomson war auf seinem Wege nach Massai-Land durch Taweta gekommen und hatte einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen; weil wir seltsamerweise beide weiss waren und unsere Namen in der Aussprache der

Eingeborenen sich nur durch den Anfangsbuchstaben unterschieden, so lag nach dem Urtheil der Eingeborenen die Schlussfolgerung nahe „wir stammten von derselben Mutter!“ Es hätte ja nichts genützt, sie von dieser glücklichen und erklärlichen Vorstellung wieder abzubringen, darum nahm ich die angetragene Verwandtschaft an und bald war es geschäftig in ganz Taweta verbreitet, dass Bwana Tamsan's Bruder angekommen sei, und viele von Thomson's alten Freunden drängten sich um mich, um mich zu begrüssen.

Unser fast viereckig gestaltetes Lager wurde in einer Ecke einer grossen Lichtung aufgeschlagen, auf welcher einige Suaheli-Kaufleute auf ihrem Wege ins Massai-Land eine zeitweilige weitläufige Unterkunft in palmengedeckten Hütten geschaffen hatten, um ihre Weiber und Concubinen während ihrer Abwesenheit in der Wildniss dort unterzubringen. Sobald mein Zelt aufgeschlagen und meine Waaren angemessen verstaut und der Aufsicht eines Vertrauensmannes übergeben waren, theilte ich an die hungerigen Träger der Karavane eine Brotration aus. Zu dem Ende wurde eine Traglast geöffnet und jedem Manne drei Ellen (oder „Hände“ wie sie sagen) weissen amerikanischen Stoffs eingehändigt, wofür sich jeder hinreichende Lebensmittel auf drei Tage kaufen konnte. Nachdem die Vertheilung des Zeugs beendet war, zerstreuten sich die Leute für den übrigen Theil des Tages, um auf dem Taweta-Markt zu fourragiren, und ich konnte mich meinen eigenen Angelegenheiten widmen und meine neuen Bekannten empfangen. Zuerst jedoch wurde das Zelt geschlossen und ich nahm ein gutes und hocherwünschtes Bad, denn seit dem Abmarsch von der Küste war das Wasser ein so kostbarer Artikel gewesen, dass wir nicht hätten eine Tasse davon zum Waschen gebrauchen mögen. Hier aber floss ein herrlicher, krystallklarer Bach; und hätte nicht ein freies Bad in demselben im jetzigen Augenblick gar zu viel Aufsehen erregt, so würde ich dasselbe unbedingt einer beengten Abwaschung im heissen Zelte vorgezogen haben. Immerhin war eine Abwaschung dieser Art und ein vollständiger Wechsel der Kleidung schon sehr erfrischend, und als mein Zelt endlich wieder geöffnet wurde für das Publikum und ich vor den Aeltesten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Taweta mich in meinem Lagerstuhl präsentirte, war ich überzeugt, dass mein weisses Gesicht einen etwas hellern Ton als bei meiner Ankunft zeigte. Diese kleine Colonie ruhiger Ackerbürger, die man Taweta nennt, ist dadurch von den benachbarten Staaten unterschieden, dass sie eine Republik oder ein Gemeinwesen vorstellt, welches von einer Oligarchie von vier bis fünf „Wesi" oder „Aelteste" genannten einflussreichen Männern eher regiert als beherrscht wird. Taweta wird bewohnt von zwei deutlich verschiedenen Rassen — den Wakwavi, einem Stamm angesiedelter Massai, welche sich aus gesetzlosen Räubern in ehrliche fleissige Landbebauer umgewandelt haben, und den eigentlichen Wataweta, einem Stamme der Bantu-Familie, welche ihrer Herkunft nach zu den Akamba weiter im Norden und den Wadjagga des Kilima-Ndjaro gehören. Die Wataweta sind den Wakwavi an Zahl überlegen und die Mehrzahl der Aeltesten gehört jenem Stamme an. Diese Würdenträger waren gekommen, um mich mit kleinen Geschenken und Gaben zu begrüssen, welche sie für mich als annehmbar ansahen; natürlich erwarteten sie ein entsprechendes Geschenk von mir. Ein Mann hatte ein blökendes widerstrebendes Schaf mitgebracht und band es an die Zeltpflöcke. Ein anderer warf mir ein paar Hühner in den Schos, deren Beine fest zusammengebunden waren, die im übrigen aber in ihrem Gleichmuth sich nicht stören liessen, da sie alsbald neugierig nach den Knöpfen meiner Jacke pickten. Ein drittes Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Taweta zeigte auf einen Korb mit Maiskolben als sein Geschenk u. s. w. Jeder empfing dagegen von mir den zweifachen Werth seiner freiwilligen Gabe in Gestalt von Tüchern und Perlen, leider aber stellten sie sich, wie ich zu meinem Bedauern über die afrikanische Unsitte berichten muss, anfangs unzufrieden mit dem Gegengeschenk und versuchten um etwas mehr zu feilschen, bis sie die Vergeblichkeit dieser Bemühungen einsahen, sich alsbald in das Unvermeidliche ergaben, und dann seelenvergnügt über das Erhaltene fortgingen. Der Rest des Tages wurde dazu verwandt, Lebensmittel einzukaufen, während ich die ungewohnte Ruhe dazu benutzte, neue Kräfte zu sammeln, und mich mit keiner ernstern Arbeit abgab, als einige Vögel abzubalgen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am andern Morgen nahmen wir gegen $7^1/_2$ Uhr den Weg zum Kilima-Ndjaro wieder auf. Ich wollte mich am Hofe Mandara's vorstellen, des Fürsten von Moschi, eines am südlichen Abhange des Berges liegenden Staates. Bis zu meiner Rückkehr von Ostafrika war über die politischen Zustände am Kilima-Ndjaro so wenig bekannt geworden, dass man gemeinhin annahm, es gebe blos einen hervorragenden Herrscher in dieser Gegend, nämlich Mandara, den Fürsten von Moschi, welcher Briefe und Geschenke mit Sir John Kirk ausgetauscht und wol jeden der vier oder fünf Europäer, welche sich dem Kilima-Ndjaro jemals näherten, bei sich gesehen hatte. Der Weg zu seinem Ländchen führte erst in westlicher dann in nordwestlicher Richtung von Taweta aus, und die zurückzulegende Entfernung betrug 43 km.

Nach Aufbruch aus dem Lager hatten wir zuerst den Fluss Lumi zu überschreiten, über welchen eine sonderbare Brücke gelegt war. Einige Jahre vorher wurden die Wataweta häufig von wiederholten Hochfluten belästigt, sodass die Furt durch den vom Schnee des Kilima-Ndjaro genährten Fluss gefährlich und selbst unmöglich zu passiren war, infolge dessen die Verbindung zwischen beiden Hälften der Colonie öfters völlig unterbrochen wurde. Die Idee, den 5 m breiten Bach zu überbrücken, lag jedoch zu hoch für den Geist eines Eingeborenen, und deshalb schlossen die Aeltesten von Taweta einen Vertrag mit einem Suaheli-Kaufmann, die Arbeit für sie auszuführen. Der Preis sollte ein Stier sein. Der Händler in Elfenbein und Sklaven besann sich nicht lange, wie das Ding zu machen sei. Er wählte einen der schönsten und geradesten Stämme aus, welche am Flussufer wuchsen, machte sich mit seinen Leuten daran ihn umzuhauen, und legte ihn nach einer Anzahl Axthieben nahe der Wurzel nieder. Der Baum fiel gerade quer über den Fluss von Ufer zu Ufer, die überflüssigen Aeste seiner laubreichen Krone wurden abgekappt und eine Brücke, wie die Eingeborenen sie nur wünschen mochten, war fertiggestellt. Da jedoch der Baumstamm so rund wie ein Cylinder geblieben und durch den beständigen Uebergang mit nackten Füssen ganz glatt und schlüpfrig geworden war, so bot er dem Fuss nur einen unsichern Halt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und weil ein Sturz von irgendeiner Stelle der Brücke gefährlich werden konnte, so zog ich es vor, den Bach, statt auf dem Baumstamm, auf dem Rücken eines Eingeborenen zu passiren, obgleich die ganze Karavane mit den schweren Traglasten auf dem Kopf ihn ohne Unfall überschritt.

Jenseit des Flusses marschirten wir etwa 4 km durch einen äusserst prächtigen Wald, in welchem Raphia-Palmen in schönster Entwickelung vorkamen; nachher geriethen wir plötzlich in eine reizlose Wildniss von niedrigem dornigen Gebüsch und grobem Grase. Der Boden stieg gemach vor uns auf zu der ungeheuern Masse des Kilima-Ndjaro empor, welcher wiederum von finstern Wolken verhüllt war. In mittlerer Entfernung erkannten wir zerrissene Ketten zackiger Berge, vermischt mit vereinzelten Spitzen und Hügeln von kegelförmiger Gestalt, woraus man entnehmen durfte, dass nach einer zeitweiligen oder dauernden Unterbrechung des Ausbruchs vulkanischer Massen aus den beiden Riesenkratern des Kibo und Kimawensi die Krankheit der Erde sich Luft gemacht habe durch kleinere Pusteln und Warzen, aus welchen die zerstörenden Laven sich über die zitternde Oberfläche ergossen, und dass das gegenwärtige Aeussere des Berges und seiner Nachbarschaft die Narben und verhärteten Krusten der jetzt zusammengeheilten Beulen und Geschwüre der Erde vorstelle. Wir. marschirten wol 16 km weit über eine wenig anziehende Landschaft, die wasserleer und wenig besser als eine Wüste war. Die Berge waren spärlich besetzt mit traurigen grau aussehenden Bäumen, die fast laublos oder allenfalls mit dürftigen olivengrünen Blättern bestanden waren. Auf den wellenförmigen Ebenen an ihrem Fusse gab es wenig, was das einförmige Gelb des verwelkten Grases hätte unterbrechen können. Dann und wann sah man einen Strauch oder verstümmelten Stamm einer Bauhinia mit ihren zweigespaltenen Blättern, welche ebenso wenig Schatten boten als das dürftige Laub der Eucalypten oder einer dornigen Mimose mit ihren platten Kronen und rothen Stämmen, welche den Bäumen in der Arche Noah der Kinder verzweifelt ähnlich sahen, oder als die wenigen unansehnlichen namenlosen Gebüsche mit ihren glänzend grauen Blättern, welche denen

der meisten Pflanzen in halbwüsten Ländern auf ein Haar gleichen. Ein- oder zweimal kreuzten wir das trockene Bett eines Bergstromes und fanden darin einen mannichfaltigern, obwol nicht gerade hübschen Pflanzenwuchs. Kriechende Euphorbien mit fleischigen, schlangenartigen, gewundenen Stengeln, mit fürchterlichen Stacheln, schlängeln sich triumphirend über widerstandsunfähiges Gebüsch; Akazien, welche aus schierer Bosheit fast alle Blätter abgeworfen hatten, um ihre ganze Productionskraft auf die Entwickelung schrecklich wirksamer Dornen zu concentriren, warfen ihre grausamen Fanghaken über den Pfad, und zerrissen im Vorbeigehen unsere Gesichter, Hände und Kleidungsstücke. Andere Pflanzen vom Geschlecht der Lilien (entartete und verzauberte Mitglieder einer schönen Familie) wuchsen dort wie Schwerter, welche mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt waren, und wehe dem unvorsichtigen Fussgänger, welcher mit seiner Hand die Spitze ihrer starren, messerartigen Blätter berührte, — ihre rapierartigen Spitzen durchbohrten seine Hand so rasch wie ein Schwert von Stahl. Aber als wir einen sich in die Ebene verlaufenden Hügelrücken überstiegen hatten und unser Weg an der andern Seite etwas abwärts führte, verlor dieser phantastische Pflanzenwuchs, welcher sich für den Burgfrieden des Verstecks eines mittelalterlichen Ungeheuers zu eignen schien, seinen abstossenden Charakter, und mischte sich mit Gräsern von lebhaftem Grün, bis wir zu unserer Freude 1 km weiter voraus einen Gürtel von dichtem dunkelgrünen Laub unterschieden, den untrüglichen Vorboten von Wasser in diesen afrikanischen Wildnissen. In der That brachte uns ein Weg von einigen Minuten aus dem blöden weissen Glanze der nebelhaften Mittagszeit in der offenen schattenlosen Wüste zu einer kühlen köstlichen Laube mit tiefem grünen Schatten, in welchem zuerst, so gross war der Gegensatz, wir unsere Augen schlossen und keine Einzelheiten erkennen konnten; dann aber sah ich einen klaren, durchsichtigen Bach über kleine Steine dahinschlüpfen, oder stille ruhige Pfuhle bilden, zwischen grünen Mauern biegsamer, kräftiger Baumstämme, welche in Farbe und Glanz dem Gestein selber glichen. Oft wurde die Strenge dieser breiten hölzernen Bollwerke durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiche Laubmassen gemildert, welche von den kleinen obern Zweigen herunterhingen und mit lieblichen und phantastischen Einzelheiten die etwas steifen Umrisse der Aussicht durchbrachen. Von den den Bach umsäumenden Baumstämmen waren einige von besonders grossem Umfange. Zuweilen waren sie von schmarotzenden Feigen umfasst, welche sich um ihr stolzes Opfer, vegetabilischen Boa-Constrictors gleich, herumwanden oder, wie in der mitgetheilten Skizze, einer ungeheuern, lang ausgestreckten Eidechse glichen. Im Schatten dieser grünen Tunnel, wo der kleine Fluss, den die Suaheli-Kaufleute Mto-wa-Habari, oder Neuigkeitsfluss nennen, sich seinen Weg durch den Waldgürtel bahnt, warfen wir unsere Bürde ab und machten uns daran, unser Mittagsmahl zu verzehren. Nach dem weissen Glanze des schattenlosen offenen Landes und unserm ermüdenden Marsche von Taweta hatte dieser köstliche und kühle Unterschlupf unter einem dichten gewölbten Dom von Laubwald etwas unaussprechlich Angenehmes. Die Leute gingen weiter auf die andere Seite dieses Baches, und kamen mir im Walde aus Sicht; ich errieth ihre Nähe nur aus dem gelegentlichen Murmeln der aus ihrem Lager kommenden Stimmen, und an dem blauen sich kräuselnden Rauch ihrer Kochfeuer, welcher in zierlichen Wolken durch das Netz der blattreichen Zweige emporstieg. Mein tragbarer Tisch und Lagerstuhl war bald losgebunden und ersterer auf einem ebenen Rasenfleck neben dem Wasser aufgeschlagen und rasch bedeckt mit einem schneeweissen Tischtuche aus der Cantine, während mein Diener die emaillirten eisernen Teller nebst Messer, Gabel und Serviette auflegte. Um die Zeit hinzubringen und meinen ungeduldigen Hunger zu vergessen, während die Mahlzeit zu-



Die seltsame Schlingpflanze.

bereitet wurde, setzte ich mich auf meinen Feldstuhl und entwarf die nachstehende rohe Skizze des Baches; aber meine künstlerische Arbeit wurde freudig beiseitegelegt, als es hiess, das Frühstück sei fertig, und ich setzte mich mit wirklichem Behagen an meinen verlockenden Tisch, welcher des weitern mit einem kleinen Bouquet von wilden Blumen geschmückt war, welche Wirapan gesammelt und zusammengesteckt hatte. Will der geneigte Leser vielleicht wissen was ich ass? Gut,



Der Fluss Habari.

ich will mich bemühen, ihm dies eine Mahl zu beschreiben, damit er sich besser vorstellen kann, wie ich gewöhnlich in Afrika unterwegs speiste. Zuerst gab es einen Teller Hühnersuppe, angenehm gewürzt mit Zwiebeln, und mit etwas Maismehl und Reis gebunden gemacht; daneben lagen zwei Schnitte gerösteten Brotes von einem grössern Laib, welches mein Koch während des Aufenthalts zu Taweta gebacken hatte. Nach der Suppe folgte etwas gute Curry von dem Suppen-

fleisch und gewürzt mit Kokosnussmilch, da wir einen Sack Kokosnüsse von der Küste mitgebracht hatten. Nachdem der Curry gegessen war, wurde ein frischer Teller herbeigebracht nebst einer kostbaren alten beuligen Kalabasse, welche halbvoll köstlichen Honigs war, der wie der Duft von Mimosenblüten schmeckt; und nachdem ich etwas davon auf einer Schnitte tawetanischen Brotes gegessen hatte (dies Brot ist werth, dass ich das Recept dazu in Parenthese hierhersetze: 2 Pfund Maismehl, ein halber Becher Palmwein, ein Viertel von einem Straussenei, ein wenig Salz und ein Löffel voll Butter), beschloss ich mein Frühstück mit einer Tasse duftigen Thees, und las dann in einem alten Buche, während meine Leute das Geschirr zusammenpackten und sich wieder auf den Weg nach Moschi machten.

Der Nachmittag war schwül, und wir hatten ein so gutes Gewissen, weil wir 16 km vor dem Frühstück gegangen waren, dass sich eine allgemeine Neigung kundgab, die Dinge einmal leichter zu nehmen; obendrein führte unser Weg uns durch eine viel ansprechendere Landschaft als am Morgen. Wir setzten über einen breitern Fluss (welcher nahe der Spitze des Kilima-Ndjaro entspringt und Kilema genannt wird), dann noch über einen kleinern Bach, und erreichten zuletzt an unserm vorher für die Nacht bestimmten Lagerplatze eine reizende „Fastinsel“ (dies Wort klingt bezeichnender als „Halbinsel“), welche beinahe vollständig von dem kleinen Flusse Mkujuni umgeben war. Man kann sich kaum einen romantisch schönern Platz denken, als auf welchem ich hier lagerte. Er war blos von einer Stelle zugänglich — nämlich wo ein ungeheuerer Baumstamm den dünnen Wasserstrahl zwischen dem Ufer und der Insel überspannte und eine Brücke bildete, über welche man zu- und abgehen konnte. Dieser umgestürzte Baum hatte unsern Lagerplatz zu einer Halbinsel gemacht, denn weil er quer über dem Bach lag, hatten seine untern Zweige wie eine Art Damm gewirkt, indem sie alle von dem Wasser heruntergespülten Steine, Erde und Schutt aufhielten, und so mit der Zeit eine feste Schranke bildeten, welche alles Wasser zwang, um die andere Seite der Insel herumzufliessen. Im Mittelpunkt dieser schönen Halbinsel wuchs ein riesen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hafter Maulbeerfeigenbaum (welcher bei den Suaheli-Händlern diesem Bach seinen Namen gegeben hatte — Mkuju = eine Sykomore; Mkujuni = der Platz neben der Sykomore), und unter dem weiten Dache ihrer mächtigen Zweige lagerte die ganze Karavane, sich unter dem Laubdach über ihren Häuptern hinlänglich gegen das Wetter geschützt haltend.

Unter allen meinen frühern afrikanischen Erfahrungen wüsste ich keine, aus welcher mir bekannt geworden wäre, was es heisst, in wirklicher Gefahr vor dem Angriffe von Löwen sich zu befinden. Der König der Thiere hatte bisher eine herausfordernde Schüchternheit gezeigt und es beharrlich abgelehnt, meine Bekanntschaft zu machen, und zwar in so hohem Grade, dass ich mich wol zu beklagen pflegte, dass mein Wunsch, den Löwen zu Hause kennen zu lernen, nicht in Erfüllung ging, und dass ich ihn besser im heimischen Zoologischen Garten studiren könnte, als in den wüstesten Wildnissen von Afrika. Indessen seit der unruhigen Nacht, welche wir in Mkujuni verbrachten, trage ich kein Verlangen mehr nach Löwenvisiten, besonders in der Dunkelheit der mitternächtlichen Stunden, und will mich gern mit einem gelegentlichen Besuch im Zoologischen Garten begnügen, wo ich diese grösste aller Katzen in einem sichern und bequemen Käfig betrachten kann. Bald nachdem wir uns an jenem Abend zum Schlaf niedergelegt, und die wie ebenso viele Mumien in ihre schmutzigweissen Kleider gehüllten Männer begonnen hatten, um ihre Feuer herum zu schnarchen, und der Anführer der Karavane sich eng in seine wollene Decke einwickelte, wurden wir plötzlich alle durch das fürchterlichste Gebrüll, welches man nur hören kann, zum vollen Bewusstsein erweckt. Obgleich der Löwe, welcher es ausstiess, vielleicht 30—40 m entfernt war, so schien der Klang dieses donnerartigen Gebrülls doch aus unserer Mitte zu kommen. Ich richtete mich auf in meinem Bette und sah verstört um mich, aber weil niemand sich beklagte, dass er gefressen würde, so legte ich mich wieder nieder und fing schon an es für recht interessant zu halten, so recht afrikanisch, voll von Localfarbe u. s. w. Aber nun begann zu unserer Rechten und Linken, an jeder Seite des Flusses, ein lautes Gebrüll wie von einem Chore von Löwen. Dabei war die Nacht noch stark

finster, denn der Mond ging erst gegen Morgen auf. Jenseit des Scheins unsers Kranzes von Feuern konnten wir nichts erkennen. Getrieben von dem Gefühl, dass es verächtlich feige sei, still im Bette zu liegen und zu schlafen, während meine Träger vor Angst zitterten, stand ich jedoch auf, ergriff meine Büchse und feuerte in den Busch, wo das Brüllen am lautesten ertönte. Dies war jedoch, wie meine Leute mir sagten, das unklugste, was ich thun konnte; natürlich tödtete ich niemand, aber der Knall der Feuerwaffe, anstatt die Löwen zu erschrecken, sodass sie stillschwiegen, schien sie erst recht in helle Wuth zu versetzen. Sicherlich hörte ich nie einen ähnlichen Spektakel, als sie machten. Meine Leute versicherten, wir seien von zehn Bestien umringt — vermuthlich unterschieden sie zehnfach verschiedentliches Gebrüll; sicherlich zeigten am nächsten Morgen, als wir die Umgebung unsers Lagers untersuchten, die vielen Fussspuren verschiedener Grösse, welche sich in dem weichen Laubboden des umliegenden Waldes und in dem rothen Lehm der Flussufer bemerkbar machten, mit untrüglicher Sicherheit an, dass ein ganzer Trupp von Löwen während der Nacht in unserer unmittelbaren Nähe gewesen war. Ich bemerkte eine seltsame Thatsache, welche mit der ungesehenen Annäherung dieser Bestien verbunden war. So oft ein Löwe sich an unser Lager heranschlich, und bevor er seine Nähe durch Gebrüll kundgab, wurden wir, wenn wir die Warnung nur hätten verstehen können, auf diese Thatsache aufmerksam gemacht durch das plötzliche nervöse Zwitschern der kleinen Vögel in den Zweigen über uns. Sie riefen durcheinander, vor Furcht zitternd, in allen Tönen, hohen und niedern, unfraglich mit vielem Ausdruck. Bei verschiedenen nachfolgenden Gelegenheiten ist die Annäherung grosser wilder Thiere mir in gleicher Weise verkündet worden.

Der auf die unruhige Nacht folgende Morgen sah uns schon gleich nach Sonnenaufgang unterwegs und zwar alle guten Muths über das bevorstehende Ende des Marsches. Wir gingen etwa zwei Stunden durch eine niedrige waldige Landschaft, bestanden mit buschartigen Bäumen, selten über 5—6 m hoch — einem Unterholz von breitblätterigen Nachtschatten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche so regelmässig und auf einem so fruchtbaren und von allem Unkraut oder Gras freiem Boden wuchsen, dass ich mich zuerst auf einem cultivirten Terrain zu befinden glaubte und diese gut gedeihenden Kräuter für eine Art Taback hielt. Die wilden Blumen (Erdorchideen, Eibisch, Waldrebe und eine Art Sonnenblume) waren sehr hübsch und strahlten in allen Farben. In der Entfernung von einer Stunde von den Grenzen von Moschi theilt sich der Pfad in zwei Wege, von denen der eine direct westlich in die Ebene hinabführt, der andere um den südlichen Abhang des Kilima-Ndjaro herum aufwärts geht. An der Gabelung des Weges trafen wir einige wenig reputirliche Suaheli an, in schäbigen Kleidern (an dem Tragen von Kleidern kann man, beiläufig gesagt, die Suaheli, d. h. die Eingeborenen von der Küste, von den Völkerschaften des Innern unterscheiden) und mit Snidergewehren bewaffnet. Es waren Söldlinge von Mandara, mit Bedacht von jenem Fürsten ausgesandt zu unserer Begrüssung und um uns den rechten Weg zu zeigen. Ihr Gruss war mir jedoch zu vertraulich und unverschämt, und es bemächtigte sich meiner eine düstere Vorahnung, dass diese eilig rennenden Schmarotzer des Herrn von Moschi sich meinem Unternehmen feindlich erweisen möchten. Denn hier im Innern werden weisse Männer von den Küstenhändlern als Spione im Sklavenhandel betrachtet, und obgleich man sie äusserlich liebkost und ihnen aus Furcht schmeichelt, so kommt man ihnen im Stillen doch fortwährend in die Quere und behindert sie auf alle mögliche Weise; besonders sucht man sie von den eingeborenen Fürsten fern zu halten, weil den Suaheli daran liegt, dass diesen kein Licht aufgesteckt werde.

Ich behielt jedoch diese Gedanken für mich, quälte mich den ansteigenden Fusspfad hinauf und bekam nach einstündiger scharfer Kletterarbeit endlich einen Ausblick auf eine zauberisch schöne Landschaft. Bis dahin hatte uns der Weg durch dichtes Gebüsch geführt, welches jede Aussicht in das umliegende Land verhinderte. Jetzt hatten wir eine Lichtung erreicht, in der Nähe des bebauten Landes, und nichts hinderte die Fernsicht. Nordwärts ragten die schweren Massen des Gebirges bis in den Himmel und hüllten die beiden Berg-

spitzen sich auch in dicke Haufenwolken ein; unter ihnen sah man Hügel nach Hügel, Bergrücken nach Bergrücken, in wellenförmiger Abwechselung sich in tiefes Dunkelblau kleiden unter dem schweren Schatten der niedriger hängenden Cumuli. Dann folgten einige Streifen schwarzen, dunkelgrünen Waldes, der noch im Schatten lag, und in mittlerer Entfernung, da wo das Sonnenlicht auf die Landschaft durchbrach, erglänzten hübsche runde Hügel gegen den düstern Hintergrund mit ihren Gruppen smaragdgrüner Bananen als Vorboten der cultivirten Zone. Näher nach uns zu folgten tiefe Schluchten mit zwirnsfadendünnen Wasserfällen und Beständen üppigen Waldes — einige Bäume liess man frei emporschiessen aus religiösen Gründen — weiche sonnige Niederungen, auf denen Ziegenheerden weideten, frisch gepflügte Bodenparcellen, angebaute Felder, mit Hecken eingefasste Wege, und zuletzt der rothe kahle Berg, das herrenlose Land, der Pisgeh, auf welchem wir standen und auf dieses verheissene Land schauten, zu welchem uns 13 Tage mühseligen Marsches durch die Wildniss endlich geführt hatten. Ich unterlag jedoch keinem höhern Verbote es zu betreten, noch sollte mein Stellvertreter den Josua spielen, darum ergriff ich, nachdem alle meine Begleiter zu mir herangekommen waren und sich etwas erholt hatten, von neuem meinen Wanderstab und rückte in Mandara's Reich ein. Eine Schlucht und ein kleiner Bach trennten uns von dem Haufen bienenkorbähnlicher Hütten und Gärten, welche seine Hauptstadt bildeten, aber bevor wir sie überschritten, machte ich halt und befahl eine Salve von 21 Schüssen (Mandara hatte nämlich von den arabischen Händlern gehört, dass so viel Schüsse einem unabhängigen König gebühren und bestand auf dieser Zahl). Nachdem dies erledigt war, erklomm ich den steilen rothen Pfad vor mir und gelangte zu einer Art offenen Grasplatzes, welcher von schönen, sich weit ausbreitenden Bäumen beschattet war. Hier kauerte ein Haufen von Männern, welche ihre Speere mit breiten glänzenden Klingen aufrecht neben sich in die Erde gesteckt hatten. Sie nahmen nur wenig Notiz von mir, da, wie ich hernach hörte, Mandara's Soldaten es unter ihrer Würde halten, sich über irgendetwas zu wundern. Ich musterte sie demungeachtet mit be-

trächtlicher Neugierde. Viele trugen die Kriegsfarben und waren gekleidet wie die gefürchteten Krieger der Massai. Auf dem Kopfe trugen sie entweder einen mächtigen Reif von Straussenfedern oder einen imposanten Kopfschmuck aus der schwarzen und weissen Mähne des Colobus-Affen. Das Fell dieses Thieres mit seinem langen seidenweichen Haar und den vielen Gegensätzen in der Farbe war roh zusammengenommen als Schulterdecke, in der Art, dass ein kurzer Lappen über die Brust herunterhing, und der hintere Theil des Fells den Rücken bedeckte, während über den langen weissen Schwanz des Affen in der Weise verfügt war, dass es aussah als gehöre der Schwanzfortsatz dem Träger selber an. Andere Krieger trugen in Ermangelung von Colobus-Fellen ungeheuere dicke Kragen um Hals und Schultern, welche den Kragen unserer Kutscher glichen. Diese waren gewöhnlich von Hahnenfedern gemacht und schwarz von Farbe, zu anderen aber waren kurze schwarze Straussfedern benutzt. Um die Knöchel trugen sie schmale zusammengeraffte Stücke Ziegenfell, oft in ringförmiger Gestalt — d. h. ein Fetzen von einem Fell mit einem Schlitz darin war mit dem Finger ums Bein gesteckt. Die Ohrläppchen waren mit hölzernen Pflöcken und hohlen hölzernen Ringen ausgeweitet, oder mit einer Unzahl sehr feiner Stahlketten (eigenen Fabrikats) behangen. Verschiedene andere Schmucksachen oder Zaubermittel dienten zum Schmuck des Körpers, aber in allen Fällen waren diese Zierathen und Kleidungsstücke so vertheilt, dass sie durchaus jede Absicht vermieden, dem Schamgefühl zu dienen, da dieses Volk vom Kilima-Ndjaro gleich dem von Taweta keine Idee davon hat, Kleider anzulegen, um etwas zu verhüllen.

Ich hatte keine Zeit zu weitern Beobachtungen, weil wir zu unserm Halteplatz gekommen waren. Nachdem wir die Gruppen der Krieger, deren Anzug oder vielmehr deren Blösse wir soeben beschrieben haben, passirt hatten, kamen wir durch eine Hecke niedriger Drachenbäume und Aloë mit scharlachrothen Blüten, und gelangten zu einem andern freien Platz hinter Mandara's Wohnwesen. Hier sollten wir unser Lager aufschlagen. Das Zelt war bald aufgerichtet und die Ballen

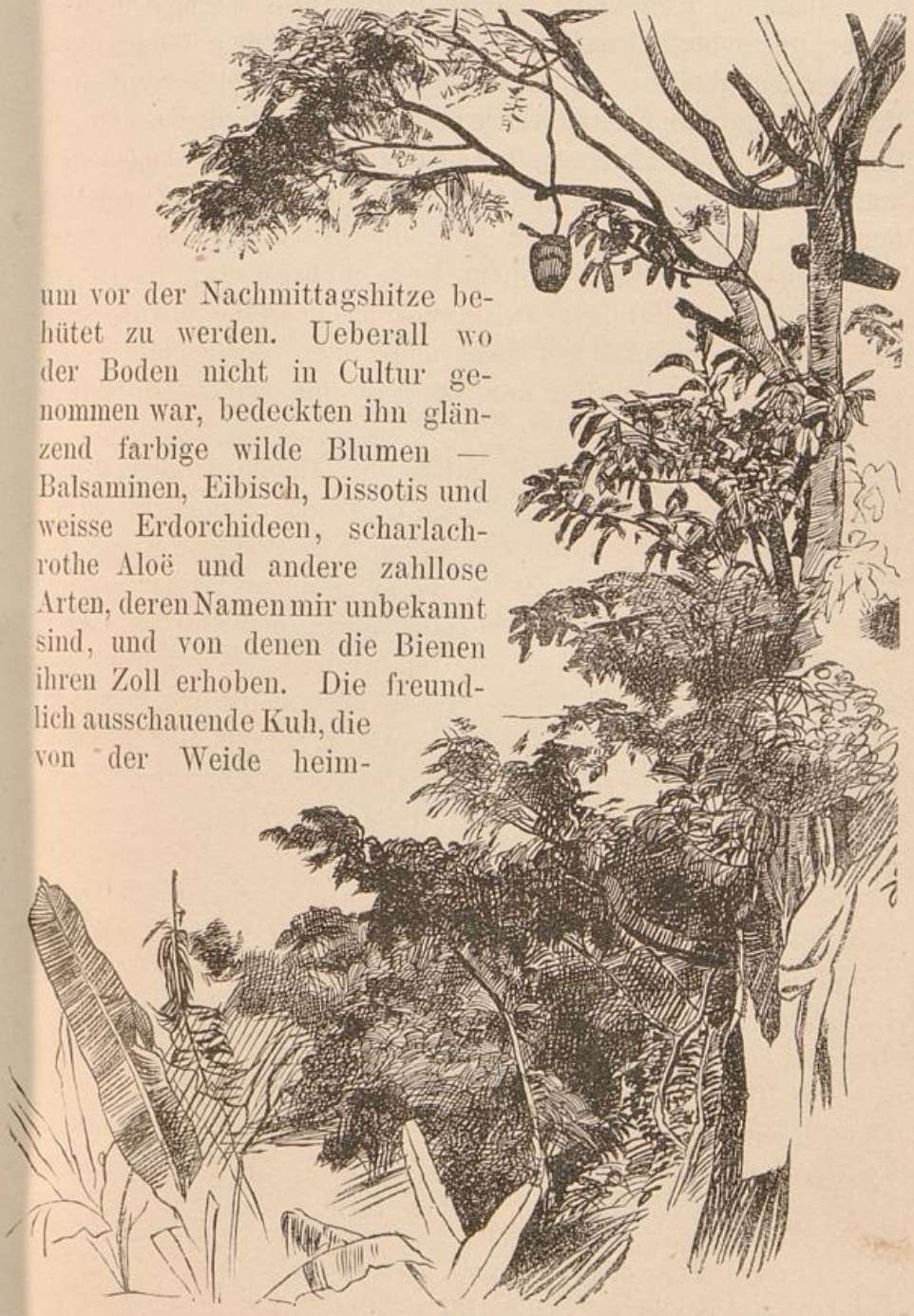
vor ihm aufgestapelt und so dicht als möglich zusammengelegt, damit eine zu rasche Entfaltung unserer Schätze nicht die Habgier zu sehr anregte. Sobald dies besorgt war, meldete sich ein Bote von Mandara und brachte eine widerstrebende Ziege. Das Thier wurde vor meinen Augen geschlachtet, abgehäutet und geöffnet, und ein kleines Stück der Haut dann zu einem Fingerring für mich abgeschnitten, den ich sofort als Zeichen meiner freundschaftlichen Gesinnungen anlegen musste; ein gleiches Stück wurde zu demselben Zweck für Mandara abgeschnitten und ihm überbracht.[1] Dann wurde das Fleisch der Ziege meinem Koch überwiesen, um es zu meiner ersten Mahlzeit zu benutzen; dasselbe erwies sich wirklich als ein köstlicher Bissen, da das geschlachtete Thier ein feister junger Geltling gewesen war, den man ausdrücklich zur Mast gefüttert hatte.

Da man mir mitgetheilt hatte, dass Mandara mir erst am Nachmittag einen Besuch abstatten würde, damit der Gast vorher essen und sich von der langen Reise erholen könne, so hatte ich ein wenig freie Zeit, um mich umzuschauen, soweit es die lachenden, staunenden Haufen des sich um das Lager drängenden Djagga-Volks gestatten würden. Wir waren hier am Fusse des Berges in etwa 1050 m Meereshöhe und genossen eine prächtige Aussicht über die 450 m unter uns liegende Ebene. Ringsum erblickten wir die Anzeichen einer hochgradigen Cultur, und obgleich die Leute nackt waren, so durfte man sie für nichts weniger als Wilde halten. Nirgends gab es eine Ansammlung von Häusern, die man eine Stadt hätte nennen können, sondern das ganze Land war gleichmässig bewohnt, soweit es angebaut war. Ueberall schauten die gelben Dächer der bienenkorbähnlichen Hütten aus den grünen Wedeln der Bananengruppen hervor. Die Felder waren von zahlreichen Rinnsalen für fliessendes Wasser durchschnitten, welches in verschiedenen Höhen von den es spendenden Bächen in den obern Schluchten abgeleitet wurde. Die Luft ertönte

[1] Dieser Gebrauch heisst bei den Wadjagga „Kischonjo". Das Stück Fell wird gewöhnlich vom Vorderkopf genommen und die Ceremonie ist gleichbedeutend mit Blutsbruderschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

harmonisch von dem Gemurmel der hüpfenden Bäche und dem Geläute der Glocken, denn die Heerden wurden gerade von der Weide nach den Häusern der Besitzer zusammengetrieben, um vor der Nachmittagshitze behütet zu werden. Ueberall wo der Boden nicht in Cultur genommen war, bedeckten ihn glänzend farbige wilde Blumen — Balsaminen, Eibisch, Dissotis und weisse Erdorchideen, scharlachrothe Aloë und andere zahllose Arten, deren Namen mir unbekannt sind, und von denen die Bienen ihren Zoll erhoben. Die freundlich ausschauende Kuh, die von der Weide heim-



Bäume mit Honigdosen.

getrieben wurde, versprach reichliche Milch; das Gedränge der Bienen um die Blüten zeigte an, dass auch Honig zu haben sei. Von den Zweigen aller dieser stämmigen Bäume hier herum hingen längliche Kästchen herunter — Schachteln, aus Rinde gemacht, in welchen diese halbgezähmten Bienen ihre Waben anlegten und ihren Honig sammelten. Diese „Honigdosen", von den Eingeborenen „Misinga" genannt, womit an der Küste auch Kanonen bezeichnet werden, sind ganz gewöhnliche Gegenstände in Ostafrika und finden sich stets in der Nähe von Dörfern.

FÜNFTES KAPITEL.

AM HOFE VON MANDARA.

Bevor ich meine erste Zusammenkunft mit Mandara, dem Fürsten von Moschi, beschreibe, wird es passend sein, wenige erklärende Worte über seine gegenwärtige Stellung und seinen frühern Lebenslauf vorauszuschicken.

Auf den Rath von Sir John Kirk hatte ich zunächst meine Schritte nach seinem Königreiche und seiner Hauptstadt gelenkt, denn wir bildeten uns beide ein, dass ich blos diese Persönlichkeit für mich zu gewinnen hätte, um frei und ungehindert über das ganze Gebiet des Kilima-Ndjaro mich bewegen zu können.

Das war jedoch ein grosser Irrthum — obgleich es lange dauerte, bis ich zu dieser Erkenntniss kam — weil Mandara nur über einen sehr kleinen Strich Landes und obendrein nur bis 1800 m Höhe herrschte; da er zudem mit seinen Nachbarn beständig in Fehde lag und sein kleines Königreich sich in fortwährendem Blokadezustand befand, so war sein Schutz, insofern er mir ein ruhiges Wohnen auf den obern Abhängen des Berges sichern sollte, schlimmer als nutzlos. Wäre nicht die gezwungenerweise in Mandara's Land zugebrachte Zeit von geringem Nutzen für naturhistorische Zwecke gewesen — denn ich durfte nicht vergessen, dass ich hierher gekommen war, um hauptsächlich die Alpengegend in der Nähe der Schneelinie zu erforschen, und nicht die reiche, aber gewöhnlichere afrikanische Fauna und Flora in den niedern

Höhenschichten — so würde ich wenig Kummer über die in Moschi verbrachten Monate fühlen, weil ich Mandara für einen der merkwürdigsten Afrikaner halte, welche ich je gesehen habe. Er ist ein Mann, dessen Bild neben verschiedenen seiner Zeitgenossen, Rumanika, Mtesa, dem Kasongo, aufgehängt werden sollte, weil ihre Züge sich scharf abheben aus der Finsterniss des wilden Afrika, und ihre Namen, welche mit den Pionnieren afrikanischer Forschung so eng verknüpft sind, sicherlich nicht der Vergessenheit anheimfallen werden.

Soweit wir uns auf seine eigenen Mittheilungen über seine Vorfahren verlassen können, dürfte sein Grossvater ein jüngerer Bruder des regierenden Fürsten Mpoko oder Mpokomo gewesen sein, eines westlich von Moschi gelegenen Staates. Er scheint ein grosser Krieger gewesen zu sein und seine wenigen Unterthanen gegen die Raubzüge der Massai, welche um jene Zeit sogar das Leben der Bergbewohner von Djagga bedrohten, so erfolgreich beschützt zu haben, dass er frühzeitig eine glückliche und gedeihliche Gemeinde aus ihnen bildete. Die Herkunft oder Ableitung des Namens Moschi erhellt nicht ganz klar. In der Sprache von Taweta bedeutet es „Rauch", eine nicht unwahrscheinliche Ableitung, weil thatsächlich fortwährend Wölkchen von weissem Rauch, welche von dem beständigen Verbrennen des Unkrauts herrühren, dort zu bemerken sind, wenn man das Land von den untern Ebenen aus betrachtet; doch rührt es wahrscheinlicher von einem Worte im Ki-Djagga, der Sprache des Landes, her. Weil es nämlich häufig Musi oder Muschi ausgesprochen wird, so glaubte ich schon, dass es mit dem gewöhnlichen Bantu-Wort „Mudschi" (Stadt oder Ansiedelung) verwandt sei; da aber dieses Wort im Ki-Djagga zu „Muri" wird, so bin ich wieder in Verlegenheit. Mag dem sein wie es wolle, Moschi ist auf dem Kilima-Ndjaro der wohlbekannte Name des kleinen, wie die Ueberlieferung meldet, von Mandara's Grossvater gegründeten Staates. Dieser Held soll in einem Treffen mit den Massai gefallen sein, und sein zweiter, oder wie andere sagen sein dritter Sohn, erbte die Gewalt. Er verstärkte seine Stellung durch Heirathen, und vermählte sich mit mehrern Prinzessinen der regierenden Familien in der Nachbarschaft seines Königreichs. Eine der-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selben wurde die Mutter von Mandara oder Makindara, wie er zuerst genannt worden zu sein scheint. Die Erklärung seines Namens wird mir ebenso wie die seines Staates weniger leicht als die der meisten übrigen afrikanischen Namen. Seine eigenen Unterthanen nennen ihn Mandara (Mangdara), und die übrigen Bewohner des Berges Makingdara. Ich habe mir mitunter gedacht, der Name möchte zusammengezogen und entstellt sein aus Mangge-ndara = Mangdara, das heisst der Häuptling Ndara.

Mandara's Mutter scheint eine sehr gescheite und gewandte Frau gewesen zu sein, und unter ihrer langen Herrschaft blühte der Staat Moschi. Augenscheinlich herrschte in jener glücklichen Zeit Friede unter allen Gemeinden des Djagga-Volkes, welches den Kilima-Ndjaro bewohnte. Wenigstens gab es keine Bürgerkriege, und die einzigen Fehden bestanden in den gelegentlichen Scharmützeln mit den Massai, wenn diese Räuber ihre Streifzüge auf Vieh bis zu den Gebirgsweiden ausdehnten. Nachher aber kamen die verruchten Sklavenhändler — die Suaheli-Araber oder die arabisirten Mohammedaner — von der Sansibarküste. Da sie die vereinigten Bewohner von Djagga[1] zu stark erfanden, um gewaltsamen Sklavenraub oder Diebstahl an ihnen zu üben, so suchten sie ihren Zweck zu erreichen, indem sie Zwietracht zwischen den einzelnen Regenten säeten. Sie suchten sich einen besondern Fürsten aus — besonders einen so jungen ehrgeizigen Mann wie Mandara, als er zur Regierung kam — gaben ihm reiche Geschenke, erfüllten seine Ohren mit schmeichlerischen Reden, und überzeugten ihn, dass, wenn er sich die mangelhafte Vorbereitung einiger Nachbarn zu Nutze machte und plötzlich mit einer Armee in ihr Gebiet einbräche, er nicht allein als oberster König über Djagga herrschen, sondern sich auch noch ein hübsches Vermögen aus dem Verkauf von Sklaven erwerben könne. Mandara war nicht abgeneigt, die Rolle eines

[1] Auf die Gefahr der Wiederholung hin möchte ich meine Leser daran erinnern, dass Djagga der landesübliche Name aller bewohnten Districte an den Abdachungen des Kilima-Ndjaro ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eroberers zu spielen. Er hatte sich die Massai zu Freunden gemacht und sich ihren Beistand gesichert und begab sich deshalb daran, auf Anreizen der Araber, seine ruhigen Nachbarn und Landsleute vieler kleiner Djagga-Staaten zu plündern, brandschatzen, tödten und zu Sklaven zu machen. Eine Zeit lang ging das alles gut, und der Markt auf dem Kilima-Ndjaro war berühmt bei allen Sklavenhändlern von Mombas. Mandara und andere Häuptlinge, welche sie abwechselnd zu derselben Politik verführten, versahen sie mit Sklaven, welche etwa 2 Dollars jeder kosteten, und obgleich fast die Hälfte von ihnen vor Ankunft an der Küste starb — denn diese armen Bergbewohner können das Klima der Ebene nicht vertragen und sterben am Fieber und Heimweh — so zeichneten sich die Uebrigbleibenden durch ihre Geschicklichkeit im Landbau so sehr aus, dass sie zu hohen Preisen von den reichen mohammedanischen Gutsbesitzern in Sansibar gekauft wurden. Endlich trat aber doch ein Rückschlag ein. Die erbitterten Wadjagga schlossen ein Bündniss (welches noch in Kraft ist) gegen Mandara, um Haus und Herd zu vertheidigen, und trotz seiner mächtigen Armee und seiner geschickten Vertheidigung wandte sich das Kriegsglück so sehr gegen ihn, dass er genöthigt wurde, aus seinem Lande in die Verbannung zu fliehen. Zu welcher Zeit dieser Umschlag erfolgte, erhellt nicht ganz klar, und Mandara selber verhält sich zurückhaltend über diesen Gegenstand; es scheint indessen vor etwa zehn Jahren gewesen zu sein. Auch über die Ursachen, welche zu seiner Wiedereinsetzung führten, bleiben wir auf Muthmassungen angewiesen; ich denke mir aber, dass seine Feinde, nachdem sie ihre Rache befriedigt hatten, sich aus seinem Lande zurückzogen, und dass Mandara, unterstützt von seinen Freunden, den ackerbauenden Massai von Aruscha, nun nach Moschi zurückkehren konnte. Seitdem ist sein Kriegseifer etwas abgekühlt, und obgleich er noch viel Zeit und Aufmerksamkeit auf das Drillen seiner Armee verwendet (welche vielleicht aus 1000 Mann, der Blüte der Männer von Moschi, besteht), so hält er diese Armee doch mehr zu seiner Vertheidigung. Er befindet sich gegenwärtig, was die politischen Zustände am Kilima-Ndjaro anbelangt, so ziemlich in der Lage eines Na-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

poleon, welcher von Elba zurückgekehrt ist, aber klüglicherweise ein Waterloo vermeidet.

Obgleich dieser merkwürdige Wilde selbst in seinen erfolgreichsten Tagen niemals über ein grösseres Land gebot, als der Postbezirk von London ist, so ist doch der Ruf seiner Klugheit, seiner königlichen Manieren und seiner Tapferkeit weit und breit in Mittelafrika verbreitet, und zwar durch die Suaheli-Kaufleute, welche in allen Richtungen zwischen dem Victoria-Njansa-See und dem Indischen Ocean verkehren. Mögen diese Leute auch Sklavenhändler und Sklavenräuber sein, ihr Einfluss in Afrika hat eine gewisse civilisirende Richtung.

Diese fremden arabischen Mischlinge, welche fast zu einer unabhängigen Rasse geworden sind, sollten eigentlich die afrikanischen Fuhrleute genannt werden. Um Handel zu treiben durchwandern sie die ganze Gegend zwischen dem Victoria-Nil, Abessinien, den grossen Seen, dem obern Kongo und dem Sambesi. Nach einem Besuche eines Fürsten wie Mandara kann man sie später am Hofe von Mtesa, dem verstorbenen Fürsten von Uganda finden, und sie verkünden den Ruhm des einen Königs bei dem andern. Mandara behauptet, dass er Verkehr unterhielt (wahrscheinlich in der Uebermittelung arabischer Höflichkeitsäusserungen bestehend) mit Mtesa von Uganda und mit Mirambo von Unjamwesi, eben vermittelst solcher weitreisender Händler, wie Djumba Kimemeta, in dessen Gesellschaft Thomson ganz Massai-Land durchreiste. Dies ist wol möglich, jedenfalls hörte Mandara durch die Suaheli-Kaufleute zuerst von der Königin von England, von Sir John Kirk (dem „Balosa“) und von Sid Bargasch von Sansibar. Dieselben wandernden Krämer erzählten diesem mittelafrikanischen Wilden, welcher niemals sich 50 km von seinem Geburtsorte entfernt oder eine europäische Colonie, noch selbst den Ocean oder ein Schiff gesehen hatte, von den bestimmenden Grössen der orientalischen Politik, dass die Waingresi (Engländer) Indien besässen; dass die Wafransa (Franzosen) versucht hätten, Madagaskar mit ihren „Manowari“ (Men-of-war = Kriegsschiffe) zu erobern; und dass die Wadatschi (Deutsche) Verträge mit den Fürsten von Usagara abschlössen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ohne Zweifel ist es hauptsächlich das Werk der Suaheli-Kaufleute, dass seit meiner Rückkehr Mandara sich geneigt zeigt, die Suzeränetät von Sid Bargasch von Sansibar anzuerkennen. Er war schlau genug, einzusehen, dass er nicht allein stehen dürfe, wenn die Europäer kämen, und er fürchtete hauptsächlich das Anrücken der Franzosen oder Deutschen. Sein Argwohn und seine Furcht vor diesen beiden leitenden europäischen Nationen war geradezu lächerlich, wenn man bedenkt, dass beide von seinem Dasein nichts wussten, und zu keiner Zeit den geringsten Wunsch geäussert hatten, sich den Kilima-Ndjaro anzueignen. Alles was er von ihnen wusste, verdankte er natürlich den übertriebenen Erzählungen der Suaheli, und es ist geradezu zu verwundern, warum diese Völker der Sansibar-Küste die Franzosen und die Deutschen so verabscheuten. Einige Händler verwechseln, wie ich bestimmt weiss, die Belgier mit den Franzosen, und glauben, dass die erstere Nation den obern Kongo dem Sklaven- und Elfenbeinhandel der Sansibarer (glücklicherweise) abspenstig gemacht hat. Aber was können diese Leute von Deutschland gewusst haben, und von den Deutschen, dass sie eine solche Furcht gegen sie zur Schau tragen. Es ist merkwürdig genug, dass die am meisten von den Sansibar-Kaufleuten geliebte und geachtete (!) europäische Macht England ist, obgleich wir ein halbes Jahrhundert hindurch unser Bestes gethan haben, den Sklavenhandel zu ruiniren, auf welchem der Wohlstand der Araber von Sansibar hauptsächlich begründet war. Jede Beschiessung oder Wegnahme einer Sklaven-Dau vermehrt den Respect vor uns, und der Ruf der grossen englischen „Manowari“ und des ruhigen entschlossenen Mannes, der ihre Operationen lenkt, wird jährlich gerade von den Leuten, welche am meisten unter unserer Antisklaverei-Politik gelitten haben, weiter und weiter nach Mittelafrika hinein verbreitet. Es ist geradezu erstaunlich, wahrzunehmen, dass es auf dem Kilima-Ndjaro Dörfer gibt, deren nackte und wilde Bewohner von nichts wissen was jenseits ihres physikalischen Horizonts liegt, als dass gegen Sonnenaufgang eine ungeheuere Wasserfläche sich befindet, auf welcher mächtige eiserne Canoes ununterschiedlichen Tod den

Feinden eines grossen weissen Mannes bereiten, welcher zuweilen der „Balosa“ [1] genannt wird und der Sultan der Küste ist.

Infolge dieser Vorstellungen hatte Mandara Geschenke und Grüsse an Sir John Kirk gesandt, seine Freundschaft gesucht, und während meines Aufenthalts auf dem Berge wandte Mandara sich an mich, um von mir eine englische Flagge für seine aus Lehm und Sparren erbaute Festung zu erhalten, die darüber wehen sollte zum Zeichen, dass er unter dem Schutze meines Landes stände. Da ich aber befürchtete, dieses Zeichen rechtmässiger Herrschaft möchte zum Deckmantel einer Menge unter seinem Namen begangener Sünden misbraucht und so der Sklavenraub dieses afrikanischen Fürsten durch die britische Flagge gedeckt werden, welche seine Banditen dabei prunkend vorantrügen, so meldete ich diesen Wunsch an Sir John Kirk zu weiterer Erwägung. Verschiedene Verwickelungen verhinderten die Gewährung desselben, und vielleicht unterwarf sich Mandara, erschreckt durch die Gerüchte von der Annäherung der Deutschen, der Suzeränetät des Sultans von Sansibar.

Mandara hat alle Europäer gesehen, welche je den Kilima-Ndjaro besucht haben. Der Missionar Rebmann, welcher uns zuerst von den schneebedeckten Bergen Innerafrikas erzählte, zog durch sein Land, als Mandara nach seiner eigenen Erzählung erst drei Jahre alt war. Von der Decken — noch immer unter dem Namen „Baroni“ wohlbekannt — kam hierher, als der Fürst von Moschi ein Jüngling war und sich unter der Vormundschaft seiner Mutter befand. Mandara sah den Missionar New auf seiner ersten Reise zum Berge bei sich und unterstützte ihn bei seinen beiden theilweisen Besteigungen, welche einmal ihn bis zur Grenze des Schnees führten.

Bei seinem zweiten Besuch auf dem Kilima-Ndjaro im Jahre 1873 wurde New aller seiner Habseligkeiten beraubt und zog sich gebrochenen Herzens nach der Küste zurück. Joseph Thomson fiel 1883 während der Reise ins Massai-Land in seine Klauen, und obgleich er gezwungen wurde, gegen

---

[1] Balosa (Balusz) ist das persische Wort für Consul, womit an der Sansibar-Küste Sir John Kirk gemeint ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine anfängliche Absicht ihm viel umfangreichere Geschenke zu verabreichen, so lässt er doch öfters durchblicken, dass Mandara ihn und seine Karavane nachher mit wirklich königlicher Gastfreiheit behandelte. Bevor ich in sein Land kam, hatte er Freundschaft mit Sir John Kirk geschlossen, und ich brachte wichtige Briefe von unserm Generalconsul in Sansibar mit, welche mich in aller Form dem Wohlwollen Mandara's empfahlen. Obwol wir nun später sehen werden, dass ich gelegentlich in sehr gespannte Verhältnisse mit unserm wankelmüthigen Freunde gerieth, so war doch seine Furcht vor der weitgreifenden Macht Englands so gross, dass, obgleich er mich vollständig in seiner Gewalt hatte und ich weder Widerstand leisten noch entfliehen konnte, er trotz seiner grossen Lüsternheit nach meinem werthvollen Eigenthum mir nie etwas raubte, was auch nur einen Pfennig werth gewesen wäre, noch auch seinem Volke dasselbe erlaubte.

Bevor ich zum Kilima-Ndjaro kam, hatte ich alles durchgelesen, was über Mandara geschrieben war, und meine Neugierde auf seine Erscheinung und meine Aengstlichkeit über den Eindruck, den ich auf ihn machen würde, waren aufs äusserste gespannt. Mein Wanderleben hat mich zuweilen Persönlichkeiten nahe geführt, welche die Welt für vornehm hält, aber niemals habe ich einer Audienz bei einem weltlichen oder geistlichen Magnaten mit grösserer Befangenheit entgegengesehen, als diesem meinem ersten Zusammentreffen mit dem Sultan von Moschi. Seine Gewalt im Guten wie im Bösen hatte ich mir übertrieben hoch vorgestellt, und ich glaubte, dass die Geschicke meiner Expedition in seinen schwarzen Händen lägen. Und diesen Eindruck hatte ich nicht allein, sondern die Leute meiner Karavane fürchteten und achteten Mandara in ebenso überschwänglicher Weise, sodass das Gesindel von Rabai, welches schon vor ihm im Staube lag, mir mit Vergnügen die Kehle abgeschnitten hätte, wenn sie damit dem grossen Häuptling, in dessen Gewalt sie sich befanden, einen Gefallen hätten erzeigen können. Mandara zu Ehren (weil meine Leute mir sagten, er gebe viel auf Aeusserlichkeiten und beurtheile die Menschen nach ihren Kleidern) hatte ich mich mit einem weissen Hemd mit Kragen, in welchem

noch eine Spur von Stärke zurückgeblieben war, und einem modernen Anzug mit patentledernen Stiefeln herausgeputzt, so unbequem eine solche Tracht, trotzdem sie mir gut stand, am Schlusse eines langen heissen Marsches auch war und ich mich lieber in einem Hauscostüm ergangen hätte. Ich sehnte mich deshalb danach, dass die Geduldprobe bald vorüberginge. Während ich noch in meinem Zelt herumkramte, gelangweilt von der zudringlichen Neugierde des sich um mein Lager drängenden einfachen Landvolks, welches sich nicht gleich den Kriegern schämte, seine Achtung und Ueberraschung auszudrücken, hörte ich plötzlich ein entferntes Geschrei und lautes Rufen und Klagen in immer grösserer Nähe, und sah dann die bürgerlichen Unterthanen von Mandara nach allen Richtungen entfliehen, um den Schauplatz vor einer Anzahl kräftig dreinhauender kleiner nackter Jünglinge zu räumen, welche mit langen biegsamen Weiden bewaffnet waren. Sie stellten die Polizeimacht von Moschi vor und ihres Amtes war es, das gemeine Volk aus der Nähe der Fürstlichkeiten zu verjagen, sintemal ihr Monarch auf dem Wege war, dem weissen Fremden einen Besuch abzustatten. Kiongwe trat in mein Zelt und theilte mir aufgeregt und flüsternd mit: „Mandara ist da und wünscht Sie zu begrüssen.“ Mich möglichst zusammennehmend verliess ich mein Zelt und suchte Mandara mit meinen Blicken. Es war nicht schwer, ihn unter seiner Leibgarde zu erkennen. Mit einem natürlichen Instinct für Wirkung hatte er seine Krieger in einem Halbkreise um sich aufgestellt und sich einen Platz vor ihnen ausgewählt, mit einem Halbmond der tapfersten Krieger hinter sich, von denen jeder seine glänzende Speerklinge gerade und glitzernd vor sich hielt und so den schwarzen Hintergrund mit einem glänzend schimmernden Streifen von Stahl einfasste. Auf mich machte Mandara anfangs den Eindruck, als ob er ein grosses altes Weib sei! Dies grosse, gerundete, bartlose Gesicht, der etwas zierliche säulenartige Hals, ein voller Busen und über alledem der Haarputz — ein rothes Taschentuch, wie es die Weiber in Sansibar tragen — und die wehenden Falten eines langen verblichenen um den Leib geschlagenen Tuches machten mich eher glauben, ich sähe ein stolzes Mannweib vor mir, als einen

afrikanischen Fürsten in der Blüte seiner Jahre. Mandara, einer thurmhohen Sibylle von 180 cm gleich, pflanzte seinen Speer mit einem Nachdruck in den Boden, dass die Klinge lange nachzitterte, warf mir mit seinem dienstthuenden Auge (das andere ist zerstört) einen sehr scharfen Blick zu, und nahm dann eine Zeit lang keine Notiz von meiner Anwesenheit, sondern begann ein langes lebhaftes Geplauder mit seinen Polizeimannschaften, horchte vergnügt auf ihre Beschreibung des summarischen Verfahrens, mit dem sie das Volk auseinandergejagt hätten und lachte darüber gelegentlich in recht königlicher Weise, indem er dabei eine glänzende Reihe von Zähnen zeigte.

Zuletzt wurde ich ärgerlich über die augenscheinliche Vernachlässigung — es ist immer gefährlich, vor afrikanischen Fürsten zu sanft und anspruchslos aufzutreten — und fragte deshalb meinen Anführer ziemlich laut, wer von den anwesenden Leuten Mandara sei, indem ich mich stellte, als ob ich ihn in der Menge suchte. Allgemeines Schweigen! Da näherte sich Kiongwe, kriechend in Ton und Geberden, dem Fürsten mit vielen demüthigen Salaams, versuchte seine Hand zu küssen, und bat um die Gnade, ihm mittheilen zu dürfen, dass sein Herr, der weisse Mann von Sansibar, der „Sohn des Consuls", hier sei und um eine Audienz nachsuche. Nun ruhte Mandara's Blick auf mir mit gütigem und wirklich gewinnendem Lächeln, welches bald den Eindruck über sein vorgängiges unaufmerksames Benehmen verwischte. Ich trat einige Schritte vor und sagte mit etwas zaudernder Stimme, unter tiefem allseitigen Schweigen: „Sultan, der «Balosa» sendet dir viele Grüsse und hofft, dass du wohlauf bist." Ich hatte dies auf Suaheli gesagt und er antwortete fliessend in derselben Sprache und mit einer angenehm melodiösen Stimme, welche von dem rauhen Ton seiner Unterthanen freundlich abstach: „Sohn Balosa's, ich freue mich dich zu sehen. Dein Gesicht gefällt mir." Nach kurzer Pause, in welcher sein würdevolles Benehmen etwas nachliess, kam er dann auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte in schmeichlerischem Tone „Tusumgumse!" (Lass uns plaudern!) Auf dieses Signal traten alle seine und meine Begleiter, welche bis dahin „in Parade" da-

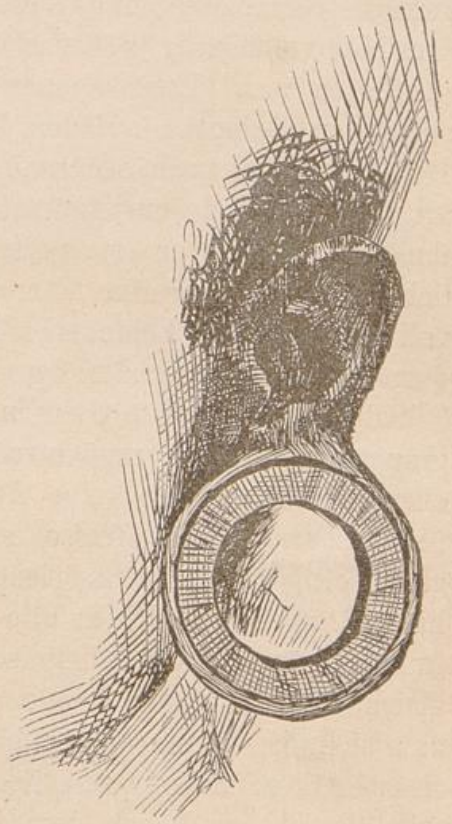
gestanden hatten, wie auf Verabredung „in Ruhe". Niemand sprach, aber alle setzten sich nieder und machten dabei dasselbe schlürfende Geräusch, welches man in der Kirche hört, wenn die Andächtigen sich von den Knien erheben und zur Anhörung der Predigt niedersetzen; und diese Analogie liess sich noch weiter verfolgen durch das viele Räuspern und Ausspucken, welches durch den ganzen Chor unserer Zuhörer sich fortpflanzte, die sich beeilten, alle physischen Hindernisse zu beseitigen, welche sie abhalten möchten, die verständigen und weisen Worte zu hören und zu verstehen, welche von unsern Lippen verlauten würden. Der Fürst begann das Verhör. „Was für hübsche Stiefel du trägst!" sagte er. Darauf wusste ich nichts Besseres zu erwidern als: „So, meinst du?" „Ja, sie sind sehr schön — visuri sana; hast du ein Paar, welches für mich passen würde?" Diese Frage erforderte eine diplomatische Antwort. Ich hatte blos ein Paar Patentlederschuhe, und als ich Mandara's Füsse betrachtete, schien es mir, dass sie ihm wol nicht recht passen würden, darum antwortete ich ausweichend: „Ich will einmal nachsehen". Aber des Fürsten Aufmerksamkeit hatte sich schon andern Gegenständen zugewandt. Er bedrängte mich mit den mannichfaltigsten Fragen und war zu ungeduldig, auf Antworten zu warten. „Wovon sind die Schnüre an deinem Rock gemacht?" „Von Silber." „Ist Silber derselbe weisse Stoff, wie der auf dem Gipfel des Kilima-Ndjaro?" „Und bist du deshalb den langen Weg von Ulaja (Europa) gekommen, um die glitzernde Masse zu sammeln, welche den Kibo in der Sonne erglänzen macht?" „Warum wird dein Sultan Königin (Queeny) genannt?" „Die Araber erzählen mir, Queeny sei ein Weib; ist das wahr?" „Sandte Queeny dich hierher?" „Nein; die Waalimu (weisen Leute) von England sandten mich hierher, damit ich alles sehen möge, was auf dem Kilima-Ndjaro zu sehen ist, und dann nach Hause komme, um ihnen davon zu erzählen." „Warum thaten sie das?" „Weil sie ihre Kenntnisse zu vermehren wünschen." Mandara dachte einen Augenblick nach, dann erglänzte sein Gesicht und er sagte rasch: „Halt da, kannst du schreiben, wirklich? Alle Wasungu (weissen Männer) können es. Nun gut. Sieh dich hier überall um — ich will dir helfen — und

dann schreibe alles den Waalimu von Ulaja. Deine und meine Leute sollen den Brief zur Küste bringen, aber du sollst immer hier bleiben, immer, verstanden? Immer. Ich mag dich leiden; und obendrein bedarf ich eines weissen Mannes, der mich schreiben lehrt, und meinen Mafundi (Werkmeistern) zeigt, wie man Kanonen macht, und meine Krieger unterrichtet, dass sie fechten, wie die Soldaten von Sid Bargasch von Sansibar. Du kennst Bwana Mafiu (General Matthews[1])? Gut, du sollst mein Bwana Mafiu werden." Auf diese bedenklichen Vorschläge gab ich keine Antwort, sondern zog vor, ein zurückhaltendes Schweigen zu beobachten und ruhig mein Ziel im Auge zu behalten. Dann fuhr Mandara in klagendem Tone fort: „Bwana Tomsen (Joseph Thomson) kam hierher; ich mochte ihn wohl leiden; er war freigebig und sprach Gutes von meinem Lande; aber er wollte nicht hier bleiben. «Baroni» (Baron von der Decken) und Bwana New (der Missionar) waren beide hier, aber sie kamen und gingen. Jetzt, fügte er grinsend hinzu, hat Balosa dich hergesandt, mich zu sehen; wohlan, an mir soll es nicht liegen, dass du jemals weggehst. Hörst du? (Usikia?) Niemals! Komm zu meinem Hause und zeige mir die Geschenke, welche du mitgebracht hast." Damit war die Audienz abgebrochen. Mandara raffte die Enden seines Tuches auf, nicht ohne Anstand, und marschirte nach seiner Wohnung ab, während ich eilends die Gaben auspackte und in Ordnung brachte, welche für ihn bestimmt waren und die in Folgendem bestanden: Ein schöner gestickter „Djoho" oder arabischer Rock; ein „Kansu" (langes schürzenartiges Kleidungsstück); eine „Kilemba" (Stoff für einen Turban); verschiedene „Vikoi" oder Gürtel, und ein scharlachrother Fes; eine Spieldose, viele bunte Bilder, Spiegel, Mausefallen, Messer, Glocken, zwei kleine Fässchen mit Schiesspulver, Hutschachteln und ein Barren Blei.

Begleitet von Kiongwe, Cephas und andern ging ich zu dem Empfangssaal. Hier stand er, von Suaheli-Höflingen umgeben, und musterte anscheinend in guter Laune die mit-

[1] Ein englischer Offizier, welcher Oberbefehlshaber der Armee von Sansibar ist.

gebrachten Geschenke. Während er sie untersuchte und dabei gelegentlich vor Vergnügen mit den Fingern schnalzte, oder einen seltsamen Pfiff mit vorgestreckten Lippen ausstiess, hatte ich Musse, sein Aeusseres gründlich zu studieren. Von ansehnlicher Grösse, wie ich schon bemerkt habe, wahrscheinlich 177—180 cm hoch, war er vortrefflich gewachsen, wenn auch die runden Formen seines Umfangs eine leichte Neigung zum Fettwerden bekundeten. Sein Gesicht war eigenartig breit über die Backenknochen gemessen, die Augenbrauen schön gewölbt, die Stirn entwickelt, die Nase leicht gekrümmt, der Mund weit mit dünnen Lippen, und das Kinn fest, rund und Entschlossenheit verrathend. Ein Auge war, wie schon oben angegeben, blind und sah irr und glasig aus, das andere aber glänzte wie das eines Adlers und sah funkelnd unter den Adlerbrauen hervor. Der allgemeine Eindruck seines Gesichts, besonders die gekrümmte Nase und die starken Backenknochen erinnerten an die traditionelle Aehnlichkeit der rothen Indianer-Häuptlinge von Nordamerika. Mandara's Ohren gehörten ihm jedoch ganz allein.



Mandara's linkes Ohr.

Sicherlich hatte er die Mode seines Landes und Volkes übertrieben. Beide Ohrlappen waren durchbohrt, und die erweiterte Oeffnung in dem einen derartig vergrössert, dass ein grosser hölzerner Ring mitten hindurchgezwängt war. Ich kann das Ohr am besten verdeutlichen durch eine Skizze, weil Worte dazu nicht ausreichen. Glücklicherweise konnte ich einstmals verstohlenerweise sein linkes Ohr zeichnen, denn zu einem vollen Portrait wollte Mandara mir nie sitzen. Das

andere Ohrläppchen war mit einigen kleinen Stahlketten behangen, jedoch weniger auffällig. Er hatte zwei Reihen glänzender Zähne, aber mitten zwischen den obern Schneidezähnen befand sich eine kleine wahrscheinlich künstliche Lücke. Durch diese Oeffnung spritzte er öfters seinen Speichel oder einen Mundvoll Bananenbier aus, wenn er lebhaft wurde. Die Farbe seiner Haut war bläulich braun, wenn man so sagen darf (ich meine, sie sah glänzend umbrafarbig aus, worüber eine gewisse Bläue lag), und dann fehlten die Haare in seinem Gesichte vollständig, während die Wolle auf seinem Kopf kurz geschoren war. Laut eigener Aussage kann er sich des Besuchs von Rebmann auf dem Kilima-Ndjaro, welcher im Jahre 1848 stattfand, noch erinnern, und da er damals 3—4 Jahre alt war, so würde er jetzt nahezu 40 Jahre alt sein. Als ich ihn sah, erschien er etwas älter, aber das kommt augenscheinlich von dem frühreifen Alter her, welches nach einem Leben voll ungezügelter Leidenschaften ihn beschlichen hat. Mandara zeigt ein besonders gewinnendes Lächeln, ganz unähnlich dem afrikanischen Grinsen. Während seine aufgeworfenen grausamen Lippen zurücktraten und die glänzenden Zähne offen legten, pflegten seine Augenbrauen in halb verlegener, halb übermüthiger Weise sich in Falten zu legen, und gleichzeitig erglänzte und leuchtete sein einziges rundes lebhaftes Auge, in welchem alle seine starken Gefühle sich zusammendrängten, von schelmischer Lustigkeit. Wie er da sass, gleich einem grossen Kinde mit seinen Geschenken spielte und sich dabei ungeduldig bemühte, seinen Suaheli alles in einem Athem zu erklären, flog dieses Lächeln beständig über sein Gesicht und gab ihm jederzeit ein sehr gewinnendes, freundliches Aussehen. Er war augenscheinlich am Tage meiner Ankunft in durchaus guter Stimmung. Er hörte aufmerksam zu, als ich ihm den Brief von Sir John Kirk vorlas, prüfte die Siegel des Consulats, stellte zahllose Fragen, und schwatzte mit mir so frei, als ob wir alte Kameraden wären. Alle Fragen über Erbauung, Ansiedelung, Auswahl eines Wohnplatzes in seinem Lande verschob er auf ein späteres „Palaver“, welches ich mit seinen Untergebenen abhalten könnte. Ich habe in der That beobachtet, dass Mandara, sobald er

einen schwierigen Handel vorhatte — und dies Verlangen verliess ihn nicht, selbst wenn er von Freundlichkeit überzuströmen schien — immer durch Vermittler unterhandelte und niemals mit mir direct über Geschäftsangelegenheiten sprach, als hätte er ein königliches Misfallen daran, unangenehme Dinge zu sagen. So auch bei dieser Gelegenheit. Als sein Staunen und seine Freude über die bunten Bilder sich gelegt und er aufgehört hatte, die Kurbel seiner Spieldose zu drehen, auch mit allen Glocken geläutet hatte, bis die Klöppel in Unordnung waren, und er zum sichern Zeichen seiner Ermüdung angefangen hatte zu gähnen, bat ich um die Erlaubniss, mich zurückziehen zu dürfen, welche auch freundlichst bewilligt wurde; so zog ich mich nach meinem Zelt zurück, gefolgt von zwei Wadjagga, welche fette Schafe an der Leine hatten und Bananen brachten, als des Sultans Beitrag zu meinem Mittagsessen.

In der Frühe des folgenden Morgens stand ich auf und kleidete mich an, wobei ich ungewöhnlich lange bei meiner Toilette verweilte, weil ich die seltene Gelegenheit hatte, mich nach meiner Bequemlichkeit anziehen zu können, ohne das Zelt abzuschlagen und die Leute mit ihren Traglasten weiterzuschicken. Als ich die Zeltthür öffnete und in die frische Morgensonne hinaustrat, wurde ich etwas überrascht, weil ich Mandara in einem Kreise von Kriegern meine Waaren betrachten und eine eifrige Unterhaltung mit den Sansibarern führen sah. Ich grüsste ihn ernst, und er erwiderte den Gruss, wie es mir schien, etwas kalt. Darauf kam er heran zu mir, setzte sich auf meinen Feldstuhl, und warf seinen gefährlichen Blick auf mein Zelt und dessen Geräth. Als ihm mein Toilettenkoffer auffiel, bat er um die Erlaubniss, ihn besehen zu dürfen, was ich ihm nicht abschlagen konnte; so liess er den ganzen Inhalt desselben durch seine Hände gehen, wobei er beständig einen sonderbaren Pfiff „Tu, tu, tu!“ zum Zeichen seiner staunenden Bewunderung ausstiess. Er bat um nichts als eine alte Zahnbürste, und obgleich ich ihm eine neue dafür anbot, so bestand er doch auf seiner ersten Wahl und führte die Bürste entschlossen aus. Nachdem er mich verlassen hatte, kamen seine Räthe zu mir, und der Rest des

Vormittags verfloss mit dem Feilschen über die Menge Waaren, welche ich für einen Wohnplatz und dauernde Ansiedelung in Moschi zu bezahlen hatte. Ich sage „dauernde Ansiedelung", weil mir Mandara zu jener Zeit erklärte, dass diese erste Zahlung auch die letzte sein solle, und dass ich nach der Verständigung mit seinen Bevollmächtigten das Land völlig und für immer gekauft hätte, und die Freiheit besässe, es zu verkaufen oder sonst darüber gegen andere zu verfügen. Von diesem ersten Abkommen hat er sich nie zurückgezogen, obgleich wir später häufig über die Ausdehnung meiner Anpflanzungen in Streit geriethen. Der Kaufpreis für das Land wurde auf 200 m amerikanischen Tuchs, 3 Dutzend Taschentücher und etwa 30 Pfund rother Perlen festgesetzt, und nachdem dies alles unmittelbar ausgezahlt war, wurden wir benachrichtigt, dass wir morgen Mandara's Residenz verlassen und uns auf jedem besitzlosen Stück Landes, welches uns gefiele, niederlassen könnten. Nachdem die Verhandlungen beendigt waren, begann ich mich einer kurzen, wohlverdienten Ruhe zu erfreuen, und setzte mich nieder, um eine leichte Skizze von der Landschaft zu entwerfen, welche lieblich genug war, um selbst meinen einfältigen Sansibarern Ausrufe der Bewunderung zu entlocken. Ueber mir erhob sich nach Norden zu majestätisch der schneeweisse Dom des Kibo[1], von Nebel unberührt, und klar abstechend gegen den blauen Himmel. Die mittlern Theile des Berges waren verdeckt, und die Bäume des Vordergrundes schienen mit ihren wehenden Gipfeln den Schnee zu berühren. Unter mir streckte sich nach der andern Seite eine weite Ebene aus, mit Flüssen, Bergen, Wäldern wie auf einer Karte bedeckt, und sich in nebelhafter Ferne verlierend, wo sie sich mit den niedern Schichtwolken der Luft vermischte. Wir waren hier, bei Mandara's Haus, nur etwa 1050 m über dem Meere, und eigentlich erst am Fusse des Berges; aber die Aussicht war nach allen Seiten, nach oben wie nach unten, ungewöhnlich prächtig. Bei meinem Zeichnen wurde ich gestört durch einen Boten vom Fürsten.

[1] Kibo ist, wie ich nochmals erwähnen möchte, der höchste Gipfel des Kilima-Ndjaro, und bedeutet auf Ki-Djagga einfach „Weisse".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfangs konnte ich die Bedeutung seiner Botschaft nicht verstehen, weil er Ki-Djagga sprach, aber mit Hülfe eines Dolmetschers erfuhr ich, dass er mich ersuchte, ich möchte mit ihm gehen und eine von Mandara's Frauen besuchen, welche krank sei. Als ich hörte, dass die Ursache ihres Unwohlseins von einem bösartigen Geschwür herrühre, nahm ich die nothwendigen Salben mit mir und folgte allein dem Boten, welcher mich zu einem kleinen ruhigen Viereck innerhalb eines Verhaues führte, in welchem in drei bienenkorbähnlichen Hütten die drei vornehmsten Weiber Mandara's wohnten. Ich wurde zu der kranken Dame geführt, welche mir kaum einen Blick zuwarf, sondern blos ein Bein hinhielt, auf welchem ein scheussliches Geschwür in Eiterung übergegangen war. Vor meiner Ankunft hatte sie es gefächelt, um die Fliegen abzuhalten, aber jetzt übergab sie es ganz ruhig mir, indem das arme einfältige Wesen sich einbildete, dass ich es sofort heilen könne. Ich erklärte ihr jedoch, dass die Heilung langsam und stufenweise erfolgen würde. Dann wusch ich das Geschwür mit kaltem Quellwasser, welches mir in einer zerbrochenen Flasche gebracht wurde, und bestrich es mit der in meinem Medicin-Buch empfohlenen Sorte Salbe, legte einen regelrechten Verband an, und gab noch manchen guten Rath bevor ich ging. Ich vermuthe, dass meine geringe Geschicklichkeit doch einen guten Eindruck gemacht hat, denn ich war kaum zurück in meinem Lager und zeichnete wieder, als der Bote abermals erschien, um mich zu benachrichtigen, dass noch andere Frauen von Mandara meines Beistandes bedürften und darauf beständen, dass ich ohne Verzug zu ihnen kommen solle. Obgleich mich diese beständigen Anforderungen an meine Zeit und meine Arzneikiste ärgerten, so gab ich doch nach, um ein gutes Einvernehmen mit dem Fürsten aufrecht zu erhalten, beschloss aber gleichzeitig, ein billigeres und kaum weniger wirksames Heilmittel für offene Geschwüre anzuwenden, nämlich Paraffin, wovon ich einen grossen Vorrath besass; darum folgte ich mit einer kleinen Zinndose voll dieses Mineralöls, etwas Flachs und einigen leinenen Bandagen, wiederum dem Boten, und wurde diesmal zu einem entfernten Quartier geleitet, wo ich ein grosses rundes Gebäude auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niedrigen Pfählen und mit spitzem Dach betrat, in Wirklichkeit eine grosse bienenkorbähnliche Hütte. Das Innere wurde blos von der niedrigen Eingangsthür aus erhellt, und so war es mir zuerst unmöglich, in der Finsterniss etwas zu unterscheiden, besonders weil ein seltsam riechender Qualm und der Rauch von einem Holzfeuer sich vermischten und die Dunkelheit im Innern noch dichter machten. Schliesslich jedoch konnte ich erkennen, dass das Gebäude in eine gewisse Anzahl Ställe abgetheilt war, zwischen denen in der Mitte ein breiter Gang durchging. An der einen Seite standen Milchkühe, etwa vier oder fünf, jede mit einem Kalb, und jede in einem besondern Stall; auf der andern Seite befanden sich etwa ebenso viel Weiber, von denen eins oder zwei Kinder hatten. Sie bezeugten wenig Ueberraschung und Vergnügen darüber, mich zu sehen, und alle, mit Ausnahme der Kranken, fuhren ruhig in ihrer bisherigen Beschäftigung, der Bereitung des Futters, fort. Ich behandelte das Geschwür der Frau mit Paraffin, liess ihr etwas Oel zur fernern Anwendung zurück, und empfahl mich, halb erstickt von den Amoniakgerüchen dieses Stall-Harems. Wieder einmal zurück im Lager, wurde ich noch öfters gerufen, Patienten bald hier bald da zu besuchen und die verschiedensten Krankheiten zu behandeln, von einem gebrochenem Arm an bis zu Irrsinn und Blindheit. In allen Fällen hoffte man, dass ich unmittelbare Heilung bewirken könne, und hätte ich auch eine Reihe Wunder ausgeführt, so würde man darüber gar nicht in Erstaunen gerathen sein, so gross war der unerschütterliche Glaube an den heilkräftigen Zauber des weissen Mannes. Da ich aber bald ärgerlich wurde über die ruhige Weise, mit welcher man mich bald hierhin bald dorthin commandirte, so gab ich zu verstehen, dass alle Wünsche nach Arznei oder ärztlichem Rath mir persönlich vorgetragen werden und auf Erfüllung nach meinem Gefallen warten müssten. Ohne sich dadurch zurückschrecken zu lassen, drängten die Unterthanen Mandara's sich jetzt um mein Zelt, und sie hätten alles über den Haufen gerannt und die saubern Geräthe meiner kleinen Wohnung beschmutzt, wenn ich nicht eine hohe Schranke von Ballen und Kasten aufgerichtet und eine starke Wache aufgestellt

hätte, um den Schwarm in Ordnung zu halten. Da sah ich denn nacheinander Kranke, Gelähmte und hoffnungslose Todescanditaten, und sammelte in wenigen Stunden viel mehr traurige Erfahrungen über die Uebel, deren Erbtheil selbst in einem ursprünglichen wilden Leben unser Fleisch ist, als mir jemals in den frühern Verhältnissen meines Wanderlebens geboten waren. Den ganzen Abend hindurch untersuchte ich geduldig jede Klage und gab ärztlichen Trost, so gut meine geringe Geschicklichkeit es gestattete.

SECHSTES KAPITEL.

MEINE ERSTE NIEDERLASSUNG AUF DEM KILIMA-NDJARO.

Am Morgen des folgenden Tages — des zweiten nach unserer Ankunft in Moschi — begann ich sehr früh mit den Zurüstungen für den letzten Abschnitt meiner Reise, die Ermittelung einer passenden Stelle, auf welcher ich meine Haupt- und Central-Sammelstation anlegen wollte. Verschiedene Erwägungen beeinflussten meine Wahl. Zunächst durfte sie nicht zu weit nach unten am Berge liegen, sodass sie in unbequemer Entfernung von meinem Forschungsgebiete läge; zum andern durfte sie auch nicht in zu grosser Höhe angelegt werden, weil dort meine Leute zu sehr von der Kälte leiden und die Eingeborenen nicht zu veranlassen sein würden, uns dorthin Lebensmittel zum Verkauf zu bringen. Einerseits wünschte ich ferner nicht dem Aufenthaltsort von Mandara zu nahe zu bleiben, in welchem Falle dieser Monarch uns mit seiner Gesellschaft zu häufig beehren und mich immer in Rufweite behalten würde; andererseits verlor ich, wenn ich mich gar zu tief in die Wildniss begab, den Schutz, welchen Mandara mir gewähren konnte; ich durfte ja nicht das Hauptziel meiner Niederlassung in Moschi aus den Augen verlieren, welches darin bestand, meine Zwecke ruhig und sparsam zu verfolgen, indem ich mit sehr wenig Begleitern unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten meine Zeit nützlich verwendete.

Nach langer Durchmusterung meiner unvollkommenen Karte entschloss ich mich dahin, dass ein gewisser stark hervortretender Vorsprung eines das Bett eines Bächleins

überragenden Berges im Nordosten von Mandara's Land meinem Wunsch nach einem sichern und angenehmen Wohnsitz am besten entsprechen würde. Später zeigte mir die Erfahrung, dass diese fast zufällige Wahl eine merkwürdig glückliche gewesen sein würde, und hätte ich mir eine dauernde Ansiedelung in Mandara's Reich schaffen wollen, so würde ich mich wahrscheinlich dort angebaut haben. Aber als ich den Fürsten von dieser meiner Wahl in Kenntniss setzte, konnte ich deutlich bemerken, dass er sie im geheimen misbilligte. Er fürchtete wirklich, dass ich mich von seinen Launen zu unabhängig machte, wenn ich mich auf dieser abgelegenen Stelle einrichtete. Er widersprach indessen nicht, sondern nickte blos mit dem Kopf und antwortete in räthselhafter Weise: „Wir wollen sehen, Kescho, kescho" (Kescho! ein fatales Wort = morgen!) Ich war jedoch entschlossen, ihm zu zeigen, dass ich meinen eigenen Weg gehen wolle. Ich rüstete mich also eifrig zur Abreise am andern Morgen. Verdächtig schien es, dass keine Führer oder Botschaften vom Hofe Mandara's kamen, aber ich that, als ob ich es nicht merkte, und gab freundlich Befehl, die Traglasten aufzunehmen und abzumarschiren. Nur 30 Mann, die Sansibarer, gehorchten. Die Träger von Rabai sassen in sich gekehrt unbeweglich da und hoben keine Hand auf nach ihren Packen. Ich fragte, ob sie mich verstanden hätten. „Ja wohl", antworteten sie, aber Mandara hätte ihnen befohlen, sich nicht von der Stelle zu rühren. „Aber", rief ich aus, „ich bin euer Herr, ich bezahle euch, und ich befehle euch nochmals euere Lasten aufzunehmen und mir zum letzten Abschnitt meiner Reise zu folgen." „Was fragen wir nach Ihrem Befehl?" erwiderten sie. „Mandara kann uns alle in einem Augenblick todtschlagen und wer könnte ihm widerstehen? Sie? — Ei, Sie dürfen uns ja nicht einmal schlagen, weil Sie wissen, dass wir es den Missionaren erzählen würden!" Das war eine bittere Pille für mich, so ausdrücklich zu hören, dass ich diese Elenden nicht züchtigen dürfe. Unglücklicherweise hatten sie alle den grössern Theil ihres Lohnes bereits im voraus empfangen und sorgfältig ihre Dollars vor Abgang von der Küste eingeheimst, sodass die Drohung, den kleinen Rest ihres Verdienstes zurückbehalten zu wollen, falls sie ihren

Vertrag nicht erfüllten, geringe Wirkung hatte. Anscheinend hatte Mandara versucht, die Sansibarer durch Schmeicheleien und Drohungen zur Theilnahme an dem Strike zu bewegen; diese ehrlichen Muselmänner hatten ihm aber geantwortet, dass sie nur einen Herrn hätten, nämlich den weissen Mann, und ihm allein gehorchen wollten — eine Antwort, wegen deren Mandara ihnen später stets einen gewissen Groll nachtrug. Ich wandte mich in meiner Verlegenheit jetzt an sie um guten Rath. Kiongwe, der Anführer, dessen Erfahrungen unter Stanley ihn zu einem verlässlichen Rathgeber gemacht hatten, schlug eine kühne Lösung der Streitfrage vor, nämlich dass er sofort zu Mandara sich begeben, ihm meine Grüsse überbringen und sagen wolle, ich sei jetzt fertig zum Aufbruch und warte nur noch auf den versprochenen Führer. Mit dieser Botschaft ging er wirklich ab und fand Mandara in seiner besten Laune, anscheinend bekümmert über die Meuterei in meinem Lager, wobei er freilich, als er das sagte, mit dem einen Auge zwinkerte.

Endlich gelangten wir zu einem Vergleich. Kiongwe wurde mitgetheilt, ich solle volle Freiheit haben zu gehen wohin ich wolle, aber Mandara gäbe mir den guten Rath, die Stelle auszuwählen, welche seine Abgeordneten mir anweisen würden. Weil ich hundert Traglasten und nur 30 Mann hätte, welche sie tragen wollten, so thäte ich besser daran, die Güter unter seine Obhut zu stellen, er würde auf sie Obacht geben, bis sie in den an dem gewählten Platze aufzurichtenden Häusern untergebracht werden könnten. Ich fühlte, als Kiongwe zurückkehrte und mir das Resultat der Besprechung mittheilte, bittere Reue darüber, dass ich mich so völlig in Mandara's Gewalt begeben hatte. Obendrein befürchtete ich, der Vorschlag, „meine Güter in seine Obhut zu nehmen", würde nur ein Vorwand werden, von mir ein ansehnliches Lösegeld zu erpressen. Ich unterwarf mich indessen meinem Schicksal und die spätern Ereignisse zeigten mir, dass ich Mandara verkehrt beurtheilt hatte. Die Stelle, welche er für meine Niederlassung ausgewählt hatte, war nicht ganz so gut als die von mir in Bezug auf naturhistorische Zwecke vorgezogene, aber sie lag nicht sehr weit entfernt und hatte doch

auch wieder ihre besondern Vorzüge. Was die unter Mandara's Obhut zurückgelassenen Waaren anbelangt, so kann ich nur sagen, dass sie mir völlig unversehrt übergeben worden sind.

Nichtsdestoweniger folgte ich in ziemlich ängstlicher Stimmung meinen 30 Sansibarern, als sie so rasch als möglich hinter den schnellfüssigen Kriegern von Mandara herliefen; ich wusste ja noch nicht, ob meine Verlegenheit einen guten Ausgang nehmen würde. Diese unsere Führer marschirten eiligst voran, sprangen wie die Ziegen über Stock und Stein, und machten sich nichts aus den schlüpfrigen lehmigen Abstiegen, welche von dem jüngsten Regen noch glitscherig waren, während wir unsere Noth hatten, sie auf Nebenwegen zu vermeiden, um nicht kopfüber hinunter zu schiessen. Aber diese Glitschpartien waren blosse Unterbrechungen auf dem im allgemeinen berganansteigenden gewundenen Wege. Wir verliessen den Bergrücken, auf welchem Mandara's Residenz stand, wanden uns einem kleinen künstlichen Wasserlauf entlang, welcher die Bananengärten des Fürsten bewässerte, machten uns darauf an einen sehr steilen Abhang, den wir sozusagen auf allen Vieren erkletterten, wobei wir uns unterwegs an Grasbüscheln festhielten, verpusteten uns unter dem weiten Laubdach einiger grossartigen Akazien, von denen die frechen grauen Affen verwundert uns mit ihren blauen Gesichtern anstaunten, ihre Köpfe herunterduckten und sich über unsere Hässlichkeit unterhielten; dann ging es wieder bergan, immer aufwärts, bis unsere Knie erlahmten und unsere Brust schmerzte; wir marschirten weiter durch reiche Hecken hellblätteriger Drachenbäume, rothblühender Aloë, breitgestreckter Farrnwedel und reifender Brombeeren, machten dann eine scharfe Wendung und kamen endlich auf einen weniger ermüdenden Abschnitt unsers Weges.

Wie entzückend lag diese Strecke jetzt vor uns! Nach einem so angreifenden Aufstieg, welcher uns beinahe zwang, zu den ersten Formen der Ortsveränderung zurückzugreifen, — in der That ahmten wir ja jenen grossen Pavianen nach, welche vor uns auf allen Vieren durch die Waldwege ausrissen, als wir sie bei der Plünderung der Bananenbüschel störten —, durften wir jetzt in aller Bequemlichkeit dahin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

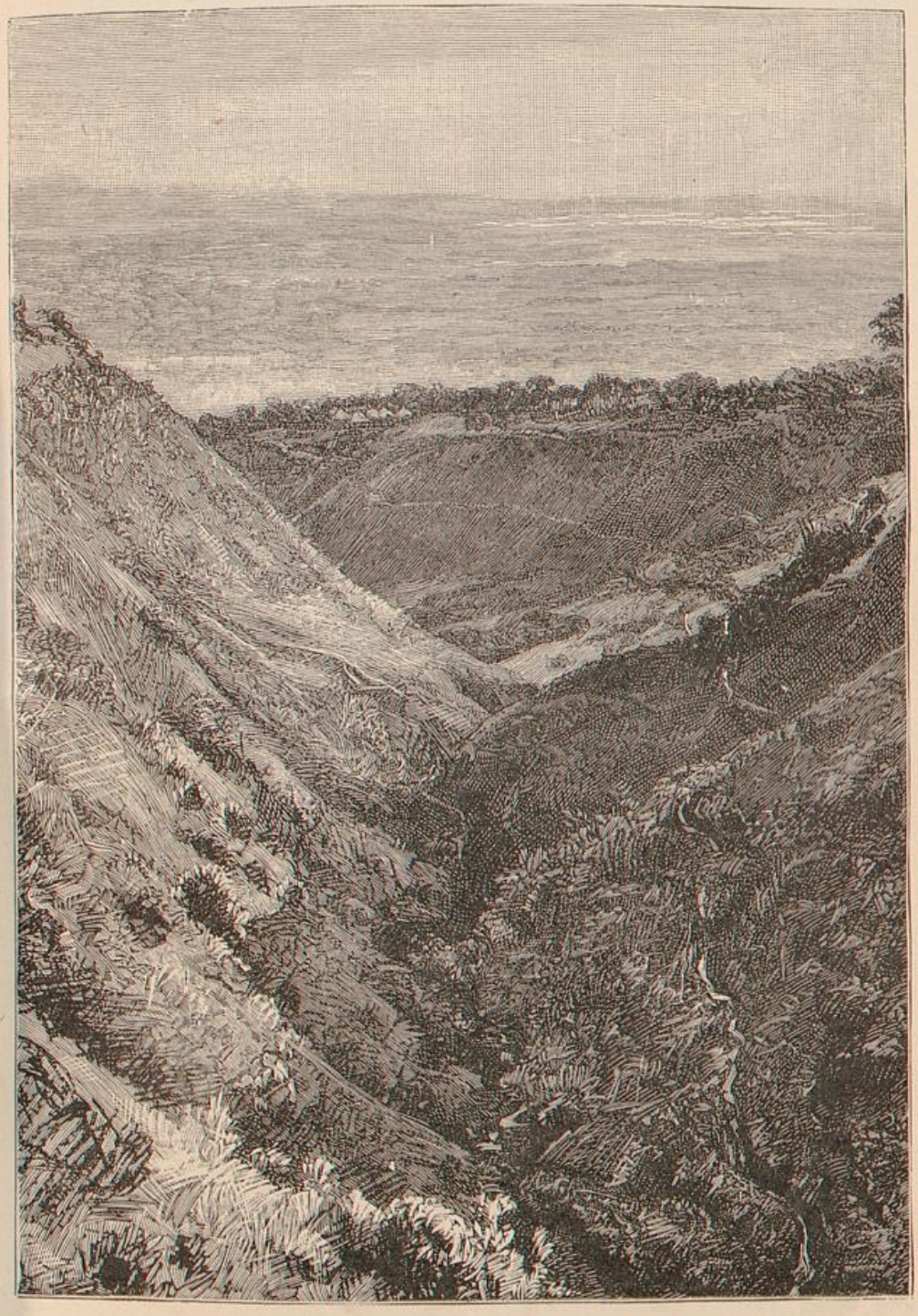
schlendern, obgleich die Landschaft und die Frische der Morgenluft mich so aufheiterten, dass ich einem Kinde gleich auf dem ebenen Wege dahin hüpfte und trippelte. Und was für ein Weg! Gleich einem schmalen Leinpfad folgte er einem Liliput-Kanal, der längs einer künstlichen Leitung am Berghange ausgegraben war, oder, um mich deutlicher auszudrücken, von dem Mutterbach vor dem Berge in einem weitentlegenen Thal abgeleitet war und nun seinen ruhigen Lauf und sanften Abstieg längs des schwellenden Rückens des Berges verfolgte, während der ursprüngliche Bach in verschwenderischen Fällen sich nach unten stürzte. Sowol Pfad als Bewässerungskanal hingen gleichsam in der Luft, indem sie aus der Bergwand hervortraten, welche nach unten eine 300 m lange von Bäumen verstopfte Schlucht und nach oben einen 150 m hohen von Farrn bedeckten Hügel bildete. Als wir hier lustig weiter marschirten, sahen wir deshalb auf die sammtweichen Gipfel der buschigen Bäume herunter, mit welchen die sonst kahle Wand von Felsen und Farrn bestanden war, und aufwärts erblickten wir über die breiten orangefarbenen Farrnwedel zu den glänzenden grünen Bananenhainen empor, welche den Gipfel des Berges krönten. Dann gingen wir herum um die schönste Gruppe von Waldbäumen, die man sich nur denken kann, welche an der Wand des Berges wie auf einem zum Schmuck ausgehängten Vorbau emporwuchsen und in der That ganz über die darunter befindliche grüne Schlucht herüberhingen. Es war wirklich ein „hängender Wald“, und ich zauderte anfänglich, dem an seinem Rande hinführenden Pfad zu folgen, weil das Gewicht der marschirenden Truppe leicht den Rand, welcher Pfad und Kanal trug, heruntertreten konnte, worauf wir ohne Frage in das Thal hinunter stürzen mussten. Doch dies war eine mehr eingebildete als wirkliche Gefahr, denn der Vorsprung wurde unten von den starken, an die Felsen sich heftenden Wurzeln der Waldbäume hinlänglich gestützt. Als wir längs dieser grossen Schlucht hinmarschirten, kamen wir zu einer Stelle, wo sie sich verengte und der Höhenunterschied zwischen Schlucht und Berg geringer wurde. Hier trat das kleine Bächlein, welches auf seinem fernern Wege wol 300 m unter uns lag, auf gleiche Höhe mit dem Fusspfad, und hier

war es, wo durch sorgfältige Anlage von Dämmen sich eine Menge künstlicher Kanäle an jeder Seite von ihm abzweigten, welche mit ihrem trägen Lauf zur Bewässerung der terrassenförmig angelegten Gärten dienten. Bei einer schattigen Höhle überschritten wir den Bach. Dort hatte er sich zu einem schimmernden Pfuhl ausgebreitet, an dessen Ufern grosse Maulbeerfeigenbäume mit ihren spatelförmigen Blättern wuchsen. Schlanke Aronsbäume mit blassgelben Blütenscheiden und frühblühendes Zartried, dessen Köpfe mit ihren herabhängenden Fasern grünen Federwischen ähnlich sahen, wuchsen auf den flachen Ufern, und wir sprangen einige Secunden lang von Stein zu Stein quer über die seichte Flut, indem wir auf diese Weise sowol über den Bach wie über das Thal setzten, um gleich darauf den Anstieg auf den gegenüberliegenden Berg zu beginnen, nur dass wir jetzt die sich erweiternde Schlucht vor uns sahen und unsere Schritte rückwärts nach Mandara's Stadt zu lenken schienen. Ihre bienenkorbähnlichen Hütten, welchen wir bisjetzt den Rücken zugekehrt hatten, erschienen jetzt wieder vor uns hinter dem Abhang des gegenüberliegenden Hügels, befanden sich aber, als die Kletterpartie vorüber war, mehr als 300 m unter uns. Damit waren wir an unserm Ziel angelangt.

An der Südseite des Kilima-Ndjaro senken sich zahlreiche Rücken oder Felsgrate von dem Massiv des Berges herunter. Einige sind schroff, sägeartig und steil, bei andern ist der Rücken rund und flach. Auf einem der letztern steht Mandara's Residenz, auf einem zweiten, von imposanterer Höhe, wollte ich mich ansiedeln, aber neben ihnen strecken sich andere und wieder andere nach Westen und Osten zur weiten Ebene herunter. Jeder dieser vortretenden Grate ist von seinem Nachbar durch eine Schlucht getrennt, welche beim Hinansteigen allmählich schmäler wird und verschwindet, indem die divergirenden Grate des Berges sich zu dem Massiv desselben zusammenschliessen, sodass im allgemeinen der Kilima-Ndjaro, von Süden her betrachtet, einem auf seinen sich ausbreitenden Wurzeln ruhenden Baume ähnlich sieht. In jeder Schlucht strömt ein Bach, und dem Kamm entlang, häufig auch längs der Seiten des Felsrückens fliesst ein künstlich geleiteter

Kanal, welcher an einer höhern Stelle oder bei einem Wasserfall von dem Bach abgezweigt ist und in sanfter Neigung längs der Hügelseiten hinfliesst. Das alles ist natürlich Menschenarbeit, aber so fleissig sind zu verschiedenen Zeiten die Bantustämme auf dem Kilima-Ndjaro gewesen, dass es wol kaum einen Grat auf dem südlichen Abhange des Berges gibt, welcher nicht mit einem Bewässerungskanal versehen wäre — oder gar mit 3—4 Kanälen in verschiedenen Höhen, — welche längs seiner abfallenden Seiten oder auf dem Rücken hinunterführen, und die terrassenartig übereinanderliegenden Gärten mit Wasser versorgen. An den Stellen, wo Kriege das Land verwüstet haben und die Hügel nicht länger angebaut oder bewohnt sind, bleiben doch diese frühern Rinnsale erhalten, obgleich wegen mangelnder Unterhaltung viele eintrocknen oder überwachsen.

In einer halben Stunde hatte ich die Stelle für die Hausbauten ausgewählt und blieb hier allein, die erste Niederlage meiner Güter zu bewachen, während meine Leute den Rest holten. Gegen Ende des Nachmittags war alles heil und wohl an Ort und Stelle, und zum ersten mal seit vielen Wochen genoss ich die Freiheit von Sorgen und den Reiz eines müssigen Nachmittags. Mich kümmerte es jetzt nicht, ob die Rabai-Leute weggingen oder nicht. Meine Güter waren wohlbehalten am Bestimmungsort, mein ermüdender Marsch durch Wald und Feld, über scharfe Felsen und glühenden Sand war zu Ende und ich fühlte mich frei und hatte die Genugthuung, zu bemerken, dass meine kühnsten Erwartungen von der Scenerie des Kilima-Ndjaro sich verwirklichten. Es gab keine verzweifelten Märsche mehr nach Wasser; das fand sich überall in den Spalten der luftigen Berge. Dort vor mir, neben mir, überall wo ich in einem Lagerstuhl mich auf dem Rücken des Berges niederliess, perlte das Wasser in seinem künstlichen Kanal vorbei, hatte der ausdauernde Scharfsinn des Menschen dafür gesorgt, dass es in unserer Nähe blieb auf allen unsern Wanderungen. Etwas weiter ab von mir lagen meine Leute, welche ihr Tagewerk vollbracht hatten. Mit selbstzufriedener Nachlässigkeit hatten sie sich auf den weichen Rasen hingestreckt, und lagen halb im Schlaf inmitten



MANDARA'S DORF VON KITIMBIRIU AUS GESEHEN. S. 112.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines wohlriechenden Lagers von Minze und Klee, mit ihren schweren Körpern manche zarte Orchidee oder purpurrothe Dissotis zerdrückend. Das Zelt war aufgeschlagen und das Kochfeuer sandte eine kleine Rauchwolke empor, welche bläulichweiss gegen den grünen Hintergrund der anstehenden Bergwand abstach. Eine Ziege mit einer Zicke, eine Kuh mit einem Kalbe, Geschenke von Mandara, frassen gierig und friedfertig das hohe Gras um die Gebüsche herum, aber ausser dem gelegentlichen erstickten Geräusch, welches sie beim Abpflücken des Grases machten, und ausser dem scherzhaften Geplauder der beiden Köche, unterbrach kein Ton die träumerische Stille. Infolge eines rücksichtsvollen Befehls von Mandara war es keinem Eingeborenen gestattet, am ersten Tage unserer Ankunft mein Lager zu besuchen, damit sie nicht in Versuchung geriethen zu stehlen, solange wir unsere Waaren noch nicht in Sicherheit gebracht hatten. Darum wurde meine Aufmerksamkeit durch nichts zerstreut, und ich konnte mich ganz der prüfenden Betrachtung meiner neuen Umgebungen hingeben.



Kopf und Schultern unserer Kuh.

Meine erste Ansiedelung auf dem Kilima-Ndjaro lag etwa 3 km nordöstlich von der Hauptstadt von Moschi (in 3° 17′ 30″ südl. Br. und 37° 25′ östl. L.) auf dem Rücken eines hübschen Berges und 1500 m über dem Meere, aber natürlich nicht sehr hoch über ihrer nächsten Umgebung. An jeder Seite gähnte eine tiefe Schlucht, durch welche in der Tiefe ein Bach floss; nach rückwärts schloss der Berg, welcher nur einer der vielen Grate des Gebirges war, sich an das Massiv des Gebirges an und konnte deshalb ohne viel Klettern erreicht werden. Es würde eine prächtige Lage für

eine Stadt abgegeben haben, und wird es vielleicht noch einstens — wer weiss? Ich ergötze mich mitunter an dem Gedanken, wenn einmal — wie es ja früher oder später geschehen wird — der Kilima-Ndjaro von einer überlegenen Rasse cultivirt wird und schöne Städte sich auf seinen luftigen Höhen erheben, von denen einige auf den ursprünglichen Stätten meiner verschiedenen Stationen aufgebaut werden dürften, und wenn diese dann selbstgefällig auf ihre gedeihliche Entwickelung zurückblicken und ein strebsamer Chronist sich daran macht, ihre Geschichte von frühestem Anfang an zu schildern, dass dann meine unbedeutende Person als erster Bewohner und ursprünglicher Erbauer und Gründer der Vergessenheit entzogen würde. Vielleicht würden in dem städtischen Museum einige seltsame Ueberbleibsel von meinem Aufenthalt aufbewahrt werden — eine Champagnerflasche, eine Petroleumkanne oder ein leerer Krug, welcher einstens Arsenikseife enthielt; auch könnte sich vielleicht in der Rathsbibliothek ein Exemplar dieses Buches finden, von welchem die die alte Lage der Stadt beschreibenden Seiten eifrig studirt und citirt würden. Wegen des Interesses, welches eine zukünftige Generation hieran nehmen könnte, will ich darum auch die Geschichte meiner Ansiedelung in Moschi weiter ausmalen und zuerst ihren Namen „Kitimbiriu“ hiermit verrathen. Auf der Höhe dieses langgezogenen Bergrückens befand sich eine nahezu ebene und breite Hochfläche, deren drei Seiten fast steil zu den untern Thälern abfielen. Mit ein wenig Kunst könnten sie unzugänglich gemacht werden, ausser von Norden her, wo das Plateau sich an die höhere Bergmasse anschliesst. Längs einer Seite und dann querüber und an der andern Seite herunter floss ein schmaler künstlicher Kanal mit klarem Wasser, welches von einem rasch abstürzenden Bach weiter oben herrührte, längs unsers Berges aber in sehr sanft geneigter Leitung weitergeführt wurde. So hatten wir das Wasser vor unserer Thür und brauchten es nicht erst aus der Schlucht 300 m unter uns zu holen. Seltsam genug und sonderbar sah es freilich aus, ein ruhiges Bächlein hoch oben bis in die Wolken und am Rande eines Abgrundes dahinfliessen zu sehen. Alles dies verdankten wir

dem ausharrenden Fleisse der Wadjagga vom Kilima-Ndjaro, welche ihrer Sicherheit halber vorziehen, auf den Höhen der Berge zu leben, und deshalb ihren Wasserbedarf in künstlichen Leitungen von den obern Höhen zu sich hinab und die ganze Länge dieser bewohnten Grate entlang führen, während die Stammbäche polternd die Thäler hinunterschiessen, oft in Wasserfällen von 20—30 m Höhe, bis sie weit, weit unter den ruhigen Kanälen dahinströmen, welche die Hügelkämme bewässern, die sich bis in die Ebenen hineinstrecken.



Aussicht nach Madjame.

Im Mittelpunkte meiner Ansiedelung gab ein grosser ausgebreiteter Baum angenehmen Schatten um die warme Mittagszeit, und beschützte auch meine Häuser vor den gelegentlichen Bergwinden. Die Aussicht — und daran wird kein Menschenwerk je etwas ändern — fand übrigens nicht ihresgleichen in Djagga. „Die ganze Welt", sagte einstmals Mandara zu mir, „kannst du von deinen Fenstern sehen"; und wenn die Behauptung auch nicht streng richtig war, so liess sie sich doch vertheidigen in Betracht des mächtigen von hier

zu übersehenden Gebietes — man sah gewissermassen die Karte von Ostafrika von Kitimbiriu aus ausgebreitet vor sich liegen. Die beiden Schneegipfel des Kibo und Kimawensi erhoben sich über uns nach Norden zu. Nach Westen übersehen wir den ganzen Gürtel bewohnten Landes bis Madjame, in der Nähe des grossen westlichen Abhangs des Kilima-Ndjaro, welcher sich dem Meru entgegenstreckt. Mancher waldgekrönter Berg lag dazwischen; im Vordergrunde enthielt die Landschaft eine verwirrende Masse von Bananenpflanzungen mit ihrem blinkenden lebhaften Grün, von Maisfeldern, von Strichen rothen frisch aufgebrochenen Landes, und dunkel-



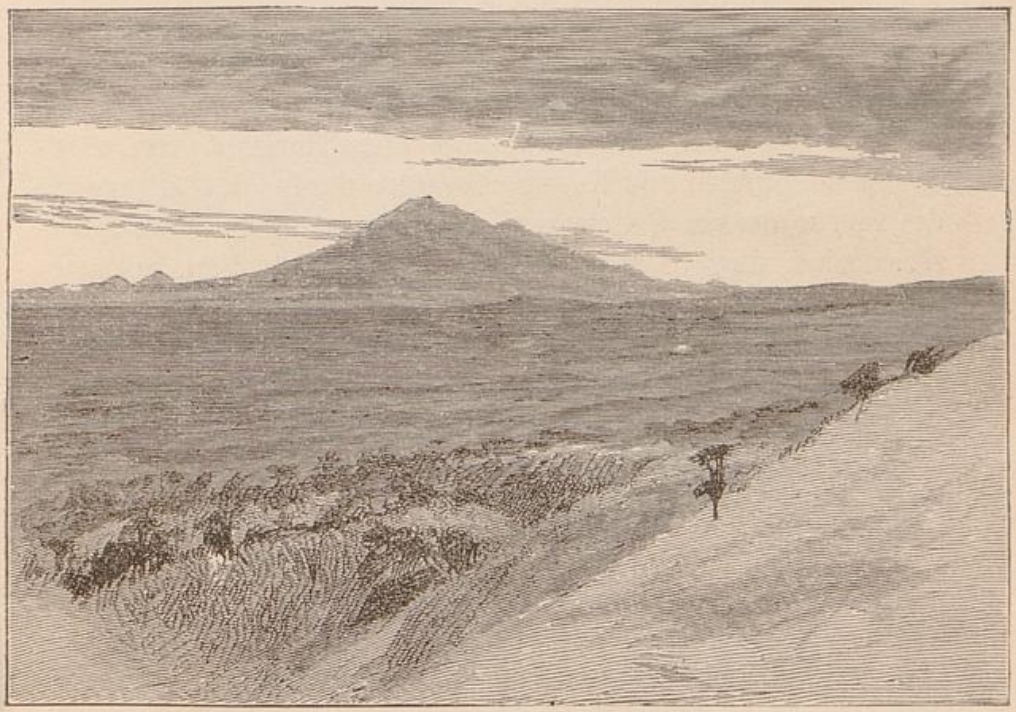
Aussicht nach Ugweno.

schwarzen Stellen, wo einzelne Bäume im angebauten Lande stehengeblieben waren. Dann sah man kahle, von Schafen abgeweidete Niederungen von blassgrüner Farbe, und die Seiten der Berge bedeckt mit federigen Farrn, welche um die Zeit meiner Ankunft (im Juni) zu lebhaftem Gelb vertrocknet waren. Alle diese verschiedenen Farbentöne, wenn auch zu hart und unvermittelt im Vordergrunde, verbanden sich in mittlerer Entfernung harmonisch zu einem schön grünen und dunkeln Durcheinander und verschwammen in der Nähe des Horizonts zu ruhigem zarten Violett, welches hier und da von kleinen Rauchwolken, dem steten Kennzeichen der bewohnten Zone, unterbrochen wurde; denn die Eingeborenen von Djagga reinigen beständig ihre Ländereien von Unkraut und ver-

brennen die getrockneten Haufen in grossen Feuern, um den Boden mit der Asche zu düngen.

Südwärts und ostwärts schaute ich hinüber zu den schönen blauen Bergen von Ugweno[1], an deren Fuss der Jipe-See liegt. Von der Höhe von Kitimbiriu ist der See selber nicht sichtbar, steigt man aber 300 m höher, so unterscheidet man ihn, einem langen Spiegel vergleichbar, am Fusse der dunkeln Berge.

Aber unter allen diesen Ausblicken fesselte kein Gegen-



Der Berg Meru.

stand mehr das Auge — den Schneedom des Kibo selbst kaum ausgenommen — als der Meru, wegen seiner symmetrischen Gestalt der grossartigste Berg, dessen Afrika sich rühmen kann. Einer vollendeten Pyramide gleich steigt er westlich vom Kilima-Ndjaro empor, und erhebt sich himmelwärts aus der sonnigen Ebene bis zu einer Höhe von nahezu

[1] Die Landschaft Ugweno ist sehr interessant und enthält in ihrer Mitte die schönsten Gegenden, welche Bergspitzen von über 2000 m,

4500 m.[1] Ich wollte ich könnte ihn malen, wie ich ihn gegen Ende dieses ruhigen Nachmittags sah, als ich ausruhend und auf mein Essen wartend auf dem Bergkamme von Kitimbiriu dalag. Man denke sich zunächst einen Westhimmel von klarem blassen Golde, welches nach dem Horizont zu sich zu Bronze vertieft. Ueber ihm hängt in der obern Luft ein dünner Vorhang von dunkelgrünem Gewölk, halb dunkel, halb durchsichtig, welches ein wenig von dem warmen Erdboden durchscheinen lässt, scharf begrenzt und unter leichtem Winkel so herabhängend, dass es wie der Rand eines schwärzlichen Vorhangs aussieht, welcher über die Scene heruntergelassen werden soll. Diese Folie erhöht die lebhafte Glorie des goldenen, sich quer durch den Himmel erstreckenden Gürtels. Dann erhebt sich aus einem gezackten Horizont von unbedeutenden Spitzen und Kegeln die klare dunkelblaue Pyramide des Meru, dessen Seiten von der Natur gerade soweit zerrissen sind, dass er nicht gar zu sehr wie künstlich geglättet erscheint. Der Gipfel ist schwach abgeebnet, an der rechten Seite unterbricht ein zackiger Einschnitt die Gleichmässigkeit des langen nördlichen Abhangs. Die zufällige Wirkung der Färbung ist so schön wie irgendetwas. Bei dieser Beleuchtung sieht man keine sanfte Vermischung von Farben. Die

---

reiche Wälder, Wasserfälle, grüne Alleen und Aussichten auf den See unten und die silberhellen Windungen des Ruvuflusses in sich vereinigen. Die Sprache der Wagweno ist augenscheinlich noch ältern Ursprungs als die der Wadjagga. Sie sind ein harmloses, sehr schüchternes wildes Volk, welches früher von den grausamen Massai viel zu leiden hatte. Jetzt leben sie so hoch oben am Berge, dass sie sicher sind, entbehren aber andererseits guten Ackerbodens für ihre Ernten und guter Weidegründe für ihr Vieh.

[1] Die Höhe des Berges beträgt 4480 m. Er ist gelegentlich, doch selten, mit Schnee bedeckt. Der Meru liegt fast genau westlich vom Kilima-Ndjaro, in 3° 15′ südl. Br. und 36° 40′ östl. L., und ist über die Ebene weg aus 120 km Entfernung sichtbar und zu jeder Zeit ein majestätischer Gegenstand. Er soll von einem vornehmen Geschlecht von Ackerbauern bewohnt sein, welches in Abstammung und Sprache mit den Wadjagga des Kilima-Ndjaro verwandt ist. Am Fusse des Berges wohnen Massaistämme, welche grosse Viehheerden halten, deren Weidegründe in den weiten grossen Ebenen zwischen Meru und Kilima-Ndjaro und an den obern Gewässern des Flusses Ruvu liegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganze Masse des Meru ist von einem gleichen klaren dunkelblaugrünen Ton, und das glänzende Wolkenband hinter ihm sieht unverändert wie wirkliches Gold aus. Wie um das fast decorative Aussehen des formalen Gegensatzes zu verdecken, zeigt sich ein schwacher zarter Schimmer von Wolken, die sich über die obere Hälfte des Berges und den Himmel erstrecken. Der Meru läuft in mittlerer Entfernung aus in einer langen wellenförmigen dunkeln Linie, welche den fernsten westlichen Grat des Kilima-Ndjaro bezeichnet. Der mittlere Theil des ganzen Bildes ist eine reiche dunkelgrüne Ebene, in welcher dunkle und braune Linien die entfernten Baumgruppen dem Flusslauf entlang bezeichnen. Mehr im Vordergrunde treten die nähern Grate des Kilima-Ndjaro hervor, lange Linien von Hügeln mit schattigen Bäumen auf den Kämmen, aber öfters bewachsen mit blassen, rein grünen Bananenwäldern. Diese zwischenliegenden Hügelrücken strecken sich von der unbestimmten Dunkelheit in mittlerer Entfernung nach oben, bis sie sich zu dem einen grossen Rücken jener Hochfläche verbinden, welche quer durch unsere Schlucht emporsteigt. Dies ist ein ebener grasbedeckter Abhang, auf welchem weisse Ziegen weiden, aber im unmittelbaren Vordergrunde senkt er sich in die nebelige Tiefe der sich erweiternden Schlucht, über deren düstern Abgründen in den obern Regionen der Atmosphäre ein paar Adler schweben und kreisen.

Es war höchst angenehm, so von meinem Horst weg über die vielen, wie auf einer grossen und lebendigen Karte ausgestreckten Länder Rundschau zu halten, und das alles im Gefühl der Sicherheit vor allen Angriffen der gesetzlosen Räuber der Ebene. Mein Auge schaute selbst nach Gegenden von Afrika aus, welche noch unbekannt und von weissen Männern noch nie besucht waren, und ich konnte den natürlichen Charakter dieser Gebiete studiren und die Vertheilung von Fluss und Berg in der Karte verbessern. Zuweilen, wenn theilweise Nebel sich über die nähern Hügel und Thäler erhoben und der Rücken meines Hügels eine in der Luft schwebende Insel zu sein schien, wurde die Wirkung eine höchst gefällige und neuartige. Ich, meine Leute, meine

Hütten und meine Hausthiere schienen in einem riesigen Luftballon über Afrika hinzuschweben. Unter uns, jenseits der Nebel, befanden sich die sonnigen Ebenen, die Linien sammtweicher Wälder längs der gewundenen Flussläufe, die Striche offenen Weidelandes, Seen von Gras gleichend und grün sich abhebend gegen den dunkeln Wald und die düstern Berge ringsum. Zu unsern Füssen zeigten sich rollende Wolken von grauen Dünsten, und vor diesem leeren Hintergrunde, in starkem Relief hervortretend, schwebten und wiegten sich kreisende Hühnerhabichte mit ausgebreiteten Flügeln gerade unter meinen Füssen, aussehend wie die Vögel, welche Salomo auf seiner Reise durch die Luft begleiteten, von welcher die arabischen Legenden uns erzählen.

Während meines viermonatlichen Aufenthalts in Kitimbiriu verblühten die Schönheiten der Landschaft niemals und erschienen mir keinen Augenblick einförmig. Unter dem Einfluss solcher wandelbaren atmosphärischen Kräfte veränderten sich die Wirkungen um uns herum wie die Bilder eines Kaleidoscops, und selten sah man dasselbe Bild wieder. Zuweilen, beim ersten Morgendämmern vielleicht, war alles in lichtem Nebel verhüllt, mit einziger Ausnahme des Gipfels des Kibo, welcher dann aber über den Wolken aufstrahlte gleich einem übernatürlichen Scheingebilde, und rosig aufleuchtete im Glanz der kommenden Dämmerung. Oder es verschwand ein anderes mal um Mittag jede Spur von Dunst, und es lag der sammtartige Wald da in goldiggrünem Lichte und dunkelm Schatten erglühend, jede Einzelheit deutlich erkennbar, während die Abhänge, die vorspringenden Felsen und die leuchtenden Schneefelder mit überraschender Klarheit hervortraten, obgleich der Pic nahezu 25 km entfernt lag. Am Nachmittag war der Himmel viel-



Ein Hühnerhabicht.

leicht von dichten Vorhängen von dunkelgrauen Wolken verdeckt, und die untere Ebene lag in einförmig blauem Schatten da; einzig und allein im Westen, hinter der Pyramide des Meru, zeigte der Himmel einen kleinen wolkenleeren Gürtel, welchen die Sonne goldfarben widerstrahlen liess, und gegen diese antike Beleuchtung oder decorative Zeichnung hoben sich der Pic des Meru und seine zackigen Nadeln an der Basis in einfachem indigoblauen Ton ab.

Am Morgen nach meiner Ankunft nahm ich mir keine Zeit, die Landschaft zu beschauen, obgleich ich mich sehr wohlgemuth fühlte und von dem langen, träumerisch ruhigen Nachmittag des vorigen Tages neu gestärkt war, den ich in der Betrachtung der unvergleichlichen Aussicht rundherum müssig verbracht hatte. Vielleicht aus diesem Grunde war ich geneigt, meinen Groll gegen die Rabai-Träger fahren zu lassen, ihnen den Rest des Lohnes auszuzahlen und sie heimzusenden! Oder diese Vergebung wurde bewirkt durch eine Botschaft von Mandara, der mich ersuchen liess, die Meuterei vom Tage vorher nicht weiter zu beachten und sie mit ihrem Gelde und Proviantrationen zur Küste zu schicken, denn solche mächtige Fürsprache liess sich nicht einfach ignoriren. Demgemäss wurde die Gesellschaft von Mandara's Dorf heraufbefohlen, von meinen Sansibarern in Reih und Glied aufgestellt, und nun empfingen sie ihre „Tschits" oder Papierstreifen, welche sie zur Auszahlung dem Consul an der Küste vorzulegen hatten. Auf jeder Anweisung war der Betrag des Lohnes notirt, minus die Strafen für schlechte Aufführung, plus die Geschenke für gutes Benehmen. Weiter befanden sich darauf ein oder zwei Zeilen zur Angabe des „Charakters", gut oder schlecht, je nachdem der Fall war, welche Kapitän Gissing bei der Auszahlung in Mombas ohne Zweifel in ernsten Tadel oder freundliches Lob übersetzen würde. Ich fürchte jedoch, nach meinem Eindruck von den Leuten zu urtheilen, wird er mehr zu schelten als zu loben gefunden haben, denn eine schlechtere Bande von Leuten, als diese Träger von Rabai, habe ich selten in Afrika angetroffen, und dieselbe Erfahrung werden die meisten andern Reisenden auch wol gemacht haben. Ihr erster Evangelist, Krapf, beschreibt sie

in seiner Verzweiflung als ein „verdorbenes gleichgültiges Geschlecht von Heiden", und obgleich die von ihm beschriebene Generation wol verstorben sein mag, so veranschaulichten doch ihre Nachfolger den Grundsatz der Erblichkeit, indem die Schlechtigkeit der Vorfahren sich bei ihnen mit verstärkter Gewalt verewigt.

Ich fühlte mich sehr erleichtert, als ich sie von meiner Ansiedelung nach Djagga entlassen und mich zu meinen treuen Sansibarern zurückgewandt hatte, welche in heller Thätigkeit damit beschäftigt waren, unsere kleine Colonie unter Dach und Fach zu bringen. Zwanzig Sansibarern wurde gestattet ferner auszuruhen, weil ich die Absicht hatte, sie in kurzem nach Teita zurückzusenden, um die Sachen zu holen, welche ich im Hause des Missionars zurücklassen musste, als so viele der Rabai-Leute davonliefen; aber von den andern zwölf bekam jeder seine besondere Aufgabe. Abdallah wurde zum Oberaufseher der Arbeitsleute ernannt; Mabruki und Athmani wurden damit beschäftigt, unter meiner Leitung Pflanzen zu trocknen und Vögel abzubalgen; Faradji und Cephas erbauten eine Küche; Ibrahim nebst Baher, Faridjalla und Mwali Mnjani mussten die Spaten zur Hand nehmen, um den Platz für mein Haus zu säubern; Abdallah ben Saleh musste Gras mähen und für Ziege und Kuh sorgen; Mguu sammelte Brennholz für die Küche, während Kadu Stanley das wichtigste Geschäft von allen, die Anlage eines Gartens, zufiel — er musste zu dem Ende ein Stück Land umgraben, es in niedliche Beete eintheilen, dieselben mit englischen Sämereien bestreuen und alles ringsum mit einem starken Palissadenbau einhegen. Am Tage nach meiner Ankunft wurden in meinem Küchengarten bereits Senfsamen und Kresse, Radieschen, Rüben, Wurzeln, Zwiebeln, Tomaten, Porree, Salbei, Gurken und Melonen gesät; am Ende der ersten Woche in Djagga ass ich bereits Salat eigenen Wachsthums.

Wir versanken jedoch nicht auf einmal in ein stilles Colonistenleben. In den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts wurde ich viel geärgert durch unaufhörliche Besuche von Mandara's Schmarotzern; elende bankrotte Suaheli-Kaufleute oder entlaufene Sklaven, welche vor ihren Gläubigern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Eignern Zuflucht bei dem Fürsten von Moschi gesucht hatten; und wie ein Einäugiger König unter den Blinden ist, so beherrschte diese Schurkenwelt der Küste den einfachen Wilden und that so, als ob sie mit dem weissen Mann auf einer Stufe stände. Vom ersten Augenblicke jedoch, als ich sie auf dem Wege von Djagga antraf, woselbst sie mir den Willkommen in Mandara's Land entboten, hatte ich das Gefühl, dass ich mit ihnen wol einen Strauss um die Herrschaft auszufechten haben würde. Im geheimen waren sie wüthend über meine Ankunft, weil sie ihren Einfluss bei dem wankelmüthigen Fürsten zu verlieren fürchteten und mich für ein Hinderniss für den Sklavenhandel hielten, den sie, die gewesenen Sklaven, so gewinnreich für sich zu organisiren suchten. Darum boten sie von Anfang an alles auf, mir entgegenzuarbeiten und, ohne zu offener Bosheit zu greifen, mir den Aufenthalt im Lande unerträglich zu machen. Bevor ich noch kaum mein Lager einen Tag bezogen hatte, begannen sie beständig in meinem Zelte vorzusprechen, um mit kühlem Blute dies oder jenes im Namen Mandara's sich zu erbitten. Zuerst schlug ich es einfach ab, aber nach ein und mehrern Weigerungen sagte ihr Anführer, ein affenartiger, verschrumpfter, pockennarbiger Mensch, in drohendem Tone: „Ich sage Ihnen, junger Mann („Kidjana"), wenn Sie nicht freigebiger sind, so wird hier Ihres Bleibens nimmer sein." Ich ergriff sofort meinen Stock und sprang hinter ihm her; aber er nahm seine Kleider schleunigst zusammen und entfloh sammt seinen Genossen. In dieser kritischen Lage gab es blos einen Weg für mich. Ich rief zwei oder drei meiner Leute zu mir, ergriff meinen Reisestab und machte mich auf den Marsch zu Mandara's Wohnung. Als ich in seinem Dorfe ankam, sah ich seine Suaheli-Schmarotzer herumschlendern, während einige auch sich den Anschein gaben, als ob sie mit vielem Interesse eine Art Damenbret, „Bao" genannt, spielten, obwol ich deutlich bemerken konnte, wie sie mit ihren schiefen Augen mich verfolgten. Alle jedoch bekümmerten sich geflissentlich nicht um meine Ankunft, und ich blieb deshalb eine Secunde lang stehen, unentschlossen wie ich meine Ankunft dem Fürsten melden sollte. Dann aber rief ich dem

ersten besten Manne zu, welcher sich über einen der Damespieler bückte, und forderte ihn ruhig auf, Mandara meine Ankunft zu melden. Er blieb, den Rücken mir zugekehrt, stillstehen, zuckte die Achseln und lächelte seinen Kameraden verächtlich zu. Mein Zorn wuchs und obendrein wusste ich ja, dass diese Schelme nur der Gewalt weichen. Ich erhob also meinen Stock und liess ihn laut schallend auf den Rücken des arglosen Menschen niedersausen. „Jetzt", rief ich, „wirst du Ferkel, du Sklave, wol gehen und dem Fürsten melden, dass ich ihn zu sprechen wünsche." Er sah verblüfft aus und lief davon. Alsbald wurde ich von einem Djagga-Krieger aufgefordert näherzutreten, aber bevor ich noch die Hecke von Drachenbäumen erreichte, welche Mandara's Wohnung umgaben, kam der Fürst eilenden Schrittes mir entgegen, nicht, wie ich selber ihm entgegentreten wollte, mit zusammengekniffenen Augenbrauen und finsterm Gesicht, sondern mit gewinnendem Lächeln und strahlendem Antlitz. Mit seinen ausgebreiteten Armen meine Hände ergreifend rief er: „Was! Ist der weisse Mann schon gekommen mich zu besuchen! Vortrefflich! Nun wollen wir mal tüchtig plaudern! Bringt einen Stuhl her und eine Schale «Tembo»." Diese freundliche Anrede stimmte mich sofort um, denn nach solcher Liebenswürdigkeit mussten peinliche Klagen aus meinem Munde schlecht klingen. Indessen ermannte ich mich doch zu der unangenehmen Aufgabe, und erklärte ihm kurz und bündig, dass ich ihn verlassen müsse, falls fernere Aufforderungen zu Geschenken an mich gestellt würden. „Du weisst, Mandara, dass ich ein armer Mann bin. Die Waalimu (weisen Männer) von Ulaja haben mich nicht mit vielen Gütern ausgerüstet; ich kann es nicht leisten, dir beständig Geschenke zu geben. Wenn du wirklich willst, dass ich mich in deinem Lande anbaue und hier lebe, so musst du mich mit Bitten um Geschenke ferner verschonen."

Nach diesen Worten sah sich Mandara mit wohlstudirtem Erstaunen bei der ganzen gegenwärtigen Gesellschaft um. Sein einziges helles Auge blickte düster und verstört unter seinen zusammengekniffenen Brauen hervor, als er sprach: „Was erzählt der weisse Mann da? Ich verstehe ihn gar

nicht. Warum will oder muss er gehen?" Dann erzählten ihm meine Leute, mit abgewandtem Blick und mit dem Tone tiefster Achtung, dass der weisse Mann sich darüber beleidigt fühle, dass Mandara's Suaheli ihn so häufig um Geschenke für ihren Fürsten anbettelten. „Oh, ist das alles?" sagte Mandara, welcher selbstverständlich die ganze Geschichte angezettelt und diese Leute zu mir geschickt hatte, um mich leise zu sondiren, ob ich ein freigebiges und nachgiebiges Temperament habe. „Diese Leute wussten nicht, was sie sagten; sie sollten sich mit den Dienern des weissen Mannes unterhalten, nicht mit ihm! Aber", sagte er, „wir verschwenden unsere Zeit über geringfügigen Gegenständen — maneno madogo. Zwischen dem weissen Manne und Mandara sollte immer nur über grosse Angelegenheiten verhandelt werden, oder wir sollten uns allgemein und leicht unterhalten (sumgumso). Ich bin der Sultan hier, nicht wahr? (Eifrige eilige Zustimmung von allen Seiten.) Und dies ist der Sohn von Balosa. Lassen wir ihn sich hier in Frieden ansiedeln, und möge er sich nicht um die Unterhaltung der Sklaven bekümmern." Hier that er so, als ob er den Suaheli schmollte, welche den ganzen langen Redeguss ganz einfältig angehört hatten, wie wenn eine vorher einstudirte Posse aufgeführt würde. Indessen wollte ich mich in Liebenswürdigkeit nicht ausstechen lassen, und so schüttelte ich Mandara's grosse Tatze herzlich und trank dazu sauern Tembo, den ich verabscheute, mit einer in ihrer Heuchelei wirklich rührenden Genugthuung. Dann kam mir ein prächtiger Einfall und ich sprach, weil Mandara eine Antwort auf seine Rede erwartete, Folgendes: „Mandara, ich möchte dir eine kleine Erzählung (Hadithi) zum besten geben." „Ich bin ganz Ohr", erwiderte der Fürst. „Einstens lebte in Ulaja ein Mann, der ein Huhn besass (kein Wadjagga hat je von einer Gans gehört), welches ihm jeden Morgen ein goldenes Ei legte. Und der Mann freute sich anfangs sehr darüber, aber nach einer Weile wurde er ungeduldig und er sprach: «Anstatt so viele Tage zu warten, bis ich reich werde von den Eiern dieser Henne, will ich sie aufschneiden und all das Gold auf einmal an mich nehmen.» Gesagt, gethan, aber er fand nichts drinnen.

Nun, war das nicht ein grosser Narr, Mandara?" „Ja — a!" erwiderte der Fürst gedankenvoll, „vielleicht war er das." Dann schlürfte er noch mehr Tembo und besann sich. Nach einer Pause wandte er sich zu mir und fuhr fort: „Nun will ich dir auch eine Geschichte erzählen. Wenn ich Samen lege oder ein Bäumchen in meinen Garten pflanze, so lass ich es anfangs ruhig wachsen — ich ziehe es nicht empor, um nach den Wurzeln zu sehen, und pflücke nicht die frühen Blüten oder zarten Blätter ab. Ich warte bis es reif ist und dann", fügte er gedankenvoll hinzu, gerade vor sich hinblickend, „haue ich es ab, wenn es nicht reichliche Früchte trägt."

Darauf verbreitete sich unsere Unterhaltung über die verschiedensten Gegenstände — europäisches Leben, eine Beschreibung eines Panzerschiffs — Manowari, wie Mandari sie nannte — die Geschichte und Gestaltung von Djagga laut Mandara, welcher genaue Kenntniss in der örtlichen Geographie verrieth — die Djagga-Sprache, die englische Sprache u. s. w.

Die Zusammenkunft endete in schwärmerischer Freundschaft. Mandara nannte sich meinen Vater, behauptete ich sei sein Sohn, und verkündete unter hysterischem Gelächter eine vollkommene Gütergemeinschaft (was ich freilich innerlich völlig misbilligte). „Wenn jemals der weisse Mann einer Kuh oder Ziege bedarf, so soll er sie von der Heerde seines Vaters Mandara nehmen, und wenn jemals Mandara ein Gewehr oder ein europäisches Bett zu haben wünscht, so werde er benutzen, was seinem weissen Sohn gehört."

Als eine Frucht dieses glücklichen Uebereinkommens liess er einen prächtigen Bock mit einem unendlich fetten Schwanz, ein Mutterschaf und ein Lamm holen, und übergab die Thiere mir als eine kleine „Kitoweo" (Ergötzlichkeit), die ich mit zu meinem Lager hinaus nehmen sollte. Ich schüttelte darauf mit Enthusiasmus seine grosse Hand und mit manchem Abschiedsgruss: „Kwa heri (Lebe wohl), Mandara", „Kwa heri, mtoto wangu!" (Lebe wohl, mein Sohn), wanderte ich zurück nach Kitimbiriu, unter dem Frohlocken meiner Leute über die „maneno masuri" (schönen Worte), welche zwischen

ihrem Herrn und dem Fürsten von Moschi gewechselt waren. Natürlich packte ich bei meiner Rückkehr eine Menge Dinge zusammen, welche er hauptsächlich wünschte, besonders eine Anzahl Düten mit europäischen Sämereien, und sandte sie als Gegengabe für die Schafe ab. Nach dieser Zusammenkunft nahmen die Beziehungen zwischen Mandara und mir einen so freundschaftlichen Charakter an, dass ich mich berechtigt fühlte, mich gänzlich auf seine guten Gesinnungen als Schutz gegen die räuberischen Gelüste seines Anhangs zu verlassen. Infolge dessen sandte ich andern Tags die zwanzig Mann nach Teita zu dem bereits erwähnten Zweck, die letzten dort zurückgelassenen Güter hierher zu schaffen.

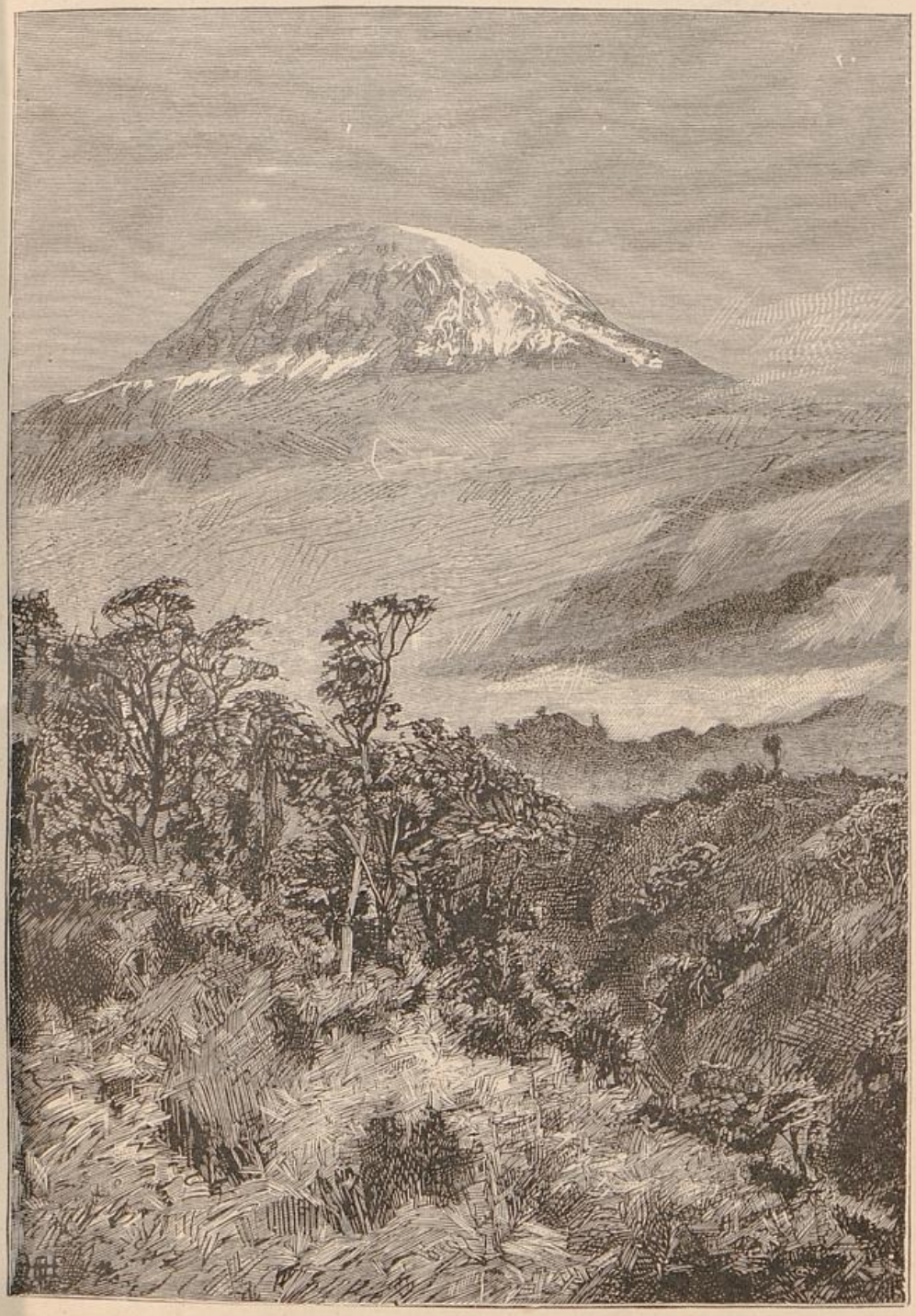
Als sie abmarschirt waren, stand es mir frei, meine Aufmerksamkeit sympathischeren Gegenständen zuzuwenden. Ich brachte meine beiden Sammler in einer rasch gebauten Hütte unter, packte das Papier zum Einlegen der Pflanzen aus, nebst den Kästchen mit den Hülfsmitteln für das Abbalgen und andern Geräthen für naturhistorische Sammlungen, und begann so viele Proben der Fauna und Flora ringsumher zu sammeln und aufzubewahren, als ich bekommen konnte. Nachdem jedermann seine bestimmte Aufgabe erhalten hatte und ich die allgemeine Aufsicht über meine Niederlassung dem indischen Diener überlassen konnte, fühlte ich mich freier in meinen Bewegungen als je zuvor, und konnte den ganzen Tag umherstreifen in der sichern Erwartung, bei der Rückkehr alles in guter Ordnung vorzufinden. Mit leichtem Herzen durfte ich die Schönheiten meiner afrikanischen Schweiz durchforschen. Zunächst und vor allem wünschte ich eine Zeichnung des schneeigen Doms des Kibo zu bekommen. Dieser höchste Gipfel des Kilima-Ndjaro war nicht immer zu sehen. Wochenlang pflegte er sich in Wolken zu hüllen. Steht man jedoch früh auf, so fehlt es selten, dass man nicht bei Sonnenaufgang einen Blick auf ihn werfen kann, wenn die vor dem kalten Morgenhauch sich verziehenden Wolken auseinander treten und seine glänzende Krone jungfräulichen Schnees blosslegen, auf dem der blassrothe Sonnenschein ruht. Innerhalb der ersten Tage nach meiner Ankunft konnte ich mich schon in diesen Anblick vertiefen und meine erste

detaillirte Skizze von dem höchsten Punkt des Kilima-Ndjaro anlegen, welchen die Küstenleute den „Berg des bösen Schneefeindes“ und die Massai mit mehr Ehrfurcht „das Haus Gottes“ nennen. Ich eilte eine kurze Strecke von meinem Lager weg bis zum Rande der Schlucht, wo die Aussicht möglichst wenig behindert war, hockte dort nahe vor dem Abhange mitten zwischen zertretenen Farrnwedeln nieder, und sah zuerst nach dem jenseitigen Bergrücken hinüber, der mit federigen Bäumen, Akazien, Sykomoren und Palmen bestanden war, und dann zu den schwellenden waldbedeckten jenseitigen Höhen, welche noch unberührt von dem schiefen Sonnenstrahl düster und dunkel im Schatten dalagen. Ueber ihnen lag eine weite weisse Hülle flockiger Wolken ebenmässig und flach ausgebreitet, und darüber erhob sich, als wäre er von der niedern Erde völlig abgelöst, majestätisch in dem blassen blauen Himmel schwebend, der schneebedeckte Dom mit seinen dunkeln Flecken und dem überwiegenden Lichtglanz, einer Mondscheibe vergleichbar.



Ein Damm der Eingeborenen.

Die eifersüchtigen Wolken gestatteten mir jedoch blos eine halbe Stunde, um die Hauptzüge des Königs der Berge festzulegen, und ich musste die Vollendung meines Werkes auf eine andere Gelegenheit verschieben. Mittlerweile dehnte ich meine Gänge mit der Flinte in der Hand und einer Sammelbüchse auf dem Rücken nach allen Richtungen immer weiter aus, am liebsten aber wanderte ich thalaufwärts dem kleinen Bach entgegen. Dem schmalen



DER KIBO AM FRÜHEN MORGEN. S. 128.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Pfade folgend, welcher unserm Bewässerungskanal parallel lief, kam ich zu der Stelle, wo der letztere sich von dem Stammbache abzweigt. Wenn irgendein vorübergehender Eingeborener es wollte, konnte er hier unsere Wasserzufuhr abschneiden, indem er einige Hände voll Gras und Lehm in den kleinen Kanal warf, und aus diesem Grunde, sowie wegen der Fruchtbarkeit und Schönheit des reichen, von den



Kitimbiriu, unsere erste Ansiedelung auf dem Kilima-Ndjaro.

durch Regen abgewaschenen Schwemmtheilen der Bergwände erfüllten Thalbodens beschloss ich, hierherum meine bedeutenderen Anpflanzungen anzulegen. Ich erhielt Mandara's Zustimmung zu dem Plan, und setzte dann meinen Mann Kadu Stanley sofort an die Arbeit, das Unterholz wegzuräumen, zu verbrennen, die Asche mit dem Erdreich zu vermengen und dann das ganze Feld umzugraben und die

Erdklumpen gehörig zu zerkleinern. Schon war manches reiche Beet von dunkelrother Erde besät und vom Nachbar durch kleine Rinnen getrennt, in welche einmal am Tage oder auch öfter das vom nächsten Wasserfall abgelenkte Wasser geleitet wurde. Die beständige Bewässerung wurde hier wirklich sehr leicht ausgeführt. Der reichlich versehene Bach floss hüpfend durch das Thal und bildete etwa alle 100 m einen Wasserfall. Nichts war leichter als oberhalb der Wasserfälle auf jeder Seite einen Kanal abzuleiten, dessen Ufer etwas erhöht wurden, und dann das Wasser oberhalb der Gartenanlagen hinzuführen, um es an jeder gewünschten Stelle in ein Netz feiner Rinnen sich ergiessen zu lassen, welche die einzelnen Beete trennten.

Und doch schien künstliche Bewässerung beinahe überflüssig zu sein in einem Lande wie Djagga, wo selten ein Monat ohne Regen verfloss und das Klima fast so feucht war wie im westlichen England. Ich entdeckte sehr bald, dass meine erste Sorge sein müsse, ein regensicheres Dach herzustellen, unter welchem ich schlafen könne. Innerhalb sehr weniger Tage waren unsere ersten Häuser roh aufgebaut. Die Männer gingen in den Wald, hieben eine gewisse Anzahl Pfähle ab, benutzten die gegabelten zu Ständern an jedem Ende, legten die horizontalen Balken querüber, und verbanden alles gut zusammen mit leichten biegsamen Tauen von feuchten Bananenfasern. An dieses rohe Sparrenviereck befestigten sie eine Anzahl dünnerer Stöcke, bis ein rohes Lattenwerk gebildet war, und zuletzt wurde das Dach wie die Seitenwände hübsch eingedeckt mit den alten Wedeln des Bananenbaums, welche äusserlich wie innerlich wie braunes Papier aussehen. (Wenn erst die Civilisation sich über Afrika ausbreitet und die Menschen den Zeitabschnitt hinter sich haben, in welchem sie blos nach Gold und Diamanten suchen, so werden, beiläufig gesagt, die von der Sonne getrockneten Bananenblätter ein bewundernswerthes Material für die Anfertigung von Papier liefern, welches dem Espartograse weit überlegen ist.) Vorausgesetzt dass das Dach sorgfältig gebaut war, konnte es vollständig wasserdicht sein. Gewöhnlich freilich musste es nach dem ersten Regen etwas nach-

gesehen werden. Fenster gab es natürlich nicht. Das Licht fiel durch den offenen Eingang ein, welcher bei Nacht durch einen wasserdichten Vorhang und eine hölzerne Lattenthür geschlossen wurde. Inwendig war eine von Menschenfüssen hartgestampfte Flur, und bevor das Haus bewohnt wurde, brannte man zahlreiche Feuer auf dem Boden ab und vermengte die Asche mit der getretenen Erde. Selbstverständlich wurde eine Rinne oder ein Graben um das ganze Haus herum ausgeworfen, um das Regenwasser abzuleiten, sodass in der Regel diese hastig aufgebauten Häuser wunderbar trocken und gemüthlich waren. Wenn ein Haus zu meinem alleinigen Bedarf gebaut wurde, so liess ich eine grosse Matte von verflochtenen Streifen der nützlichen „Migomba“ (trockene Bananenblätter) anfertigen, welche auf die blosse Flur festgetretener Erde hingelegt wurde. Darauf wurden dann ein oder zwei Felle wilder Thiere oder eine hellfarbige „Mkeka“ von Sansibar, d. h. eine Matte von getrocknetem Grase gelegt, welche dem Innern ein gemüthlicheres Ansehen gab. Mein Bett wurde in einer Ecke aufgeschlagen, mein tragbarer Tisch stand mitten im Hause, Kästen mit den nothwendigsten Sachen waren an den Wänden entlang aufgestellt, mein Waschbecken stand auf einem roh gefertigten Dreifuss, schnell angeschlagene Breter trugen die leichtern Gegenstände meiner Ausrüstung, und zuletzt wurden soviel Nägel und Haken in die passenden Sparren getrieben, dass alle die verschiedenen Dinge dort aufgehängt werden konnten, welche eine solche Unterbringung vertrugen.

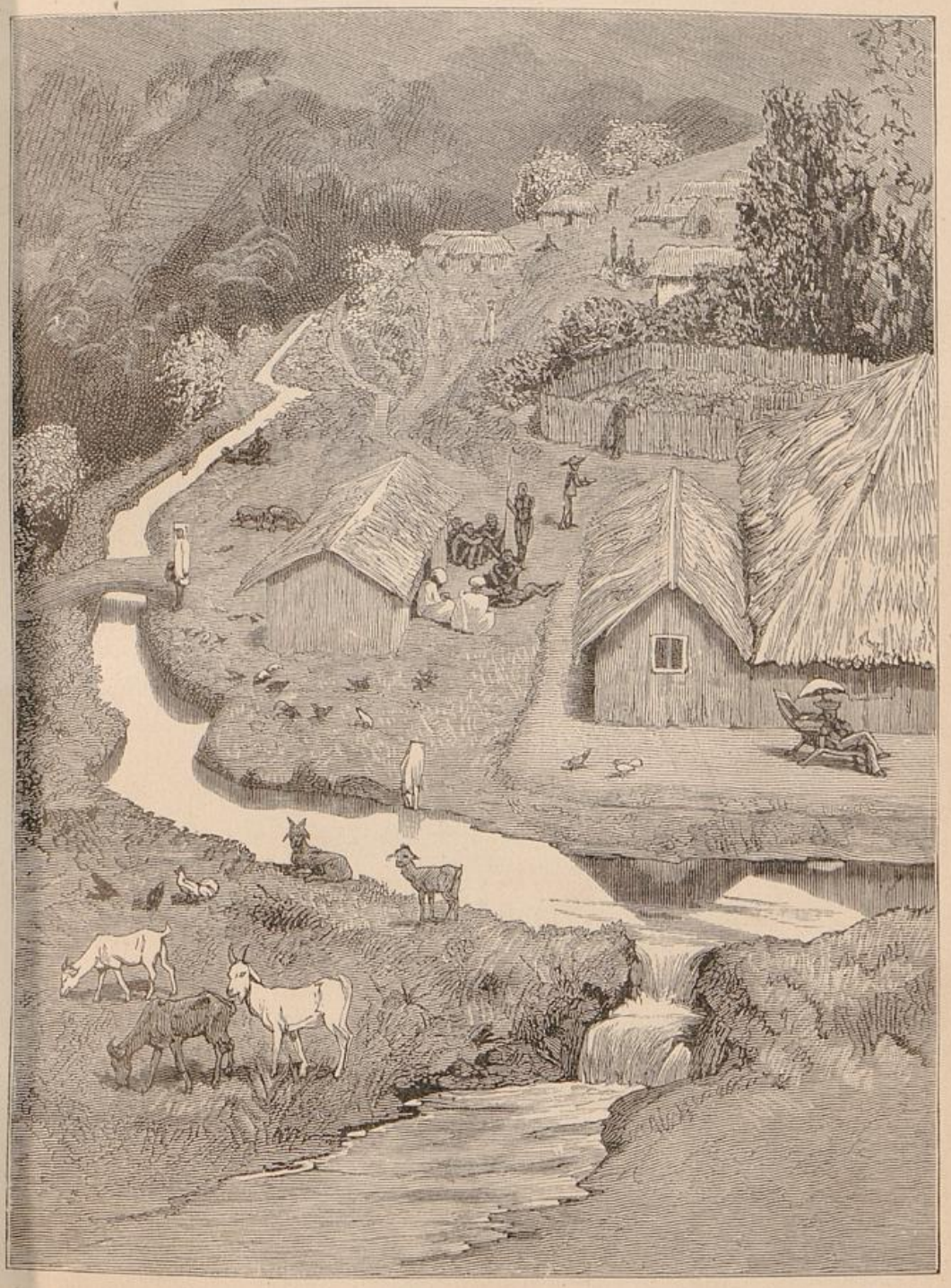
Aehnliche Wohnungen wurden für meine Leute erbaut, Pfade geebnet und offene Plätze angelegt, und bald erhoben sich die ersten genauern Umrisse meiner kleinen Colonie, wo kurz vorher noch die ursprüngliche Wildniss gewesen war.

SIEBENTES KAPITEL.

FRIEDLICHE TAGE.

Ungefähr ein Monat war über den ruhigen und beschaulichen Beschäftigungen verflossen, welche im letzten Kapitel beschrieben wurden.

Diese Zeit schien uns, von einer Seite betrachtet, gar zu ruhig hinzugehen, denn die Tage verliefen einer nach dem andern, ohne dass sich einer durch besondere Ereignisse besonders bemerklich machte; und doch war in Anbetracht der vollendeten Arbeiten und der in unserer Umgebung vorgenommenen Veränderungen jener erste kurze Abschnitt unsers Aufenthalts auf dem Kilima-Ndjaro einem Zeitalter, einem geschichtlichen Cyclus vergleichbar, besonders für die Eingeborenen. Während Zweidrittel meiner Leute nach Teita marschirten, um den Rest meiner Waaren zu holen, war ich mit dem letzten Drittel 12 Stunden des Tages hart bei der Arbeit. Nicht allein bauten wir die vorläufigen Häuser und bestellten unsern Küchengarten, wie ich bereits geschildert habe, sondern wir brachten auch unsere Kühe und Ziegen in einem geräumigen Stall unter, der hinreichend stark gebaut wurde, dass er einem nächtlichen Angriff von Leoparden widerstehen konnte; ferner richteten wir einen Hühnerhof für 80 Hühner und sogar eine allerdings primitive Milchkammer her, in welcher wir die Milch von unsern Thieren in grossen hölzernen, von den Eingeborenen gekauften flachen Schalen aufbewahrten und eine so reichliche Menge Rahm producirten, dass, nachdem ein hinlänglicher Theil zum Buttern beiseite gestellt war — dies wurde wirklich mittels Schüttelns in einer grossen



UNSERE ANSIEDELUNG. S. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Flasche ausgeführt — ein Rest übrigblieb zur Verbesserung meines Nachmittagsthees oder Morgenkaffees. Eines Morgens, gegen das Ende dieser höchst ruhigen Periode, schwoll mein Herz in der That an von einem gewissen Eigenthümerstolz, als ich auf meinem sauber gedeckten Frühstückstisch das erste frisch gelegte Ei aus dem Hühnerhof, die ersten Radieschen aus meinem Garten, den ersten Laib Brot aus dem selbstgebauten Backofen, nebst den Zuthaten aus unserer Milchkammer, ein Stückchen Butter und eine Kanne mit Rahm, erblickte. Mit dem Reichthum kam die Verfeinerung und die Renaissance der Kunst. Ich war es nicht länger zufrieden, in einer Hütte zu wohnen, so nett und trocken sie auch war. Mich verlangte nach einem geräumigen Hause. Nachdem der Boden abgeräumt und geebnet war, steckte ich mit Pflöcken und Bindfaden eine Wohnung von ansehnlicher Grösse und regelmässigen Verhältnissen ab — 8 m lang und $5^1/_2$ m breit, mit zwei Flügeln von 3 m Quadratgrösse der Seiten. Das Dach sollte am First sich zu einer Höhe von 4 m erheben, und bis zu $2^1/_4$ m Seitenhöhe abfallen. Das Innere des Hauptgebäudes wurde durch Zwischenwände in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die eine als Wohn- und Empfangszimmer dienen, die andere wiederum in drei Abtheilungen zerfallen sollte: ein Schlafzimmer, ein Badezimmer und eine Vorrathskammer. Von den beiden Flügeln sollte der eine das Bedientenzimmer, der andere die Speisekammer werden, wo auch die Töpfe und das Tafelgeschirr untergebracht würden. Es war ein grosser Plan, im ganzen genommen ein majestätischer Entwurf, und als meine 6—7 Bauleute in die Idee eingeweiht wurden, schlugen sie sich mit den Händen an den geöffneten Mund, um ihre Bewunderung vor einem so kühnen Flug der Baukunst auszudrücken. Leider waren auch meine Pläne, wie die so vieler ehrgeizigen Planmacher, zu gross für die zur Ausführung bereiten Mittel. Drei Monate war dieses grosse Gebäude im Bau, und wenige Tage, nachdem die letzte Hand an seine Ausschmückung gelegt war, musste ich — ach! — Moschi für immer verlassen, und mein einsamer Palast wird, wenn weisse Ameisen und eingeborene Menschen es erlauben, zweifellos dableiben und künftigen Entdeckern wegen seiner verhältnissmässig

cyklopischen Verhältnisse und harmonischen Anlage als Beweismittel dienen, dass ein hochfliegender weisser Mann hier einst seinem Ehrgeiz gefröhnt hat.

Während mein Gebäude aus Holz und Lehm vielleicht nur vergängliches Zeugniss von meinem langen Aufenthalt in Moschi ablegen wird, haben die von mir angelegten Wege und selbst die Brücken über die schmalen Bäche bessere Aussicht auf längere Dauer. Eine meiner ersten Handlungen bei längerm Aufenthalt in einem wilden Lande, wenn er auch nur einige Tage währen sollte, ist: Leute, Aexte, Sicheln und Spaten in Thätigkeit zu setzen, um einen Weg von hierhin nach dorthin durch den dichten Busch anzulegen. Wenn ich so vorgehe, komme ich mir immer vor, als ob ich das Land, wenn auch in noch so geringem Grade, der Cultur erschliesse. Obendrein ist es doch beim Sammeln im Walde und bei Naturstudien am Orte viel angenehmer, einen anständigen Pfad gewissermassen als seine Operationsbasis zu benutzen. Darum schlug ich breite Wege geradeaus in manchen Richtungen von meinem Lager durch, damit ich auf denselben zur und von der Arbeit gehen konnte.

So gleichmässig verflossen unsere Tage während des ersten Monats in Moschi, dass ich keine auffälligen Ereignisse in meinem Tagebuche finden kann, die des Erwähnens werth wären, ausser den einfachen häuslichen Zwischenfällen eines bukolischen Lebens. Da ein Tag wie der andere verlief, so könnte ich ganz genau einen vollen Monat beschreiben, indem ich die kleinen Vorfälle und Beschäftigungen schildere, welche den Inhalt meines Daseins vom Erwachen aus meinem Morgenschlaf bis zur wohlverdienten Nachtruhe ausmachten.

Ich entnehme deshalb meinem Tagebuche einen typischen Tag aus meinem Leben während des ersten Monats am Kilima-Ndjaro und schildere ihn hier, indem ich blos einige Einzelheiten und kurze Erklärungen beifüge, welche für den Leser nothwendig, in meinem Tagebuche aber überflüssig sind, in welchem ich Tag für Tag aus meinem Gedächtniss die Ereignisse und Beobachtungen getreulich niederschreibe.

Ungefähr um 7 Uhr morgens (in diesen äquatorialen Gegenden wird es kaum hell bis kurz vor 6 Uhr) höre ich

das Plätschern des Wassers in meinem Bade, welches sich mit dem letzten Widerhall irgendeines phantastischen Traumes vermischt — vielleicht eine wenig passende Vision heimischen Lebens, welche mir im schweren Morgenschlummer erschienen ist — und allmählich wache ich auf unter vielem Seufzen und Stöhnen, um zu sehen, wie Wirapan mein Bad mit einigen Kesseln warmen und einem Eimer kalten Wassers aus dem Bach füllt, dessen Murmeln ich gelegentlich als die zweite Stimme neben dem Discant der gackernden Hennen und meckernden Ziegen unterscheide. Ach! wie es mir schwer wird, aus den weichen Kissen und Decken hervorzukriechen. Obgleich die schrägen Morgenstrahlen der Sonne durch die Spalten der Blätterwände dringen und in goldenen Streifchen auf die Mattenflur fallen, so steht das Thermometer kaum über 10°, und die Luft ist scharf und kühl, selbst in meiner gedeckten Hütte. Dennoch wird das dampfende Bad bald nur lauwarm sein, wenn ich zögere, und obendrein kann das Frühstück — und bei dieser gesunden Lebensweise schmeckt mir das Essen, dass ich stets mit zartem Verlangen ihm entgegensehe — nicht aufgetragen werden, bis das Bad beseitigt ist, darum erhebe ich mich mit ungestümem Sprung aus den Kissen, mein Flanellhemd fliegt zur Seite und ich wasche mich in dem warmen Wasser, welches in den Tropen so viel gesünder und wohlthuender ist als die eisige Douche, die von starkgeistigen, meistens unangenehmen Leuten in England so gepriesen wird.

Ich finde aber, dass meine Feder mich zu einer eingehenden Beschreibung meiner Toilette verleitet, welche ich jedoch für so überflüssig und uninteressant halte, dass ich froh bin bei Zeiten anzuhalten. Der gütige Leser gebe mir noch eine Viertelstunde Zeit nach dem Bade und er sieht mich gekleidet, abgebürstet und fein säuberlich in der Thür meiner Hütte stehen, wo ich mit einer kleinen Handglocke lustig läute. Wenn das letzte metallene Klingeln verklungen ist, hört man Rufe aus den verschiedenen Hütten meiner Suaheli-Träger. „Tajari, Bwana, tajari. Aja! Kasi, kasi!“ (Gleich, Herr, gleich. An die Arbeit, rasch!) Diese Ausrufe sollen mich etwas beruhigen, während die Rufer sich widerwillig von ihrem Lager am Heerde erheben und ihre dürftige Kleidung anziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann kommen sie neun bis zehn an Zahl den Abhang herunter gerannt, denn ihre Quartiere liegen höher als die meinigen, und formiren sich hastig in Linie meiner Thür gegenüber.

Jetzt geht es zum Appell: „Cephas?“ (Cephas ist der Oberkoch; er ist beschäftigt bei meinem Frühstück, darum überhöre ich sein Schweigen.) „Faradji?“ „Ndimi, Bwana“, — „Hier, Herr“, schallt es aus dem Kuhstall, wo er beim Melken ist. „Abdallah?“ (Abdallah ist ein interimistischer Anführer und zugleich mein Cabinetsminister der öffentlichen Arbeiten; er hat etwas Anlage zu betrügerischem Wesen, ist unverändert höflich, immer angemessen und fein gekleidet, allerdings ein Schelm, aber ein gebildeter.) „Hapa, Bwana“, — „Hier, Herr.“ „Faridjalla?“ „Yes, Sir“ (Faridjalla war ein alter Missionsjunge und hat sich das „Yes, Sir“ als letztes Ueberbleibsel seines Englisch bewahrt; er singt auch sein „Te Deum“, wenn er bei der Arbeit ist, weil er es für einen englischen Gesang hält; er ist ein guter, williger, durchaus ehrlicher Gesell.) „Ibrahim?“ (Ibrahim ist der beste Mann der Karavane; er ist gedrungen, fett, hat einen ungeheuern Mund, und ist immer in guter Stimmung.) Und so gehe ich die Liste der Namen durch, bis alle zwölf aufgerufen sind. Nachdem dieses Geschäft vorüber ist, habe ich mich mit allerlei kleinen Leiden der Leute zu befassen. Dieser hat ein Geschwür, jener Leibweh, ein dritter Husten, bei noch andern sind die plötzlich entstandenen Krankheiten weniger handgreiflicher Natur, den Nervenleiden der gebildeten Menschen vergleichbar. „Oh! es thut so weh, Herr, hier, hier! Ich fürchte, ich kann heute nicht arbeiten.“ „Unsinn, du hast gestern zuviel gegessen. Geh und hole Brennholz, das ist besser als Arznei.“ Und so werden alle schliesslich zur Arbeit beredet, zwei in den Garten, einer zum Brennholzholen, einer muss die Ziegen, Schafe und die Kuh hüten, ein anderer nach den Hühnern sehen, fünf werden zum Haus- oder Strassenbau commandirt, wie es gerade vorliegt. Faradji und Cephas besorgen natürlich die Küche und haben sonst nichts zu thun.

Jetzt bin ich frei und kann einen Streifzug in der frischen Morgenluft unternehmen, bevor das Frühstück fertig ist. Ich

spaziere also den Pfad hinauf, welcher längs des Kammes des allmählich schmäler werdenden Hügelrückens hinführt, auf welchem unser Lager sich befindet; von hier schaue ich vielleicht hinüber nach dem majestätischen Schneedach des scharf und klar aus dem Morgennebel aufragenden Kibo, oder sammle wilde Blumen zum Schmuck meines Frühstückstisches. Hier wachsen prachtvolle Dissotis, breitblätterige malvenrothe Blumen, primelgelber und in der Mitte dunkelgefärbter Ibisch (Hibiscus), milchweisse Waldreben (Clematis) mit dicken wolligen Blumenblättern und eine Menge lieblicher Blüten von Balsaminen nebst einer blassweissen Art Phlox — alles zusammen eine glühend farbige Blumenmasse in meinem Naturgarten, der greifbare Gegenbeweis gegen die Behauptung, dass die Tropen keine Blumenausstellungen aufweisen können, die sich mit denen der gemässigten Zonen messen dürften.



Clematis und Hibiscus.

Auf die dringenden Rufe Wirapan's, welcher versichert, dass das Frühstück kalt werde, kehre ich um, aber ich muss noch etwas warten, bis meine Blumenschätze ins Wasser gesteckt und inmitten meiner Schüsseln aufgestellt sind. Nun muss ich aber auch den Frühstückstisch beschreiben. Ich habe ein Recht dazu, mich seines Aeussern zu rühmen, weil die meisten guten Sachen auf demselben eigene Producte und nicht von Europa eingeführt sind, und ich möchte hiermit eine kleine Lehre verbinden, um zu zeigen, wieviel Afrika zur Bequemlichkeit beitragen kann, wenn man sich etwas Mühe dieserhalb gibt. Natürlich passt

diese Bemerkung mehr auf den Einwohner als auf den Reisenden, welcher nicht lange genug an einem Orte bleiben kann, um dessen Hülfsquellen zur Entwickelung zu bringen.

Ein schneeweisses Tischtuch ist über den Tisch gebreitet, das Silbergeschirr ist glänzend geputzt und die Teller von emaillirtem Blech sind sauber, alles Einzelheiten, welche ich einer leichten Ueberwachung der Arbeit des Dieners verdanke. Der liebliche Duft des Kaffees kommt aus einer hübschen Kaffeekanne, ein kleiner weisser Krug enthält heisse Milch von meiner eigenen Kuh, ein Stückchen frischer selbstgemachter Butter liegt da auf einem kühlen grünen Blatt, ein niedlich gebackenes Brot aus Maismehl und Eiern (in einer langen Parenthese möchte ich einschalten, dass wir das Mehl selber gemahlen und gesiebt haben, und dass die Eier aus dem eigenen Hühnerhof stammen), und endlich gibt es auf dem Rost gebratene Nieren von einem grossen geschlachteten Schaf, geröstete Bananen als Zwischengericht und eine Schale Honig.

Von allen diesen Leckerbissen stammen nur der Kaffee und Zucker aus der Fremde, und ich glaube damit gezeigt zu haben, wieviel Annehmlichkeiten und gute Kost man selbst im wilden Afrika sich verschaffen kann.

Wenn die Mahlzeit vorüber ist, besuche ich meine Gartenanlagen. Sie liegen nicht ganz 1 km von meinem Hause. Der Weg dahin führt längs des kleinen Baches, welcher einen Kanal oder eine Wasserleitung speist, die zu unserm Lager führt, und der Boden ist neben der Wasserrinne gesäubert und bepflanzt, sodass die Bewässerung leicht vor sich geht. Hier schafft Kadu Stanley, ein offener williger Kamerad von Uganda, der vom König Mtesa von Uganda an Stanley geschenkt wurde, als letzterer den Fürsten im Jahre 1876 besuchte. Kadu hat verschiedene Jahre am Kongo zugebracht und hat nach seiner Rückkehr nach Sansibar bei mir Dienste genommen. Ich habe ihn zu meinem Obergärtner gemacht.

Hier sind alle von England mitgebrachten Sämereien ausgesät, nebst den von Sansibar mitgenommenen Kartoffeln, Zwiebeln u. dgl., sowie verschiedenen Gemüsen der Eingeborenen. Schon nach 4 bis 6 Wochen wachsen sie in überraschender Schnelligkeit. Radieschen können bereits recht wohl gegessen

werden, Senf und Kresse schiessen schon in Samen, Rüben sind beinahe reif, Wurzeln und Gurken gehen auf, und längs der langen Reihen Erbsen und Bohnen müssen schon Stöcke gesetzt werden. Die dunkelgrünen Schösslinge der Kartoffeln brechen überall hervor, wo „Augen" gelegt sind, einige Zwiebeln stehen bereits in Blüte. Zurückgeblieben ist nur der Spinat, welcher aus irgendeinem Grunde nicht gedeihen will.

Ich verlasse Kadu und gehe das Thal aufwärts, mein Skizzenbuch unter dem Arm und meine kleine Vogelflinte in der Hand. Ueber den Bach flattert ein Königsfischer, grau und röthlich-



Eine Schlucht in Moschi.

braun und grün-blau von Farbe mit rothem Schnabel. Gleich dem wirklichen ursprünglichen Königsfischer nährt er sich nur von Insekten, weil es keine Fische in diesen Bächen gibt. Das Fischen ist dem Königsfischer erst später eingefallen, und ein keineswegs von allen Arten der Familie geübter Zeitvertreib. Viele australische Arten, der Eisvogel der Inseln des Grünen Vorgebirges und dieser gemeine Eisvogel von Ostafrika, der sich am Kilima-Ndjaro aufhält, versuchen nie zu fischen, selbst wenn sie auch an mit Fischen wohlversehenen Bächen

die Flinte in der Hand, plötzlich begegne, werfen mir blos einen bescheidenen Gruss und einen scheuen Blick zu und verfolgen dann ruhig ihren Weg.

Nach kurzem Steigen gelange ich auf den Gipfel eines gerundeten Hügels, welcher seine Nachbarn einige Meilen in der Runde beträchtlich überragt und Aussichten von unvergleichlicher Pracht in dieses durchweg liebliche Land bietet. Nach Norden steigt ohne einen Flecken von zwischenliegenden Wolken der Kilima-Ndjaro auf — der ganze mittlere Grat zwischen den beiden Spitzen und diese selber sind vollständig sichtbar. Das Auge verweilt zuerst unverrückt auf dem glitzernden Schneedom des Kibo, der in absoluter Weisse unter dem senkrechten Strahl der Sonne erglänzt und nur wenige schwache dunkle Flecke, den Kraterschatten auf der Mondscheibe vergleichbar, zeigt, wo das nackte Gestein die Schneedecke durchbricht und dann in verschiedenen Höhlen, Löchern, Spalten zarte kühle Schatten von blassem Blau die blendende Helle des unbefleckten weissen Schnees durchbrechen. Unterhalb der Schneekuppe des Kibo liegt ein breiter Strich dunkeln Moorlandes, düster und zerrissen in Schluchten, Klippen, Hügel und Grate durch tiefere Schatten, die aber, mit halbgeschlossenen Augen betrachtet, einem dunkelfarbigen Band gleichen, welches in kältere bläuliche Tinten übergeht, wo es den fernen Schnee erreicht und dunkler und düsterer überall da wird, wo es im Mittelgrunde in den dunkelgrünen Wald hineintritt. Links vom Kibo streckt sich ein gerundeter Bergrücken mit einigen wenigen Zacken und Rissen herunter, bis er sich in die weitentfernte Ebene verliert, und rechts vom schneeigen Dom reicht ein fast wagerechter Grat nach der niedrigern Schwesterspitze, dem zackigen Kimawensi hinüber, welcher nur Schneefelder und Streifen zeigt, die zwischen seltsamen schwarzen Spitzen und Zinnen liegen bleiben. Den Hintergrund zu dem ganzen Schauspiel bildet ein tiefblauer Himmel, welcher fast frei von Wolken ist, abgesehen von einigen dampferfüllten Haufenwolken hinter dem mittlern Grat des Gebirges. Im Mittelgrunde erblickt man grossartig schwellende rundliche Berge, die in einigen Fällen mit so gleichmässig dichtem Walde bedeckt sind, dass er, von oben gesehen, einer rauhen

grünen Sammtdecke gleicht. Hier und da, aber nur selten, findet man an den Abhängen der Berge Streifen offenen Landes, bedeckt mit kurzem Rasen und Farrn. Diese zeigen neben dem dunkeln Wald liebliche grasgrüne Striche, deren Farben fast nicht wiederzugeben sind, infolge des Umstandes, dass es weder in Wasserfarben noch in Oel eine einfache Farbe oder eine Verbindung von Farben gibt, welche sie genau wiederspiegeln und für deren Dauerhaftigkeit man einstehen kann. Aus dem Innern verschiedener naher Berge entspringen Quellen und fliessen mit wohlklingendem Geräusch in den sich vertiefenden Schluchten herunter; doch kann man auf die eigentliche Lage und den Verlauf des Quellbachs in der Entfernung nur aus der Ueppigkeit des Waldes schliessen, die sie hervorrufen. Im Vordergrunde sehe ich auf den abfallenden nördlichen Abhang eines grosen Berges, von dessen Gipfel diese unvergleichliche Aussicht sich bietet, und hier befindet sich ein verworrenes Walddickicht von Mkindu-Palmen (zum Geschlecht Phoenix, einer Art wilder Dattel gehörig), gemischt mit verschiedenen Gesträuchen, von denen viele von schmarotzenden Kürbis und Riemenblumen (Loranthus) überwuchert sind. Diese Palme ist das einzige Mitglied der ganzen Ordnung, welche ich auf den Abhängen des Kilima-Ndjaro habe wachsen sehen. In den Ebenen trifft man mehrere andere an, die



Mkindu-Palme.

Hyphaene thebaica oder zweigetragende Dompalme; die Mwale (Raphia vinifera) oder Weinpalme und Borassus flabelliformis (gemeine Fächelweinpalme), aber auf dem Berge habe ich keine derselben bemerkt.

Nachdem ich fleissig an meinem Bilde gearbeitet und drei Sonnenvögel geschossen habe, welche um die distelartigen Blumen eines Lippenblütners in meiner Nähe herumflatterten, denke ich allmählich an die Rückkehr nach Hause, weil es Zeit zum zweiten Frühstück wird und nebenbei der König des Gebirges der Besteigung überdrüssig wird und denkt, dass ich ihn genug angestarrt habe, denn er hängt um seine hehren Züge leichte flockige Wolken, zum Zeichen, dass die Audienz zu Ende geht. Darum sammele ich mein Zeichengeräth, stecke die Sonnenvögel in einer Rolle von Watte in meine Jagdtasche und schlendere heimwärts auf den rothen, mit Drachenbäumen, Aloë, Brechnussbäumen und Brombeersträuchern umsäumten Wegen; die Brombeersträucher sind bedeckt mit köstlichen Beeren, und die Strychnia, welche von den Eingeborenen halb und halb angebaut werden, sitzen voller winzigkleiner gelben Früchte, die genau Zwergorangen gleichen und kaum grösser als dicke Erbsen sind. Sie schmecken gut und sollen auch nach Aussage der Eingeborenen gesund sein, doch kaum ich den Gedanken an Gift nicht los werden und verzehre nie viele davon. Dem Lager näherkommend höre ich grossen Lärm von Stimmen und finde, dass in der Nähe des Quartiers der Sansibarer ein Markt abgehalten wird. Ungefähr 30 Wadjagga sitzen dort und verkaufen eifrigst ihre Artikel gegen Zeuge und blaue Perlen. Die Männer sind alle nackt, nur ein kleiner Mantel oder Ueberwurf von gegerbtem Pelzwerk hängt über der Schulter. Die Weiber tragen vorzugsweise dicke Bänder von Perlen, und allgemein eine kurze lederne Schürze oder Unterrock. Die Verkaufsgegenstände dieser Leute bestehen hauptsächlich aus Mais, in reifer Frucht oder in grünen Kolben; zwei oder drei Arten von Bohnen und Erbsen; Mehl aus Hirsekörnern; Taback in Blättern; Honig; reifen und unreifen Bananen; Kalabassen mit saurer Milch oder ranziger Butter und zahllosen lebenden Hühnern. An einem solchen Tage kann ich auf dem Markt vielleicht 80 Hühner für

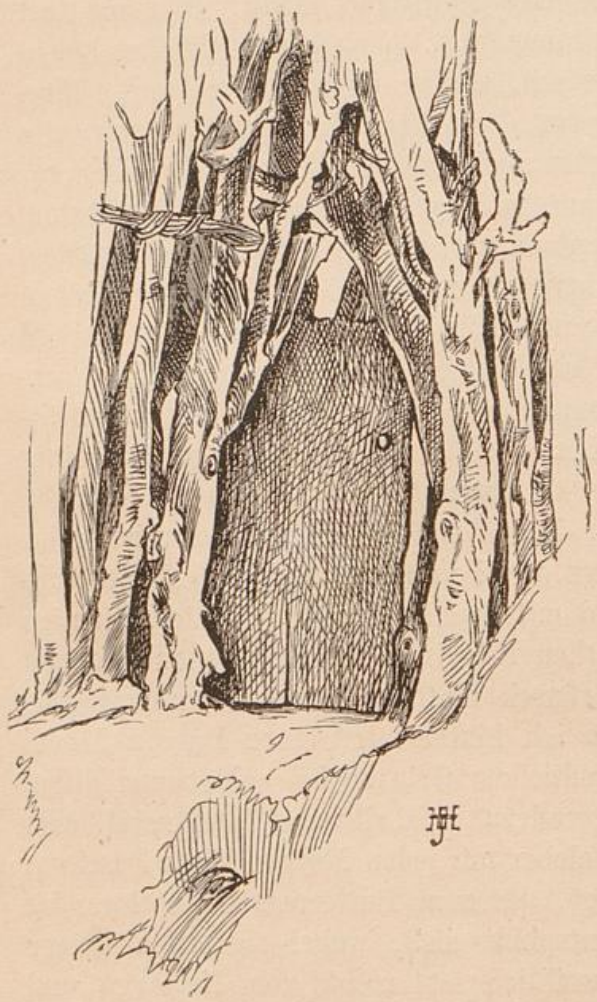
je eine „Hand“ (nahezu eine Elle) Zeug kaufen, während mir das Zeug ungefähr 16 Pf. die Elle kostet. Zufällig kommt auch wol eine Ziege oder ein Schaf auf den Markt, aber dies passirt selten, weil Mandara als der persönliche Eigenthümer der ganzen lebenden Thierwelt angesehen wird; denn wenn er auch viele Schafe, Ziegen und Kühe als Geschenke seinen Unterthanen gibt, so macht er doch die Bedingung dabei, dass sie sich ihrer nicht entäussern dürfen, und so bleibt er fast der einzige Händler mit lebenden Thieren. Ich belustige mich mit etwas freundlichem Geplauder vor dem Frühstück, überlasse aber alle ernsthaften Einkäufe meinen Leuten, weil die Eingeborenen mich regelmässig betrügen, so oft ich etwas kaufen möchte; entweder sie schwatzen mir alte magere Hühner auf, oder faule Eier und verdorbenen Honig, da ich keine Erfahrung in alledem habe, und jedenfalls lassen sie mich übertrieben hoch bezahlen.

Eine kleine Bemerkung möchte ich hier bei Gelegenheit dieses Marktes einschalten, weil sie zeigen wird, wie fein diese Leutchen zu beobachten wissen, und wie praktisch sie im Ergreifen gesetzlicher Mittel sind, um zu Gelde zu gelangen. Ich wohne doch erst seit einigen Wochen hier und schon haben die Eingeborenen bemerkt, dass ich ein Liebhaber der schwarzen Brombeeren bin, welche sie aus irgendeinem Grunde nie anrühren. Infolge dessen haben, ohne einen Wink von mir abzuwarten, die Aeltern ihre Kinder ausgeschickt, fleissig nach allen Beeren zu suchen, deren sie habhaft werden können, und hier werden sie jetzt, in Bananenblätter eingeschlagen, zum Verkauf gestellt gegen eine Kleinigkeit von Zeug oder Perlen. Auch viele Weiber haben Bündel Brennholz hergebracht, das so niedlich zusammengebunden und in handliche Stücke zerschlagen ist, dass ich es oft kaufe, so überflüssig der Handel für uns auch ist, die wir täglich einen Mann zum Einsammeln ausschicken, ohne dass er den lieben langen Tag weiter etwas zu thun hat; aber es ist so billig und so bequem für den Gebrauch, dass ich es schon darum kaufe, nebenbei aber auch glaube, dass ich dadurch den Unternehmungsgeist und den Verstand meiner schwarzen Nachbarn hebe.

Nach dem Frühstück beschäftige ich mich eine oder mehrere

Stunden lang mit dem Abbalgen von Vögeln; nachher bei sinkender Sonne mache ich einen zweiten Spaziergang. Vielleicht trinke ich vor dem Ausgehen eine willkommene Tasse Thee in der Naturlaube hinter meinem Hause. Dann nehme ich mein Skizzenbuch und wandere in herrlicher Ziellosigkeit dahin, bleibe stehen, um von der Höhe unserer Schlucht herunter eine Fernansicht von Mandara's Dorf zu zeichnen, oder klettere eine farrnbedeckte Bergwand hinan, in einer fast wilden überlustigen Stimmung. „Welch ein glückliches Leben führe ich hier", denke ich, stehen bleibend, bei mir selber, und da meine Backen von der Anstrengung erglühen, verweile ich ein bischen und setze mich auf einen Grashaufen oben auf dem Berge, und beschaue mein geschäftiges Lager dort unten, wo die arbeitenden Leute aussehen wie ebenso viele Ameisen, die hin- und herkriechen, wo meine Gärten grünen Flecken und meine Häuser den zierlichen Wohnungen von Blättern und Zweigen gleichen, welche einige Arten von Ameisen zu erbauen pflegen. Während meine Blicke über diese mannichfaltigen Gebilde schweifen — über die winzigen Anfänge einer Colonie auf dem Berge da unten, über die vielen mit Bananen bedeckten Hügelrücken da drüben, und weiter und weiter über die unbegrenzten Ebenen, welche einem Teppich gleich gezeichnet und gemustert sind mit Stellen dunkeln Waldes, Streifen von gelbem Sand, rothen Hügeln und blassgrünen Steppen — zieht ein leises Geräusch hinter mir meine Aufmerksamkeit ab, und was sehe ich hinter mir? einen Djagga-Mann, welcher mich mit freundlichem Grinsen betrachtet und dabei eine Reihe gefeilter geradezu gefährlicher Zähne zeigt. Es ist mein Milchmann, welcher mir jeden Morgen einen Zuschuss zu unserer Milch bringt, der zum Buttermachen nothwendig ist. Ein Gespräch entspinnt sich, wobei eigentlich keiner den andern versteht, weil ich fast nichts vom Kidjagga und mein Gegenüber nichts vom Suaheli weiss. Indessen er wünscht offenbar, dass ich etwas thun soll, denn gleich einem Hunde lässt er mich allein stehen, geht eine Strecke auf dem Pfade fort und sieht sich dann nach mir um. Ich schliesse daraus, dass er wünscht, ich möge ihn begleiten. Wir gelangen bald zu einer Hecke um ein ländliches Wohnwesen, gehen durch

einen engen dreieckigen Thorweg, welcher von lebenden Baumstämmen eingefasst ist und, wenn nöthig, mit einer rohgezimmerten Planke verschlossen werden kann, und treten darauf in einen kleinen Garten, in welchem drei Gebäude stehen. Das eine ist ein niedlich gebautes Vorrathshaus, auf Pfeilern stehend (wie aus der Abbildung zu ersehen ist), und die andern sind zwei bienenkorbähnlicheHütten, von heuschoberartigen Spitzen überragt, vor welchen Ziegen und fettschwänzige Schafe sich an den Erbsenschooten gütlich thun, welche ein mit dem Aushülsen beschäftigtes Weib ihnen gelegentlich zuwirft, während Hühner eifrigst auf den verschiedenen Haufen Unrath und Küchenabfällen neben dem Thorwege herumsuchen. Mein Eintritt bewirkt allerdings eine kleine Ueberraschung. Ein zweites Weib tritt aus dem kleinen Hause und starrt eine kurze Weile den unerwarteten Besuch an, aber das aushülsende Weib blickt kaum von der Arbeit auf. Da mein Djagga-Freund mich ersucht, zu thun als ob ich zu Hause wäre, setze ich mich auf den einzigen brauchbaren Sitz, einen rohbehauenen Klotz auf dem Boden,



Ein Thorweg in Djagga.

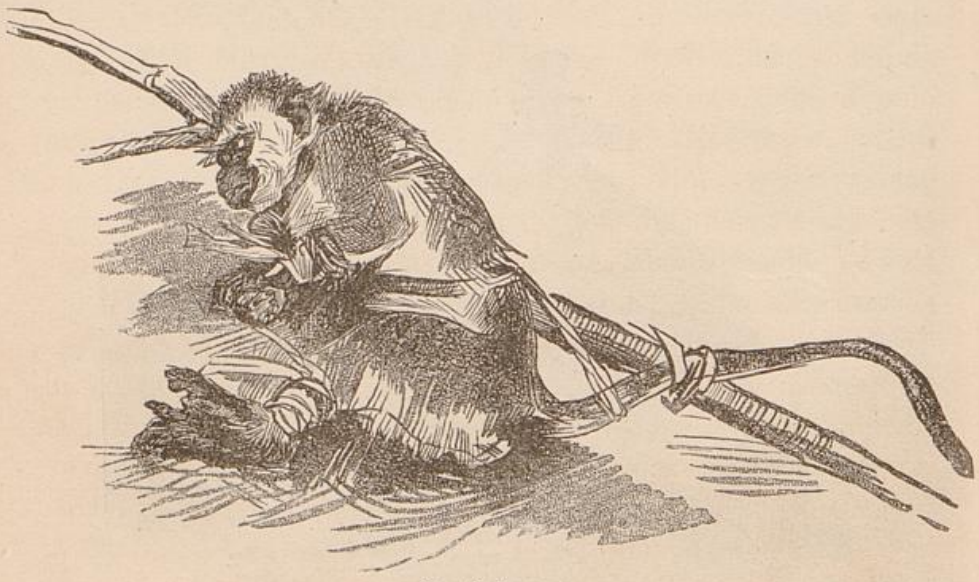
und beginne die Scene vor mir zu zeichnen. Mit dem Vorrathshause bin ich bald fertig, der Thorweg vor einem andern Hause ist bald skizzirt, und ich wage mich gerade daran, die dort sitzende, Erbsen aushülsende Figur zu zeichnen, als sie meine Absicht erräth, unwillig aufsteht und im Hause verschwindet. Meinem Wirth wird es auch etwas ungemüthlich, denn die Leute halten die Kunst für Zauberei und glauben, dass Zeichnungen von Dingen und Menschen zu zauberischen Zwecken gemacht werden. Ich beruhige ihn indessen, klappe



Vorrathshaus und Wohnung in Djagga.

mein Skizzenbuch zu und stehe auf, um wieder fortzugehen. Dieser Djagga ist (und blieb so während meines ganzen dortigen Aufenthalts) gegen mich ausserordentlich liebenswürdig und denkt diesmal vielleicht, dass seine Furcht vor Zauberei mich verletzt habe. Darum drängt er mir einige grüne Maisähren auf und geht mit mir zum Kornfelde ausserhalb des Wohnwesens, und bricht 5 bis 6 Maiskolben ab, welche mit ihren Blattscheiden zusammengebunden und mir über den Arm gelegt werden. So beladen und mit freundlichem Abschied entlassen, trete ich meinen Rückweg an und

gehe zum Lager zurück. Hier finde ich einige Eingeborene, welche mir verschiedene lebendige Affen zum Kauf anbieten. Die armen Thiere sind an gabelförmige Stöcke gebunden und mit Weiden und Baststreifen so festgeschnürt, dass sie blos ihre Zähne in ohnmächtiger Wuth zeigen können. Ich bedarf ihrer gerade nicht, weil sie obendrein von einer ganz gewöhnlichen Art sind, aber um die Leute anzuspornen, dass sie lebende Thiere suchen und mir bringen, kaufe ich sie für etwas Zeug. Dann werden die Eckzähne der wilden Thiere abgefeilt, und die Affen um die Hüften mit Lederriemen an Baumstämme



Der Gefangene

gebunden, und darauf von ihren Fesseln losgelöst und freigelassen. Dann laufen sie herum, soweit ihr Riemen es gestattet, vergeblich hoffend entrinnen zu können. Doch pausiren sie sonderbarerweise immer in ihren wilden Kreisbewegungen, um vorgeworfene Bananen oder andere Kost zu verzehren. In der Nacht aber laufen sie alle davon, nachdem sie in beharrlicher Arbeit die sie haltenden Lederriemen zernagt haben.

Nachdem die Affen besorgt sind, ist es noch eine halbe Stunde oder mehr vor Sonnenuntergang, und deshalb lade ich die Eingeborenen ein, sich vor mir hinzusetzen und mich in ihrer Sprache zu unterrichten. Ach! wenn meine Leser wüssten,

wie schwer es ist, ein richtiges Wörterbuch zu entwerfen, so würden sie weniger geneigt sein, Reisende aus wilden Gegenden zu tadeln, welche ohne sprachliche Kenntnisse zurückkehren. Man stelle sich vor, dass man mit Leuten zu thun hat, welche nicht die leiseste Idee davon besitzen, was man eigentlich von ihnen will, ausser dass es irgendwie mit Zauberei in Zusammenhang steht und deshalb nicht ganz geheuer ist. Man hat keinen Dolmetscher und kann zunächst nur Gegenstände emporhalten und mit allerlei Geberden zu verstehen geben, dass man deren Namen zu erfahren wünscht. Geht man nun zu schwierigern Fragen über, was hat man dann für Mühe, etwas Belehrendes aus ihnen herauszulocken, und welche Freude empfindet man, wenn ein wichtiger Zweifel gehoben ist, oder eine neue Erklärung irgendeiner auffälligen Erscheinung gefunden wird. Die Sprache am Kilima-Ndjaro (das Kidjagga) gehört der Gruppe der Bantu-Sprachen an, wie fast alle Dialekte, welche südlich vom Aequator gesprochen werden. Es ist eine sogenannte Präfix-Sprache, und die Formen der verschiedenen Klassen von Präfixen sind mannichfaltiger Art, verrathen aber stets einen gemeinsamen ältern Ursprung. Die höchste Zahl der bekannten Vorsilben wird von einigen auf 16 angegeben — von Bleek auf 18, da er zwei Präpositionen „ko“ und „mo“ („zu“ und „in“) zu den regelmässigen Vorsilben hinzurechnet. (Vergl. weiter unten die Bantu-Sprachen im zwanzigsten Kapitel.)

In dem hier in Betracht kommenden Dialekt finden sich alle 16 Klassen von Vorsilben (mit Ausnahme der zwölften), einige freilich mit starker Abweichung von der typischen Form. Mein Wunsch ist es, Beispiele von allen zu sammeln, aber besonders liegt mir daran, die Form der achten Vorsilbe (einer pluralischen) festzustellen. Unglücklicherweise kann ich keinen meiner Freunde fragen: „Was ist eure achte Vorsilbe?“ Man würde mich nicht verstehen, wenn ich auch ein Jahrhundert darüber zubrächte. Ich muss auf anderm Wege dahinter zu kommen suchen. „Was ist das?“ frage ich und halte ein Messer empor. „Ki-oscho“, lautet die Antwort. „Richtig“, denke ich, „ki“ ist die siebente Vorsilbe und der Plural muss die Form der achten geben. Ich fahre also fort: „Wie sagt

ihr: «viele Messer?» Ki-oscho ist eins, wie nennt ihr viele?" „Schingi" (viele), antworten sie. „Nein, aber viele Messer?" „Schingi", lautet wiederum die Antwort. Dann sage ich: „Sieh, dies ist ein Messer — Ki-oscho kimo (indem ich einen Finger emporhalte). Wie nennt ihr nun zwei Messer? (indem ich zwei Finger emporhalte)." „Zwei Finger", antworten sie, indem sie mich ganz verwundert anschauen. Verzweiflungsvoll schicke ich nach einem andern Messer, halte es neben dem ersten und wiederhole meine Frage. Damit locke ich blos das Wort für „ein anderes" hervor, aber zuletzt, nach vielen Enttäuschungen, fühlen sie sich veranlasst zu rufen „Schi-oscho schivi" (zwei Messer), woraus ich schliesse, dass „Schi-oscho" der Plural von „Ki-oscho" und also „Schi" die achte Vorsilbe ist. So geht es weiter. Aber eine halbe Stunde erschöpft schon ihre geistige Kraft; ich entlasse sie deshalb mit einem Geschenk und setze mich zu Tisch.

Mein kleiner Tisch ist mit schneeweissem Tuch gedeckt und die darauf stehende Lampe verbreitet ihren sanften Schein. Die schmutzigen Stiefel werden ausgezogen und mein Diener steckt meine Füsse in ein paar Pantoffeln von rothem Saffian, welche sich in der Pelzdecke vor meinem Feldstuhl verbergen. Ein unterhaltendes Buch wird neben meinen Teller gelegt, die Finsterniss der Nacht und ihre Kinder — die Fledermäuse und Motten — werden abgehalten durch einen dicken Vorhang, und ich fühle wie schön mollig es ist, selbst in Afrika, sich eine häusliche Atmosphäre zu schaffen. Hier können meine Diener in drei bis vier Tagen eine Wohnung herstellen, und ich kann sie so möbliren, dass, wenn die Thür geschlossen ist und meine Gedanken sich abwenden, es mich eine gewisse Anstrengung kostet zu begreifen, dass draussen die Wildniss liegt.

Wenn meine Hauptmahlzeit, aus drei Gängen, Suppe, Fleisch und süssem Pudding bestehend, vorüber, das Tuch abgeräumt, die Lampe zurechtgestellt ist, wird die Thür für die Nacht geschlossen. Dann bleibe ich noch zwei Stunden auf und führe mein Tagebuch; vieles davon schreibe ich hier von neuem nieder. Zuletzt werden meine Augenlider schwer, ich ertappe mich dabei, dass ich über dem Buche einnicke,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darum werfe ich die Arbeit beiseite, kleide mich aus und krieche dankbar in mein sauberes kleines Bett. Ich fühle mich so sicher und so gut untergebracht, wie in einem guten Wirthshaus daheim. Nur das jeweilige wilde Lachen der herumstreifenden Hyänen, die sich um unser Lager schleichen, oder das entfernte Brüllen des hungerigen Löwen erinnern mich auf eine fast scherzhafte Weise daran, dass ich mich in den Wildnissen von Afrika befinde. Aber bald übermannt mich der Schlaf — und damit endet, soweit mein Bewusstsein betheiligt ist, was mein Tagebuch als einen „durchaus glücklichen Tag" bezeichnet.

So verflossen mit wenig Abwechselungen meine wenigen ersten Wochen in Moschi: mit Pflanzen, Bauen, Plänemachen, Landschaftszeichnen, dem Abbalgen von Vögeln und Trocknen von wilden Blumen. Keine Sorgen trübten meinen Himmel, und wenn ich später von Angst und Furcht geplagt wurde und in unerträglicher Spannung mich verzehrte, so wird doch die Erinnerung an diese düstern Tage verdeckt von dem lebhaften Eindruck, welchen ich mir von der ersten und herrlichsten Zeit meines Aufenthalts auf dem Kilima-Ndjaro bewahrt habe. Ich werde mich ihrer stets erinnern als der glücklichsten Zeit, welche ich in Afrika zubrachte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ACHTES KAPITEL.

UNRUHIGE ZEITEN.

Bisher hatte ich gleich Robinson Crusoe gelebt, in glücklicher Unkenntniss von wilden und feindlichen Nachbarn. Der einzige Stein des Anstosses, mit dem ich auf meinen einsamen Wanderungen hätte zusammentreffen können, wäre ein verschmitzter Leopard gewesen, der von einem überhängenden Zweige auf mich herabgeschossen wäre, oder der plötzliche Anfall eines einsamen Büffels. Jetzt aber sollte ich bildlich und wirklich die Fussspuren menschlicher Feinde meinen Lieblingsplätzen aufgedrückt sehen. Während meine Streifzüge auf den Bergen nur durch die kurze, mir zur Verfügung stehende Mussezeit beschränkt gewesen waren, sollten sie jetzt von einem Kreise kriegerischer Feinde, die uns umgaben, eingeengt werden. Ich habe dem Leser bereits die Gründe auseinander gesetzt, warum ich Mandara's Königreich zu meiner Operationsbasis auf dem Kilima-Ndjaro auswählte. Die gewöhnliche Annahme vor Beginn meiner Reise war, dass er der vornehmste Beherrscher der Königreiche auf dem Berge sei, sodass, wenn ich mich unter Mandara's Schutz begäbe, ich frei und ungestört über diese ganze afrikanische Schweiz mich würde bewegen können. Bei dieser Rechnung war der eine grosse Fehler gemacht, dass Mandara nur über einen verhältnissmässig kleinen Landstrich herrschte, und das auch nur bis zu einer Höhe von 1800 m. Ihm gehörte nicht einmal der kürzeste, noch überhaupt ein Weg zu den höhern Regionen in der Nähe der Schneegrenze; und weil er in beständigem Kriege mit seinen Nachbarn lag, welche sein kleines

Königreich fortwährend im Blokadezustand hielten, so war sein Schutz, soweit von demselben ein ruhiger Aufenthalt in den obern Gegenden des Berges abhing, schlimmer als nutzlos. Unglücklicherweise hatte obendrein Mandara unmittelbar von den zwei oder drei Fässchen Schiesspulver Gebrauch gemacht, welche ich ihm in meiner Unschuld gegeben hatte, und sich ferner auf die moralische Unterstützung verlassen, welche meine Gegenwart an seinem Hofe ihm bot, um rasch und ohne Herausforderung einen Krieg mit seinen Nachbarn zu wagen und in verschiedenen wohlausgedachten Raubzügen sie ihrer Frauen und Rinder zu berauben, von denen er die erstern seinem Harem, die letztern seinen Heerden einverleibte; dabei wies er ihre wüthende Verfolgung mit der windigen Drohung ab, dass, wenn sie wagten sein Land Moschi zu betreten, „sein" weisser Mann sie lebendig einpökeln würde. Während ich also ruhig und unschuldig meinen stillen Beschäftigungen nachging, Vögel abbalgte, Pflanzen trocknete, Häuser baute und durch die Farrnlichtungen in der Nähe meiner zunehmenden Ansiedelung Strassen anlegte, weit entfernt von jedem Kriegstumult und unbekannt mit der Verübung solcher Frevelthaten, brachte das unglückliche Volk von Kirua, Kiboscho und Marangu den Verlust ihrer Frauen und Kühe natürlich mit meiner Ankunft in Djagga in Verbindung und machte mich zum Gegenstand ihres lebenslangen Hasses. Inzwischen kamen meine Träger mit dem Rest meiner Waaren von Teita zurück und näherten sich rechtzeitig dem Fusse des Berges. Als sie eines Nachmittags ruhig auf die Grenzen von Moschi zuschritten und sich beglückwünschten, dass ein kurzer Marsch am andern Tage sie zu meinem Lager bringen würde, entdeckte ihr Anführer in der Entfernung einen Haufen Männer, welche sich vorsichtig durch das Unterholz bewegten. Aus Furcht, es möchten Massai sein, eilte er sofort vorwärts nach einem Lagerplatz ganz in der Nähe — in Wirklichkeit gerade nach dem Platze auf der kleinen, von einem Bach umrahmten „Fastinsel", wo wir auf der Herreise von Löwen belagert wurden, wie dies im vierten Kapitel beschrieben ist. — Das Geräusch von ihrer raschen Bewegung lenkte die Aufmerksamkeit der Bande von

Wilden auf sie, welche augenscheinlich auf den Vorbeimarsch meiner Leute lauerten; darum rannten sie hastig zum Fluss, um die letztern davon abzuschneiden, von denen sie annahmen, dass sie hinübersetzen wollten, fanden aber bei ihrer Ankunft daselbst die 20 Sansibarer auf der „Fastinsel" aufmarschirt und mit schussbereiten Flinten fertig stehen.

Die Wilden zauderten und machten halt, um sich zu besprechen. Als mein Anführer Kiongwe dies sah, beschloss er, durch ein Gespräch mit ihnen die Feindseligkeiten solange als möglich hintanzuhalten, bis die Dunkelheit eintrete und für eine Zeit lang den kriegerischen Unternehmungen halt geböte, weil, wie jedermann weiss, die meisten Afrikaner sich fürchten, bei Nacht zu fechten. Nach kurzem Stillschweigen fragte der Anführer der Feinde zaudernd: „Wer seid ihr?" „Wir sind die Diener des weissen Mannes, welcher in Mandara's Reich wohnt", erwiderte stolz Kiongwe. „Dann seid ihr schlechte Menschen", schrie der Gegenpart in plötzlicher Wuth. „Euer Herr hat Makindara (Mandara) beigestanden, uns anzugreifen, und hat ihm starke Medicin gegeben, uns zu besiegen. Makindara hat uns eine Menge Sachen geraubt, dafür sollt ihr jetzt büssen. Gib uns alle Waaren heraus, welche du mit dir führst und kehre zurück nach Taweta; du kannst hier nicht passiren." Kiongwe war ein listiger Patron; er erkannte, dass es für zwanzig schwer beladene Leute wol nahezu unmöglich sei, sich einen Weg durch eine bewaffnete Bande von 50 Mann zu bahnen, darum antwortete er klüglicherweise in versöhnlicher Sprache: „Mein Herr ist kein schlechter Mann. Er hat niemand bekriegt und weiss nichts von Mandara's Kriegen. Sieh, es will jetzt dunkel werden, lass uns hier bis morgen früh schlafen, dann wollen wir weiter über die Sache reden." Darauf befahl er den Trägern, von den umstehenden Bäumen Zweige abzuschlagen, eine einfache Hecke um das Lager anzulegen und Brennholz aus der Nähe aufzulesen, um hellflackernde Wachtfeuer anzuzünden. Die Wilden vertheilten sich mittlerweile geräuschlos in einem Kreise um das kleine Lager herum. Die Dunkelheit trat ein, die einfältigen Wilden sanken einer nach dem andern in Schlaf, indem sie sich darauf verliessen, dass ihre Beute

die Nacht ebenso fürchte, als sie selber, und vor dem Morgengrauen weder anzugreifen noch zu fliehen versuchen würde. Aber Kiongwe hielt alle seine Leute wach, liess die Wachtfeuer lustig brennen und gab um Mitternacht, als seine Feinde in rührender Einhelligkeit schnarchten, verstohlen den Befehl zum Aufbruch. Die Leute erhoben sich schweigend, hoben ihre Bürde auf den Kopf, ergriffen ihre Flinten und verliessen einer nach dem andern das Lager, indem sie wie vorsichtige Katzen an den schlafenden Gestalten ihrer Belagerer vorbeischlüpften. Ob beobachtet oder nicht, jedenfalls gelangten sie ohne Widerstand hinaus in die finstere Nacht, und wenn auch vielleicht einer der Feinde nicht schlief und sie gehen sah, so war doch seine Zunge gefesselt und er wagte es nicht, seine Kameraden zu benachrichtigen, denn — wer konnte es wissen! — vielleicht waren es ja gar keine Menschen, sondern Gespenster, und wer mag mit Geistern in der schützenden Nacht kämpfen!

Kiongwe und seine Leute stolperten beharrlich einige Stunden lang weiter, und erst nachdem sie eine gute Strecke Wegs zwischen sich und ihre möglichen Verfolger gebracht hatten, legten sie sich zur Ruhe nieder, um auf die Morgendämmerung zu warten, weil der letzte Theil ihrer Reise beladenen Leuten viele Hindernisse in der Dunkelheit darbot. Ich muss aber erst nachholen, dass gleich nach Einbruch der Nacht Kiongwe zwei geschmeidige flinke Leute aus dem Lager abgeschickt hatte, um unter Zurücklassung ihrer Traglasten den Feind zu täuschen und rasch nach meiner Ansiedelung zu eilen, damit ich die Lage der Dinge erführe und Rath und Beistand schaffe. So hörte ich denn, der ich an diesem Abend ungewöhnlich lange an meinem Tagebuche geschrieben hatte, als ich um 11 Uhr mich langsam auszog, plötzlich an meine Thür pochen und „Hodi, hodi“ rufen. (Hodi ist ein höfliches Suaheliwort und bedeutet etwa „darf ich hereinkommen?“) Wirapan, mein Diener, öffnete und liess Mabruki Madjera und Ali Masi, die beiden Boten von Kiongwe, eintreten. Sie erzählten mir dann in eiliger Sprache und natürlich mit etwas Uebertreibung, was sich zugetragen hatte. Erstaunt und empört darüber, dass meinen Leuten Gefahr

drohe von Wilden, welchen ich nie wissentlich etwas zu Leide gethan hatte, fuhr ich in meine Kleider und wollte vor lauter Ungestüm mit einigen Leuten Kiongwe zu Hülfe eilen. Aber die Klügern unter meinen Begleitern wussten bessern Rath. Sie stellten mir vor, dass in der dunkeln Nacht ich mich verirren, oder in einer ungesehenen Fallgrube ein Bein brechen, oder unvorbereitet plötzlich auf den verborgenen Feind stossen könne, welcher mir in der Finsterniss den Garaus machen würde, ohne einmal zu wissen, dass ich ein Weisser und über den gewöhnlichen Schlag der Leute erhaben sei. Auf jeden Fall riethen sie dazu, dass wir zunächst Mandara von unserer Lage in Kenntniss setzen und uns von ihm Beistand erbitten sollten. Demgemäss brach ich sofort nach Mandara's Wohnung auf und sammelte unterwegs gerade genug Erfahrungen über die Schwierigkeiten und Gefahren eines Bergmarsches in finsterer Nacht, um meinem Schöpfer zu danken, dass ich dem Rath meiner Leute gefolgt war und nicht den Feind unter diesen ungünstigen Umständen aufgesucht hatte.

Wir fanden Mandara — ich hatte einen Boten vorangeschickt — mitten unter seinen Kriegern unter der breiten, offenen Veranda, unter welcher er gewöhnlich seine Besuche empfing oder Geschäfte abmachte. Er sah etwas einfältig aus, da er gerade eben erst aus dem Schlafe aufgeweckt war, aber bei meinem Eintritt schluckte er ein mächtiges Gähnen hinunter und winkte mir mit blassem Lächeln zu, mich neben ihn zu setzen. Seine Krieger hockten um die brennenden Wachtfeuer herum, indem sie ihre Hände der Flamme entgegenhielten, denn es war eine kalte Nacht und ihre Schultern zuckten und bebten vor convulsivischem Frösteln. Ich trug also Mandara den Fall in vielleicht etwas theatralischer Manier vor und sagte ihm, ich wolle sogleich gehen und meine Leute aufsuchen und zurückgeleiten, gleichviel ob der Feind etwas dagegen habe oder nicht.

„Wer", so schloss ich, „würde es wol wagen, mit einem weissen Manne zu kämpfen?" Mandara hörte mich mit stillem Lächeln an und sagte dann, mich unterbrechend, zu meinen Leuten: „Euer Herr spricht Unsinn (upumbafu).

Wie kann er annehmen, dass er bei Nacht den Weg zu seinen Leuten findet? Vielleicht verirrt er sich, oder ein Löwe tödtet ihn, oder er fällt den Wakiboscho in die Hände, und die würden sich wenig daraus machen, ihm die Kehle abzuschneiden. Nein, das ist nur eine unbedeutende Geschichte und nicht werth, dass ein weisser Mann sein Leben dabei einsetze. Wenn es Zeit wird für euern Herrn zu fechten, dann wollen er und ich Schulter an Schulter in den Krieg ziehen. Und nun will ich euch sagen, was geschehen muss. Ich will gleich sechzig von meinen Kriegern ausschicken und die sollen zwei von euch mitnehmen, um mit Kiongwe in der Suaheli-Sprache zu reden, sonst könnte er sie für seine Feinde ansehen und schiessen. Ihr könnt mit meinen Leuten gehen und die Träger des weissen Mannes in Sicherheit zurückführen." In dem, was Mandara sagte, lag so viel gesunder Menschenverstand, dass ich beschloss, für den Augenblick wenigstens mich zu beruhigen, darum sagte ich ihm Lebewohl, liess zwei meiner Leute zurück und kroch wieder den unsichern Pfad zu meiner Domaine zurück. Unterwegs sahen wir die Kriegsfeuer von Berg zu Berg aufleuchten, wir hörten den Kriegsruf von Schlucht zu Schlucht widerhallen, und auf dem Wege sahen wir von Zeit zu Zeit schwarze, nackte Gestalten zum Sammelplatz eilen. Einige waren aus dem Schlafe geweckt und hatten blos Speer und Schild ergriffen, ohne sich Zeit zu nehmen, sich mit ihrer Kriegskleidung zu schmücken, und Weiber und Kinder rannten hinter ihnen her mit dem Schmuck, dem Fell des Colobus-Affen und dem Hut von Habichtfedern. Alle grüssten uns im Vorbeigehen mit hysterischer Freundlichkeit, und als ich einer Bande von Kriegern nach der andern begegnete, fühlte ich unwillkürlich die Dankbarkeit sich in mir regen, dass es Freunde und nicht Feinde waren. Ich kam nach Hause zurück und schlief bis zum Morgen, erwachte aber mit den ersten Strahlen des zurückkehrenden Lichtes, und zauderte jetzt nicht länger, weil keiner meiner Leute angekommen war, sondern bewaffnete mich und meine wenigen Begleiter und schlug den Weg zur Ebene ein. Nach zweistündigem Marsche, wobei ich immer der Vorderste war, sah ich die Gebüsche in der Entfernung sich bewegen und hörte

leise Menschenstimmen. Ich rüstete mich gerade zu einem grimmigen Ausfalle und stürzte vorwärts, den Revolver in der Hand, indem ich mir einbildete, ich würde jetzt dem Feind begegnen, als ein bekanntes Gesicht hinter dem Busch auftauchte, ich einen Packen auf dem Kopf dahertragen sah und auf einmal erkannte, dass meine gesuchte Karavane sich nähere. Ich begrüsste die vordersten Leute höchst freundlich und eilte vorbei bis zum Ende der kleinen Colonne, indem ich die andern bat, vorwärts zu eilen. Dort fand ich Kiongwe, der mir hastig Bericht von seinen Abenteuern erstattete. Nach kurzer Ruhe in einem trockenen Flussbette waren sie mit Tagesgrauen aufgebrochen und hatten ihren Marsch fortgesetzt. Während wir uns unterhielten, hörten wir laute Stimmen hinter uns, und da erschienen plötzlich meine beiden Leute, welche Mandara's Krieger begleitet hatten und jetzt mit einigen Leuten von Moschi schwatzten, die in unordentlichen Haufen ihnen folgten. Sobald sie mich sahen, schrien sie: „O, Herr, rennt für euer Leben, die Waschensi (Wilden) kommen." Ich behielt jedoch glücklicherweise etwas Geistesgegenwart, sonst hätten diese unklugen Leute eine richtige Panik verbreitet, weil meine Träger schon nahe daran waren, ihre Traglasten abzuwerfen um zu fliehen. Aber mit einigen befehlenden Worten flösste ich ihnen wieder Muth ein und wir traten, gerade zur rechten Zeit, einen geordneten Rückzug an. Denn bald nachdem wir unsern kleinen Horst erreicht hatten, in welchem ich mich so wohl und sicher fühlte, konnten wir die fernen Rufe des getäuschten und verfolgenden Feindes hören. Es schien, dass die 60 Krieger von Mandara, welche herbeigeeilt waren, um meine Leute zu befreien, unterwegs an ihnen vorbeigegangen und weiter gezogen waren mit dem ausgesprochenen Verlangen, den anmasslichen Feind zu vernichten; indessen sobald sie innerhalb Schussweite an den Feind herankamen, welcher gerade aufgewacht war und begonnen hatte, die Spur der Flüchtlinge zu verfolgen, ergriffen die prahlerischen Krieger Mandara's die Flucht, und meine beiden Leute folgten unter diesen Umständen weise ihrem Beispiel. Eine heisse Verfolgung entspann sich, welcher wir mit genauer Noth entgingen, indem

der Feind, Mandara's fliehenden Leuten folgend, von unserer Spur abkam und den Weg nach Mandara's Hauptstadt entlang stürmte. In der Nähe der Residenz ihres Fürsten und unter dem Drange für Haus und Hof zu fechten, machten jedoch die Männer von Moschi halt; sie bekamen Verstärkung und ein verzweifeltes Ringen begann, wobei der Feind aufs Haupt geschlagen wurde. Mittlerweile entdeckten Mandara's Nachbarn an der West- und Nordgrenze, dass seine Wächter sich entfernt hatten, um gegen die Eindringlinge im Süden zu kämpfen, und überschritten, um von dem schutzlosen Zustand jenes Theils seines Königreichs Nutzen zu ziehen, die Grenze, verwüsteten alles mit Feuer und Schwert, raubten Kinder und Weiber, und schwelgten in süsser Rache für manchen frühern Raubzug gegen ihre Wohnstätten. Als wir von unserm hohen Bergrücken den Rauch aus den brennenden Dörfern des westlichen Moschi aufsteigen sahen, und zugleich den Lärm des Kampfes an unserer südlichen Grenze hörten, fühlten wir, es sei auch für uns die Zeit gekommen, Partei in diesem Streite zu ergreifen. Sollte Mandara zwischen zwei Feinden zermalmt werden und untergehen, so konnten wir wenig Gnade von dem siegreichen Feinde erwarten Als daher der Fürst von Moschi einen Boten sandte, welcher Rath und Munition holen sollte, bewaffnete ich sofort zwanzig Leute mit Snidergewehren und Vorderladern, ergriff ein Fass Schiesspulver, eine Schachtel mit Patronen und einen Sack mit Rehposten; endlich packte ich in Rücksicht auf eine Möglichkeit, welche ich schon in England vorausbedacht hatte, eine geheimnissvolle Dose voll mit etwas von dem Inhalt einer wasserdichten Kiste und übergab sie einem meiner Leute mit dem gemessensten Befehl, sie höchst sorgfältig zu tragen.

Als wir uns dem Abhang des Berges entlang nach Mandara's Residenz hinwanden, fanden wir den schmalen Pfad vollgestopft von brüllenden Kühen und blökenden Ziegen. Wenn Krieg und Einfall drohte, trieben die Bewohner von Moschi alles Vieh in Mandara's Festung. Dahin lenkten auch wir unsern Weg. Für gewöhnlich brachte der Fürst seine Tage zu in einem Kreise von vier oder fünf bienenkorbähnlichen

Hütten und offenen Schuppen, die von einer niedrigen Hecke von Drachenbäumen umgeben waren und dem Blick vom Marktplatz des Dorfes her offen lagen; aber in unruhigen Zeiten zog er sich nach einer ausserordentlichen Festung zurück, welche mit einigen Worten beschrieben zu werden verdient. Im Süden jener sichtbaren Hütten, welche ein argloser Passant für Mandara's ganze Stadt gehalten hätte, erhob sich ein dichter Hain von ungewöhnlich schönen Bananen. Der Eingeweihte, welcher die verborgene Citadelle zu betreten wünschte, wand sich durch ihren kühlen grünen Schatten auf allerlei Umwegen hindurch, welche zu dieser Zeit leicht erkennbar waren an dem Gedränge des Viehes auf denselben, und kam schliesslich zu einem Stacket von lebenden Bäumen. Der Fürst von Moschi hatte nämlich seine Festung mit einem dichten Zaun von Bäumen umgeben, welche als Schösslinge mit der Wurzel ausgegraben hier nebeneinander eingepflanzt waren, sodass nach einigen Jahren, als ihre Stämme dicker geworden waren, kein Zwischenraum mehr zwischen ihnen übrigblieb. Im Aussenwerk standen sie ferner in vier Reihen hintereinander, und weil sie im Wachsthum und im vollen Laube waren, so verdeckte ihr dichtverflochtenes Laub die Festung durch einen lebendigen Wald, welcher nicht so leicht in Brand gesteckt werden konnte wie ein Stacket von todtem Holz. Nur eine kleine Oeffnung war übriggelassen, durch welche das Vieh getrieben wurde, die aber während einer Belagerung mit schweren hölzernen Thüren verschlossen gehalten und durch die zwei kleinen Kanonen aus Mandara's Arsenal beschützt wurde. Wir machten uns Platz durch die brüllenden Rinderheerden, kamen an mehrern kleinen Bollwerken und Hecken vorbei und befanden uns zuletzt vor einem grossen Gebäude von Zweigen und Lehm, welches einem europäischen Hause an Gestalt ähnlich sah. In demselben sass Mandara mit Weibern und Kindern und er schien, im Gegensatz zu seinem gewöhnlichen majestätischen Wesen, vor Furcht förmlich zu zittern. Seine westlichen Grenzen waren ohne Widerstand verwüstet und alle seine Krieger im heissen Kampfe an der Südgrenze beschäftigt. Ich sass eine Weile bei ihm und versicherte ihn meiner ernsten Mitwirkung und

schliesslichen Unbesiegbarkeit. Dann erhob sich lautes Geschrei, welches den baumumgürteten Mauern immer näher kam, und während seine Begleiter hinausstürzten, die Ankömmlinge zu mustern, ergriff Mandara meine Hand und beschwor mich, ihn nicht zu verlassen. Aber er hatte keinen Grund zu fernerer Bekümmerniss. Das Geschrei rührte von seinen eigenen siegreichen Kriegern her, welche nach einem verzweifelten Kampfe von mehrstündiger Dauer den Angriff des Feindes an der südlichen Grenze erfolgreich abgeschlagen hatten und sich jetzt, nachdem sie ihren Durst gelöscht, rüsteten, um ihre erschlagenen Brüder im Westen zu rächen. Diese Nachrichten machten einen neuen Menschen aus Mandara. Er ergriff meine beiden Hände, lachte laut, hüpfte umher und nahm dann seinen breiten Speer, steckte den Schaft in die Erde und reckte seine schöne Figur zu ihrer vollen Höhe empor; dann schritt er mit stolzem Anstand und glänzendem Auge um seine Wohnung herum, die wahre Verkörperung eines Kriegsfürsten und ganz verschieden von dem fast trägen Geschöpf, welches vor nur wenigen Minuten förmlich gewinselt hatte vor Furcht.

Einige seiner Krieger, die gerade ankamen, trugen die absonderlichsten kriegerischen Costüme, welche augenscheinlich dazu bestimmt waren, dem Feinde Furcht einzuflössen. Die meisten von ihnen hatten als guten Untergrund ihre Haut mit rothem Ocker und Schaffett beschmiert, und darauf besonders im Gesicht höchst lächerliche Figuren weiss gemalt — weisse Ringe um die Augen oder weisse Flecken auf die Backen. Dadurch erhielten sie das Aussehen unserer Possenreisser im Circus und das typische Gepräge des Schreckensmannes aus den Träumen unserer Kindheit. Auf dem Kopf trugen sie einen Halbmond von Straussenfedern oder Kappen vom Fell des Colobus-Affen. Dieses Thier (Colobus Gueresa, var. nov. Caudatus) lieferte ihnen auch Mäntel von langem und weissem Pelzwerk nebst den schwerfälligen Federschwänzen, welche diese Djagga-Krieger an jener Stelle ihres Körpers befestigen, wo der Schwanz eigentlich sitzen sollte, wenn der Mensch nicht mit diesem Anhängsel verschont worden wäre. Einige Männer trugen dicke Kragen von Habichtfedern

um die Schultern, und nicht wenige hatten am Kopf Masken von abscheulicher Hässlichkeit befestigt, die mit einem doppelten Gesicht nach vorn und hinten schauten. Sie waren alle sehr aufgeregt von ihren Heldenthaten und manche jauchzten in hohen Falsetstimmen laut auf. Ein ungewöhnlich ruhiger Mann wurde mir als der Held des Tages bezeichnet. Man sagte mir, er sei beim Holzsammeln im Walde überrascht und von drei Feinden mit Speer und Schwert angegriffen worden; es sei ihm aber gelungen, ihre Angriffe mit einer hölzernen Stange abzuwehren, seine Gegner zu entwaffnen und alle drei zu tödten.

Während wir stehend diesen Lärm anhörten, kamen zwei Krieger hereingestürzt, gespenstisch anzusehen und von Blut überströmt, obschon die Wunden nicht sehr ernste waren, und berichteten, dass Mandara's Brüder bei der Vertheidigung der westlichen Grenzen hart vom Feinde bedrängt werde und seinen Rückzug angetreten habe. Bei dieser wichtigen Nachricht trat Stille in der Versammlung ein. Endlich theilte ich Mandara mit, ich wollte sogleich aufbrechen und dem Kampfe gegen die Wakiboscho eine entscheidende Wendung geben. Des weitern hätte ich einen gewissen Plan gefasst, den ich ängstlich besorgt sei auszuführen. Nach einer kleinen Berathung wurde unsere Art des Vorrückens festgestellt, und Mandara's Krieger, die ihren Durst durch freigebige Spenden frisch von den Weibern gebrauten Bananenbieres gelöscht hatten, rüsteten sich von neuem zum Kampfe. Eine Schar von ungefähr hundert Mann unter dem Befehl von Mandara's Oberanführer rückte aus, um nach Nordwesten abzumarschiren und dem Feinde in die Seite zu fallen, während meine kleine Streitmacht, verstärkt durch einige eingeborene Führer und einige von Mandara's Suahelis, in westlicher Richtung geradewegs auf die brennenden Dörfer losrückte. Eine bald gewonnene Erfahrung zeigte mir, dass ich nicht wie ein Djagga fechten könne. Als ich in meine siebente Schlucht hinabgestiegen war und mich rüstete, den achten Abhang auf unserm Marsche unter brennender Sonne zu erklimmen, hoffte ich demüthiglich, der Feind möge uns nicht auf dem Gipfel erwarten, denn sonst könnte ich nichts thun, als mich athemlos und dem Tode nahe ihm

zu Füssen zu werfen und mit mir machen zu lassen was ihm beliebe. Aber obwol wir den Feind auf dem Gipfel vorfanden, so war er doch harmlos, denn wir fanden nichts als leblose Körper rund um uns, als wir die Höhe erklettert hatten, weil durch einen andern Umschlag im Kriegsglück die Wakiboscho einmal wieder vor Mandara's Streitkräften sich zurückgezogen hatten.

Als ich hier halt machte, um Athem zu schöpfen, sah ich zum ersten mal im Kriege erschlagene menschliche Körper vor mir, und der Anblick war blutig genug, um der unempfindlichsten Natur blassen Schrecken einzuflössen. Die Waffen, welche das grösste Blutbad im Scharmützel angerichtet hatten, waren die grossen schaufelartigen Speere nach dem Muster der Massai-Speere. Obgleich Mandara sich so häufig seiner Flinten rühmte, so sind dies doch in der Hand ungeübter Wilden, welche nicht zu zielen verstehen, fast unschuldige Waffen, während die Speere im Handgemenge schreckliche Wunden zurücklassen. Man sah hier Leichname, denen durch einen Stoss und nachfolgende Drehung des Speers die sämmtlichen Eingeweide herausgerissen waren. Andern war der Rücken buchstäblich ganz gespalten dem Rückgrat entlang. Die abgeschlagenen Köpfe waren vermuthlich durch das kurze römische Schwert, welches die Djagga-Krieger führen, vom Körper getrennt. Das war ein wahrhaft typisches Blutbadbild. An vielen Stellen war der Boden zu Brei erweicht durch das vergossene Blut; an andern geronnen die Blutlachen und kochten in der glühenden Sonne. Die langen Halme des zertretenen Grases waren befleckt und bespritzt von den braunen Tropfen des eintrocknenden Lebenssaftes. Der Platz sah aus und roch wie ein Schlachthaus. Schon schwärmten, kühn gemacht durch den Geruch des Blutes, die vielen hässlichen Geschöpfe heran, welche sich einen Schmaus aus solchen Mordscenen bereiten. Grosse grüne Fliegen summten über den starren Leichen der Erschlagenen, Ameisen schwärmten zu Tausenden um die Blutlachen, während im seltsamen Gegensatz liebliche Schmetterlinge, blau und schwarz, goldig und schwarz, metallischgrün und safrangelb, berauscht auf dem blutgetränkten Boden sassen und gierig die sich

verdickende schäumende Flüssigkeit mit der Freudigkeit von Dämonen aufsaugten. Die umstehenden Bäume und Gebüsche sassen voll von Geiern und Krähen, die nur auf unser Weggehen warteten, um sich an dem Banket zu betheiligen. Voll Ekel und Widerwillen verliess ich den Schauplatz, von Freunden und Feinden fast gleichviel angewidert. Wie können nur inmitten einer solch herrlichen Landschaft, die nach allen Seiten lachenden Reichthum entfaltet, diese einfältigen Wilden an nichts anderes als an gegenseitige Vernichtung denken? Mich verlangte von dem blutigen Schlachtfelde emporzuschauen nach dem grossen funkelnden Schneedom, der sich im Norden von uns, unbefleckt, rein und starr in seiner Einsamkeit erhob, wenn ich darüber auch auf den Gedanken verfiel, dass er am Ende die Veranlassung zu diesem ganzen Unheil war. Wenn der Kilima-Ndjaro mich nicht hergelockt hätte, ihn zu erforschen, so würden die Völker von Moschi und Kiboscho sich nicht meinetwegen entzweit haben, und diese armen verstümmelten Leichname möchten noch leben in der Blüte ihrer Jahre, essen, trinken und sich mit Weib und Kind vergnügen. Musste denn ich gerade durch Blut waten, um den Schnee zu betreten?

Noch einmal schlug der Lärm des Kampfes an unser Ohr. Der Feind focht wider das erste Treffen von Mandara's Streitkräften. Wir konnten sie fechten sehen mitten unter den Bananengruppen, welche einen entfernten Abhang bedeckten, wenigstens erblickten wir die beständig aus der grünen Laubmasse aufsteigenden kleinen weissen Rauchwolken und hörten das Knallen der Flinten und das Geschrei der Krieger. Ueber ihren Köpfen schwebte grimmig ein Flug Geier, welche auf ihre zukünftige Mahlzeit warteten. Als man uns zum Schlachtfeld marschiren sah, mit knatternden Gewehren und fliegenden Fahnen, drängten Mandara's Leute, ermuthigt durch unsere Ankunft, mit vermehrter Tapferkeit gegen ihre Feinde, und die entmuthigten Wakiboscho wichen und flohen einen Bergabhang hinauf, bis sie die Spitze erreichten, wo sie umkehrten und halt machten, da ihnen Verstärkung entgegenkam. Die Männer von Moschi waren zu erschöpft, um zu folgen, und als ich auf dem Schlachtfelde angekommen

war, fand ich sie niedergestreckt am Fusse des Berges und ihre Feinde beobachtend. Hätten jetzt die Wakiboscho den Hügel herunter uns angegriffen, denen sie an Zahl weit überlegen waren, so würde das für uns unglückliche Folgen gehabt haben, denn Mandara's müde Leute begannen zu wanken und schienen daran zu denken, nach Hause zu gehen und mir die Beilegung des Zwistes zu überlassen, und meine eigenen Leute waren nicht allein von dem vorhergehenden Nachtmarsch ermattet, sondern obendrein durch unsern langen Trab nach dem Schlachtfelde erschöpft. Deshalb wären wir gar nicht im Stande gewesen, dem ungestümen Anlauf von 200 bis 300 Mann zu widerstehen. Jedoch die Wakiboscho waren es zufrieden, in der Defensive zu verharren. Sie waren neugierig und gespannt darauf, zu sehen, welche Taktik der weisse Mann befolgen und mit welcher neuen Art von Zauberei er sie bekriegen würde. Inzwischen schlug der weisse Mann einer widersprechenden Gruppe von Begleitern einen grossen Angriff den Berg hinan vor, wodurch er die feindlichen Stellungen wegnehmen und die Feinde kopfüber in die Flucht treiben wollte. Wäre er unterstützt worden von den 120 Mann um ihn, so würde dieser Plan ohne Zweifel mit einem glänzenden Siege geendet haben; aber weil kein einziger, mit Ausnahme seines indischen Dieners, ihm beitrat, so fühlte er, dass unter diesen Umständen ein grosser Angriff von zwei Mann der ausreichenden moralischen Wirkung ermangeln würde.

Während dieser Vorbereitungen sank die Sonne hinter der dunkeln Masse des Berges Meru hinab, und ich beschloss auf eine vorher schon ausgedachte mehr phantastische Methode zurückzugreifen, wie ich meine Feinde zerstreuen und wirklichen Schrecken in ihre Herzen tragen könne. Ich rückte mit meinen Leuten auf die Spitze eines kleinen Hügels, gegenüber der Bergspitze, auf welcher die Reihen der Wakiboscho in ihrem wilden Waffenschmuck standen. Bevor es noch dunkel wurde, hatten meine Leute einige kräftige Pfähle auf dem Gipfel unsers Hügels eingeschlagen, und eine Art rohe Plattform von Zweigen errichtet, auf welche einige Ledermützen von Mandara's Leuten ausgebreitet wurden, um eine

weiche Oberfläche herzustellen. Dann rief ich nach der geheimnissvollen Schachtel, welche ich in unserm Lager eingepackt und von dort mitgebracht hatte. Nur mein Diener Wirapan wusste um ihren Inhalt, und als er nun weisse Röhren und blaue Röhren und sonderbare kleine Zinndosen hervorzog, da glaubten nicht allein die Leute Mandara's, dass ich Zauberei ersten Ranges treiben wolle, sondern selbst meine eigenen nüchternen Sansibarer bildeten sich ein, dass etwas ganz Uebermenschliches sich ereignen würde. Den Wakiboscho auf ihrer Bergspitze war ich nahe genug, um dann und wann ein Murmeln der Verwunderung über unsere Hantierung zu hören.

Ruhig und geschäftig schnitten Wirapan und Cephas einige dünne Ruthen ab und händigten sie mir ein, um die kleinen Zünder hineinzustecken, welche an einigen der grössern Röhren befestigt waren, worauf sie mit Haken an den aufrechtstehenden Stangen aufgehängt wurden. Auf die Plattform von Zweigen stellte ich offene Dosen mit dunkelm Pulver, dann zündete ich rasch meine Blendlaterne an; kurz, um den erwartungsvollen Leser nicht länger zu ermüden, ich traf alle zu einem grössern Feuerwerk nöthigen Vorbereitungen. Kaum war die Dunkelheit eingetreten, als vor den Augen der erstaunten Eingeborenen bengalische Flammen, Rothfeuer, römische Lichter, Schwärmer und zuletzt eine prächtige Folge von Raketen aufblitzten. Die erschreckten Wakiboscho warteten die letzteren kaum ab. Als die erste Rakete mit einem Funkenschauer und zischendem Sausen in die Luft stieg und dann über ihren Häuptern in eine Menge blauer und rother Leuchtkugeln zerplatzte, flohen die verdutzten Feinde vor Entsetzen davon. Wir befanden uns plötzlich allein auf dem Schlachtfelde und kehrten beim Lichte des spät aufgehenden Mondes ungestört nach Hause zurück.

Am andern Tage waren wir alle äusserst hinfällig vor Müdigkeit und nicht gerade in bester Laune, obgleich Mandara uns einen fetten Ochsen gesandt hatte, damit wir uns davon eine Ergötzlichkeit bereiteten. Diese Gabe hatte er nämlich mit einigen Glückwünschen über mein Kraftstück vom vorigen

Tage und der kühlen Bitte begleitet, ich möchte den Vortheil verfolgen, den ich durch meinen Einfall in das feindliche Land erreicht hätte, dasselbe mit Feuer und Schwert verwüsten und dann in Mandara's Hände überliefern. Es hätte ihm wirklich sehr gepasst, dass ich alle Djagga-Reiche auf meine Hand für ihn eroberte. Dieses Ansinnen lehnte ich entschieden ab. Ich setzte ihm auseinander, dass ich mich dem Kampfe von gestern blos deshalb angeschlossen hätte, weil meine Waaren und meine Leute bedroht worden seien; dass ich aber nicht zu dem Zwecke zum Kilima-Ndjaro gekommen sei, um irgendjemand mit Krieg zu überziehen, sondern vielmehr um meinen eigenen Weg in Frieden zu wandeln und mich auf das Tödten von Waldthieren zu beschränken, wenn ich etwas tödten müsse. Ich gab ihm auch mit ungewöhnlicher Deutlichkeit zu verstehen, dass seine Politik der beständigen Beunruhigung der Nachbarstaaten, um die arabischen Karavanen mit Sklaven zu versehen, einem Engländer äusserst widerwärtig erscheinen müsse und er darüber unausbleiblich die Freundschaft von Sir John Kirk einbüssen würde.

Diese Antwort erregte sein Erstaunen, sodass einige Tage lang eine kühle Stimmung zwischen uns herrschte. Dann liess er mich kommen und hielt mir eine lange Rede, welche sicherlich eine der geschicktesten und gewähltesten Reden war, welche ich jemals aus dem Munde eines afrikanischen Sklavenhändlers als Beweismittel zu Gunsten des Sklavenhandels gehört habe. Sein Gedankengang war folgender: „Hier sind Völker, welche mit mir Krieg anfangen. Ich vertheidige mich und trage den Krieg in ihr Land, wie auch gestern geschehen ist. Gut! Nun wird eine Anzahl Gefangener gemacht. Was soll ich mit ihnen anfangen? Sie tödten? Nein! Das würde Erua (Gott) misfallen. Sie meinen Feinden zurückgeben? Das würden diese als ein Zeichen von Schwäche ansehen und mich gleich wieder anfallen. Oder soll ich sie unter mein eigenes Volk in meinem eigenen Lande vertheilen? Aber meine Unterthanen würden sie zurückweisen und sagen: «wenn Fremde unsern Grund und Boden haben sollen, welches Land sollen dann unsere Kinder bebauen?» Was bleibt mir also anderes übrig, als sie an die Araber zu verkaufen?“

In meiner Antwort schilderte ich Mandara, welcher wahrscheinlich an diese Kehrseite nicht gedacht hatte, zunächst, was die Araber mit den unglücklichen gekauften Wadjagga machten; wie sie dieselben zur Arbeit in die Zuckerplantagen an der Küste verkauften und nach Ländern jenseit des Meeres ausführten, welche namenlosen Qualen die Kinder und Frauen auszustehen hätten, sodass sein Gesicht sich verfinsterte, je mehr ich mich an dem Gegenstande erwärmte, und er zuletzt seinen Kopf völlig sinken liess. Dann aber zog ich andere Saiten auf. „Bedenke nur", sagte ich, „wie einfältig ein solcher Krieg ist; wer hat Nutzen davon ausser den Arabern?" [1]

„Ja", rief ich aus, selbst wüthend werdend, je mehr ich daran dachte, und mit dem Finger auf seine mürrisch daneben-sitzenden Suaheli-Schmarotzer zeigend, „ihr seid es, ihr elenden Schurken, ihr seid der Fluch des Landes! Möge Gott euch bestrafen in dieser Welt und in der Ewigkeit! Jedenfalls will ich es euch ins Gesicht sagen, dass ich mein Mögliches thun werde, euere Pläne zu hintertreiben; ich will an den Consul an der Küste schreiben, ihm euere Namen aufgeben und euere Sklaventransporte wegnehmen lassen. Darum thätet ihr besser, euch davonzumachen und euer Heil zu versuchen, wo kein weisser Mann ist."

Dann wandte ich mich wieder zu Mandara und sagte: „Lass dir noch einmal von mir rathen! Schicke diese Leute aus deinem Lande und wende alle deine Aufmerksamkeit dem gesetzlichen Handel zu. Lass deine Sklaven deine eigenen Ländereien bebauen, und nicht die der Araber. Unterstütze die Karavanen mit Nahrung, welche ins Massai-Land gehen, oder von dort kommen. Du wirst sehen, wie gern sie dir dafür Zeug und Geld (Rupien) bezahlen. Auf diese Art wirst du reich werden und der Consul dein Freund bleiben. Vor allen Dingen aber stifte Frieden auf dem Berge. Vertrage dich

[1] Unter Arabern verstehe ich nicht die Vollblut-Araber aus Arabien, sondern die Halbblut-Araber oder mohammedanischen Mischlinge der Sansibar-Küste, welche sich den Eingeborenen gegenüber immer Wa-Arabu nennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wieder mit den Kiboscho, Kirua und Marangu, dann kann der weisse Mann als dein Freund im Frieden überall hingehen."

Als ich ausgesprochen hatte, ergriff Mandara meine beiden Hände und sagte: „In der That, du sagst die Wahrheit; ich weiss es. Aber warum kommst du nicht immer zu mir und gibst mir guten Rath? Ich habe nur diese Suaheli-Leute, mit denen ich Rath pflegen kann; wie kann ich es dann vermeiden, unrecht zu thun?"

Darin hatte Mandara freilich recht. Ich glaube, wie ich auch damals an Sir John Kirk schrieb, dass ich einen sehr mächtigen und nützlichen Einfluss auf Mandara hätte gewinnen können, wenn ich mich darum bemüht hätte. Ich war dadurch so sehr im Vortheil, dass ich direct zu ihm reden und des abschwächenden Einflusses eines Dolmetschers entbehren konnte. Andererseits war es aber nicht meine Aufgabe, mich um politische Dinge am Kilima-Ndjaro zu bekümmern; ich war hierher geschickt, wissenschaftliche Sammlungen zu veranstalten und das nöthige Material zusammenzubringen, um die Fauna und Flora des Schneeberges zu erforschen, und nicht, um dem an den leidenden Unterthanen begangenen Unrecht entgegenzutreten. Nur soweit sie meine bestimmte Aufgabe hinderten oder sonst darauf einwirkten, konnte ich einen Einfluss auf die Häuptlinge am Orte ausüben. Meine Auftraggeber hatten nicht deshalb Fonds zu meiner Verfügung gestellt, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, oder die Reiche am Kilima-Ndjaro zu einem Bündniss gegen die Händler in Menschenfleisch zu veranlassen. Wie die Sachen lagen, hatte ich Schwierigkeiten genug zu überwinden, um nur irgendwelche naturhistorische Sammlungen zu bekommen, denn meine beiden Sammler hatte ich längst als nutzlose Müssiggänger erkannt, und die ganze Arbeit ruhte voraussichtlich selbst in ihren geringsten Kleinigkeiten bald in meiner Hand allein, ohne dass ich irgendwelche Hülfe von aussen bekommen konnte; Gründe genug, weshalb ich abgeneigt war, viele Stunden des Tages in der Unterhaltung mit dem Fürsten von Moschi zuzubringen, so interessant der Verkehr mit ihm auch war. Ich unterliess deshalb, den entschiedenen Vortheil weiter zu verfolgen, den ich über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mandara erlangt hatte, und benutzte die wenigen friedlichen Tage, welche den eben geschilderten kriegerischen Bewegungen folgten, ausschliesslich dazu, Vögel abzubalgen und Pflanzen zu trocknen. Unglücklicherweise machten, während ich so beschäftigt war, die Suaheli-Höflinge, welche mich giftig hassten, alle möglichen Anstrengungen, um ihren verderblichen Einfluss auf Mandara's schwankendes Gemüth wieder zu gewinnen.

NEUNTES KAPITEL.

ÄENGSTLICHE ZEITEN.

Da ich mich für den Augenblick unter Mandara's freundschaftlicher Obhut sicher glaubte, so beschloss ich ohne weitern Verzug 18 meiner 30 Sansibarer zu Sir John Kirk in Sansibar zu schicken, um meine ersten Sammlungen von der Fauna und Flora des Kilima-Ndjaro dahin zu bringen und ihm brieflich die augenblickliche Lage der Dinge zu schildern. Je mehr ich obendrein erkannte, dass die geringe Anzahl meiner Leute ein grosses Hinderniss für meine Forschungen und ein durchaus falsches System der Sparsamkeit sei, desto mehr wünschte ich, dass Kiongwe, mein Anführer, welcher diese Karavane befehligen sollte, 30 bis 40 starke Leute in Sansibar anwerben und nebst einem weitern Vorrath nothwendiger Waaren mit sich zurückbringen solle.

Es war ein gewagtes Unternehmen, die kleine Schar von 18 Mann den Pangani-Fluss entlang nach Sansibar zu schicken; da kam glücklicherweise, gerade als sie die Reise antreten wollten, Thomson's Freund, Djumba Kimemeta, in Mandara's Dorf an — es thut mir leid, sagen zu müssen, um Sklaven zu kaufen — und erbot sich, sie alle in seiner Begleitung nach der Stadt Pangani mitzunehmen. Ich nahm das freudig an, aber da meine Leute reisefertig waren, so mochte ich sie nicht müssig in meinem Lager herumschlendern lassen und sandte sie deshalb allein nach Taweta, um sich dort mit Kimemeta zu vereinigen. Es war mein grosses Glück, dass ich diese Anordnung traf. Djumba Kimemeta reiste 1 oder 2 Tage später von Moschi ab, mit den von Mandara gekauften Sklaven. Die

Massai, welche dies wussten, legten sich in einen Hinterhalt, griffen seine Karavane an, brachten sie in Unordnung und Djumba entkam nur mit genauer Noth, verlor aber Rinder, Sklaven und Waaren. Wären meine Leute bei ihm gewesen, so würden sie sicherlich die Sammlungen in Stich gelassen haben, und dann hätte niemand mir in der Heimat geglaubt, wie ich sie verloren hätte.

Ich gab Kiongwe 14 Tage zur Reise nach der Küste, dieselbe Zeit zur Rückkehr, während seine Aufgabe in Sansibar ihn kaum länger als 8—10 Tage aufhalten würde; folglich durfte ich ihn mit seinen neuen Leuten und Waaren in längstens sechs Wochen in Moschi zurückerwarten.

Dennoch hatte ich beim Abschied am Morgen des 11. Juli das Vorgefühl von herannahenden Schwierigkeiten und verfolgte seine kleine Schar mit den Augen, wie sie langsam nach der entfernten Ebene hinunter zog. Er musste aber zu irgendeiner Zeit abgeschickt werden und der gegenwärtige Augenblick schien der günstigste.

Nachdem er abmarschirt und meine Handvoll Leute auf zwölf verringert war, liess die Störung nicht lange auf sich warten. Mein erster Sammler, Mabruki, hatte schon begonnen sehr anspruchsvoll zu werden. Er bekam fast doppelt soviel Lohn als mein unschätzbarer indischer Diener, und beträchtlich mehr als die Suaheli-Träger. Seine Vergütung für Lebensmittel war auch besonders vermehrt, und er hätte alles bekommen können, wenn er nur darum bat, nicht weil er ein guter Sammler war — weit gefehlt! — aber er war doch besser als gar keiner, und obendrein war er auch ein guter Schütze. Es machte ihm sogar Spass, ins Unterland am Fuss des Berges zu schlendern, um dort auf Antilopen zu pürschen, aber dazu hatte ich ihn nicht mitgenommen. Ich zog vor, dass er nach oben auf den Berg ging und dort sammelte. Er begann bald unzufrieden und zum beständigen Brummbär zu werden. Als Kiongwe sich zum Abmarsch nach der Küste vorbereitete, bat Mabruki unter dem Vorwande, er hätte dort Geschäfte zu regeln, um die Erlaubniss ihn zu begleiten. Ich erinnerte ihn dagegen an seinen Vertrag und machte ihn dafür verantwortlich. Dies vermehrte aber seinen Trotz und er fing an,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf die Einflüsterungen von Mandara's Suaheli zu hören, welche thätig darüber aus waren, mich durch Desertion meiner Leute zu ruiniren. Sie schwatzten Mabruki vor, er würde ein grosser Mann werden, wenn er mich verliesse und in Mandara's Dienste träte. Sie wiesen darauf hin, wie einträglich der Sklavenhandel sei, und dass Mandara eines Mannes bedürfe, welcher seine Geschäfte an der Küste wahrnähme. Mabruki liess sich bereden und suchte jetzt nur nach einem Vorwand, mit mir zu brechen. Derselbe fand sich bald. Eines Morgens sah ich ihn von Mandara's Dorfe kommen, während ich ihn nach einem bestimmten Thal geschickt hatte, um zu sammeln. Er hatte keinen Vogel noch eine Pflanze zu seiner Entschuldigung in der Hand und machte auch nicht einmal einen Versuch sich zu entschuldigen. Als ich zu schelten begann, sagte er ruhig: „Nun ist's genug; ich mag diese Arbeit nicht mehr, ich habe Besseres zu thun gefunden; zahle mir mein Kostgeld aus und lass mich nach der Küste zurückkehren." Ich Einfaltspinsel, ich glaubte, er wolle Kiongwe einholen, welcher noch nicht lange weg war, darum gab ich ihm Zeug, um für 14 Tage Lebensmittel einzukaufen, lieh ihm eine Flinte und Munition, zahlte ihm seinen Lohn aus und liess ihn gehen. Der andere Sammler, Athmani, der sein Sklave war, begleitete ihn. Nachdem er alles bekommen hatte, was von mir zu holen war, drehte er sich um, aber nicht nach der Küste, sondern zu dem Hof von Mandara. Dort führten ihn die Suaheli sofort zum Fürsten und sagten: „Nun, Sie wollten uns nicht glauben, als wir sagten, der weisse Mann sei schlecht; hören Sie jetzt, was seine eigenen Diener sagen." Darauf setzten Mabruki und Athmani sich nieder und erzählten — nicht eine Reihe von Unwahrheiten — nein, sondern eine Reihe unliebsamer Wahrheiten, die aber von so boshaften Bemerkungen begleitet wurden, dass sie in Mandara's Augen als höchst verdammenswerthe Anklagen erschienen. Sie verriethen ihm, dass ich eine schöne Elefantenbüchse besässe (welche ich sorgfältig vor Mandara's lüsternem Blick verborgen gehalten hatte), und zählten ihm den ganzen Bestand meiner Waffenrüstung her — soviel Jagdflinten, soviel Snidergewehre, soviel Büchsen mit Patronen, Fässer Pulver, Beutel mit Kugeln. Sie

verschweigen ihm, dass diese zum Erlegen von Vögeln und Thieren und zu erlaubter Vertheidigung dienen sollten, und deuteten dagegen an, dass mit diesen Waffen ich den Fürsten von Moschi überwältigen und Besitz von seinem Lande ergreifen wolle. „Geht doch", unterbrach sie Mandara[1], „wie könnte er solches unternehmen, wenn ich 1000 Krieger habe und er blos 10?" „Haben Sie nicht davon gehört, dass er Kiongwe nach Sansibar geschickt hat, um eine Menge Soldaten zu holen?" — „Vierzig!" rief Mandara dazwischen. „Ja, Ihnen sagt er vierzig, aber wer weiss, wie viele er in dem Briefe verlangt hat? Nein, jetzt ist es Zeit, ihm den Garaus zu machen, bevor die Verstärkungen kommen." „Aber was wird der Balosa sagen?" „Wissen Sie denn, ob der Balosa ihn wirklich gesandt hat?" „Ja, er brachte Briefe." — „Ja wohl, und las sie selber vor, — aber niemand unter Ihren Leuten kann lesen." Jetzt zog Mandara die beiden Briefe hervor und bemerkte, dass das Consulatssiegel darauf war. Dies verblüffte Mabruki doch, aber Athmani brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. „Was kann es schaden, wenn Sie ihm alle seine Waaren abnehmen — er hat Ihr Vertrauen misbraucht, indem er Ihnen soviel von seinen Besitzthümern verheimlichte." „Ja, aber wenn er darum kämpft und wird erschlagen, was wird Balosa sagen, wenn er um Nachrichten von ihm schickt?" „Nun, Sie antworten einfach, er sei weggegangen ins Land der Massai, und Sie hätten nachher nichts mehr von ihm gehört. Wer kann das Gegentheil behaupten?" „Und die Aruscharuscha (Feuerwerkskörper)?" „Alles unschuldige Dinger, Kinderspielzeug."

Der arme Mandara wurde von Unentschlossenheit gefoltert. Einerseits hatten die Suaheli-Schmeichler seine Gesinnungen auf Tage hinaus vergiftet, indem sie ihm vorstellten, dass meine Ansichten über Sklaverei sowie mein Schaustück mit dem Feuerwerk und andere gewaltige Zauberei einen mächtigen Eindruck auf das gemeine Volk hinterlassen und Mandara's Ansehen gewaltig heruntergedrückt hätten; andererseits war

[1] Er selbst hat mir nachher die ganze Unterredung mitgethe il

ein Rest freundlicher Gesinnungen gegen mich von ehemals her in seiner Seele zurückgeblieben. Er sehnte sich nach meinen Sachen mit der ganzen Gewalt der Gier eines Wilden — man denke sich nur, wie der Besitz einer Elefantenbüchse sein Ansehen in den Augen der benachbarten Fürsten steigern musste! und dann das europäische Bett, so praktisch und sauber — und die silbernen Gabeln und Löffel — aber nein! Ich war sein Gast, ich war der geheiligte „Mgeni", der fremde Freund, dem nichts mit Gewalt genommen werden durfte, sonst würde der Herrgott zornig. Halt, warum aber hatte ich soviel Gewehre und Munition mitgebracht? Geschah das zu feindlichen Zwecken oder war die Ausrede nur eine leere, dass er ihrer zur Jagd bedürfe? War das Herz dieses weissen Mannes doch im Grunde schwarz? Beabsichtigte er wirklich, Soldaten von Sansibar kommen zu lassen, um sein Land zu erobern und zu beherrschen. Sicherlich war es besser, ihn abzustossen solange er noch schwach und ohne Verstärkung war. Kein Leid solle dem weissen Mann zugefügt werden, aber gehen müsse er.

Demgemäss entschloss er sich, da seine Ueberlegung durch die zahlreichen ihm von seinen rachsüchtigen Höflingen vorgetrunkenen Becher Tembo nicht gerade gemildert worden war, zu einer keine Frist lassenden Botschaft an mich, welche einer seiner Soldaten überbringen solle.

Ich sass, keines Ueberfalls gewärtig, nachmittags bei der Arbeit in meinem kleinen Hause, als der böse Botschafter eintrat. Ich hatte gerade einige der letzten Arbeiten Mabruki's durchgemustert, und eine melancholische Genugthuung darin gefunden, dass alles so schlecht und fast nutzlos war. Ich überlegte mit Wohlgefallen, dass, wenn auch die ganze Last des Sammelns auf mich allein jetzt fiele, ich doch auch wenigstens 40 Rupien jeden Monat sparen und jedenfalls die Arbeit besser machen würde. In diesem Augenblick sah ich auf und erblickte Mandara's Boten. „Was wünscht er, Abdallah?" fragte ich meinen Diener, der ihn einliess. „Oh, sehr schlechte Nachrichten", flüsterte er mir zu und übersetzte mir dann die Botschaft, denn meine Leute hatten im Kidjagga grössere Fortschritte gemacht als ich selber um diese Zeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mandara lässt dem weissen Mann, der sich den Sohn von Balosa nennt, sagen «ich weiss jetzt, dass Ihr Herz schwarz ist und Sie mich getäuscht haben. Sie haben mir blos einen Theil Ihrer Schätze gezeigt, und viele Gewehre und Pulver und Kriegsmaschinen (Mi-tambo) vor mir verborgen. Das ist deshalb geschehen, damit Sie mein Land überfallen und mich tödten, und sich selbst an meiner Statt zum Herrn machen können. Auch sagt man mir, Sie hätten von Ungudja (Sansibar) nicht 40 Mann, sondern eine Armee bestellt. Darum erkläre ich hiermit, Sie sind freilich mein Gast und ich mag Ihnen nichts mit Gewalt abnehmen; aber geben Sie mir alle Gewehre, auch das grosse für Elefanten, und all Ihr Pulver, alle Kugeln, und ich will Ihnen gute Preise dafür zahlen. Dann erst, wenn diese Dinge abgeliefert sind, weiss ich bestimmt, dass Sie mich nicht bekämpfen wollen und Sie mögen dann bleiben. Wenn aber nicht, so sage ich, packen Sie all Ihre Habe zusammen und gehen Sie, denn ich weiss, Sie sind mein Feind!»“

Diese seltsame Botschaft wurde von Abdallah in der Suahelisprache niedergeschrieben, damit ich Mandara seine eigenen Worte vorhalten und ihn fragen könne, ob er sie anerkenne. Inzwischen entliess ich den Krieger und bedeutete ihm, dass ich später antworten würde. Dann schrieb ich neben Mandara's Botschaft meine Antwort nieder, des Inhalts, dass Mandara, der Sultan von Moschi, von schlechten arglistigen Menschen getäuscht sei, dass die Zeit mich in seiner Achtung wieder befestigen, ich aber inzwischen, bis Kiongwe zurückkehre, ihm weder ein Gewehr noch ein Loth Pulver verkaufen und sein Land erst recht nicht verlassen würde. (Wie sollte ich letzteres auch, da ich nur 10 Träger und 58 Traglasten hatte?) Am Abend erschienen Wirapan, Cephas und Abdallah am Hofe von Mandara, um diese Antwort zu überbringen. Wie gewöhnlich begann er zu schwanken und liess sich wol jetzt überzeugen, dass ich keine finstern Gelüste nach seiner Herrschaft hätte, beklagte aber meine geringe Freigebigkeit, über welche er sich mit Recht beschweren dürfe. Er nahm Cephas mit in seine Festung und zeigte ihm seine Zeuge, Flinten, Pistolen und Arzneimittel, welche er von Thomson erhalten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe; auch Merkwürdigkeiten — die Geschenke, welche Baron von der Decken an Mandara's Mutter gegeben, sowie die Gegenstände, welche er dem armen Charles New abgenommen hatte. „Was aber", sagte er, „hat dein weisser Mann mir geschenkt im Vergleich zu diesen Sachen? Schöne Worte, guten Rath (schauri) und Märchen von Hennen, die goldene Eier legen. Ich will nicht blos immer Reden und sonst nichts; ich will, er soll seine Freundschaft durch Geschenke beweisen, wie es einem weissen Manne ansteht. Und wenn er ein solcher Liebhaber von Fabeln (hadisi) ist, dann erinnere ihn an die, welche ich ihm erzählte, als er zuerst hierher kam — sage ihm, dass der Baum jetzt gut bewurzelt und ausgewachsen sei, und wenn er jetzt noch nicht anfange Früchte anzusetzen, so würde ich ihn umhauen."

Etwas Wahres lag in Mandara's Klagen; in dieser Hinsicht war ich nicht freigebig gewesen. Ich hatte gewissenhaft alles bezahlt und Mandara den vollen Werth seiner Geschenke an Vieh oder Schafen in verschiedenen Handelswaaren oder in blanken, vollwichtigen silbernen Rupien erstattet. Ich hatte ihn mit vielen nützlichen europäischen Sämereien versehen, fast meinen ganzen Vorrath von Arzneimitteln an seine Krieger und Frauen verdoctort und bei meiner Ankunft ihm die im fünften Kapitel beschriebenen Gegenstände geschenkt; aber ich konnte auch nicht fortwährend Zeuge und Perlen an ihn verschwenden, da ich bis Kiongwe's Rückkunft kaum für mich selber genug hatte, um meine tägliche Nahrung damit zu bezahlen; und ich wollte ihn auch nicht mit Pulver und Gewehren versehen, zumal jetzt nicht, nun ich wusste, dass er sie nur zu dem Zweck verwandte, um den Arabern Sklaven zu verschaffen. Obgleich er also keine Ansprüche auf meine Grossmuth hatte, so hielt ich es doch für angezeigt, ihm etwas Geld anzubieten, um mir seine Freundschaft zu sichern, und bot ihm monatlich 1 Pfund Sterling an (eine ungeheuere Summe in dieser Weltgegend, besonders wenn sie in Gestalt von 12 Rupien ausgezahlt wird), als eine Landrente für das mir zur Ansiedelung überlassene Land. Zuerst war er ausser sich vor Freude, als ich ihm diesen Vorschlag persönlich machte, und er klopfte mir aus lauter Liebe auf den Rücken; aber kaum hatte

ich ihn verlassen, froh, dass er so umgewandelt war, als Mabruki eintrat, über seines Fürsten Freude höhnisch lachte und ihm sagte, der weisse Mann habe Säcke über Säcke mit Rupien — er habe sie gesehen — und dass ich ebenso leicht monatlich 100 als 12 Rupien zahlen könne.

Mandara schickte mir also eine Botschaft, er habe sich mit seinen Rathgebern besprochen und dass diese 100 Rupien für einen entsprechenden Zins für die Ansiedelung hielten. (NB! diese Ansiedelung war ein Stück wilden uncultivirten Landes, welches Mandara bei meiner Ankunft mir geschenkt hatte). Auf diese abgeschmackte Forderung gab ich kurz zur Antwort, das wäre Unsinn (upumbafu), und damit blieb die Sache eine Weile in der Schwebe. Dagegen kam kurze Zeit nachher, als ich botanisiren ging, einer von Mandara's Kriegern an mich heran und sagte mir höflich aber bestimmt, dass ich keine Blumen abpflücken dürfe. Ich fragte ihn was er eigentlich wolle, und er antwortete „Mangge" hätte es so befohlen, (Mangge ist der häusliche Titel Mandara's) und er würde mir folgen, wohin ich auch ginge, und mich hindern, Pflanzen zu sammeln. Ich packte meine Beute ein, die ich bis dahin gesammelt hatte, und kehrte nach Hause zurück, um Mandara zu fragen, was das bedeuten solle. Unterwegs schoss ich einen kleinen Vogel. Der Krieger rannte sofort herbei, nahm ihn auf und steckte ihn zu sich, indem er sagte: „Der gehört Mangge." Ich ging zu Mandara's Stadt und wünschte zu wissen, was diese Hindernisse bedeuten sollten. Er schlug es ab, mich zu empfangen, weil sein Herz heute bitter sei, aber sandte mir einen Bescheid etwa wie folgt: „Dies ganze Land gehört mir, also gehören mir auch alle Blumen, Vögel, Schmetterlinge, kurz alles was da ist. Wenn du die Rente nicht leisten kannst, welche ich verlange, gut, dann habe ich nichts mehr zu sagen; aber dann plündere nicht mein Eigenthum. Wenn du Blumen, Vögel oder Thiere verlangst, dann sollen meine Sklaven sie dir sammeln und um einen billigen Preis verkaufen; aber wenn du noch ferner etwas ohne meine Erlaubniss wegnimmst, so nehme ich dir dafür deine Güter weg." Da sass ich niedlich in der Klemme! Ich durfte auf Mandara's Gebiet nicht sammeln, ohne eine ungeheuere Taxe zu bezahlen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ausserhalb desselben konnte ich nicht sammeln, ohne mein Leben zu wagen, das von seinen Feinden bedroht wurde. Diese Schwierigkeit beim Anlegen naturhistorischer Sammlungen hatten die gelehrten Gesellschaften, welche mich zum Kilima-Ndjaro sandten, sich schwerlich vorher klar gemacht. Nachdem die Fonds beschafft waren, schien nichts einfacher, als jemand zum Berge zu schicken um zu sammeln, und hier stand ich, hatte mich auf dem Kilima-Ndjaro niedergelassen, und durfte keine Pflanze, kein Insekt noch etwas anderes in diesen interessanten Gegenden um mich herum anrühren — wenigstens war ich gesetzlich kaltgestellt und praktisch sehr behindert, obschon ich im stillen fortfuhr zu sammeln.

Einige Tage nach dieser neuen Erschwerung meiner Arbeiten schickte mir Mandara, in dessen Ungezogenheiten aber immer ein Funke von Witz verborgen lag, einen schmutzigen alten Korb mit Pflanzenabfällen und der Botschaft, ich möchte den Inhalt gegen Zahlung einiger Ellen Zeug meinen Sammlungen beifügen. Ich stiess den Korb mit meinen Füssen von einem Ende des Lagers zum andern und sagte dem Boten: „Das ist meine einzige Antwort", über welche rasche That meine Leute blass vor Schrecken wurden, während Mandara, als er davon hörte, herzlich darüber lachte. Damit wurden die Umstände indessen nicht besser. Da er mit Gewalt nichts aus mir herauspressen konnte, versuchte Mandara es mit der Aushungerung und verbot allen seinen Leuten, mir irgendwelche Nahrungsmittel zu verkaufen. Einige Leute, welche darüber ertappt wurden, dass sie bei Nacht Lebensmittel in mein Lager schmuggelten, wurden als Sklaven verkauft. Ein anderer, dem man nachsagte, er habe mich „Mangge-Musungu" (Weisser Fürst) genannt, wurde grausam durchgeprügelt, weil er mir denselben Titel wie Mandara beigelegt habe. Dennoch gab ich kein Zeichen von Nachgiebigkeit kund, weil ich wusste, dass dies lebensgefährlich sein würde. Er würde dann mir nach und nach alles wegnehmen und mir nichts übrigbleiben, als, wie New unter ähnlichen Umständen musste, gebrochenen Herzens unter dem Druck des Miserfolgs zurückzukehren. Da nun mein Milchmann mir höflich zu verstehen gab, er würde nicht mehr im Stande sein, mit seiner täglichen Milch-

lieferung fortzufahren, auch die Kinder es unterliessen, mit Brombeeren zu mir zu kommen, und ferner die Weiber aufhörten, mir reife Bananen zu bringen, so entsagte ich einfach lustigen Muthes der Butter, Milch, Fruchtkuchen und gerösteten Bananen, und als Mandara in seiner Neugierde, wie ich mich befände, Spione aussandte, um mich auszuhorchen, erklärte ich ihnen, ich sei vollständig glücklich und zufrieden. In der That hatte ich mit einer gewissen Voraussicht meine Gärten und meine Heerden so entwickelt, dass ich genug produzirte, um vom eigenen Grund und Boden leben zu können. Aber innerlich war ich doch recht gedrückt. Das Gefühl der äussersten Ohnmacht und dass ein Tag nach dem andern verfloss, ohne dass ich dem Ziele meiner Mission irgendwie näher rückte, machte mich fast krank, und wäre nicht das Klima so ausnehmend günstig gewesen, so würde ich mir ein Fieber angeärgert haben. Am grausamsten fühlte ich den Mangel eines Leidensgefährten, gegen den ich mich hätte aussprechen können. In allen meinen Verdriesslichkeiten musste ich eine unbekümmerte Miene und den grössten Gleichmuth zur Schau tragen, so fern sie mir auch lagen, damit nur meine Leute nicht durch Mandara's Drohungen ungebührlich erschreckt würden.

In den letzten Tagen des Juli drängten die Umstände zur Entscheidung. Mandara hatte mir mittheilen lassen, er wolle wieder Krieg anfangen gegen Kiboscho, und verlangte von mir, ihm mit 10 wohlbewaffneten Leuten und verschiedenen Fässchen Pulver beizustehen. Ich antwortete, meine Leute hätten etwas anderes zu thun und Mandara's Kriege wären seine eigene Sache, Pulver hätte ich aber weder zu verschenken noch zu verkaufen. Auf diese Weigerung kam keine unmittelbare Antwort, aber einige Tage später wurde es meinem Quälgeist hinterbracht, dass ich im geheimen Vorräthe von Lebensmitteln kaufe, und weiter, dass ich gegen sein Verbot Schmetterlinge fange und Pflanzen sammle. Infolge dessen beschloss er, durch einen entscheidenden Streich meinen Widerstand zu brechen und mich so zu erschrecken, dass ich seinen Forderungen nachgeben müsse.

Eines Morgens, am 30. Juli, sass ich bei der Arbeit in

meinem Hause, als ein nackter Herr mit breitbeklingtem blitzenden Speere und einem Kopfputze von Affenfell in unser Lager hineinstolzirte und zwar mit einer solchen vornehmen Gelassenheit, dass die Sansibarer unter der Wucht des ersten Eindrucks nicht einmal den Versuch machten, seinem Eintritt zu meiner Privatwohnung sich zu widersetzen, sondern ihm erlaubten, unangemeldet einzutreten und seinen Speer mit solchem Nachdruck in die Erde zu stossen, dass alles davon erzitterte, worauf er mit der Haltung eines Eroberers stehen blieb.



Ein Soldat Mandara's.

Meine gute Laune hatte an jenem Morgen bereits einen Stoss erlitten. In der Nacht war uns von einer Hyäne unsere beste Milchziege entführt und mir war es plötzlich klar geworden, was es hiesse, dass infolge der geheimen Befehle ihres Königs die Eingeborenen sich weigerten, uns Milch, Geflügel und andere Lebensmittel zu verkaufen. Und wie denn ein Unglück selten allein kommt, so war mein Diener krank geworden und mein Koch hatte sich beim Holzhacken einen Finger abgehauen. Als ich darum von meiner Arbeit aufschaute, welche wegen meiner mässigen Geschicklichkeit im Abbalgen auch nicht besonders vorwärts wollte, und ich die

schwarze Gestalt vor meinem Hause aufgepflanzt sah, schrie ich zornig meinen Leuten zu: „Was will dieser Mann da und warum lasst ihr ihn herein, ohne ihn anzumelden?“ Abdallah trat näher und erkundigte sich höflich bei dem Djagga-Krieger nach seinem Auftrage. „Worte von Mandara“, antwortete er kurz und ging, als der Dolmetscher gerufen war, dazu über, das Ultimatum seines Königs zu überbringen — so viele Flinten, Fässer mit Schiesspulver, Säcke mit Kugeln, Tische, Stühle, Tassen und Untertassen, Messer, Gabel und Löffel sollten ihm sofort übergeben werden, oder — und nun kamen Mandara's schreckliche Drohungen von Mord und Todtschlag. Die Bedeutung dieser Rede verstand ich einigermassen nach den gelegentlichen Phrasen und Worten in der Djagga-Sprache, welche mir bekannt waren, und jeder Zweifel über den Inhalt der Drohungen, mit welchen die Botschaft schloss, wurde durch die ausdrucksvolle Geberde des Mannes beseitigt. Als er auf das Blutbad zu sprechen kam, fuhr er mit seinem rechten Finger über seine Kehle, um sinnbildlich das Abschneiden der Gurgel darzustellen. Am Schlusse seiner Rede wiederholte mein Sansibarer Dolmetscher alles was er gesagt hatte, wobei er sich bemühte, seine greulichen Drohungen soviel als möglich zu übertreiben und anzudeuten, wie gerathen es sei, alles was verlangt würde zu bewilligen. Es stand jedoch bei mir längst fest, dass Nachgiebigkeit gegen das Verlangen des „Sultans“ den Verlust meiner sämmtlichen Vertheidigungsmittel, ja meines Lebens nach sich ziehen und das Verderben der Expedition sein würde. Denn selbst wenn ich die Küste erreichte, würde mein Unternehmen doch Schiffbruch gelitten haben, und dies würde weit schlimmer sein, als den Tod von Mandara's Hand zu riskiren, denn seine Stimmung wechselte, wie ich recht wohl wusste, mit der Menge der getrunkenen Becher. Darum schlug ich mit einer anscheinend ganz kühlen Haltung, welche jedoch nicht meiner wahren Stimmung entsprach, Mandara's Forderungen rundweg ab. „Hatta sindano“ (nicht eine Stecknadel), fügte ich hinzu, indem ich eine solche aus meinem Rockaufschlag hervorzog und sie ihm zeigte. Nachdem diese Botschaft dem Gesandten klar gemacht war, zog er sich mürrisch zurück, um sie seinem Herrn zu wiederholen, und

ich blieb allein mit meinen Leuten, um die weiteren Massnahmen zu besprechen. Natürlich wurden nur die Anführer der Karavane zugezogen, die gemeinen Leute mussten in Unkenntniss unserer Gefahr bleiben, damit nicht plötzlicher Schrecken platzgreife. Sie wussten schon reichlich genug, da sie den Djagga-Soldaten ausgefragt hatten, und hockten jetzt in einer melancholischen Gruppe zusammen, indem sie die Wahrscheinlichkeit besprachen, dass ihnen die Kehlen abgeschnitten würden, und laut den Tag verwünschten, dass ihr Misgeschick sie in ein solches Land gebracht habe. Als wir jedoch unser Gespräch beendet hatten, befahl ich den Leuten, an ihre Arbeit zu gehen, als ob sich nichts ereignet hätte oder ereignen würde. Ein Mann wurde ausgeschickt, Brennholz zu holen. Er ergriff ein Beil und verliess mit Widerstreben die furchtsame Gruppe der Schwätzer, aber siehe da! er war kaum 100 Schritte von dem freien Platze der Ansiedelung weggegangen, als wir ihn umkehren und hastig zurückkommen sahen, während aus dem Unterholz und den Farrn die blinkenden Speere und der weisse Kopfputz von Mandara's Soldaten hervorleuchteten. Als ich hinging, um nachzusehen, entdeckte ich, dass wir von einem regelmässigen Ringe bewaffneter Krieger umlagert waren, welche sich im Grase und in den Farrn niedergelassen hatten, ohne einmal zu versuchen, sich zu verbergen. Sie hatten einen Cordon gebildet, welcher, wie sie zu verstehen gaben, nicht gebrochen werden dürfe, bis den Forderungen des „Mangge" Genüge geschehen sei. Wenn auch bestimmt in ihrer Sprache, so waren sie doch nicht unhöflich und thaten augenscheinlich nur ihre Schuldigkeit. Gegen mich persönlich benahmen sie sich sogar achtungsvoll, offenbar in der Annahme, dass in einen Streit zwischen dem weissen Mann und ihrem König sie sich nicht zu mischen hätten. Wir hörten von ihnen, dass Mandara die Idee habe, uns so lange zu quälen und hungern zu lassen, bis ich nachgäbe, und dass diese Soldaten hier stehen bleiben sollten, um alle Zufuhr von Lebensmitteln uns abzuschneiden. „Was", rief ich aus, „weiss Mandara denn nicht, dass ich 80 Hühner, eine Kuh, ein Kalb, vier Ziegen und zwei Schafe besitze, ausser einem mit Korn vollgestopften Vorraths-

hause und einem Garten voll Gemüse? Sagt selber, wie lange können wir nicht von diesen Vorräthen leben, und will euer König euch hier Monate lang stehen lassen?" Sie zuckten blos gleichgültig die Achseln.

„Wir haben uns um die Gründe nicht zu bekümmern", antworteten sie, „wir müssen gehorchen oder sterben." Ein Mann jedoch meinte, wenn mir meine Wasserleitung oben vom Flusse her abgeschnitten würde, so würde ich die Sache wol nicht so leicht nehmen. Darauf erwiderte ich, was denn die andern Djagga wol sagen würden, welche sich aus meinem kleinen Kanal auch mit Wasser versorgten? Mittlerweile hatte der Bote mit meiner entschiedenen Absage Mandara erreicht und wir konnten von unserer Höhe herab einigermassen die Wirkung derselben errathen. Wie ängstlich wanderten unsere Blicke über das zwischenliegende Thal, um auf dem kleinen Klumpen gelber, bienenkorbartiger Hütten haften zu bleiben, welche Mandara's Wohnung verdeckten. Wir hatten den Boten in die Stadt treten sehen, und nach einer geraumen Viertelstunde kam er wieder hervor, um noch einmal den Zickzackweg nach unserm Lager einzuschlagen. Ich that so, als ob ich meine Arbeit in meiner Hütte fortsetzte, denn weder meine eigenen Leute noch die Eingeborenen durften es merken, dass ich mich über den kritischen Zustand der Dinge beunruhigt fühlte, aber als ich mich wieder über meine Vogelbälge bückte, hörte ich den Klang des Speerschafts, der in die harte Erde drang, und wiederum stand Mandara's Bote vor mir.

„Der Mangge will zwei von deinen Leuten sehen", sagte er.

„Ich will selber gehen", erwiderte ich und griff nach Hut und Stock.

„Nein", antwortete der Bote, „Mandara will den weissen Mann nicht sehen. Sein Herz ist bitter. Schicke zwei von deinen Dienern."

Nach längerm Hin- und Hersprechen — denn meine Leute hatten insgesammt das Gefühl, dass sie ebenso gut in eine Löwenhöhle gehen könnten — erboten sich Abdallah und ein anderer Sansibarer freiwillig zu diesem gefährlichen Gange. Natürlich hatte ich ihnen im geheimen Revolver mitgegeben, als sie

dem Soldaten nach Mandara's Stadt folgten. Sie mit meinem Operngucker verfolgend, sah ich sie in das Gehege der Stadt treten, und dann folgte eine ängstliche Wartezeit, bis sie wieder erschienen und allein nach Kitimbiriu zurückwanderten.

Als sie ins Lager traten, sah ich die bösen Nachrichten ihnen am Gesichte ab, deshalb nahm ich sie eilends zu mir ins Haus, bevor sie dieselben meinen zitternden Leuten mittheilen konnten. Als sie dann in der Thür meiner Wohnung sassen, und ihre schwarzen Körper sich wie Silhouetten gegen den flammenden Abendhimmel abhoben, erzählten sie ihre Unglücksgeschichte.

Als sie Mandara's Haus erreicht hatten, fanden sie Mandara vor Wuth zitternd mitten unter seinen Rathgebern und Anführern. Sein einziges Auge glänzte vor Verdruss und seine ganze Gestalt bebte convulsivisch vor Grimm. Langsam und deutlich sprechend, augenscheinlich bemüht, sich in der Gewalt zu behalten, sagte er ihnen, dass es nur Einen König hier im Lande gebe und dass er dieser Eine sei. Es sei genug, dem weissen Manne einen Befehl zuzusenden, und dann müsse sofort gehorcht werden, oder es würde ihm so gut wie jedermann im Lager die Kehle abgeschnitten! „Was", rief er aus, „kümmere ich mich um seinen Consul oder seine Königin? Habe ich nicht 1000 Soldaten? Geht und sagt ihm das!"

Tief gebückt schlichen sich die Männer aus der Nähe des zornigen Monarchen, aber sie waren noch nicht weit gekommen, als er sie zurückrufen liess. Als sie wieder vor ihm erschienen, überhäufte sie Mandara mit Verwünschungen und schrecklichen Drohungen und entliess sie ein zweites mal, liess sie aber noch einmal zurückrufen, schrie sich heiser unter lauter Vorwürfen und jagte sie schliesslich fort, damit sie mir erzählten, was sie gehört hätten.

Das waren sie denn auch nicht faul zu thun, weil sie in der That für ihr Leben gefürchtet hatten in einer solchen Versammlung von bis an die Zähne bewaffneten Kriegern, die ein Wort ihres Herrn veranlassen konnte, sich auf das Opfer seines Grimmes zu stürzen. Ich argwöhnte freilich, als ich ihre Schreckensnachrichten hörte, dass Mandara damit nur einen schlauen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Streich habe führen wollen, insofern er von dem Schrecken, den die Nachrichten unter meinen Leuten hervorrufen würde, auf die Wirkung bei mir schloss.

Immerhin blieben wir bis in die finstere Nacht hinein auf, um unsere Lage zu besprechen; mein Essen stand unberührt auf dem Tische, und nach dem Glimmen der Wachtfeuer im Busche zu urtheilen, umringten uns die Soldaten Mandara's noch immer, sodass unsere Aussichten so düster als möglich waren. Die Nacht brachte meinen sorgenvollen Gedanken nicht einmal eine vorübergehende Ruhe. Ich fand es schwer, mich dem Schlaf hinzugeben, denn mein Gehirn ersann fortwährend neue Pläne, wie ich insgeheim aus Mandara's Reich entfliehen und doch meine 58 Traglasten mitnehmen könne, für 10 Mann indessen eine unmögliche Leistung. Jedes plötzliche Geräusch aus dem Busch, das ängstliche Geflüster meiner Wachen, das entfernte Blasen eines Horns oder der Knall einer Flinte schreckten mich aus dem Bett auf und liessen mich einen mitternächtlichen Angriff seitens der Wilden erwarten. Und als ich gegen die Zeit der Morgendämmerung alles in einem kurzen unruhigen Schlummer vergass, erwachte ich hernach zu gleicher Angst am Morgen.

Da liess aber glücklicherweise durch eine unerwartete und unbeabsichtigte Hülfe die Spannung nach. Die Wakiboscho, durch deren Land Mandara kürzlich wieder einen Raubzug ausgeführt hatte, brachten seiner in Unordnung zurückgeworfenen Armee eine grosse Niederlage bei — er gestand selber, 100 Mann, d. h. den zehnten Theil seiner ganzen Macht eingebüsst zu haben. Darauf schickten sie ihm eine prahlerische Botschaft, dass sie im Begriffe seien nach Moschi zu kommen, um dort alles zu verbrennen, verwüsten, plündern und zu erschlagen, was ihnen in den Weg käme. Mandara sehnte sich nun in dieser Noth nach einer moralischen Hülfe durch die Freundschaft und Mitwirkung des weissen Mannes. Alle Krieger wurden natürlich von der Blokade meines Lagers zurückgezogen, und ich hatte wieder einmal die Freiheit zu gehen und zu botanisiren, wo ich wollte; auch dem Kauf von Lebensmitteln wurde kein Hinderniss mehr in den Weg gelegt. Indessen war ich zu verdriesslich über Mandara wegen der über mich ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hängten Leiden, als dass ich auf seine Anerbietungen hätte eingehen mögen. Ich weigerte mich auch, zur Vertheidigung von Moschi mitzuwirken, und erklärte, ich würde all mein Pulver und meine ganze Munition zum Schutze meines eigenen Lagers verwenden. Natürlich machten diesmal die Wakiboscho kurzweg halt an unserer Grenze. Ich hatte das erwartet, einfach darum, weil sie die Botschaft verbreitet hatten, dass sie kommen würden. Doch hatten sie Mandara eine schwere Schlappe beigebracht, sodass er lange sich ruhig verhalten musste. Allmählich verbesserten sich meine Beziehungen zu ihm. Seine Leute waren so ganz entschieden meine Freunde, dass er, ein so despotischer Monarch er auch war, sich zu ihrer Ansicht bekehren musste. Sie erklärten, meine Anwesenheit hätte Wohlstand bei ihnen allen verbreitet. Ich kaufte alle ihre Erzeugnisse und bezahlte sie anständig. Kein Mensch konnte mich einer ungerechten oder unfreundlichen Handlung zeihen. In Krankheitsfällen holten sie sich bei mir Medizin und wurden nie abgewiesen.[1] Kurz, Mandara wurde durch die öffentliche Meinung gezwungen einzugestehen, dass er mich schlecht behandelt habe, und zum Zeichen der wiederaufgenommenen freundschaftlichen Beziehungen stattete er mir eine Staatsvisite in meiner „Stadt" ab. Da schwatzte er denn wieder nach Herzenslust und forschte gleich einem neugierigen Kinde in alle dunkeln Ecken meines Hauses hinein. Es war zum ersten mal, dass er mich besuchte, seit ich angefangen hatte zu bauen, und er staunte über die gemachten Fortschritte. Dann bat er mich, ihm alle meine „wunderbaren Sachen" zu zeigen, betrug sich aber im ganzen gut, da er nichts verlangte. Am Ende, nachdem er lange unruhig auf dem Stuhl hin- und hergerückt war, rief er hastig: „Und nun hole mal deine Elefantenbüchse hervor; ich muss sie sehen." Alle meine Leute

[1] Eine bemerkenswerthe Erscheinung in meinem Streite mit Mandara war, dass selbst zur Zeit unsers ärgsten Zerwürfnisses er ganz ruhig zu mir schickte nach Arznei für sich, seine Frauen und Kinder. Einer seiner Suaheli warnte ihn, dass ich vielleicht Gelegenheit nehmen dürfte ihn zu vergiften, aber Mandara erwiderte ruhig: „Ein schwarzer Mensch möchte wol so handeln, aber ein weisser Mann wird es nie thun."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sahen verschüchtert weg; jetzt fing er an, mir das Fell über die Ohren zu ziehen. „Musst du sie durchaus sehen, Mandara?“ fragte ich dagegen, ihm ernst in die Augen blickend. „Nein“, sagte der arme Schelm, indem er sich plötzlich bemühte, seine Gier zu verbergen, „ich will sie nicht sehen. Zeige sie mir nicht, damit ich sie nicht verlange.“

In Wirklichkeit mag es etwas unverständlich erscheinen, dass ich solche Umstände machte wegen dieser Elefantenbüchse, die in Wahrheit eine nutzlose, lästige, höchstens auf 20 Schritt verlässliche Waffe war, aber in jenen Tagen erschien sie uns als der Inbegriff unserer sämmtlichen Vertheidigungsmittel gegen Mandara's Anmassungen. Wir fühlten, wenn wir die Elefantenbüchse hingäben, so würden wir ihm in keinem andern Punkte widerstehen können, alles würde uns genommen und wir möchten so von allem entblösst werden, wie es New geschehen war. Doch that ich bei Gelegenheit dieses Besuchs mein Bestes, um zuvorkommend zu erscheinen, und öffnete eine Flasche Champagner — mit einiger Aengstlichkeit, weil ich dachte, Mandara würde auf dem Rest von dem Dutzend bestehen — nebst einer Büchse mit Kokosnuss-Biscuits. Der Champagner machte jedoch nur geringen Eindruck — vielleicht war er für seinen Geschmack zu „trocken“ — während er andererseits die Biscuitbüchse einfach unter den Arm nahm und damit wegspazierte, entzückt dass er doch endlich eine geräubert hatte. Nach dieser Zeit hatten wir niemals wieder Streit miteinander, obgleich wir öfters über Handelsgeschäfte uns stritten (wobei ich immer schlecht wegkam, da jeder Handel zwischen uns nur eine versteckte Form eines Tributs an ihn war), und ich hatte völlige Freiheit der Bewegung in Moschi. Aber ach! nach allem was vorgefallen war, glich der Aufenthalt nur einer erweiterten Haft — einem Gefängniss, so weit und lustig es auch war. Vergeblich sehnte ich mich nach Mitteln, die feindliche Schranke zu durchbrechen, welche mich von meinem Ziel, dem Schneedom des Kilima-Ndjaro trennte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ZEHNTES KAPITEL.

EIN AUSFLUG NACH TAWETA.

Während dieser Zeit der Aengsten, welche so eingehend im vorigen Kapitel geschildert ist, hatte ich einen festen Entschluss vor Augen behalten, nämlich Moschi zu verlassen, sobald Kiongwe zurückkehrte. Mit Mandara's Feindseligkeit hatte das nichts zu schaffen. Ich sah sie nie als ein wirkliches Hinderniss auf meinen Wegen an; vielmehr rührte der Entschluss daher, dass Mandara, gleichviel ob Freund oder Gegner, verhältnissmässig zu ohnmächtig war, um mir bei der Besteigung der obern Regionen des Kilima-Ndjaro zu helfen, gerade wie er auch nicht im Stande gewesen wäre, mich daran zu hindern, wenn ich mich bei seinen Feinden niedergelassen hätte.

Der obere Zugang zu den Schneespitzen befand sich in der Gewalt der feindlichen Liga von Kiboscho, Kirua und Marangu, welche die westlichen, nördlichen und östlichen Grenzen von Moschi blokirte. Mandara's ganze Macht lag gegen Süden. Er stand in engem Bündniss mit den Massai von Kisongo und Aruscha, und sie halfen ihm dabei, seine südliche Grenze offen zu halten. Gerade diese Thatsache musste ich in meine Berechnungen einbeziehen. Mandara hatte grossen Einfluss bei den Massai; sie besuchten ihn beständig, um mit ihm Rath zu pflegen. Als er sich einst in guter Laune befand, schickte er nach mir und stellte mich seinen räuberischen Verbündeten vor, indem er ihnen dabei den Wunsch ausdrückte, sie möchten sich mein Gesicht an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

sehen und es sich als das seines grössten Freundes merken, welchen sie nie angreifen dürften.

Auf allen meinen Streifzügen nach und von Moschi oder Taweta, auf welchen ich nie von mehr als einem halben Dutzend Leute begleitet war, bin ich nie von den Massai belästigt worden, obgleich mir beständig erzählt wurde, dass sie andere Karavanen angriffen; und immer war Mandara heimlich im Einverständnisse, wenn solches vorfiel. Ich konnte daraus entnehmen, dass, wenn ich je versuchte, sein Königreich gegen seinen Willen oder ohne seine Erlaubniss zu verlassen, er den Massai blos einen Wink zu geben hätte, und dann würde es um mich geschehen sein.

Eine andere Schwierigkeit, die ich zu erwägen hatte, betraf mein Gepäck. Ich besass 58 Traglasten in Moschi und 10 Träger. Kiongwe musste von der Küste mit etwa 60 Trägern kommen, aber auch sie würden fast alle Traglasten mitbringen; mithin würde ich bei ihrer Ankunft in Moschi ausser Stande sein, die hier lagernden Traglasten wegzuschaffen. Dies konnte nur dadurch umgangen werden, dass die neue Karavane zu Taweta halt machte, dort 10 Mann nebst dem frischen Vorrath von Waaren zurückliess und ich die übrigen mit leeren Händen nach Moschi kommen liess. Dann konnte ich mich auf irgendeine Weise von Mandara losmachen und mein ganzes Gepäck mitnehmen, während, wenn ich Moschi unter Zurücklassung von Eigenthum verliess und dann mit Mandara's Feinden Freundschaft schloss, er wahrscheinlich aus Rache für diese Treulosigkeit alle meine Habe mit Beschlag belegen würde.

Wie konnte ich aber Kiongwe diese Veränderung meiner Pläne kundgeben! Wenn ich einen Boten nach Taweta schickte, so würden Mandara's Spione sicher berichten, was vorgehe und ihn auf meine Fährte bringen. Es blieb nichts übrig, als selbst nach Taweta zu gehen, weil ich Kiongwe meine Pläne leichter auseinandersetzen konnte. Nach unsern Berechnungen musste er spätestens am 22. August dort sein; ich beschloss also, Kitimbiriu am 18. August zu verlassen. Mandara hatte seine Zustimmung gegeben und nicht allein zwei von seinen Soldaten zu einer Begleitung commandirt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern auch mein Lager während meiner Abwesenheit zu schützen versprochen. Obgleich ich dort nur einen Mann als Wache zurückliess, so hatte ich unbeschränktes Vertrauen zu Mandara's Ehrlichkeit. In der Natur des Herrschers von Moschi lagen gute und schlechte Eigenschaften seltsam vereinigt. Während er es für völlig harmlos hielt, seinen Gast solange zu erschrecken und bange zu machen, bis er seine Waaren hergab, machte er sich doch ein Gewissen daraus, mit Gewalt sich etwas anzueignen, obgleich er nur die Hand hätte auszustrecken brauchen.

Ich sah meinem Ausflug nach Taweta entgegen wie ein Gefangener dem Verlassen seines Gefängnisses oder ein beständig eingepferchter städtischer Arbeiter einem Feiertage auf dem Lande. In den letzten Tagen hatten die Wakiboscho jedem Versuche meinerseits, über die Grenzen von Moschi hinaus auf den Bergen herumzustreifen, sich entschlossen widersetzt; am 11. August hätten wir beinahe in einem Hinterhalt unser Leben eingebüsst. Jede Blume, welche ich auf dem streitigen Grund und Boden einsammelte, wurde unter Zittern und scheuen Blicken ringsum abgerissen, und ich trug Bedenken, auf einen Vogel zu schiessen, damit der Knall nicht die Aufmerksamkeit meiner verborgenen Feinde auf mich lenke. An den Gedanken, Moschi in der Richtung nach Süden zu verlassen und einen Ferienausflug nach Taweta zu machen, knüpfte sich also eine Fülle von angenehmen Möglichkeiten, und sie erwies sich auch in der Wirklichkeit ebenso schön als in Gedanken. Mit acht Trägern Kitimbiriu am 18. August verlassend, marschirten wir lustig den Pfad abwärts, welchen wir vor reichlich neun Wochen bei unserer Ankunft in Moschi uns hinaufgequält hatten. Um Mittag hatten wir den hübschen kleinen Fluss Mkujuni erreicht, mit dem sich die Erinnerung an mehrere unserer Abenteuer verband. Hier hatten die Löwen uns belagert und hier hatte Kiongwe Zuflucht vor den Wilden gesucht. Jetzt fand ich seine Ufer friedlich und verlassen, obgleich wir eine grosse Heerde Elefanten gerade verfehlt hatten, welche am Morgen hier durchgekommen sein musste. Viele Haare von ihren Schwänzen hingen noch in den Büschen, welche sie bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Herumwedeln verloren hatten. Da wir hier frühstücken wollten, so verliess ich diesen Theil des Baches, wo die Elefanten die Ufer zertrampelt und das Wasser schmutzig gemacht hatten, und kroch durch das Gebüsch zu einem reizenden und einsamen Abhange des Flüsschens, wo ich, im tiefsten Schatten sitzend, einen hübschen Ausblick auf eine sonnendurchleuchtete Vegetation umher hatte.



Der Mkujuni-Bach.

Nachdem wir ausgeruht hatten, marschirten wir nach Mto-wa-Habari, einem andern frühern Lagerplatz (vgl. Kap. 4), und am nächsten Morgen betraten wir die prächtigen Wälder von Taweta. Das erste, was wir sahen, war, dass die Suaheli-Stadt ein wüster, freier, mit Asche bedeckter Platz geworden war. Nach ihrer Gewohnheit hatten die Wataweta sie

niedergebrannt, als die Karavanenzeit vorüber war und die Händler sich entfernt hatten. Das ist ihr unveränderlicher Gebrauch, für den sie verschiedene Gründe angeben, doch wird der richtige wahrscheinlich der sein, dass sie nicht wünschen, dass das Volk von der Küste dort festen Fuss fasse. Was mich persönlich betrifft, so begrüssten sie mich mit unmässiger Freude und erinnerten mich an mein Versprechen, ein Haus bei ihnen zu bauen. Ich sagte ihnen, ich sei gegenwärtig nur für einige Tage gekommen, um meine Karavane abzuwarten, dass ich aber ein grosses Grundstück in einem abgesonderten Theil ihres Gebietes brauche, auf welchem ich mir später eine Stadt bauen könne, um meine Waaren dort unterzubringen. Sie geleiteten mich zu einer wundervollen Stelle, ganz in der Nähe derjenigen, auf welcher Thomson auf seinem Wege nach dem Massai-Land sich eine Zeit lang aufgehalten hatte. Nicht eine Spur seiner Wohnung war übriggeblieben, abgesehen von der mündlichen Ueberlieferung über ihre Lage. Vielleicht ist von der schönen kleinen Colonie, welche ich dort anlegte, jetzt auch nur noch wenig zu sehen, denn obwol ich das Land kaufte, so konnte ich doch nicht versprechen, immer darauf zu wohnen, und das System der Abwesenden steht nicht in Gunst in Taweta.

Von dem ersten Tage meiner Ankunft an bis zu meiner schliesslichen Abreise erschien mir dieser Platz als einer der lieblichsten Punkte auf der ganzen Erdoberfläche. Man denke sich zunächst ein entzückendes Flüsschen von krystallener Klarheit, welches sich in allen möglichen Windungen durch einen tropischen Wald von so imposanter Grösse schlängelt, dass er mehr an die Vegetation in einer luftigern Epoche der noch jugendlichen Erde erinnert, als an die jetzige entartete Zeit mit ihrem weniger üppigen Wachsthum. Der Fluss läuft öfters zwischen hohen Ufern und kleinen Klippen von rother Erde dahin, welche mit riesenhaften Bäumen bestanden sind, deren ungeheuere, von der zerbröckelnden Erde losgelöste Wurzeln sich gleich grauen, gespreizten Fingern hoch in die Luft über das rauschende Wasser strecken. Oft wirbelt er ausgelassen in schleifenartigen Windungen weiter, indem er reizende kleine Halbinseln von den mit Wald bedeckten Hügeln

abschneidet, auf welchen man eine kleine Hütte bauen und für immer leben möchte; und an andern Stellen fliesst er feierlich und langsam, mit gläsernem Schein durch verschlungene Alleen von Palmen, Akazien, Albissien, Sterculien, Parinarien, Sykomoren und wilde Bananen, kurz durch die stattliche Architektur eines vegetabilischen Venedig.

Hier verbreitet sich der Fluss über Untiefen und die Ufer senken sich in grasbedeckten Abhängen oder Strichen von funkelndem Sande bis zur Wasserkante, und dort kann man vom Bade auf natürliche Kais von weichem und polirtem Gestein hinaustreten, was dem nackten Fusse so wohlthuend ist, weil er vor dem sandigen Kies oder dem dornigen, stacheligen, verwickelten Unkraut zurückschreckt.

Der Fluss Lumi, welcher durch Taweta fliesst und diesen ganzen üppigen Wald geschaffen hat, enthält keine schädlichen Thiere, wie Krokodile oder Blutegel, sondern nur harmlose, wohlschmeckende Fische und grosse, schüchterne Waran-Eidechsen, welche sich nie an den Badenden wagen. Sein Wasser ist ganz besonders kalt, klar und süss; er entspringt eben aus den Schneefeldern des Kilima-Ndjaro.

Hier und da zwischen den luftigen Laubgängen des Waldes von Taweta finden sich kleine offene Stellen, hübsche Wohnstätten mit gelben, bienenkorbähnlichen Hütten, niedlichen, wohlangebauten Gärten und Hainen von smaragdgrünen Bananen, die Wohnungen dieser glücklichen Arkadier, welche dieses tropische Paradies sich zur Wohnung auserkoren haben. Einst waren es elende Flüchtlinge, welche Schutz und Verborgenheit in dem undurchdringlichen Walde suchten, welcher jetzt noch ihre Colonie mit einem Gürtel dicht wachsender Baumstämme und einem engverschlungenen Netz von Schlingpflanzen umgibt. In diesem Blätterlabyrinth verbargen sie sich vor der Aussenwelt, welche sie fürchteten — vor den grausamen Verfolgungen der marodirenden Massai. Zuweilen haben diese Räuber freilich versucht, in das Labyrinth des Waldes einzudringen, aber die Tawetaner, welche die Windungen und Drehungen seiner Pfade besser kannten, als die Bewohner der freien Ebene, haben stets blutige Siege über ihre Angreifer davongetragen. Jetzt wohnen sie in Sicher-

heit und ihre kleine Republik ist der beliebte Zufluchtsort nicht allein der Küstenhändler, welche ihre Weiber hier zurücklassen, bevor sie das gefährliche Massai-Land betreten, sondern auch all der gehetzten, heimatlosen Flüchtlinge aus Djagga, Teita und Ukambani. Obgleich deshalb hier eine grosse Rassenmischung vor sich geht, so behauptet die ursprüngliche Sprache der Wataweta doch ihr Terrain und ist die allgemeine Sprache der Gemeinde. Das Suaheli ist den meisten Einwohnern bekannt, welche ja viel Handel mit den Küstenkaufleuten treiben, und das Massai wird auch gesprochen und verstanden, weil die Massai, welche früher die Wataweta so grausam bedrängten, jetzt zu friedlichen Handelsgeschäften erscheinen und ihr Elfenbein, ihre Ochsen und Esel gegen Feldfrüchte, Handelswaaren und für Honig umtauschen, wovon die Bewohner von Taweta grosse Mengen durch ihre Bienenzucht gewinnen. Obendrein befindet sich hier eine ziemlich grosse Colonie von etwa 2—3000 ackerbauenden Massai (Wakuafi von dem Küstenvolk genannt), welche sich in Kikoro, einem südlichen Ausläufer von Taweta angesiedelt haben.

Dies ist die interessanteste Oertlichkeit für ein Studium afrikanischer Rassen. Es gleicht dem Stanley-Pool am Kongo, Dondo am Kuango, Khartum am Nil, und ähnlichen grossen Handelsplätzen; es ist ein Stelldichein von Stämmen, Zungen, Völkern und Nationen. Hier könnt ihr in der Thür euers bequemen, strohgedeckten, rasch aus vorhandenem Material hergestellten Hauses sitzen und Besuche von Repräsentanten der meisten Nationen des östlichen Centralafrika empfangen. Araber, Galla, Massai, Akamba, Wadjagga, Wapare, Wateita, Wagweno, Wasuaheli, Wasambara; die Völker von Kavirondo am Victoria-Njansa, von Uganda und Unjoro, von Ndjemps und Samburu, alle finden ihren Weg nach Taweta in irgendeiner Rolle, als Sklaven, Kaufleute, Landstreicher, Verbrecher oder Flüchtlinge. Man kann hier zwanzig afrikanische Sprachen um sich herum sprechen hören, und wollte man die Sklavenkaravanen, welche hier anhalten um auszuruhen, durchstöbern, so könnte man leicht eine Liste von hundert ostafrikanischen Sprachen zusammenbringen.

Aber obgleich das Land allen Zustrom von aussen so

gastfrei aufnimmt, so herrschen doch überall Gesetz und Ordnung. Taweta wird von einem Senat der vornehmsten Männer regiert, welche „Wasi“ oder die Aeltesten heissen. Wenn auch diese Würdenträger sich im allgemeinen im Hintergrund halten, so treten sie doch gewöhnlich hervor, sobald es einen Streit zwischen ihren Landsleuten und fremden Kaufleuten zu schlichten gibt, und ihre Autorität wird von allen kriegsdienstfähigen Männern von Taweta unterstützt. Von ihnen erhielt ich das Grundstück übertragen, und nachdem der Kaufpreis ausbezahlt und die Uebereinkunft gegenseitig genehmigt war, gab es weiter kein Quälen oder Bitten um Geschenke. Jederzeit war ihr artiges Wesen und ihr freundliches Betragen geradezu entzückend.

Wenn auch das Ländchen Taweta alles in allem vielleicht 6000 Einwohner aller Nationalitäten zählt, so sind dieselben doch so weit über das Land zerstreut, dass kaum eine Gruppe von Hütten von der andern aus erblickt werden kann. Jede Familie lebt für sich. Zur Nachtzeit machen sich, die Erzählung klingt gar seltsam, auf den Waldwegen Löwen, Leoparden und Hyänen breit, ohne zu hindern oder gehindert zu werden. Die Hyänen graben die frischvergrabenen Leichname aus und streiten darüber mit greulichem Lachen, und dies ganz in der Nähe der Thür der überlebenden Verwandten, welche nie dazwischen fahren. Die Eingeborenen verschliessen ihr lebendes Vieh in Ställen, die ihren Wohnhäusern gleichen, und verlieren deshalb nicht viel durch die Leoparden; da ich die Raubgier dieser Bestien nicht kannte, so büsste ich auf einmal eine Anzahl Schafe und Ziegen ein, denn die Leoparden setzen über hohe Palissaden hinweg und überspringen sie mit ihrem Opfer im Rachen auch wieder zurück. Ich legte ihnen eine Falle und tödtete einen beim Raube, während ein anderer von den Leuten erschossen wurde. Eine Nacht nach der andern heulten und brüllten die Löwen, nach dem Klange zu urtheilen nur wenige Meter von unserm Zaun. Dennoch hörte ich niemals, so oft auch über den Raub von Vieh geklagt wurde, dass irgendein Mensch diesen Fleischfressern zum Opfer gefallen sei, obschon man nach der Menge von Sklaven, die zusammengebunden im freien Busch ausserhalb des Lagers

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlafen durften, hätte annehmen sollen, dass ein solches Unglück nicht selten sich ereignen müsse.

Taweta wimmelt von Affen. Man sieht sie auf jedem dicken Baum, auf dessen Zweigen sie schwatzen und ihre Grimassen schneiden. Die grossen Paviane halten sich etwas ferner von den Wohnungen, mehr an den Rändern des Waldes auf. Viele grosse Waran-Eidechsen, oft 2 m lang, hausen im Wald in der Nähe der Flüsse.

Lebensmittel sind in Taweta ziemlich reichlich und zu billigen Preisen zu haben, obgleich sie nicht so billig sind als in Djagga. Fische aus dem Lumi-Fluss und dem Jipe-See sind gut und reichlich vorhanden. Bananen sind gut aber theuer. Korn und Gemüse ist verhältnissmässig selten und nicht billig.

Einen grossen Leckerbissen für den Besucher von Taweta bilden in den Monaten Juni, Juli und August die zahlreichen Strausseneier, welche in dem umliegenden, von Straussen belebten Landstrich gefunden werden. Im September und October ist deren Zeit vorbei, aber die Einwohner bringen statt ihrer junge Strausse, welche sie eingefangen haben — borstige kleine Geschöpfe mit schieferig getupften Federn — und verkaufen sie das Stück für eine Elle Zeug (etwa 16 Pfennig an Werth).

Da Kiongwe immer noch nicht kam, so kehrte ich nach sechstägigem Warten nach Moschi zurück. Sowol meine Abreise von Taweta, wie meine Rückkehr nach Kitimbiriu wurden durch viele Beweise von Freundlichkeit seitens meiner schwarzen Freunde gekennzeichnet. Als wir den gewundenen Pfad durch den Wald von Taweta entlang zogen, kamen die Bekannten von ihren Wohnsitzen herbeigerannt, um sich nach der Ursache unserer Abreise zu erkundigen. „Du gehst nicht für immer, Musungu?“ riefen sie mir zu, „versprich uns, zurückzukehren.“ „Das verspreche ich gern“, war meine Antwort; und dann nöthigten sie uns Hühner, Ziegen, Bananen und Flaschen mit frischer Milch als Reisebedarf auf. Und als wir in Kitimbiriu ankamen, sandte Mandara einen Boten mit vielen „Salaams“ und Glückwünschen und etwas „Kitoweo“ oder „Ergötzlichem“ zum Frühstück in der Gestalt von zwei

fetten Ziegen. Das ganze Djagga-Volk aus der Nachbarschaft kam heran, um mir die Hände zu schütteln, obwol ich nur eine Woche abwesend gewesen war. Ein Mann war so erfreut darüber, mich wiederzusehen (es war mein Milchmann und ich darf hinzufügen, er hatte seinen Abnehmer vermisst), dass er wiederholt nach der Sonne spuckte[1], um dem Allmächtigen für meine Rückkehr zu danken. Doch kehrte ich zu Mandara's Enttäuschung — der jetzt, nun wir wieder gute Freunde waren, gern den ganzen Tag mit mir zusammen sitzen und plaudern mochte — am 28. August nach Taweta zurück, hauptsächlich aus naturhistorischen Gründen, weil es, nun ich doch einmal den Berg nicht besteigen konnte, keinen bessern Jagdgrund gab, besonders auf Vögel, als den Wald von Taweta.

Das Vergnügen über die Rückkehr zu dieser interessanten Landschaft wurde etwas gedämpft durch die Kunde, dass Kiongwe noch immer nicht eingetroffen sei, obgleich es schon 14 Tage über die Zeit war; weil aber vor allem in Afrika nichts dabei herauskommt, sich ohne Noth zu ärgern, so nahm ich angenehmere Arbeit vor und ergab mich in mein Schicksal, auf eine Suaheli-Karavane mit ihrem unvermeidlichen Ausbleiben warten zu müssen. Sobald das Gerücht von unserer Rückkehr sich verbreitete, kamen meine Freunde zu mir mit Geschenken an Milch, Geflügel, Bananen und Fischen. Ein Mann, ein grosser stattlicher Wilder, nackt in aller seiner Unschuld und das Urbild vollkommener körperlicher Entwickelung, lud mich ein, ihn in seinem Hause zu besuchen, und ich ging deshalb mit meinem indischen Diener zu ihm. Um sein kleines Wohnwesen zog sich eine Art Zaun aus den langen Mittelrippen der Mwale-Palme, die der Länge nach gelegt waren. Innerhalb des Zaunes standen drei Häuser, eins für die Weiber, eins für Ziegen und Schafe und eins für ihn. Sein Haus, obwol klein, war durchaus wohnlich,

[1] Das Anspucken ist bei diesen Leuten ein Zeichen der Achtung und Ehrerbietung. Will man dem Herrscher des Weltalls die höchste Ehrfurcht erweisen, so spuckt man aus in der Richtung seiner sichtbaren Verkörperung, in die Sonne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und das Innere zeichnete sich, wie so viele häusliche Einrichtungen der Afrikaner durch Nettigkeit aus. Da sah man eine erhöhte Daïs für das Bett, auf welches Thierfelle gelegt waren; einen kleinen dreikantigen Stuhl zum Sitzen; ein in der Mitte der Hausflur brennendes Feuer; Speere, Messer, Thierhörner und viele andere an den Wänden zum Trocknen aufgehängte Gegenstände. Auf die eindringliche Einladung des Mannes mussten wir etwas saure Milch und Zuckerrohr geniessen. Auch sollten wir den etwas schmutzigen getrockneten Fisch probiren, aber das musste ich entschieden ablehnen. Während ich mich setzte und mit ihm plauderte, erschien seine Frau, eine etwas mütterlich aussehende alte Seele, mit einem kleinen anscheinend ungesunden Kinde an der Hand, und ihr folgte ein lustiges altes Scheusal, die Mutter meines Freundes. Das war ein heiteres, geselliges altes Besteck, freilich recht sehr einem Affen ähnlich, wie es da sass und Zuckerrohr kaute, indem es das Rohr mit beiden Händen festhielt, buchstäblich mit seinen Zähnen benagte und das andere Ende zwischen den dürren Lenden feststeckte. Mein Wirth nahm das Kind mit unverkennbarer väterlicher Liebe an sich. Sorgfältig kniff und drückte er den stark vortretenden Bauch, als ob er es erriethe, dass dies ein ungesundes Zeichen sei. Da ich seine Besorgniss bemerkte und ihm etwas Trost zuzusprechen wünschte, so erbot ich mich Arznei zu holen, welche in der Suaheli-Sprache durch ein arabisches Wort ausgedrückt wird: „Dawa“. Er antwortete aber blos: „Dawa, was wissen wir von Dawa?“ Dann blickte er einfältig zum Himmel empor und sagte: „Vielleicht wird Muungu es heilen? Wer weiss? — Das andere ist gestorben.“ „Also hattest du noch ein Kind?“ fragte ich. „Ja“, sagte er, „aber Muungu nahm es zu sich.“ Dann blickte er wieder auf sein Kind, und da dessen Augen mit Schleim erfüllt waren, so küsste er denselben eifrigst weg. Zuletzt stand ich auf und sagte ihm rundheraus, ich thäte besser zu gehen. Er gab sein Kind seufzend ab, stand auf und folgte mir zum Lager, mit einem Geschenk von Bananen in der Hand.

Um diese Zeit schwärmten zahlreiche Wateita aus der

Gegend von Bura nach Taweta, um Lebensmittel zu erhalten. Eine schreckliche Hungersnoth wüthete 1884 in den Landschaften längs der Sansibar-Küste. Viele Menschen, weit mehr als wir ahnen dürfen, starben vor Hunger, viele verkauften sich und ihre Angehörigen freiwillig als Sklaven, unbekümmert darum, wohin sie gehen oder wie sie arbeiten mussten, wenn sie nur zu essen erhielten. Dieser Mangel an Lebensmitteln verschonte diese glücklichen Gegenden, welche unter dem wohlthätigen Einfluss des grossen Schneeberges liegen. Hier fehlten niemals die um die hohen Spitzen verdichteten leichten Regenschauer, und der fruchtbare Boden erzeugte demzufolge den gebührenden Vorrath an Früchten. Lebensmittel konnten wol kaum irgendwo in der Welt billiger sein als in Djagga, wo ein Mensch sich bequem täglich für einen Werth von 16 Pfennig in Zeug durchschlagen konnte. Aber in Taweta, wo nur so viel Land in Cultur genommen war, als zur Ernährung der Bewohner hinreichte, wurden die Lebensmittel schon verhältnissmässig theuer, weil der Zustrom der Küstenbevölkerung die Nachfrage in unerhörter Weise steigerte, zumal diese Menschen sich scheuten, in die geheimnissvollen Wildnisse von Djagga einzudringen. Die nach Taweta auf der Suche nach Lebensmitteln gekommenen Wateita hatten deshalb erst grosse Mühe, sich Unterhalt zu verschaffen, und viele von ihnen hatten sich auf die Jagd nach den grossen Thieren des benachbarten Waldes geworfen. Sie zogen jeden Abend hinaus und verbargen sich in den Zweigen der Bäume, welche über den wohlbekannten Trinkstellen der Thiere hingen. Von da schossen sie ihre Pfeile und Lanzen in die Körper der Büffel und Rhinocerosse. Es dauerte lange, bis die verwundeten Thiere eingingen, und häufig traten die Löwen dazwischen und entführten sie ihnen. Gelegentlich unterhielten die Wateita eine Art laufendes Gefecht bis zum späten Morgen, indem sie gierigen Bracken gleich das verwundete Opfer aufstörten, bis es erschöpft von Blutverlust und Anstrengung zusammenbrach. Dann warfen sie sich auf das todte Thier, häuteten es ab, brachen es auf und hielten einen Festschmaus von dem halbgahren Fleisch, welches sie auf Steinen an hastig angemachten Feuern rösteten, und brachten den Rest nach

Taweta, um ihn dort gegen Pflanzenkost zu verkaufen oder zu vertauschen.

Einige dieser Jagdfreunde luden mich eines Tages ein, mit ihnen nach einem guten Platze zu gehen, wo ich Wild schiessen sollte. Gleich nach der Morgendämmerung brach ich unter ihrer Führung auf, durchwanderte erst den prächtigen Waldgürtel, welcher sich um Taweta herumzieht, und kam dann in einen Landstrich, der äusserlich wie alle

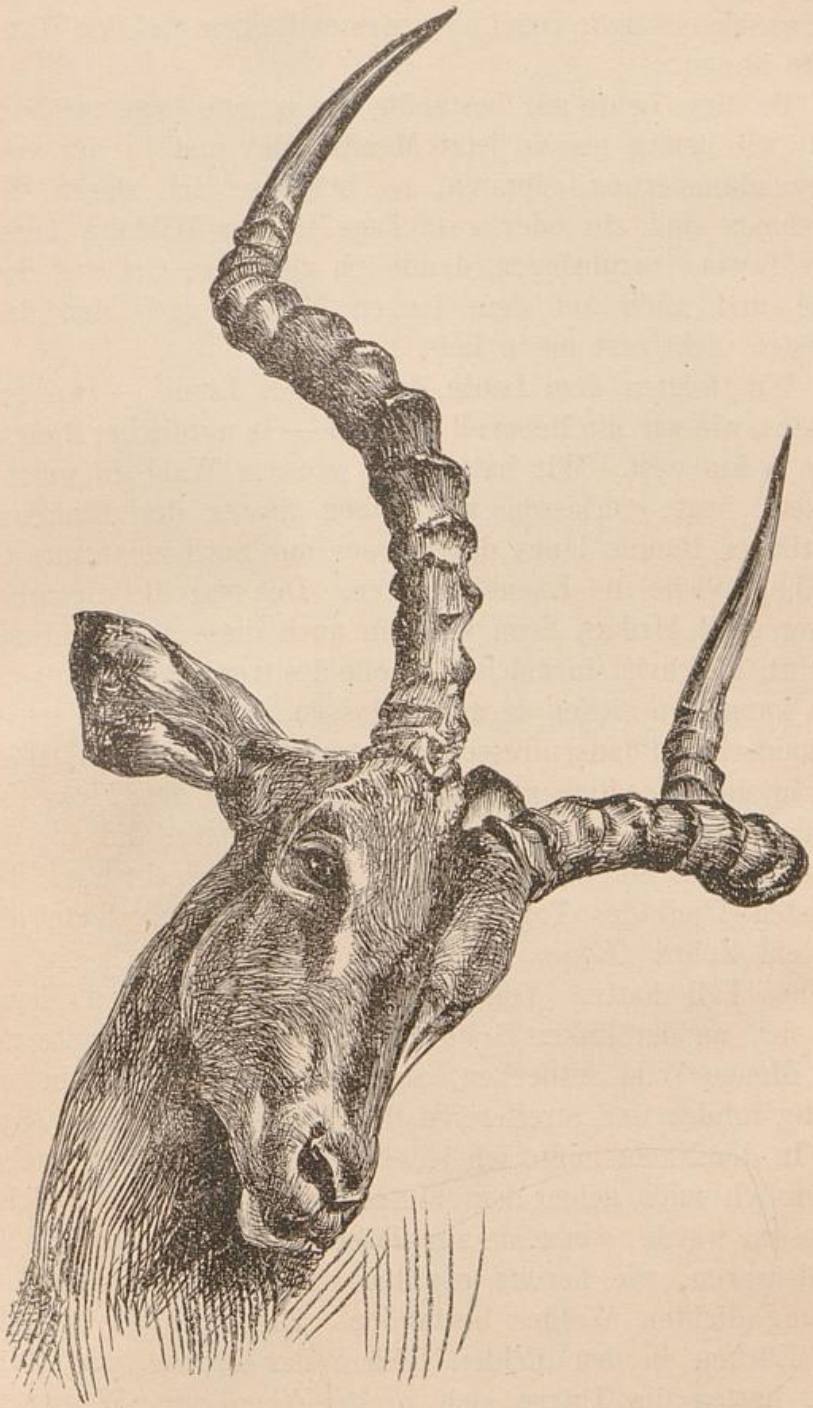


Geier.

trockenen buschigen Ebenen Afrikas aussah. Fährten von Wild sah man fast überall, aber immer auf zertretenen Wegen und Pfaden, die zum entfernten Fluss zusammenliefen. Spuren von Rhinocerossen, Büffeln, Zebras, Giraffen, Warzenschweinen, Löwen und allerlei Antilopen waren deutlich zu erkennen, und auf den laublosen Bäumen hockten Geier, gesättigt und deshalb träumerisch. So schwerfällig waren sie von der letzten Mahlzeit und so wenig an Menschen gewöhnt, dass ich mich

ihnen nach Belieben nähern konnte, doch ärgerte es die Teita-Führer nicht wenig, als ich mein Zeichenbuch hervorzog, um einige ihrer Stellungen nachzuzeichnen, was ich in ebenso grosser Bequemlichkeit vollführen konnte, als hätte ich sie in einem Käfig in einem zoologischen Garten vor mir gehabt. Leider bin ich mehr Künstler als Jäger. An vielen Stellen verriethen Knochenüberreste und zertretenes Laub nebst den Fussspuren ringsumher, dass ein Löwe sich hier kürzlich an seiner Beute gestärkt hatte. Von einem solchen Platz sah ich zu meiner grossen Ueberraschung ein menschliches Wesen sich wegschleichen, als wir uns näherten. Ich rief meine Führer heran, was das zu bedeuten habe, und hörte von ihnen, dass gewisse hungerige Geschöpfe — Hyänen in Menschengestalt — den Löwen auf dem Fusse folgten, weil sie selber die wilden Thiere nicht erlegen konnten, und wenn dann der König der Thiere seine Beute getödtet, seinen Appetit gestillt habe und wegging um zu trinken, so kämen sie heran, um die Reste der blutigen Mahlzeit an sich zu nehmen. „Kommt denn der Löwe nie zurück und tödtet sie?“ fragte ich. „Wird ein gesättigter Geier fliegen, oder ein vollgefressener Löwe einen Menschen angreifen?“ erwiderten sie verächtlich. Trotz aller dieser Beweise der Häufigkeit des grossen Wildes, sah ich in der That nur wenig davon, denn es war jetzt schon hell geworden und die Thiere zogen sich vor der steigenden Sonne in den dichten Buschschatten zurück. Doch hätte ich wol eine bessere Jagd gehabt, wenn ich mich mehr als Jäger erwiesen hätte; aber ich trottete unachtsam vorwärts und plauderte mit meinen Führern, hörte deshalb wol öfters ein warnendes Pfeifen und Schnauben von den von uns aufgespürten Antilopen, aber sie waren weg, bevor ich schiessen konnte. Es gelang mir jedoch eine Mpala-Antilope[1] zu erlegen und ein Warzenschwein zu verwunden, welches aber in den dichten Busch entkam. Mit der Schrotflinte schoss ich ein Haselhuhn und eine Taube, sodass also das Verpflegungsamt bei meiner Morgenwanderung nicht schlecht

[1] *Aepyceros melampus.* Obiges ist der gemeine südafrikanische Name. Die Wataweta nennen sie „Kulungu“, und die Wateita „Nosi“.



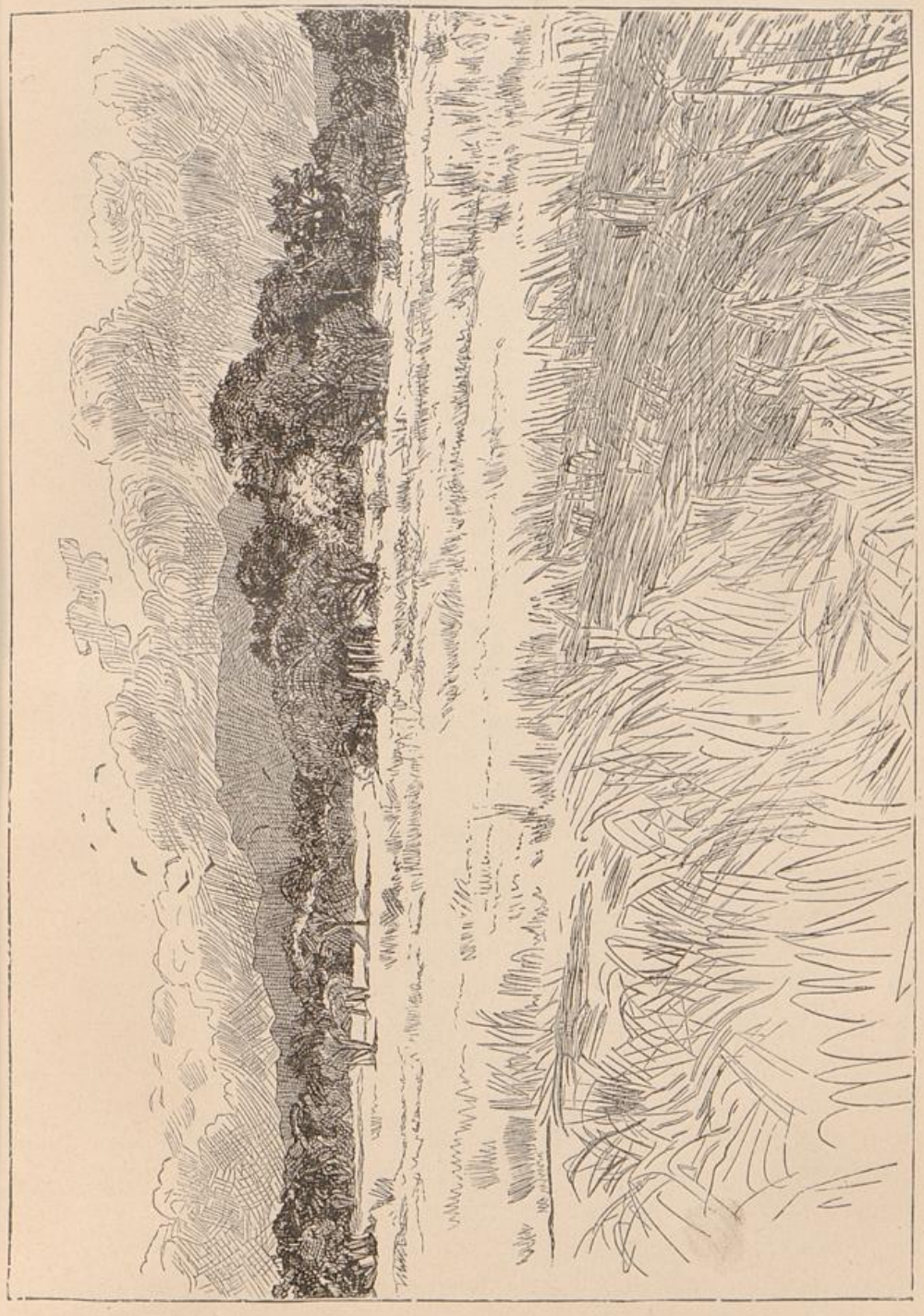
Mpala-Antilope.

wegkam. Das Fleisch der Mpala erwies sich sehr trocken und unschmackhaft, gefiel aber meinen Leuten und den Wateita desto besser.

Da diese Leute mir beständig die schöne Jagd zur Nachtzeit (wir hatten gerade jetzt Mondschein) und in der ersten Morgendämmerung rühmten, so beschloss ich daran theilzunehmen und ein oder zwei Tage in der Wildniss ausserhalb Taweta zuzubringen, damit ich gleich an Ort und Stelle wäre und mich auf dem langen Marsch nach den Jagdgründen nicht erst müde liefe.

Wir folgten dem Laufe des Flusses Lumi — unseres Flusses, wie wir ihn liebevoll nannten — in nördlicher Richtung etwa 5 km weit. Wir hatten den grossen Wald, in welchem Taweta liegt, verlassen und sahen ausser der Einfassung stattlicher Bäume längs des Flusses nur noch zerstreute Gebüsche, welche die Ebene erfüllten. Das war die eigentliche Wildgegend Afrikas, denn wo man auch diese Art Landschaft antrifft, gleichviel in welchem Theile des tropischen Continents, man kann sich sicher darauf verlassen, dass dort die grossen afrikanischen Pflanzenfresser vorkommen. Wir schlugen das Zelt in einem niedlichen kleinen Winkel neben dem Flusse auf, wo das Wasser eine Art von Halbinsel bildete, die vor dem fremden Blick durch Gebüsch und Bäume verdeckt war. Den grössten Theil des Tages pürschte ich herum, erlegte aber nur ein Zebra (*Equus Chapmani*), welches jedoch ein sehr schönes Fell hatte. Von der Spitze eines kleinen Kegels, der sich an der linken Seite des Flusses erhob, konnte man eine Menge Wild entdecken, aber es war offenbar sehr vorsichtig infolge der Streifereien der Teita- und Kamba-Jäger.

In der Nacht hoffte ich jedoch eine gute Jagd zu machen, indem ich mich neben dem Flusse verbergen und die Thiere schiessen würde, wenn sie zur Tränke kämen. Die Ufer des Lumi waren, wie bereits erwähnt, mit einer schmalen Einfassung dichten Waldes bestanden. Hier und da befanden sich Lücken in den dichten Reihen der Bäume, und durch diese hatten die Thiere sich breite Wege zum Wasser gebahnt. Der Boden war zu rothem Staub zerstampft, die ganze Grasnarbe zerstört, und selbst die Baumstämme an



DIE WILDGEGEND. S. 205.



DIE WILDGEGEND. S. 205.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder Seite des Tunnels — denn so musste man ihn nennen in dem dichten Walde — waren bis zu gewisser Höhe von den durchziehenden und sich drängenden grossen Thieren polirt worden. Eine solche Stelle liess sich gar nicht verkennen. Dass sie noch ganz kürzlich besucht gewesen war, erkannte man an der Menge frischer Losung am Eingange; ausserdem lagen Knochen, Hörner, Schädel und andere Bruchstücke von den Löwenschmausen umher, welche, so sehr sie auch von Hyänen, Geiern und Ameisen benagt worden waren, dem kundigen Auge unserer Führer durch ihr Aeusseres doch verriethen, dass nur wenige Stunden vorher sie noch Bestandtheile lebender Thiere gewesen waren.

Hier beschloss ich mich deshalb nach Eintritt der Dunkelheit zu verstecken mit meiner Flinte und reichlicher Munition, und meine Phantasie malte mir schon allerlei ergötzliche Scenen vor wie in den Erzählungen unserer Löwentödter. Ueber die beste Art, sich in den Hinterhalt zu legen, wurde viel gestritten. Ich war zuerst dafür, mir eine Art „Schiessgrube" auszuwerfen, ein Loch gerade tief genug für meine Grösse, mit einer Wehr von dornigen Zweigen ringsum als Schutz. Der Plan fand aber aus mehrfachen Gründen nicht den Beifall meiner Leute. Zunächst wandten sie ein, dass sowie man nur in die Erde grabe, schon Wasser in das Loch trete, sodass ich in demselben weder stehen noch sitzen könne, und zweitens meinten die Führer, dass verwundete, wüthende Thiere mich leicht dort von oben her annehmen könnten. Deshalb folgten wir der Ansicht der Wateita, die auch wol die beste war, nämlich eine sogenannte „Kanzel" zwischen den Zweigen der Bäume zu erbauen, welche über dem Weg zur Tränke herüberhingen, und sie in einer Höhe von reichlich 3 m anzulegen.

Gegen Ende des Nachmittags waren wir mit der Arbeit fertig, und am Abend, nachdem ich gehörig gegessen und auch meinen Kaffee im Lager getrunken hatte, nahm ich Abschied von meinen Leuten und wurde auf die Kanzel gehoben nebst meiner Elefantenbüchse, Kaliber 8, einem Beutel mit Munition, einer Decke, Streichhölzchen, einer Blendlaterne und einer Flasche mit kaltem Kaffee. Zwei

Wateita bestiegen benachbarte Bäume, setzten sich in den gabeligen Zweigen fest und nun begann unsere Nachtwache. Mein Lager war nur einen halben Kilometer entfernt, und ich befand mich in völliger Sicherheit vor den wilden Thieren, ausser etwa Leoparden und Schlangen, deren Angriffe aber nicht zu befürchten waren.

Sicherlich, so dachte ich bei mir, gab es keine angenehmere Methode Hochwild zu schiessen als diese. Anstatt Meile auf Meile durch Dornen und über scharfe Klippen unter einer brennenden Sonne hinter einer wachsamen Beute her zu pürschen, konnte ich sie hier in kühler Nacht in einem bequemen Stuhl sicher in Scharen erwarten, sorgfältig auf sie zielen und befand mich gänzlich geborgen vor jeder lästigen Entfaltung irgendwelcher Tücke von seiten meiner verwundeten Schlachtopfer. Unzweifelhaft war meine Ansicht vom Standpunkt eines Epikuräers die richtige; aber wie der beste Theatersitz werthlos wird gegenüber einer leeren Bühne, so erwiesen sich alle meine sorgfältigen Vorbereitungen zu einer grossen „Strecke“ von Hochwild ziemlich nutzlos, weil die erwarteten Thiere nicht kommen wollten.

Langsam verflossen die Stunden der Nacht. Der Mond, etwas grösser als im ersten Viertel, ging spät auf und änderte seine Farbe stufenweise aus kupferroth in gelbweiss, während er höher und höher stieg und etwas mehr Helligkeit verbreitete, sodass man besser zielen konnte. Unter den Zweigen durch die offene Ebene musternd konnte ich wol gespenstische Gestalten unterscheiden, ohne Farbe und Substanz, hierhin und dorthin flüchtend, ziellos und ruhelos — Hyänen vermuthlich, welche zerstreute Reste von Aas suchten. Zuweilen wurde der eintönige Chor der Heuschrecken und Laubfrösche für einen Augenblick unterbrochen und wieder aufgenommen oder variirt durch den schrillen Gesang eines Solisten oder eine Zeit lang übertönt durch das schwache entfernte Brüllen eines Löwen; sonst unterbrach nichts die feierliche Stille der Nacht.

Halb sitzend, halb mich zurücklehnend auf meinem erhabenen Stand, wurden meine Glieder bald steif von der ungewohnten Haltung und ich wurde kalt vor Unthätigkeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Nachtwind von den Schneefeldern des Kilima-Ndjaro sandte mir Schüttelfröste über den Körper; ich suchte nach einer bequemen Lage und nach besserer Benutzung meiner Decke. Dadurch wurde ein leichtes Krachen und Knacken der Zweige verursacht, und es überraschte mich, von der andern Seite des Wassers her plötzlich seltsame halbmenschliche Laute zu hören, Quieken, Bellen und dumpfes Gemurmel. Nach der Richtung ausschauend konnte ich eine kleine Gesellschaft von Pavianen erkennen, welche zur Tränke gekommen waren und augenscheinlich das verstohlene von mir gemachte Geräusch für das Zeichen der Annäherung ihres rastlosen Feindes, des Leoparden, hielten. Obgleich sie unruhig in die Finsterniss hineinstarrten und sich nicht sofort auf die Flucht begaben, so durfte ich doch nicht schiessen, weil ich ja wichtigeres Wild, welches sich vielleicht näherte, nicht abschrecken wollte, und weil ich ausserdem es für so widerwärtig halte, wenn nicht für wissenschaftliche Zwecke, einen Affen zu erschiessen. Einen Pavian in Todesängsten zu sehen, veranlasst mir fast so grosse Schmerzen, als wäre er ein Mitglied meiner eigenen Species.

Meine Nachsicht wurde jedoch nicht nach Gebühr belohnt. Einige kleine Thiere, vielleicht Zibethkatzen oder Schakale, schlichen geräuschlos zum Wasser und tranken unruhig, aber ich hielt an mich, da es mir frevelhaft vorkam, sie mit einer Elefantenkugel in Atome zu zerreissen. Hier und da in der freien Ebene schien ein grosses Stück Wild zu zaudern, ob es durch den Tunnel gehen solle, über welchem ich mich versteckt hatte, und ich nahm Anstand zu schiessen, da ich ein unsicheres Ziel und einen weiten Schuss nicht für die Hoffnung auf einen sichern Treffer hinnehmen wollte, wenn die Thiere unter meiner Kanzel durchgingen. Aber sie kamen nicht, sondern verschwanden in der Finsterniss draussen. Aus welchem Grunde? fragte ich mich. Sie konnten hinter meinem Schirm von Zweigen mich nicht sehen und ich sass geräuschlos still. Der Gedanke, dass sie die Nähe des Menschen durch den Geruch erriethen, kam mir nie in den Sinn, auch beachtete ich nicht, dass der Wind von mir nach ihnen wehte und ihren feinen Riechorganen hinlänglichen Vorwand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bot, sie von der Annäherung an eine so verdächtige Stelle abzuschrecken. Dennoch wusste ich, dass diese Trinkstelle in der vorigen Nacht stark besucht worden war, und ich konnte jetzt einen gemischten Chor von Thierstimmen aus entfernten Biegungen des Flusses hören, zum Zeichen, dass



Weibliche Rothe Antilope (*Hippotragus Equinus*).

die durstigen Kinder der Wildniss dorthin gegangen seien, ihren Durst zu löschen. Flüsternd unterhielt ich mich mit den Taweta-Jägern, ob es rathsam sei, unsern Stand zu verlassen und das Wild aufzupürschen, aber sie widersetzten sich ernsthaft diesem Verfahren und antworteten beharrlich: „Warte nur, es kommt sicherlich!“ Aber eben so sicher er-

schien es nicht, darum verliess ich zornig meine Kanzel sobald die ersten Zeichen der Morgenröthe den Himmel färbten und wanderte in die thauige Ebene hinaus, um ein Schlachtopfer zu finden. Ein saumseliges Zebra, welches auf dem üppigen Rasen flüchtig wurde, blieb hinter seinen Freunden stehen, um mich anzustarren, und empfing eine Kugel von meinem mächtigen Kaliber 8, welche es sofort niederstreckte. Auch erlegte ich eine weibliche Rothe Antilope und kehrte darauf mit grösserer Genugthuung nach meinem Lager zurück, als ich sonst wol über meine ertraglose Nacht gefühlt hätte; brachte ich doch wenigstens hinlänglich Fleisch für meine Leute heim.

Am Abend des andern Tages wurde meinem Jäger-Pickenick ein Ende gemacht durch die Ankunft von Boten von Mandara, welche die höchst dringliche Aufforderung brachten, dass ich sofort nach Moschi zurückkehren müsse, weil Mandara mir wichtige Mittheilungen zu machen hätte. Obwol ich mich wunderte, wer von den Begleitern des Fürsten plötzlich die Kunst des Briefschreibens erlernt habe, und mich über den einigermassen befehlshaberischen Commandoton des Briefes ärgerte, hielt ich es doch für räthlich, nachzugeben, um so mehr als Kiongwe's unerklärliches Ausbleiben es mir gefährlich erscheinen liess, Mandara's Freundschaft zu verscherzen. Ich liess zwei erprobte Begleiter, Abdallah und Kadu Stanley, in meinem Lager zu Taweta zurück, nachdem ich sie ausführlich instruirt hatte, wie sie sich benehmen sollten, falls Kiongwe während meiner Abwesenheit einträfe; dann verliess ich noch einmal meinen lieben Aufenthaltsort und wandte mich ängstlichen Herzens nach Moschi zurück.

Am Hofe von Mandara angekommen, wartete meiner ein ungewöhnlich freundlicher Empfang. Ich erfuhr, dass eine grosse Suaheli-Karavane während meiner Abwesenheit in Taweta nach Moschi gekommen war, und dass ihr Anführer ein Kaufmann von einer gewissen Bedeutung an der Küste gewesen sei.

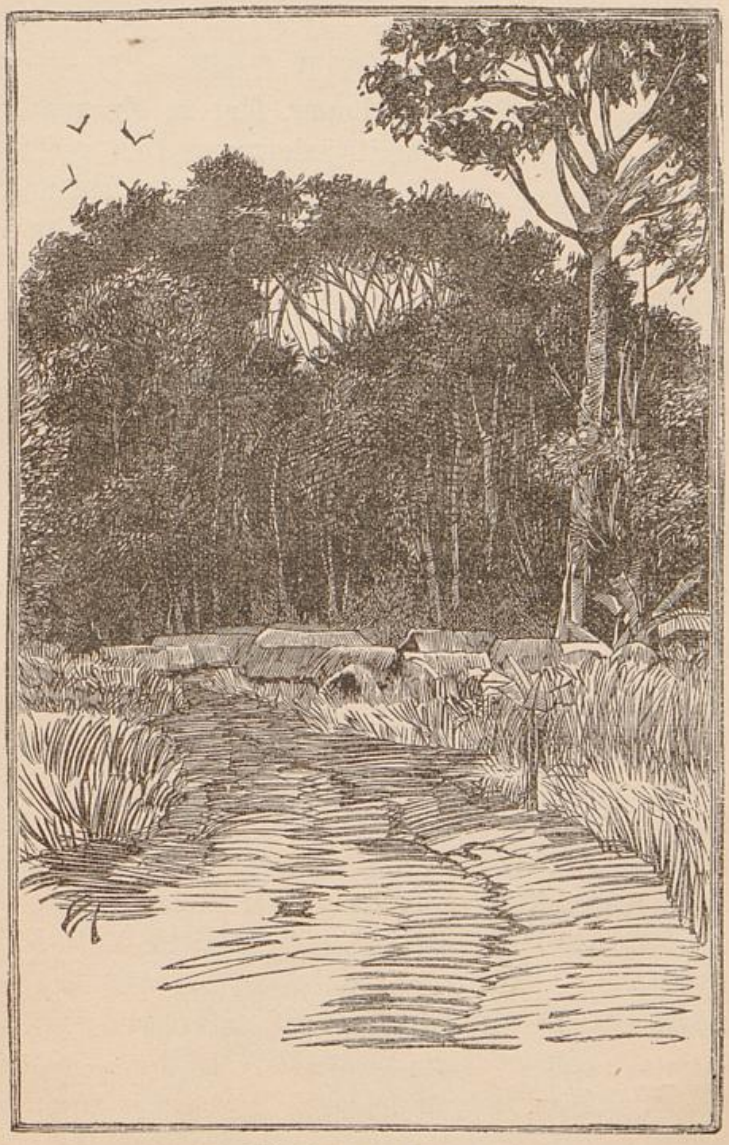
Er hatte mich an dem Tage in Sansibar gesehen, als ich mit Sir John Kirk dem Sultan meine Aufwartung machte, und hatte daher eine übertriebene, aber nützliche Meinung

von meiner Wichtigkeit in der Stufenleiter des Menschengeschlechts gewonnen. Er befragte Mandara über mein Befinden und meine Beschäftigung mit einem solchen Eifer und offenbarem Interesse, dass dieser Häuptling daraus eine viel höhere Ansicht von der gesellschaftlichen Stellung seines Gastes gewinnen musste. Als er hörte, dass sein Suaheli-Freund schriftkundig sei, benutzte er die Gelegenheit, seine letzten Zweifel in die Aufrichtigkeit meiner Aussagen zu beseitigen, zog deshalb die beiden Briefe von Sir John Kirk hervor, welche ich ihm zu meiner Einführung überreicht hatte, und bat, sie ihm vorzulesen. Als ihr Inhalt ihm bekannt geworden war, wurde er von Reue und Furcht über die Weise ergriffen, in welcher er sich früher meinem Reisezweck entgegengestellt hatte. Eine Stelle in Sir John Kirk's langem Briefe, des Inhalts, dass er hoffe, Mandara würde mir bis aufs äusserste behülflich sein, den Kilima-Ndjaro zu besteigen, erregte vollends in dem Fürsten das Bewusstsein der von ihm vernachlässigten Pflicht.

Ohne fernern Verzug musste ich von Taweta zurückberufen und den Berg hinaufgeschickt werden, bevor der Miserfolg meiner Sendung dem Balosa mitgetheilt werden könne.

Demgemäss wurde sofort ein Bote nach Taweta geschickt, und sobald als ich seiner Aufforderung Folge geleistet und mich am Hofe des Tyrannen vorgestellt hatte, beeilte sich Mandara, mir zu beschreiben, wie die ihn quälenden Zweifel aufgehellt seien, und versicherte mich jetzt seines aufrichtigen Wunsches, mir mit Rath und That beizustehen. „Ob ich Verlangen danach trage, den grossen Berg zu besteigen! Morgen sollte ich gehen, ganz bestimmt den nächsten Tag und ihn erklettern, soweit wie ich wollte, selbst bis zu dem weissen «Salz», welches den Gipfel bedecke. Er werde Führer und Soldaten zu meiner Begleitung mitschicken." Ich war anfangs über dieses veränderte Benehmen zu erstaunt, als dass ich den glücklichen Wechsel in meinen Aussichten hätte fassen können; aber als Mandara es stets wiederholte und aufmunternd meine Hand ergriff: „Morgen, morgen sollst du gehen", da begann es in mir zu dämmern, dass es ihm mit dem Vorschlage Ernst sei, und ich nahm eifrig an und begann

die Einzelheiten der Reise mit ihm zu besprechen. Neun meiner Leute sollten mitgehen und sechs Krieger von Mandara sollten die Begleitung bilden. „Du thust wohl daran, deine



Mein Lager in Taweta.

Reise nicht zu verschieben, sagte der Fürst, damit nicht die Wakiboscho Wind davon bekommen und euch abschneiden.“ Es wurde abgemacht, dass ich nicht länger als eine Woche ausbleiben und dass jeder der Führer vier Meter Tuch be-

kommen sollte, um sich Lebensmittel zu kaufen für den Aufenthalt auf den frostigen Höhen. Mandara beschenkte mich mit ein paar Ziegen, als seinen Beitrag zu unserer Verpflegung, und er nahm Abschied von mir mit den besten Wünschen für meinen Erfolg und der sichern Hoffnung auf meine glückliche Rückkehr. Voll freudigen Vorgefühls erschien ich wieder in meinem Lager, fing an einzupacken, und schlachtete einen Stier, damit jedermann sich recht gütlich thun möge, bevor morgen die gefährliche Reise begänne. Mandara's sechs Leute, von denen der eine, Kilaki, ein alter Freund und beständiger Besucher meiner Niederlassung war, kamen um ihr Zeug und ihre Befehle zu holen. Ich beschwor sie, mich morgen nicht warten zu lassen, und dann schickte ich sie weg, um Abschied von ihren Familien zu nehmen und genügende Lebensmittel einzukaufen. Als die Vorbereitungen getroffen und alles eingepackt war, ausser den nothwendigsten Bedürfnissen des civilisirten Lebens, welche kurz vor der Abreise in Säcken mitgenommen werden sollten, zog ich mich zurück, schlief aber wenig, so fieberhaft ängstlich war ich darauf versessen, meine erste Besteigung des Kilima-Ndjaro zu beginnen.

ELFTES KAPITEL.

EINE ERSTE BESTEIGUNG.

Ihrem Versprechen getreu kamen Mandara's fünf Krieger unter Anführung von Kilaki mit Sonnenaufgang in unserm Lager an. Sie brachten Säcke mit Lebensmitteln und drei fette Schafe mit, welche einen fernern Beitrag zu unserer Verpflegung liefern und sich höchst artig selber zum gewünschten Ziele schaffen sollten.

Indem wir Faradji, den Koch, als alleinigen Wächter von Kitimbiriu zurückliessen, folgten wir bei Beginn unsers Aufstiegs dem obern Pfade, welcher neben dem Kamm unsers langen Abhangs hinführte. Wir wanderten zuerst zwischen hohen Hecken hellblätteriger Drachenbäume und prächtig rothblühender Aloë, welche mit schlanken baumähnlichen Stengeln emporwuchsen. Als wir an den hölzernen Thüren der verschiedenen Gruppen von Hütten vorbeikamen, welche längs dieser Waldwege in Djagga stehen, stürzten die Einwohner fröhlich heraus, um uns zu begrüssen. „Utongga ako, Mangge-Musungu?“ (Wohin gehst du, weisser Fürst?) riefen sie. „Ngatongga-Kibo“ (Ich gehe zum Kibo hinauf), erwiderte ich freudig. Von jedem kleinen Wohnwesen der Wadjagga, von ihren schmucken Feldern und üppigen Gärten kamen lustige Mädchen mit freundschaftlich verschlungenen Armen und gefolgt von ihren Vätern, Brüdern, Ehemännern, alle vollständig nackend und alle in allerbester Stimmung herbei. Sie stellten sich längs des Randes des schmalen Wegs auf und traten, als ich herankam, unter vielem Kichern, in die Farrnwedel und Brombeersträucher zurück, begrüssten aber meine Be-

gleiter mit vielen lauten Bemerkungen über ihr persönliches Aussehen und das ihnen bestimmte Reiseziel. Den Schluss unserer kleinen Gesellschaft bildeten die sechs Soldaten von Mandara, welche prahlerisch die weissen Tücher zur Schau trugen, die ich ihnen geschenkt hatte, und mit ihren Schilden, Waffen und Wasserflaschen beladen waren. Sie trieben die drei gelehrigen, arglosen Schafe den Bergpfad hinan, welche ihnen während unsers Aufenthalts über den Wolken zur Nahrung dienen sollten. In der Höhe von etwa 1650 m liessen wir die letzten Spuren der Cultur zurück und vermissten folglich die gewohnten Wasserrinnsale, welche in der bewohnten Gegend alle paar Meter das Land durchschneiden. Die umgebende Landschaft war entzückend mild und schön, eine wahre thüringische Hügellandschaft. In 1800 m Höhe machten wir kurze Rast. Bis dahin war der Aufstieg sehr allmählich gewesen. Wo wir jetzt ruhten, gab es grasbedeckte Ebenen, mit kurzem elastischen Rasen, hier und da bedeckt mit prächtigen Baumgruppen. In grösserer Höhe jedoch enthielt der noch immer hübsche Wald kein besonders feines Holz, da die Bäume weniger hoch und mit dichtem Unterholz verwachsen waren. Die wilden Blumen waren schön. Schmarotzende Begonien rankten ihre lieblichen rosenrothen Glocken in langen Guirlanden empor; magentafarbige Balsaminen leuchteten unter den Farrnwedeln hervor, und alle Augenblicke kamen wir durch Gruppen karmoisinrother und lachsfarbiger Gladiolen, welche selbst meinen Begleitern, deren Auge die reiche Entfaltung von Farben blendete, laute Ausrufe der Bewunderung entlockten. Die Baumstämme und selbst die kleinern Zweige waren dicht behangen mit Moos, Orseilleflechten und zarten angewachsenen Farrn. Andere Arten von Farrn wuchsen üppig neben dem Wege, oft mit so langen Wedeln, wie man sie kaum in Treibhäusern findet. Da standen Süssfarrn, Stechfarrn, Flügel- und Krullfarrn, anscheinend — ich habe seitdem im grossen Palmenhause zu Kew gefunden, dass es wirklich dieselben waren — identisch mit denen, die wir bei uns kennen. Ungewohnt jedoch für europäische Augen waren die prächtigen Baumfarrn (von der Gattung Lonchitis pubescens), welche sich grossartig über das dichte Unterholz erhoben, mit

Wedeln von glänzend blaugrüner Farbe, sobald das blasse grüne Licht des Waldes durch ihre flaumigen Blättchen und seidenweichen Stengel hindurchschimmerte. In grösserer Höhe als 2400 m wurden diese Baumfarrn selten angetroffen; in der That waren sie hauptsächlich auf eine Zone rund um den Berg zwischen 2100 und 2400 m über der Meeresfläche beschränkt.



Baumfarrn (Lonchitis pubescens).

Unser Weg war sehr nass von der Feuchtigkeit, welche im Walde niederträufelte, und oft durch mächtige, querüberliegende Baumstämme verlegt. Es war einer von vielen Pfaden, welche aus den verschiedenen kleinen Königreichen am Berge zu einer Höhe von etwa 2800 m zusammenführen, wo sie sich zu einem Wege vereinigen, der nahezu in ostwestlicher Richtung von Schira nach Useri führt. Weil die Bewohner

der Kilima-Ndjaro Staaten fast immer im Kriege miteinander liegen und darum keinen freien Durchgang durch das feindliche Gebiet ihrer Nachbarn haben, so begeben sie sich vermittelst der obern Strasse in das obere neutrale Gebiet und verfolgen in verschiedenen Höhen über der bewohnten Gegend ihre Reise um den Berg herum. So friedlich verfahren sie jedoch nicht immer, weil es die unangenehme Gewohnheit der Bergbewohner ist, sich gelegentlich auf Kreuzwegen in den Hinterhalt zu legen und vorübergehende Reisende, die zum Widerstande zu schwach sind, anzufallen, in welchem Fall die Männer getödtet und die Weiber im Triumph fortgeführt werden. Da wir nur gering an Zahl, wenn auch voraussichtlich stark an Muth waren, so fühlten sich unsere Begleiter während dieser Besteigung sehr aufgeregt und blieben oft stehen, um ängstlich auf das Murmeln des Waldes zu lauschen, wenn sie die Stimmen ihrer Feinde zu erkennen fürchteten. Die Unterhaltung wurde in leisem Tone geführt und mein Diener Wirapan, welcher unvorsichtigerweise in lautes Gelächter verfiel, als ihn ein Zwischenfall auf dem Wege dazu reizte, wurde ärgerlich von Kilaki, Mandara's Hauptmann, ausgescholten und darüber belehrt, dass er das Leben der Gesellschaft in Gefahr brächte. Jedoch während der ganzen ersten Tagereise wurden wir durch nichts weiter beunruhigt, als durch das gelegentliche Trompeten der Elefanten oder die neckenden Zurufe der blaugrünen Turacos oder Helmvögel.

Weil wir fernerhin kein Trinkwasser auf unserm Wege vorfanden, seitdem wir die letzte Wasserleitung in Moschi verlassen hatten, machten wir kaum irgendwo halt, bis wir unsern Lagerplatz in einer Höhe von 2700 m erreichten. Hier fanden wir ein kleines Bächlein, welches still über moosbedeckte Felsen dahinfloss und alle paar Meter klare, tiefe Pfuhle bildete. Das Wasser war eiskalt. Den Bach hinauf führte der Pfad zu einer kleinen freien Stelle im Walde, wo wir einige verfallene Hütten und Schutzwände gegen den Wind sahen. „Diese bauten wir", sagten Mandara's Leute, „als wir gegen Useri kämpften. Wir schliefen hier auf halbem Wege." Meine Leute wurden von den Wadjagga gebeten, kein Geräusch zu

machen, welches die Aufmerksamkeit von Feinden in der Nähe auf sich ziehen könnte. Sie widersetzten sich sogar dem Anzünden grosser Feuer, weil die Rauchsäulen unsere Anwesenheit verrathen könnten, aber das machte mich ungehalten, da ich vorzog, lieber ein Scharmützel mit den Wakiboscho zu bestehen, als von der Kälte zu leiden. Schon sank rasch mit dem Untergang der Sonne die Temperatur und die Luft wurde sehr kalt, während ein weisser Reif das Gras bedeckte. Der Wald und der Pflanzenwuchs ringsum waren geisterhaft fremdartig. Riesige Heiden von dem bekannten Geschlechte Erica zeigten sich ungewohnterweise hier als schlanke Bäume. Eine unbekannte Composita (seitdem nach meinen Exemplaren Senecio Johnstoni benannt) blühte in dem sumpfigen Boden in der Nähe des Baches und erhob sich bis zu 20 Fuss Höhe. Aus der Entfernung sah sie beinahe aus wie eine Banane mit ihren grossen, breiten Blättern auf der Spitze eines schlanken, nackten, schwarzen Stammes, aber mit den gelben Blüten des Kreuzkrauts (Senecio), einer bescheidenen Pflanze, mit welcher es nicht entfernt verwandt ist. „Strohblumen“ von zart rosenrother und gelbweisser Farbe wuchsen gruppenweise, wo der Wald weniger dicht war, und schöne sternartige Anemonen, sanftroth mit gelben Mittelpunkten, leuchteten wie Sterne zwischen dem dunkeln Grase hervor. Körbel- und Schierlinggleiche Pflanzen sprossten überall in reicher Fülle, und die karmoisinrothen Gladiolen funkelten lebhaft auf allen Seiten. Auch gab es schöne Iris und Erdorchideen von reicher lilarother Farbe. Wenn auch die Flora von der in niedern Höhen verschieden war, so gab sie ihr doch in Farbenpracht nichts nach. Die Leute erbauten sich eiligst Windschirme aus Zweigen, zündeten lustige Feuer an und hüllten sich zum Schutz gegen die zunehmende Kälte enger in die dürftigen Kleider. Die Djaggakrieger schlachteten sorglos zwei ihrer Schafe, ohne daran zu denken, sparsam mit ihren Lebensmitteln umzugehen, und vertheilten auch von dem Fleisch unter meine Leute, bei welcher Gelegenheit ich eine wirklich vorzügliche Hammelkeule bekam. Die ganze Nacht hindurch hielten die Klippschliefer (Hyrax) mit ihren gellenden Klagerufen uns wach.

Nach einer langen Erörterung am andern Morgen entschied

ich mich dafür, unser festes Lager höher den Berg hinauf zu verlegen, damit wir meinem eigentlichen Forschungsfelde näher kamen, und aus dem fernern Grunde, weil Mandara's Leute beständig einen Angriff von ihren Feinden fürchteten und uns nicht erlauben wollten, auf Vögel oder Thiere zu schiessen, damit der Schall nicht unsere Anwesenheit verriethe.

In einer Höhe von 2800 m hörte der geschlossene Wald auf und wir traten auf Felder mit büschelartigem Grase hinaus, auf denen hier und da parkartige Baumgruppen standen. Wir befanden uns hier auf einer Art ebener Platte oder Leiste, welche sich um den südlichen Abfall des Berges herumzog, und aus welcher das grosse Centralmassiv (die in die beiden Pics Kibo und Kimawensi gipfelnde Felsmasse) in schrofferer Steigung emporwuchs. In den Thälern dieser obern Strecke gab es bis zu 3050 m Höhe noch Baumgruppen. Viele hellfarbige Blumen wuchsen noch in dieser Höhe, bemerkenswerth vor allen ein lebhaft blaues Cynoglossum (Hundszunge), lilafarbige und blaue Iris, und rosenrothe, wachsweisse und gelbe Strohblumen. Büsche von Artemisia (Beifuss) gediehen an geschützten Stellen. Es gab viele Heiden, eine kleine Art Geranium, mächtige Silberfichten und verschiedene Farrn und Moose. Das Laub der Bäume sah mehr dumpf graugrün aus, die Zweige und Stämme aber hatten ihr ganzes Aussehen eingebüsst unter dem dicken Teppich von Moos und Orseilleflechten. Ein schwarzweisser Rabe schwebte häufig über uns, einzelne Schmetterlinge flatterten umher und eine kleine graue Motte fuhr hier und da über das Gras hin. Eine kleine fast ganz dunkelschwarze Eidechse mit schwachen Abzeichen schoss ab und zu in dem Laub herum, auf der Jagd nach den schläfrig aussehenden Fliegen, welche sich auf den Grashalmen in der Sonne wärmten.



Schwebender Rabe.

Während meine Leute das Frühstück unter dem Schatten eines verkrüppelten Baumes zubereiteten, unternahm ich einen



DER KILIMA-NDJARO MIT SEINEN BEIDEN SCHNEESPITZEN. S. 218.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



DER KILIMA-NDJARO MIT SEINEN BEIDEN SCHNEESPITZEN. S. 218.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eiligen Ausflug aufwärts, um einige Pflanzen zu sammeln, und kehrte um Mittag zu meinen Begleitern zurück. Ich hatte gerade meinen Theodoliten aufgestellt, um die Höhen einiger in Sicht befindlichen Bergspitzen zu beobachten, und eben das Niveau festgeschraubt, als ein Schrei meiner Leute mich veranlasste aufschauen. In der Entfernung, von Westen her kommend, näherte sich uns eine starke Bande der Wakiboscho, unserer bittersten Feinde; während ihres frischen Trabes deckten sie sich mit ihren Schilden und schwangen ihre Speere in der Luft. Ich hatte gerade Zeit meine kleine Schar zu einem Viereck zu formiren und wartete ängstlichen Herzens auf den Angriff. Glücklicherweise hielten die Wakiboscho mitten in ihrem Anlauf plötzlich still. Da stand mitten zwischen uns und ihnen und ungeschützt von mir mein Theodolit auf seinem Dreifuss mit seinen Niveaus, aber offenbar so wohl verwahrt, wie ich ihn eben vorher verlassen hatte. Dieses harmlose Instrument erfüllte nämlich die Wakiboscho mit plötzlichem Schrecken. Ohne Zweifel wurde es für eine Zaubermaschine gehalten, die so mächtig war, dass ich sie blos zwischen uns und sie hinzustellen brauchte und dann ihren Angriff mit Gleichmuth abwarten konnte. Die Wakiboscho blieben also stehen, ihr Kriegsgeschrei verstummte, sie stierten unbehaglich auf den Theodoliten und zogen sich zu meiner aufrichtigen Erleichterung nach einem benachbarten Hügel langsam zurück, von dessen Spitze sie unser Thun des weitern beobachteten. Nach einviertelstündigem bewegungslosen Zuwarten von jeder Seite verliessen die Wakiboscho plötzlich in einem hübschen Trabe ihren Beobachtungsposten und verschwanden unten im Walde.

Ich hielt nun eine kurze Berathung mit meinen Leuten, welche aber insgesammt darauf bestanden, sogleich nach Mandara's Gebiet zurückzukehren, weil die Wakiboscho in grösserer Zahl zurückkehren und uns von unsern Verbindungen, namentlich unsern Vorräthen abschneiden würden. Ich machte dagegen den Vorschlag, anstatt geradewegs nach Moschi zurückzukehren, sollten wir unsere Erforschung des Berges fortsetzen und durch Useri in die untere Ebene hinabsteigen und so Taweta erreichen. Ich wurde jedoch dabei überstimmt und

vielleicht zu unserm Glück, denn das Volk von Useri war ebenso feindselig gegen Mandara gestimmt wie die Wakiboscho, und würde möglicherweise unsere kleine Truppe von 16 Mann erschlagen haben, wenn sie den Durchmarsch durch ihr Land versucht hätte. So entschloss ich mich zuletzt, dem Rathe von Mandara's Soldaten zu folgen und ohne weitern Verzug zu unserm Lager zurückzukehren. Wir betraten deshalb wieder den Wald, passirten unsern alten Lagerplatz von der vorigen Nacht, wo wir eine Menge Fussspuren antrafen, aus denen wir entnahmen, dass die Wakiboscho gleich nach unserm Weggehen dort gewesen sein mussten, unsern Weg entdeckt hatten und unsern Spuren den Berg hinauf gefolgt waren. Wir besprachen uns hierüber und nahmen den Abstieg leise wieder auf, als plötzlich einer der Führer stehen blieb, Stille befahl und angestrengt aufhorchte. Ich that natürlich dasselbe und hörte einen schwachen gellenden Ruf hinter uns. Wir sahen einander mit ernsten Mienen an und sagten „die Wakiboscho!" Offenbar hatten sie unsere Fährte wieder aufgenommen und kündigten dies den entferntern Kameraden an. Ein unvernünftiger panischer Schrecken ergriff meine Leute. Kopfüber ergriffen sie die Flucht bergabwärts, sodass ich eine Zeit lang fürchtete, sie möchten meine Lasten und Sammlungen abwerfen; glücklicherweise hielten sie jedoch ihre Bürde fest, wie die Suaheli selbst in äusserster Noth zu thun pflegen. Zuletzt fühlte ich, dass ich ein so eiliges Absteigen über schlüpfrige Baumstümpfe und Schlammglitschen nicht länger aushalten konnte. Ich hatte schon beinahe ein Bein gebrochen und meine Schienbeine völlig zerschunden, deshalb rief ich wiederholt den vordersten Leuten der Gesellschaft zu anzuhalten, und eine Weile marschirten wir darauf auch in einem erträglichen Tempo. Bald jedoch kam ein neuer Schrecken hinzu. Die Leute in der Front machten plötzlich halt, schrien und wichen verwirrt zurück. „Was gibt's?" fragte ich keuchend. „Die Wakiboscho", keuchten sie zurück, und in der That konnten wir an dem steilen Abhang des engen Pfades weissen Kopfputz und blinkende Speere sich nähern sehen. Diesmal blieben wir nicht einen Augenblick stehen. Der Koch Cephas versuchte zu fliehen und fiel in eine Grube, andere verkrochen

sich in den Busch und versteckten sich dort, ich selbst aber, zu erschöpft und unfähig, um Widerstand zu leisten, setzte mich am Wege nieder und erwartete mein Schicksal. Dann gab es ein Pst!, ein sich zu lautem Rufen erhebendes Geflüster, und plötzlich einen lauten Aufschrei meiner mit frischem Muthe erfüllten Begleiter: „Watu wa Mandara! Watu wa Mandara“ (Mandara's Leute). Ich sprang auf und begrüsste den Anführer der Streitmacht mit dem üblichen Djaggagruss „Mbuia“ (Freund). Er erzählte mir, dass Mandara Schwierigkeiten von seiten des Volks von Kiboscho befürchtet und 200 Krieger gesandt habe, um uns zurückzugeleiten. Nach diesem letzten Schrecken ereignete sich nichts weiter, was uns fernere Aengsten bereitet hätte. Mandara's Soldaten formirten sich zu unserm Nachtrab, hatten noch ein Scharmützel mit den Wakiboscho, um unsern Rückzug zu decken, aber zuletzt erreichten wir unser Lager in Kitimbiriu, wenn auch ganz erschöpft von den Abenteuern dieses Tages, so doch durchaus glücklich darüber, dass wir wieder „zu Hause“ waren.

Mandara schickte am nächsten Morgen seine Glückwünsche zu unserer sichern Heimkehr und eine schöne Ziege, wovon wir uns einen Schmaus bereiteten. Da ich schon fast die Hoffnung aufgegeben hatte, jemals meine Karavane von der Küste zu Gesicht zu bekommen — sie war 6 Wochen über die Zeit aus und ich glaubte, alles sei von den Massai vernichtet, — so waren meine Aussichten, Mandara's Land zu verlassen, sehr unsicher geworden, und ich beglückwünschte mich selber zu den verbesserten Beziehungen, welche zwischen mir und jenem Häuptling eingetreten waren. Ich widmete mich jetzt gänzlich naturgeschichtlichen Studien, sowie Erforschungen der Gewohnheiten und Sitten der Wadjagga und der Eigenthümlichkeiten ihrer interessanten Sprache. Die Tage verflossen höchst angenehm. Ich ass und trank vom Besten, denn mein Küchengarten lieferte mir fast jede bekannte Art von Gemüsen im Ueberfluss, und die einheimischen Märkte schafften so billige und mannichfaltige Zufuhr, dass ich kaum Grund hatte, die Erschöpfung meiner europäischen Vorräthe zu beklagen. Kurz, ich hatte mich auf einen langen abgesonderten Aufenthalt auf dem Kilima-Ndjaro gefasst gemacht, ohne eine

naheliegende Hoffnung, mit der Küste wieder in Verbindung zu treten, als eines Tages — es war am 22. September, — während ich am späten Nachmittag bei meinen Pflanzensammlungen beschäftigt war und gerade den Tisch für das Mittagsessen aufräumen wollte, plötzlich zwei Männer athem- und sprachlos über dem steilen Abhang an der Ostseite unsers Hügels auftauchten und vor mir standen. Ich erkannte sofort Abdallah und Kadu Stanley, welche ich in Taweta zurückgelassen hatte, um mir über die Ankunft der Karavane Bericht zu erstatten, aber ihr Schweigen erschien mir unheilverkündend, sodass ich vor stiller Angst starr stehen blieb. Indessen waren sie blos sprachlos von dem steilen, erschöpfenden Klettern, und sobald sie wieder Luft geschnappt hatten, sprangen sie mit strahlenden Gesichtern auf mich zu, küssten meine Hände und riefen: „Oh, Bwana, nichts als gute Nachrichten! Gute Nachrichten! Kiongwe ist zurück und alles wohl.“ Mit diesen Worten warfen sie einen Sack Briefe mir vor die Füsse und hockten in meiner Thür nieder, um mit Bequemlichkeit Athem zu schöpfen. Der Umschwung in meinen Gefühlen war aber wunderbar; jetzt verlor ich meine bisherige ruhige gefasste Haltung und sehnte mich plötzlich nach grossen Thaten. Nicht länger brauchte ich Mandara zu schmeicheln und die blutdürstigen Wakiboscho hinters Licht zu führen. Mit den jetzt ankommenden Verstärkungen hatte ich eine Macht von über 60 Mann zu meiner Verfügung, mit welchen ich den guten Willen der Eingeborenen am Kilima-Ndjaro misachten und ruhig meinem Zweck ohne Furcht vor Hindernissen nachgehen konnte.

Obwol das Ende meiner Prüfungszeit herangekommen zu sein schien, so waren doch noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Mandara hatte bisher, besonders nach seinem neulichen liebenswürdigen Auftreten, sich mit dem Gedanken befreundet, dass mein Aufenthalt in seinem Lande ein dauernder sein würde, und er würde deshalb wahrscheinlich sehr böse werden, wenn er entdeckte, dass ich damit umginge, mich von Moschi zu entfernen und meine Expedition nach dem Lande seiner Feinde zu verlegen.

Es war deshalb für mich angezeigt, vorsichtig zu ver-

fahren, sodass ich mein ganzes Eigenthum von Kitimbiriu fortbringen könne, ohne Feindseligkeiten seinerseits hervorzurufen. Wahrscheinlich würde er sich nicht thätlich meiner Abreise widersetzen, oder mich meiner Güter berauben; aber er brauchte blos den Massai in den Ebenen unten einen Wink zu geben, und meine Karavane würde wenig Aussicht haben, Taweta unversehrt zu erreichen. Nach Taweta, als neutralem Boden, beschloss ich aber zu gehen, bevor ich aufs neue die Besteigung des Kilima-Ndjaro von einem andern Punkte in Djagga versuchte. Deshalb hatte ich angeordnet, dass die Träger ihre neuen Traglasten dort zurücklassen sollten, bevor sie nach Moschi weitergingen, damit sie hier fast mit leeren Händen ankommen und bereit sein könnten, meine Güter von Kitimbiriu fortzuschaffen. Abdallah hatte meine geheimen Befehle sehr gut ausgeführt. Kiongwe blieb in Taweta zurück und machte dort mit den Kranken halt, bewachte die neuen Zufuhren, welche dort untergebracht waren, und Abdallah und Kadu kamen mit 30 Trägern zu mir, ohne etwas anderes mitzubringen, als den Sack mit Briefen und einigen ausgewählten Geschenken für Mandara.

Am Morgen nach der Ankunft meiner Verstärkungen ging ich nach Mandara's Burg, um feierlich die glückliche Rückkehr meiner lange erwarteten Leute anzukündigen und ihm einige Briefe von Sir John Kirk vorzulesen. Mit meinem Sonntagsstaat angethan und begleitet von einigen fein gekleideten Dienern, welche die Geschenke trugen — glücklicherweise hatte ich einige prächtige abgelegte Uniformen und andere Geschenke für Mandara von Sansibar erhalten — machte ich mich auf zu seinem kleinen Viereck bienenkorbähnlicher Hütten, in welchen er die Stunden des Tages zu verbringen pflegte. Als ich über den Dorfplatz ging, beobachteten die dort stationirten Gruppen von Kriegern eine düstere Haltung, welche mich auf die gegenwärtige Laune ihres Fürsten schliessen liess. Ich liess mich indessen nicht abschrecken, sondern trat aufgeräumt bis mitten in den Kreis von Mandara's Höflingen. Der König sass da in düsterm Schweigen, umgeben von seinem gewöhnlichen Suaheli-Gefolge. Als ich ihn freundlich grüsste, drehte er seinen Kopf weg und schmollte. Seine Schmarotzer

thaten dasselbe, nur noch in verstärkter Weise. Ich aber war entschlossen, ihm meine gute Laune aufzudrängen. Einen glänzend rothen Rock mit goldenen Schnüren ihm auf den Schoss legend, schüttelte ich ihm die widerwillige Hand und rief: „Khabari ndjema! (gute Nachrichten) Khabari ndjema, Mandara. Khabari sa Balosa, sikilisa (Nachrichten vom Consul, höre).“ Mandara knurrte und drehte seinen Kopf halb herum. Dann setzte ich mich auf einen der niedrigen Stühle in seiner Nähe und begann einen Brief, den ich aus der Tasche zog, ihm etwas frei zu verdolmetschen. In dieser vorgeblichen Mittheilung von Sir John Kirk ständen strenge Befehle, Mandara's Land zu verlassen und ohne Verzug zur Küste zurückzukehren. „Von alledem glaube ich kein Wort“, sagte der König von Moschi als ich zu Ende war, „nicht ein Wort! Wenn der Balosa dir zurückzukehren befiehlt, warum schickt er denn Leute mit grossen Güterlasten hierher, welche du ja nicht nöthig hast, wenn das, was du sagst, wahr ist! Nein, du willst mich verlassen und bei einem andern König auf dem Berge dich aufhalten, und aus diesem Grunde sind deine Güter in Taweta zurückgeblieben und deine Träger mit leeren Händen hier angekommen.“ Ich behauptete jedoch, dass sein Verdacht ungerecht sei und gelobte ihm, eines Tages zurückzukehren, wenn ich ihn hier für jetzt auch verlassen müsse. Aber eine kleine Weile blieb Mandara noch verstockt und er murmelte sogar Drohungen, meine Abreise hindern zu wollen; nachdem er sie aber eben verlautbart hatte, sah er ganz beschämt aus und widerrief alles. Als ich ihm aber zuletzt halb mit Zwang den scharlachrothen Rock über die Schulter geworfen und die andern Geschenke in verführerischer Zusammenstellung vor ihm ausgebreitet hatte, da verzogen sich seine bis dahin unbeweglichen Züge zu reuevollem Lächeln. „Wohlan, Sohn von Balosa“, sagte er mit einem tiefen Seufzer, „wenn du denn gehen musst, so musst du gehen, und ich kann es nicht hindern. Aber du versprichst mir zurückzukehren, nicht wahr? Und dann, sieh! Dann wollen wir uns zusammen thun — und bei diesem Thema erwärmte er sich zusehends — wir wollen eine grosse Schamba (Anpflanzung) anlegen und alle europäischen Gemüse ziehen; wir wollen mit den Massai einen Elfenbeinhandel

anfangen und wollen reich miteinander werden, nicht wahr?" — Die vier in Mandara's Gesellschaft zugebrachten Monate hatten mich hinlänglich darüber belehrt, wie trügerisch alle seine Anerbietungen zu Compagniegeschäften seien. Ich beruhigte ihn indessen mit der Versicherung, dass ich früher oder später nach Moschi zurückkehren und unsere Beziehungen in zufriedenstellender Weise erneuern werde. „Und dann vergisst du nicht, mir eine eiserne Bettstelle und einen eisernen Stuhl wie du hast und einen europäischen Hund mitzubringen, willst du?" Ich sagte ihm natürlich alle diese Bitten zu und zuletzt schieden wir in gegenseitiger Freundschaft.

Am nächsten Morgen kaufte ich einige Ziegen und Schafe von Mandara und sagte ihm herzlich Lebewohl. Nachdem alle nothwendigen Vorbereitungen und ein herzbrechender Abschied von meiner gedeihenden Anpflanzung genommen war, wo die Beete mit Kartoffeln und kriechenden Gurken so günstige Aussichten gewährten, warf ich zum letzten mal einen Blick über die Landschaft von Moschi, in welcher ich vier Monate lang gehaust hatte; dann drehte ich Mandara und seinem Königreich den Rücken und wandte mich noch einmal nach Taweta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ZWÖLFTES KAPITEL.

AUFBRUCH NACH MARANGU.

Das Volk von Taweta war froh, mich wieder einmal in seiner Mitte zu bewillkommnen, und nachdem ich die ersten Tage damit zugebracht hatte, rasch einige Waarenhäuser und Hütten für meine Begleiter zu erbauen — woraus schliesslich eine kleine Stadt wurde — traf ich meine Vorbereitungen, mir durch Unterhandlungen den Weg zu einer friedlichern Besteigung des Kilima-Ndjaro zu ebnen. Der König von Marangu, einem ziemlich grossen Staate von etwa 800 qkm Fläche, an der Südostseite des grossen Berges belegen, hatte kürzlich Gesandte nach Taweta geschickt, um die Bevölkerung des Waldheiligthums über meinen wirklichen Charakter und meine Absichten zu befragen. Nachrichten über meine Streitigkeiten mit Mandara waren ihm zu Ohren gekommen und er glaubte vielleicht, er könne jenen König in meiner Gunst ausstechen und mich mit meinen (wie er glaubte) unendlichen Reichthümern und wunderbaren Zauberkräften zu sich hinüberziehen. Ich nahm seine Anträge mit grosser Freude auf, vielleicht mit zu grosser Freude, weil ich dadurch zuerst Verdacht erregte, was wol die wahren Gründe seien, warum ich nach Marangu kommen wollte — und liess durch tawetanische Zwischenträger ihm melden, dass ich sehr glücklich sein würde, mit ihm ein Freundschaftsbündniss zu schliessen. Obendrein lud ich alle verschiedenen Häuptlinge auf dem Kilima-Ndjaro ein, Abgeordnete nach Taweta zu schicken, wo wir unsere Streitigkeiten auf neutralem Boden besprechen könnten. Ich begeisterte mich in der Hoffnung,

dass, weil ich einen Rückhalt an einer wohlausgerüsteten Schar von Begleitern hätte und auf meinem eigenen Lande wohnte, ich mich zum Friedensstifter auf dem Kilima-Ndjaro aufwerfen und seiner närrischen Bevölkerung zeigen könnte, dass ihre Kriege lediglich zum Vortheil der arabischen Sklavenhändler dienten, und dass ich recht wohl einen Freundschaftsbund unter ihnen stiften könne zum Widerstand gegen den gemeinschaftlichen Feind. Mein Vorschlag zu einer Conferenz wurde gut aufgenommen. Es kamen Vertreter von Kiboscho, Mamba, Mwika, Kirua und Useri nach Taweta. Ich hatte auch einen Brief an Mandara geschickt, worin ich meinen Plan auseinandersetzte und ihn zur Mitwirkung einlud, aber es wurde weder eine unmittelbare Antwort darauf ertheilt, noch beschickte Mandara unsere Conferenz mit einem Abgesandten. Die nackten Botschafter der verschiedenen genannten Staaten waren alle derselben Meinung. „Schliesse Freundschaft mit Marangu und wir alle sind deine Freunde. Was den Abschluss eines Bündnisses mit Mandara gegen das Küstenvolk anbetrifft, so können wir vielleicht später darauf zurückkommen; aber erst muss Mandara Busse zahlen; denn er gerade hat uns seit Jahren geplündert, unsere Leute in die Sklaverei geführt und sonst bedrängt. Hat Marangu jemals gegen Kiboscho gefochten, oder Useri gegen Mamba und Mwika? Niemals! Auf dem Berge würde voller Friede herrschen, wenn nicht Mandara wäre. Er begann den Krieg — veranlasse ihn, Vorschläge zum Frieden zu machen. Wo ist sein Abgeordneter heute?“

Ich gestehe, dass ich keine Lust hatte, noch mehr Zeit darüber zu verlieren, den Frieden in dem beunruhigten Djagga wiederherzustellen, nachdem ich mein Aeusserstes dazu gethan hatte. In die Politik mischte ich mich nur soweit, als es zur Verfolgung meiner wissenschaftlichen Zwecke nöthig erschien.

Als Mandara es ablehnte, meine Friedensvorschläge zu berücksichtigen, blieb mir nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich mit Marangu Freundschaft zu schliessen — nicht als ob ich mich nach der Bekanntschaft des Häuptlings sehnte oder an seinem Wohlergehen Interesse nahm, sondern ledig-

lich um in den obern Bergregionen in Ruhe und Frieden arbeiten zu können — und dann sofort nach den Schneegrenzen aufzubrechen und die verlorene Zeit durch möglichst eifriges Sammeln einzubringen. Wäre mir der Auftrag anvertraut, die Staaten des Kilima-Ndjaro zu beruhigen und neu zu ordnen, so würde ich mich mit ganzer Seele darauf geworfen und vielleicht etwas wirklich Gutes geschaffen haben, aber zu dem Zwecke hatte ich nicht meine Reiseunterstützung von der Königlichen Gesellschaft und der Britischen Association empfangen. Diese verlangten Pflanzen, Vögel und Käfer, nicht aber die Versicherung, dass einige unbekannte Gemeinden von Wilden in Mittelafrika veranlasst seien, einige Monate lang sich gegenseitig nicht zu tödten und in Sklaverei abzuführen. Was würden diese sagen, wenn mein sechsmonatlicher Aufenthalt auf dem Kilima-Ndjaro vorüber war und ich mich ihrem Ausschuss mit den Worten vorstellte: „Es thut mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, dass ich die öffentlichen Zustände in den Djagga-Staaten in solcher Unordnung vorfand, dass ich mich daran machte, Frieden und Wohlfahrt wiederherzustellen, und das kostete mir so viel Zeit, dass ich nichts sammeln konnte."

Nein, ich war so ängstlich darauf bedacht, den Zweck, zu welchem ich nach Ostafrika gekommen war, zu erreichen, dass ich oft im Aerger über alle diese Intriguen nichts Besseres zu sagen wusste als: „Geht mir fort mit euern Streitigkeiten und Klagen, und lasst mich zum Schnee hinaufgehen." Zuweilen sehnte ich mich nach riesenhaften Bomben mit Kohlensäure, um sie über dem Berg platzen zu lassen und seine unruhigen Bewohner schmerzlos zu betäuben. Da dies aber nicht anging, so blieb mir nichts übrig, als Freundschaft mit Mandara's Feinden zu schliessen, ob es nun Mandara angenehm war oder nicht. Ich schickte deshalb nach der obigen kleinen Conferenz eine Gesandtschaft nach Marangu mit schönen Geschenken für den König und einer herzlichen Annahme seiner friedlichen Eröffnungen. Kiongwe, welcher ein angenehmes Benehmen hatte und etwas Kidjagga verstand, übernahm die nicht ganz ungefährliche Sendung. In der Nähe der Wohnung des Königs angekommen, musste er lange draussen

warten, weil der furchtsame junge Herrscher von dem Emissar des weissen Mannes behext zu werden glaubte. Die Leute von Marangu fürchteten nicht weniger als ihr Anführer Verrath von meiner Seite. Sie argwöhnten, dass alle diese friedlichen Eröffnungen sich nur als listige Mittel erweisen möchten, um in das Land einzudringen und es im Bunde mit dem gefürchteten Mandara unerwartet zu überfallen. Wie sie nun zwischen Annahme und Ablehnung meiner Vorschläge schwankten, beschlossen sie, den wahren Sinn meiner Botschaft durch eine unzweifelhafte Probe festzustellen. Eine Ziege wurde vor den jungen König gebracht und ihr ein vergifteter Trank eingegeben. Dann sagte der Sultan von Marangu zu dem lächelnd dreinschauenden, wenn auch innerlich sich wenig behaglich fühlenden Kiongwe, „wenn diese Ziege stirbt, so weiss ich, dass dein Herz schwarz und deine Botschaft eine trügerische ist, und ich werde dich tödten, damit dein Herr erkenne, wie sehr ich die Lüge hasse; aber wenn die Ziege am Leben bleibt, gut! dann werde ich überzeugt sein, dass du die Wahrheit gesprochen hast und dein Herr wirklich wünscht, mein Freund zu werden.“ Nach einer kurzen Zeit der Spannung begann die Ziege heftig zu würgen und gab schliesslich die schädliche Dosis wieder von sich, zitterte ein wenig, schüttelte sich und begann zu fressen. Ein lauter Ausbruch fröhlicher Zurufe begrüsste diesen günstigen Ausgang des Gottesurtheils und Kiongwe durfte sich sicherer fühlen. Doch war seine moralische Prüfung noch nicht zu Ende, sondern er musste sich noch einer Probe unterwerfen. Die Königinwitwe, berühmt als richtige Hexen- oder Zauberfinderin, ergriff seine beiden Hände und sah ihm ernst in die Augen. Wenn er dem Blick auswich oder die Augen seitwärts wandte, so war sein Herz schwarz und verrätherisch. Er war jedoch soweit entfernt davon, beiseite zu sehen, dass er vielmehr die Königinmutter für sein Leben so anstarrte, dass sie zuerst blinzelte; folglich hatte auch diese letzte Probe zu seinen Gunsten geendet, und darauf durchbrausten Ausbrüche gellender hysterischer Freude die Luft. Nachdem er noch den fettesten Bock in seinen Besitzungen hatte suchen und holen lassen, entliess der Fürst von Marangu Kiongwe mit diesem bezeichnenden

Geschenk und bat ihn, mir zu versichern, dass er und seine Unterthanen sehnsüchtig den glücklichen Tag erwarteten, an dem ich und meine Leute dort ankommen und uns ansiedeln würden.

Am Tage nach Kiongwe's Rückkehr trug sich ein seltsamer Vorfall zu, welcher nach poetischer Gerechtigkeit schmeckte. Einer meiner Leute benachrichtigte mich am frühen Morgen, dass an einer andern Stelle von Taweta die Renegaten der Expedition, Mabruki und Athmani, auf ihrem Wege zur Küste eine Nacht zugebracht hätten und eine Anzahl Sklaven dahin geleiteten. (Der Leser wolle sich erinnern, dass diese beiden Männer während meiner ersten Wirren in Moschi desertirt und zu Mandara übergegangen waren, um seinen Sklavenhandel zu organisiren.) Zuerst meinte ich, dass diese Mittheilung wenig Werth habe, weil sie sicher mit der Morgendämmerung aufgestanden seien und ihren Weg fortgesetzt hätten, und ich bedauerte schmerzlich, dass die Nachricht mich zu spät erreicht habe, um noch eine wirksame Verfolgung zu gestatten. Aber ferneres Nachdenken ergab die Möglichkeit, dass Mabruki und sein Helfershelfer noch zu erreichen seien. Die Karavane selber mochte Taweta schon mit dem Tagesgrauen verlassen haben, aber die beiden frühern Sammler, welche jetzt den Rang unabhängiger Händler einnahmen und fremden Befehlen nicht länger zu gehorchen hatten, mochten leicht eine Extrastunde weiter schlafen oder zum Ankauf von Lebensmitteln verwenden. Jedenfalls beschloss ich zu versuchen, sie einzufangen und ihren unglücklichen Sklaven die Freiheit wiederzugeben. Ich versammelte also meine Begleiter um mich, falls sie an die Gewalt appelliren sollten, und dann marschirten wir rasch und schweigsam zu der von meinem Kundschafter bekannt gegebenen Lagerstelle. Dort hatten wir die grosse Freude, Mabruki und Athmani auf dem Rasen liegend halb noch im Schlaf, nebst vier Sklaven — drei Weibern und einem Knaben — einzufangen, welch letztere an einem Baumstamm festgebunden waren, in dessen angenehmem Schatten die Renegaten ruhten. Als ich meinen Leuten mit lauter Stimme befahl, die Taue zu durchschneiden, womit die Sklaven zu-

sammengebunden waren (den armen Geschöpfen waren die Köpfe durch eine Art von hölzernem Halseisen gesteckt und dies an dem Baum festgebunden), sprangen Mabruki und Athmani vor Erstaunen und Wuth empor und der erstere ergriff seine Flinte, als ob er mich erschiessen wollte; aber ich glaube, ein Blick auf meine wohlbewaffneten Begleiter legte ihm Zurückhaltung auf, sodass er statt dessen in ärgerliche Schimpfreden ausbrach. „Sieh her, Mabruki", rief ich, „wenn du weiter so sprichst, lasse ich dich an diesen Baum binden und dir eine weidliche Tracht Prügel aufzählen. Ihr seid Unterthanen des Sultan von Sansibar und als solchen ist es euch verboten mit Sklaven zu handeln. Ich habe vollständig das Recht dazu, diese Leute zu befreien, und noch mehr, ich müsste, wenn ich meiner vollen Pflicht nachkommen wollte, euch in Eisen legen und bei meiner Rückkehr nach Sansibar dem Gericht übergeben; aber weil ich zurück zum Kilima-Ndjaro gehe, so passt mir das nicht, deshalb will ich euch für diesmal freilassen, weil früher oder später die Strafe euch doch ereilen wird." Nunmehr änderte er seine Sprache, fing an mir zu schmeicheln und betheuerte, dass die Sklaven nicht ihm, sondern Mandara gehörten, und ihre Wegnahme Mandara zu meinem bittersten Feinde machen würde. Ich beachtete dies jedoch nicht weiter, sondern brachte die Sklaven nach meinem Lager. Als wir diesen Platz erreicht hatten, verhörte ich sie und erfuhr, sie seien Leute aus Marangu, von Mandara im Kriege gefangen genommen und billig an Mabruki verkauft, welcher sie an der Küste für seine Rechnung verkaufen wolle nebst einer grossen Zahl anderer Sklaven, welche er im Auftrage von Mandara losschlagen solle. Diese letztern hatten Taweta unter dem Befehl eines der Suaheli von Mandara in früher Morgendämmerung verlassen, und Mabruki, der eigentliche Anführer der Karavane, wollte sie gegen Mittag wieder einholen. Nachdem ich dies in Erfahrung gebracht hatte, liess ich den Sklaven die Fesseln abnehmen und sagte ihnen, sie seien frei und könnten gehen wohin sie wollten, wenn sie aber fürchteten ihren Räubern wieder in die Hände zu fallen, so möchten sie warten bis morgen und sich meiner Karavane nach Marangu anschliessen. Diesen Vor-

schlag nahmen sie freudig an, und als sie die Thatsache erst völlig begriffen hatten, dass ihnen ihre Freiheit wiedergegeben sei und dass sie sobald als möglich wieder nach ihrer Wohnung auf dem Berge zurückkehren sollten — denn diese Djagga-Leute haben gleich den alten Schweizern eine leidenschaftliche Zuneigung zu den Bergen und Thälern ihrer Heimat — brachen sie in lautes Entzücken aus, nannten mich „Ndofu" (Elefant) und „grosser Fürst" und „Vater" und, was weniger angenehm war, krochen nach der Sitte ihres Volkes zu meinen Füssen herum und spuckten mich beständig an, als Beweis der Achtung, die sie gegen mich hegten. Mabruki und Athmani kehrten zu Mandara's Dorf zurück, nicht ohne zu geloben, sie würden mit einer grossen Armee zurückkehren, um ihren Verlust zu rächen. Aber ich wusste, wie leer die Drohung sei, deshalb liess ich nur eine kleine Besatzung in meiner Stadt zurück und brach mit einer Begleitung von über vierzig Mann zum Kilima-Ndjaro auf, von denen einige Lasten trugen, andere als Wächter fungirten, denn so ganz sicher waren wir nicht, dass nicht irgendwo sich Feinde zeigen möchten, um unser Vordringen zu bekämpfen; ich war aber diesmal entschlossen, mein Ziel wenn nöthig mit Gewalt zu erreichen.

Nach einem langen Tagesmarsche wurde das Gebiet von Marangu erreicht. Die südliche Grenze desselben wurde höchst eigenthümlicherweise durch ein fast unübersteigliches Bollwerk gebildet, solange nämlich ein bewaffneter Gegner es vertheidigte. Ein reissender Fluss, welcher zwischen steilen Felswänden herunterfloss, trennte Marangu von der umliegenden Wildniss. Als wir am Rande dieser Schlucht ankamen und nach der gegenüberliegenden Seite hinübersahen, schien uns der Uebergang von Vögeln allein ausführbar zu sein; aber unter der Führung und mit Hülfe der Wamarangu, welche uns entgegengekommen waren, gelang es uns über diese seltsame Schlucht zu kommen. Wir wurden zuerst eine nackte 6 m hohe Felswand heruntergelassen, indem wir uns an den starken Ranken der Schlingpflanzen festhielten, und dann von den Armen kräftiger Eingeborener in Empfang genommen, welche bis über die Knie in dem rauschenden Wasser am

Fusse dieser Klippen standen. Zwei Mann trugen mich nach dem jenseitigen Ufer, hatten aber genug, nicht gerade mit meinem Gewicht, sondern mit der Strömung zu schaffen, durch welche sie beinahe den festen Halt verloren und wir alle weggewaschen worden wären. Glücklicherweise war die Klippe gegenüber nicht so steil und bot wenigstens einige Fuss breit freien Platz zum Landen. Ich blieb hier stehen, um den sichern Abstieg meiner Leute und Güter an der jenseitigen Felswand bis zum Wasser zu überwachen, und als die schwierige Stelle von allen glücklich überwunden war, begann ich die Steilwand hinter mir zu erklettern, was mir ohne weitere Hülfe als von den freundlichen Zweigen gelang, welche der Wald von oben mir entgegenstreckte. Als das Klettern vorüber war, sah ich mich von schwarzen wohlbewaffneten, sich aber ganz friedlich betragenden Eingeborenen umgeben, und unter ihrer Führung setzte ich meine Reise aufwärts auf einem schmalen schlüpfrigen Pfade fort, bis ich am Stadtthore anlangte.

Stadtthor ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Es ist eher ein Landesthor als ein Stadtthor. In ganz Djagga, unter welchem Namen man die bebaute Gegend des Kilima-Ndjaro versteht, kommt so etwas wie eine Ansammlung von Wohnungen nicht vor, die man nach unserm Sinn des Wortes eine Stadt oder ein Dorf nennen würde. Jede Familie lebt gesondert in ihren zwei oder drei Häusern für Männer, Frauen und Thiere, mitten in Anpflanzungen und Gärten, sodass noch viel Raum ringsum übrigbleibt, wohin sie sich ausdehnen können. Dann aber kann auch wiederum jeder besondere Djagga-Staat als eine ungeheuer ausgebreitete Stadt, eine grosse Hauptstadt von Hütten und Gärten angesehen werden, welche nach allen Richtungen hin gleichmässig bewohnt und angebaut ist. Dieses kleine Gebiet ist nun mehr oder weniger vollständig von natürlichen Vertheidigungsmitteln umgeben — der Gürtel von Schluchten und Felsklippen hat gerade den Staat gründen helfen, indem er den Einwohnern Sicherheit gewährte —, aber ein leichter Zugang ist fast überall von der Natur offen gelassen, und dieser ist deshalb von Menschenhand stark befestigt. Infolge davon haben fast

alle diese kleinen Djagga-Staaten ihr „Eingangsthor", welches jederzeit stark bewacht, oft aber zur Erhebung eines Eingangszolls benutzt wird. Da ich jedoch ein hochangesehener Gast ihres Königs war, so erhoben die Wächter an der andern Seite von mir kein „Thorgeld", sondern luden mich herzlichst ein, frei einzutreten. Trotz ihres freundlichen Entgegenkommens war das jedoch nicht leicht auszuführen. Die Oeffnung, durch welche ich hindurchgehen sollte, war ein dreieckiger Schlitz oder Tunnel von kaum 1 m Höhe und Breite, aber 2 m Länge. Durch denselben musste ich vorsichtig hindurchkriechen und betrat also Marangu in der Haltung des „Erbfeindes" unserer Rasse, welcher für seinen Sündenfall die Strafe erleidet. Weil damit jedoch keine Erniedrigung in den Augen der Eingeborenen verbunden war, und König wie Bauer die Umwallung in derselben Weise beim Eintritt und Austritt passiren musste, so nahm auch ich das Hinderniss mit gutem Humor, raffte mich wieder auf, stäubte meine Kleider ab und lächelte allen freundlich zu. Das Lächeln wurde vielerseits mit breitem Grinsen erwidert, ohne dass jedoch ein Wort zum Gruss über ihre Lippen kam. Sie sassen einfach auf ihren Hacken und stierten mich an. Keiner von ihnen, mit Ausnahme meiner Führer, hatte jemals einen weissen Mann gesehen, und sie mussten das Wunderthier doch erst mit den Augen gemustert haben, bevor sie sich in nachdrücklichen Worten Luft machen konnten. Ich war jedoch nicht so schweigsam, sondern richtete einige freundliche Worte in der Kidjagga-Sprache an die vordersten Leute. Ein Ruf der Ueberraschung liess sich hören: „Amanja mateta haru!" (Er versteht unsere Sprache!) schrien sie, und mit einem male waren wir gute Freunde. Ich kann nicht Worte dafür finden, welche Genugthuung dies mir bereitete. Hier waren vielleicht 400 Wilde versammelt, alle wohlbewaffnet — kurz gesagt, fast die ganze streitbare Mannschaft des Landes war zugegen und etwa 200 von ihnen waren, so ungereimt es auch klingen mag, mit Snidergewehren bewaffnet, welche einstens Eigenthum der britischen Regierung gewesen waren. Sie hatten dieselben vor einiger Zeit von einem Suaheli-Händler erworben, welcher von Thomson's Leuten und andern

entlassenen Expeditionen an der Küste Flinten gekauft und sie in Marangu gegen Elfenbein umgetauscht hatte. So tapfer meine vierzig Begleiter auch gefochten haben würden, so wären wir doch unvermeidlich in diesen engen Felspässen bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden, wenn die Eingeborenen vorgezogen hätten, für ihre alten Streitigkeiten mit Mandara an uns Rache zu nehmen, zumal ich nach ihrer Ansicht noch neulich thätigen Antheil daran genommen hatte. Glücklicherweise hatten sie nicht solche böse Absichten, und ich setzte solches Vertrauen in die naive Bewunderung und Ehrfurcht, mit welcher ich angestaunt wurde, dass ich unbewaffnet umherstreifte und meine Leute sich nach allen Richtungen zerstreuen liess. Ich fragte nach dem Sultan, hörte aber, dass er zum Besuch bei seinem Onkel in Kiboscho verweile und erst am nächsten Tage zurückkehren werde. Sein Bruder jedoch, ein stolzaussehender hübscher Bursche, mit antik ägyptischen Zügen im Gesicht und von hellerer Hautfarbe, wurde mir gezeigt, und ich ersuchte ihn, mir einen Lagerplatz anzuweisen, weil die Nacht heranrücke. Er beauftragte einen Krieger voranzugehen, dann stiegen wir etwa eine halbe Stunde bergan, und machten schliesslich auf einem grünen Platze im Dorfe halt — einem weichen ausgedehnten Rasenplatz, durch den ein Bach fliessenden Wassers strömte. Die Mutter des Sultans, eine Frau in mittlern Jahren, kam uns zu begrüssen und brachte als Geschenk zum Willkommen eine grosse feiste Ziege, welche sofort geschlachtet, aufgebrochen und unter meine hungerigen Begleiter vertheilt wurde; ein schönes Lendenstück nebst Nieren wurde für mich gebraten.

Am nächsten Morgen sandte die würdige Mutter des regierenden Königs eine Schale mit köstlicher frischer Milch, auch empfing ich viele Besuche von seiten der Vornehmen des Ortes, konnte dieselben aber nicht vorlassen, bis meine Toilette in Ordnung gebracht war, so wenig dies auch im Stillen vollbracht werden konnte, weil viele ihre Köpfe unter der Leinwand des Zeltes durchsteckten und mit grösstem Interesse mich im Bade beobachteten. Sobald ich mich angezogen hatte, schickte ich meine Leute an die Arbeit, liess

sie Zweige abhauen und eine nothwendige Hecke um Zelt und Küche anlegen, sonst würde das Gedränge der Eingeborenen jeden Winkel erfüllt haben. Darauf ging ich draussen spazieren, um Marangu in der frischen Morgenluft zu sehen und verschiedene Höflichkeitsbesuche abzustatten. Zuerst erschien ich bei der Mutter des Sultans, um ihr herzlich für die übersandten Geschenke von Fleisch und Milch zu danken. Diese Dame empfing mich in einer geräumigen Wohnung unter einer Art offenem Schuppen, in welchem rundherum Sitze angebracht und eine schöne weisse Ochsenhaut ganz niedlich über den Boden ausgebreitet war. Die Mutter des Sultans ergriff meine beiden Hände und sah mir scharf in die Augen. Kiongwe belehrte mich mit leiser Stimme, ich möchte dieses Gottesgericht ohne Flimmern ertragen und um keinen Preis die Augen von der Sultanin abwenden. Infolge dessen starrte ich sie so fest an, dass sie gezwungen wurde, ihre Augen niederzuschlagen, worauf sie sich zu ihren Begleitern wandte und erklärte, dass sie durchaus mit mir zufrieden sei. Darauf wurde ich ersucht, neben ihr auf der weissen Ochsenhaut Platz zu nehmen. Nachdem dies geschehen war, folgte ein kurzes und verlegenes Schweigen bis die Königinmutter es brach und etwas zaudernd gegen Kiongwe den Wunsch ausdrückte, dass sie grosses Verlangen hätte, die Farbe meiner Beine zu sehen. Als ich von dieser Bitte hörte, war mein erster Gedanke, ihr dieselbe auszureden, indem ich ihr erklärte, wie langweilig es sein würde, meine langen Jagdgamaschen aufzuknöpfen und auszuziehen; als ich aber ihre Enttäuschung bemerkte, willigte ich soweit ein, dass ich meine Knieschnallen öffnete und den obern Theil meines Schienbeins entblösste. Aber laut waren jetzt die Rufe vieler Zuschauer und tief die Verwunderung der Königinmutter, als sie eine so weisse Haut entdeckten. „Sie sieht aus wie Zeug, welches mit Seife von der Küste gewaschen ist“, rief sie aus und fügte dann mit anerkennenswerthem Scharfsinn hinzu: „Ich weiss, warum seine Haut so blass ist: er hält sie immer bedeckt. Wir zeigen alles der Sonne.“ Das war freilich im strengsten Sinne wahr, denn nicht allein die Königinmutter, sondern die meisten Damen dieses afrika-

nischen Hofes waren wirklich aller Kleidung so ledig, wie es nur angehen konnte, indem sie sich höchstens mit einigen Perlenhalsbändern und eisernen Armspangen zu bedecken versuchten. Darauf gingen wir in einer langen Reihe hintereinander nach der Residenz des Sultans, deren Eigenthümer zeitweilig abwesend war. Hier war jedoch viel mehr bildende Kunst entfaltet als in Moschi. Zuerst eine solide Mauer oder steinerne Umwallung; dann die kleinern Räume durch nette, ausserordentlich nette Hecken wohlbeschnittener Drachenbäume voneinander getrennt, und zuletzt starke Zäune von breiten Planken umgelegt, um die verschiedenen Räume der Alfresco-Residenz des Sultans abzutheilen und voneinander abzuschliessen. Diese Breter waren nicht gesägt, sondern zunächst einfach gespalten und dann durch leichtes Behauen mit einer kleinen Axt glatt gemacht, bis sie überall gleiche Dicke hatten. Die Planken waren aneinander befestigt, durch starke Lederstränge, welche durch eingebohrte Löcher hindurchführten.

Die nachstehende Belehrung über die Erbfolgegesetze in diesem Theil von Djagga verdanke ich der Königinmutter. Weder der älteste noch der jüngste Sohn folgt seinem Vater als regierender Fürst, sondern gewöhnlich der zweite oder dritte, weil dieses glücklich gestellte Individuum aus Gründen, welche zu verwickelt sind, um hier angeführt zu werden, gewöhnlich den grössern Theil des Vermögens des frühern Regenten erhält und von den Aeltesten der Nation deshalb zum Nachfolger gewählt wird, weil man seiner Freigebigkeit sich versichert hält. Somiriali, der jetzige Sultan von Marangu, ist ein ganz junger Mann und besitzt 50 Weiber.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in diesem Lande kehrte der Sultan von seinem Ausfluge zurück, und ich ging früh am Morgen ihn zu besuchen. Nachdem ich einige Minuten in einem Haufen von Kriegern gewartet hatte, erschien endlich ein dünner, schmächtig aussehender junger Mann und kam schüchtern einige Schritte auf mich zu. Er ergriff meine Hand und ich schüttelte die seinige kräftig. Dann trat eine Verlegenheitspause ein, und nachdem wir uns nichtssagend zugelächelt hatten, rief Mauki, einer von den Leuten des Sul-

tans, mir von dem Haufen her zu, ich sollte mich lieber zurückziehen und den Sultan später in seinem Hause besuchen. Demgemäss erschien ich später in der Residenz des Sultans und sah ihn dort in einem engen, niedrigen, kleinen Zimmer, seinem Schlafgemach, sitzen und mit gespannter Unruhe auf seine Geschenke wartend. Ohne Rast schaute er zu, wenn eine Zimbüchse geöffnet wurde, und so oft etwas Neues zum Vorschein kam, fragte er: „Was sonst noch, was sonst noch?“ Der Leierkasten fand einige Gnade vor seinen Augen, er drehte aber die Kurbel immer stossweise. Zeuge und Tücher sah er kaum an, und die bunten Bilder, welche dem ästhetisch gebildeten Mandara soviel Vergnügen bereitet hatten, wurden mit Verdacht und Mistrauen entgegengenommen, als steckten sie voll Zauberei. Nach vielen Worten und schönen Versprechungen, welche alle keinen grossen Eindruck auf den unaufmerksamen jungen Mann machten, der sich entschieden mehr um die Schmarotzer, welche seinen Körper heimsuchten, als um die von der Freundschaft des weissen Mannes zu erwartenden Vortheile bekümmerte, zogen wir uns zurück und verabschiedeten uns; aber kurz darauf folgte der Sultan mir auf dem Fusse nach und erschien im Lager, als ich mich in aller Ruhe zum Frühstück niedersetzen wollte. Ich fing an mich über ihn zu ärgern, besonders weil er in mein schmuckes Zelt trat und mit seiner fettigen Farbe und sonstigem Schmutz sich auf mein sauberes Bett setzte. Jetzt eröffneten sich mir neue Schwierigkeiten. Ich wünschte in Wirklichkeit nichts weiter als durch das Land dieses Mannes hindurchzugehen und für die obern Regionen Führer zu erhalten, und wünschte ferner, dass seine Leute mich begleiteten, damit sie ihren Verbündeten, den kriegerischen Wakiboscho, die Veränderung in meiner Stellung erklärten, und dass ich jetzt mit dem Fürsten von Marangu Freundschaft geschlossen hätte, welcher ja einer der vornehmsten Führer in dem Bunde gegen Mandara sei.

Der König sah im Gegentheil meine Ankunft in seinem Lande als eine ausgezeichnet günstige Gelegenheit zu Erpressungen an und wünschte, dass ich für immer an seinem Hofe mich aufhalten möchte, damit der Strom meiner Reich-

thümer mehr in seine Schatzkammer als in die seiner Nachbarn sich ergösse. Darum musste ich zunächst dem Sultan von Marangu meine schliessliche Absicht, nach Taweta zurückzukehren, verbergen, und frischweg alles versprechen, um ihn in guter Stimmung zu erhalten und Führer von ihm zu bekommen, mit welchen ich nach den Schneespitzen aufbrechen könnte. Aus demselben Grunde musste ich meinen Widerwillen über seinen schmutzigen Besuch niederkämpfen und zu seinen dringlichen Gelüsten nach meinen geschlossenen Dosen freundlich lächeln. Einmal ergriff er plötzlich meinen geladenen Revolver, der am Zeltpfosten hing, und bevor ich es hindern konnte, feuerte er jeden Schuss aufs gerathewohl ab, wobei er mich um Haaresbreite fehlte, glücklicherweise aber niemand verletzte. Dann wollte er meinen Ueberzieher haben und ihn anprobiren, und versuchte in der That, mit ihm davonzulaufen, bis ich ihn mit Gewalt festhielt. Zuletzt setzte er sich ruhiger nieder und begab sich daran, seine Forderungen zu formuliren, welche ich durch einen besondern Boten an Sir John Kirk in Sansibar senden und dabei einfliessen lassen solle, dass ich bis zur Ankunft der Güter als Pfand zurückbleiben müsse. Ich dagegen verlangte, dass er mich inzwischen auf den Berg senden müsse. Er willigte ein und nun erlaubte ich ihm, seiner gierigen Phantasie nach Herzenslust die Zügel schiessen zu lassen. „Sieh", sagte er, „du musst mir dies Bett geben" (wobei er mit seinen Tatzen auf mein schönes, reines, weisses Lager klopfte). „Ja wohl", erwiderte ich, „wenn ich vom Berge zurückkomme." „Und diesen Stuhl?" „Ja, und den Tisch auch." „Ja, das ist gut, jetzt nimm Karatassi (Papier) und schreibe alles nieder, was der Balosa (Sir John Kirk) mir von der Küste senden soll." (Ich zog also ein Blatt Notizpapier hervor, nebst einer Feder und that als ob ich schriebe.) „Zuerst wünsche ich dreissig Fass Pulver." „Ja wohl", antwortete ich, in freundlichster Nachgiebigkeit und schrieb ganz geschäftig. „Sodann 100 Bunduki Sne-ider (Snidergewehre) und 100 Bundukisa fataki (Vorderlader) und 1000 Wiassi (Patronen) für die Bunduki Sne-ider, und eine grosse Kinanda (Orgel), wie die Araber haben, und eine kleine Schachtel, wie diese (mein

Essgeschirr) und einen Tisch und ein Haus von Zeug (Zelt), und 30 Traglasten grosser rother Perlen, und 30 Lasten schöne blaue Perlen, und 50 Traglasten Merikani und Soruali (Hosen, ein handgreifliches Bedürfniss)" u. s. w. Hier hielt er inne, um nachzudenken, ob ihm noch etwas einfiele, aber Kiongwe, wüthend über seine Habgier, konnte nicht länger an sich halten und sagte zu mir in gebrochenem Englisch: „Dieser Mensch ist vom Teufel besessen." Der Sultan spitzte die Ohren und fragte argwöhnisch: „Was sagt er da? Kitugani Teufel? (Was ist das, Teufel?") „Oh", erwiderte ich mit vieler Geistesgegenwart, „eine Art Rock wie dieser, indem ich auf mein Jacket zeigte." „Sehr gut, sehr gut", antwortete er, „schreibe dies noch dazu, zwei Teufel." Natürlich stellte ich mich so, ersuchte dann aber den Sultan noch einmal, mir für den nächsten Morgen Führer zu geben. Weil seine Gier nun durch die verschwenderischen Versprechungen gestillt war, so willigte er ein, nahm zu meiner grossen Befriedigung seine unsaubern Kleidungsstücke zusammen und verliess mein Zelt.

Darauf wurde es ausgemacht, dass wir am folgenden Tage zur zweiten Besteigung des Kilima-Ndjaro aufbrechen sollten.

DREIZEHNTES KAPITEL.

DIE ZWEITE BESTEIGUNG.

Nachdem die Eingeborenen zur Feier der Rückkehr ihres Häuptlings die Nacht hindurch kräftig getanzt und noch kräftiger geschrien, uns aber dadurch die Nachtruhe verdorben hatten, fing ich frühmorgens an zu packen und die zweite Besteigung des Berges vorzubereiten. Es war sehr heiss an diesem Morgen, und durch die Anstrengung und das Geschrei bei der Vertheilung der Traglasten und der Austheilung von „Poscho“ zur Anschaffung von Lebensmitteln fühlte ich mich ganz erschöpft. Die Beschaffung der Führer vom Sultan machte noch viele Schwierigkeiten, und erst als ich entschlossen war, mit ihnen oder ohne sie abzumarschiren, gab er nach und schickte mir vier Mann, eine wahre Räuberbande von Schreihälsen. Sie schrien und zankten gleich mit mir über die Menge Zeug, welche ihnen dafür zukäme, sodass ich zuletzt kurz angebunden zwei von ihnen zurücksandte. Erst um $12^1/_2$ Uhr brachen wir auf und verliessen ohne viel Bedauern das Gebiet der Residenz des Königs. Nachdem wir über einen schönen Fluss gesetzt und eine lachende fruchtbare Landschaft passirt hatten, fingen wir an uns etwa 600 m über die Höhenlage von Marangu zu erheben, indem wir durch schmale Lichtungen von Drachenbäumen und an blühenden Bananenhainen vorbei bis zu einer Höhe von 1700 m emporstiegen. Ungefähr 100 m weiter hörte das cultivirte Land auf; wir traten auf die Heide hin-

aus mit ihren zahlreichen Grasplätzen und strömenden Wasserläufen, und lagerten uns endlich für die Nacht neben einem lieblichen, von Farrn bekränzten Bach in 2000 m Höhe, bis wohin der Aufstieg ein ganz allmählicher gewesen war.

Am folgenden Morgen verliessen wir unsern Lagerplatz um $7^1/_2$ Uhr und wanderten mit gelegentlichen Ruhepausen etwa zwei Stunden weit, bis wir an einen dichten Wald in einer Höhe von 2130 m kamen. Hier wurde angehalten und gefrühstückt. Die Landschaft bot fast denselben Anblick wie auf der Moschi-Route, welche ich im elften Kapitel beschrieben habe. Kurze knorrige Bäume, ein mit Moosen und Farrn bedecktes Hochland voll schmarotzender Begonien, welche süssduftende weisse Blumen trugen; viele Baumfarrn, dagegen selten ein Zeichen thierischen Lebens, ausser gelegentlichen Spuren von Elefanten oder den zerstreuten Federn eines Turaco oder Helmvogels, dunkelblau mit rothen Spitzen. Um $11^1/_2$ Uhr wurde wieder aufgebrochen und bis 3 Uhr durchmarschirt. Wir hatten um diese Zeit eine Höhe von 2800 m erreicht und waren eine Zeit lang durch waldloses Gebiet gegangen, welches nur mit reinem Grase bedeckt war. Bei unserer Lagerstelle fanden wir dagegen wieder Wald vor und zu unserm Glück auch fliessendes Wasser. Es wurde überhaupt auf dem Wege zwischen Marangu und der Bergeshöhe viel reichlicher Wasser vorgefunden als auf dem Wege von Moschi aufwärts. Ich fand an diesem Orte ein kleines Chamäleon und einige Käfer. Am andern Morgen verliessen wir das Lager um 8 Uhr, marschirten in östlicher Richtung etwa zwei Stunden und suchten nach einer guten Stelle für eine längere Niederlassung, welche am Wasser und nicht zu hoch liegen musste, damit meine zitternden Begleiter nicht unnöthig von Kälte zu leiden hätten. Ich wählte eine herrliche Stelle auf einem Grashügel aus, welcher sich über dem östlich vom Kimawensi entspringenden Fluss Kilema erhebt. Der Platz lag in reichlich 3000 m Höhe. In der Luftlinie gemessen war er vom Kimawensi 6,5 km, vom Kibo 11 km entfernt.

Sobald meine Wahl getroffen war, gingen die Leute, um ja keine Zeit zu verlieren, sofort an die Arbeit, die riesigen Ericas (Heiden) abzuhauen, ihre Stämme zu Hauspfählen, die

trockene Heide zum Dach zu benutzen, während das den Boden bedeckende grobe Gras ausgerupft und auch zum Eindecken der Hütten und zur Ausfütterung von Schlafstellen benutzt wurde. Diese Arbeit ging ihnen mit solcher Raschheit von der Hand, dass die Leute noch vor Anbruch der Nacht funfzehn einladende Hütten nahezu vollendet und ausserdem für mich eine Art von Küche fertig gestellt hatten. Als mein Quartier benutzte ich das Zelt, weil ich die Heidehütten noch nicht für ganz regendicht halten mochte. Sie mussten in dieser Nacht eine harte Probe bestehen.

Ich hatte am Abend frühzeitig mein Lager aufgesucht, weil ich mir durch einen Fall auf den scharfen Steinen eines Giessbaches eine starke Verletzung des Knies zugezogen hatte; aber durch die Zeltthür konnte ich Wolken voll schlimmer Vorbedeutung über die obern Abhänge des von ihnen verdeckten Berges rollen sehen. Früh in der Nacht liess sich grollender Donner hören, untermischt mit dem hellen Aufleuchten der Blitze, welche die unheilvolle düstere Finsterniss erhellten. Dicke Wassertropfen, im Aufschlagen Kugeln gleichend, fielen einzeln auf die straffgespannte Zeltdecke. Dann brach plötzlich ein Donnerschlag, so betäubend laut, dass die Ohren einen Augenblick völlig taub waren, aus der Sturmwolke gerade über unsern Köpfen hervor und erfüllte alle Schluchten und Thäler der Bergwand mit lautem Widerhall. Blitz auf Blitz erleuchtete die ganze Gegend mit augenblicklichem Glanze und dann gingen die ersten vereinzelten Regentropfen in einen triefenden Landregen über. Meine beiden persönlichen Diener und meinen Koch rief ich in mein Zelt, welches glücklicherweise wasserdicht war, und sie krochen dankbar in einen Klumpen am Boden zusammen, bis das Unwetter aufhörte.

Am andern Morgen sah das Wetter im wohlthuenden Gegensatz schön und lachend aus. Der Himmel war wolkenleer und heiter, die beiden Schneespitzen deutlich zu sehen, und so mässig die Sonnenwärme in dieser Höhe auch war, so diente sie doch den Leuten wirksam zum Trocknen ihrer durchnässten Kleider. Den ganzen Tag nach diesem Unwetter besserten die Leute unablässig an ihren Hütten aus, beson-

ders die Dächer sorgfältig nachsehend, sodass, als ein zweiter Regenguss folgte, wir vergnügt wahrnehmen konnten, dass keine Feuchtigkeit in das Innere ihrer Wohnungen eindrang.

Als dies alles vollendet war, wurde die ganze Ansiedelung noch mit einer starken Hecke oder „Boma“ umgeben, als eine weise Vorsicht gegen mögliche Angriffe. Der rauschende Bach floss längs einer Seite unsers kleinen Dorfes hin, und das einzige Eingangs- und Ausgangsthor war so angelegt, dass es leicht versperrt und unzugänglich gemacht werden konnte.

Der mir zugehörige Theil des Lagers war durch ein starkes Gitter von dem übrigen abgetrennt und sollte im Falle eines Angriffs als Citadelle und letzte Zuflucht vor den Belagerern dienen. Wir waren ja eben noch im Zweifel über das Benehmen unserer alten Feinde von Kiboscho und hielten es für gerathen, uns auf das Schlimmste gefasst zu machen. Wir waren kaum mit diesen Vorbereitungen fertig, als eines Morgens in der Frühe meine Leute hereingerannt kamen, um die Annäherung eines Trupps verdächtig aussehender Wilder zu melden. Es waren die Wakiboscho, wie jedermann sicher vorausfühlte, und darum machten alle stillschweigend sich fertig, das Lager zu vertheidigen, falls jene Wilden beabsichtigten zu fechten. Bald erschienen die vordersten Leute derselben auf dem ansteigenden Hügel im Westen des Lagers, pflanzten ihre Speere in den Boden und setzten sich nieder, um mit uns zu sprechen. Mit Kiongwe und einem der Marangu-Führer humpelte ich (denn mein verletztes Knie schmerzte mich noch) bis auf zehn Schritte an die Wakiboscho heran. „Kommt ihr als Freunde oder als Feinde?“ fragte ich. „Mbuia, mbuia!“ (Freunde, Freunde!) antworteten sie rasch und kamen dann den Abhang herunter gerannt, um uns die Hände zu schütteln. Darauf erzählten sie uns, dass sie gehört hätten, der weisse Mann, der bisher in Moschi lebte, habe Mandara verlassen und wolle jetzt in Frieden hoch oben auf dem Kilima-Ndjaro wohnen, und dass das Volk von Kiboscho sehr gern Freundschaft mit ihm schliessen und Handel treiben wolle, dass es aber aus Furcht, er möchte noch Bitterkeit gegen sie im Herzen haben, seine

Krieger vorausgesandt habe, um die Gesinnungen des weissen Mannes zu erforschen. Ich beeilte mich, auf diese Aussage eine freundliche Antwort zu geben, und bat die Kiboscho-Krieger, ihren im Busch wartenden Mitbürgern zu melden, dass sie nur kommen und furchtlos mit mir handeln möchten, es solle ihnen gut zugemessen werden für alles was sie uns verkauften. Darauf tauschten die Soldaten und ich Geschenke aus und dann gingen die erstern hinweg, ihre Landsleute zu rufen. Die Wakiboscho-Marktleute kamen gegen Mittag und brachten Lebensmittel zum Verkauf, gut und billig, sodass jetzt alle Sorge um den Unterhalt meiner Gesellschaft vorbei war.

Ich konnte nicht umhin, den Unternehmungsgeist zu bewundern, welchen diese Leute an den Tag legten, indem sie ihre Waaren einen 12—15 km weiten Weg herbrachten, um sie an jemand zu verkaufen, den sie wenige Tage zuvor für einen gefährlichen Zauberer gehalten hatten. Ich stand bald auf ausgezeichnetem Fusse mit denselben Wakiboscho, welche ich in vergangenen Tagen als meine bittersten Feinde angesehen und wiederholt durch mein Feuerwerk und meinen Theodoliten in Erstaunen gesetzt und angeführt hatte.

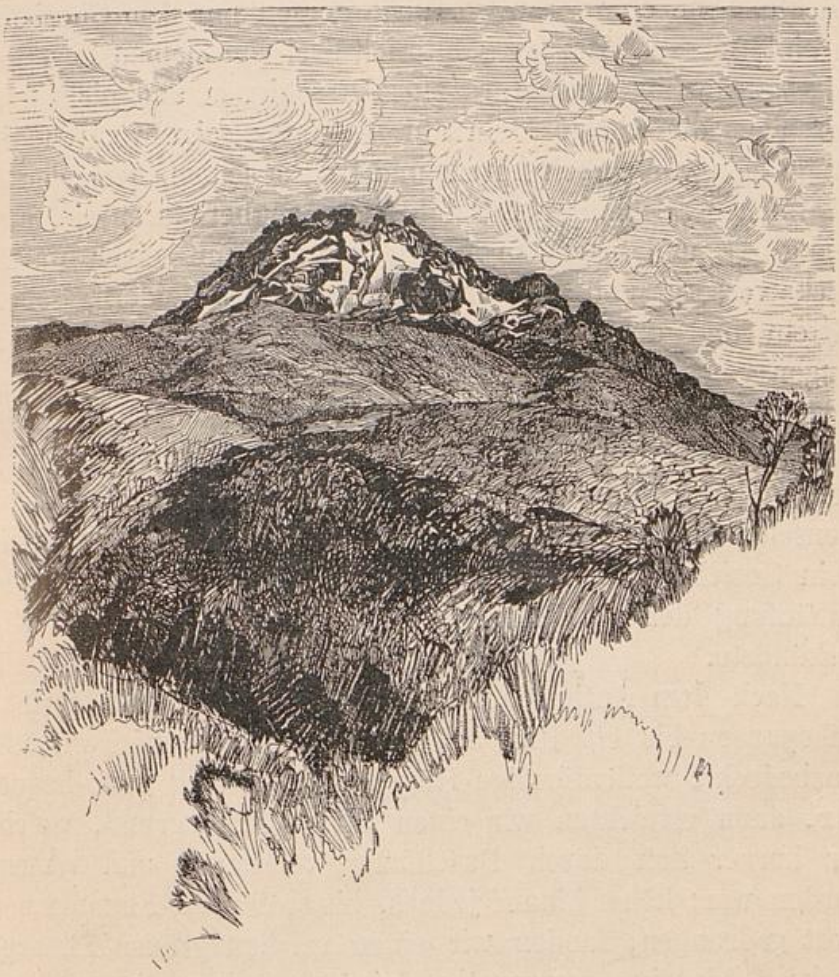
Nun wir Freundschaft geschlossen hatten, gab es manche Plauderstunde mit ihnen, und ich bot ihnen an, ihr Land und ihren Fürsten zu besuchen, welcher der Onkel des Fürsten von Marangu ist; aber diesen letztern Vorschlag zauderten sie anzunehmen. Ihr Sultan hätte ihnen erlaubt mit mir zu handeln und er wünsche auch mit dem weissen Mann in Frieden zu verbleiben, aber ihn zu sehen! — „Nein, er sei zu unzweifelhaft ein Zauberer!“ Der Fürst von Kiboscho sei ein alter Mann und es würde leicht sein, ihn zu bezaubern, darum wäre es im ganzen besser für beide Theile, wenn sie getrennt blieben. Ich bestand nicht darauf, weil meine einzige Sorge, in den kalten Gegenden in der Nähe des Schnees meine Sammlungen zu vervollständigen, mir weitere Verwickelungen mit den Eingeborenen nach all dem Aufenthalt und den Schwierigkeiten in Moschi und Marangu zuzuziehen nicht als wünschenswerth erscheinen liess. An jedem Tage während meines Aufenthalts in dieser grossen Höhe kamen die Wakiboscho

zu Markte, indem sie meckernde Ziegen, prächtige Trauben, reifende Bananen, süsse Kartoffeln, Honig und Taback mitbrachten, und als sie gar erst von meinen besondern Liebhabereien hörten, fingen sie Thiere für meine Sammlungen und brachten mir quiekende, widerspenstige Klippschliefer, welche sie zur Sicherheit an gabelförmige Zweige gebunden hatten. Viele dieser kleinen Thiere waren fast gar nicht zu zähmen; doch hielt ich einige Junge am Leben, bis ich nach Taweta zurückkehrte, aber als ich die Ebene erreichte, siechten sie hinweg und starben.

Der Unfall an meiner Kniescheibe zwang mich, einige Tage in unfreiwilliger Unthätigkeit hinzubringen; sobald ich aber wieder gehen konnte, begannen auch meine Streifzüge den Berg hinauf. Mein erster Ausflug galt dem Fusse des Kimawensi, der kleinern der beiden Spitzen. Der furchtbare Orkan jedoch, welcher um die zackigen Lavarücken toste, hinderte mich die Besteigung fortzusetzen, obgleich möglicherweise die Erreichung des Gipfels vielleicht gar nicht ausführbar ist, weil man fast gar keinen festen Fuss fassen kann. Die Menge des Schnees auf dem Kimawensi ist stetem Wechsel unterworfen. Zuweilen ist der ganze Pic bedeckt bis zu dem Felsgrat am Fuss herunter, sodass blos die scharfen Nadeln schwarz aus dem weissen Schneemantel herausragen. Zu andern Zeiten ist der Schnee bis auf unbedeutende Spuren verschwunden und der röthliche Sand, welcher die Spalten und Löcher zwischen den Lavafeldern ausfüllt, liegt frei vor Augen da. Dieser Uebergang von einer fast vollständigen Schneehaube bis zu fast völligem Mangel an Schnee vollzieht sich häufig innerhalb zwölf Stunden.

Während unsers ganzen Aufenthalts in diesen Gegenden, welcher den grössern Theil des October umfasste, waren wir beständig den heftigsten Gewittern ausgesetzt; das Wetter war in der That im allgemeinen abscheulich und wirkte höchst niederschlagend auf meine Leute. Obgleich die Dächer dieser hastig gebauten Hütten leidlich wasserdicht waren, so machte der beständig tröpfelnde Regen doch den Grund sumpfig, der vom Winde gejagte Nebel drang in jede Oeffnung und machte alles unangenehm feucht. Ganze Stunden lang waren wir

in dichten Nebel gehüllt, wodurch alles so düster aussah, dass meine Leute mich baten, meine Absicht, noch höher zu steigen, aufzugeben und nach dem sonnigen Taweta zurückzukehren. Aber diesen Wünschen konnte ich nicht nachgeben, bis ich nicht einen fernern Versuch gemacht hatte, den Schnee



Kimawensi.

und wenn möglich den Gipfel des Kibo zu erreichen. Ich begann deshalb meine Vorbereitungen zu einer längern Kletterreise auf den hochgipfeligen Dom zu treffen, welcher den Scheitel des Kilima-Ndjaro bezeichnet. Sollte dies mit Erfolg geschehen, so mussten wir wegen der zur Besteigung nothwendigen Zeit unterwegs Nachtquartier machen. Des-

halb konnte ich nicht allein gehen, sondern musste einige Begleiter mitnehmen, um mein nothwendiges Gepäck fortzuschaffen. Mein indischer Bedienter Wirapan erbot sich natürlich freiwillig; aber ich musste ihn zurücklassen, nicht allein weil er wegen starker Geschwüre am Beine dazu unfähig war, sondern auch weil ich das Lager nicht verlassen mochte, ohne eine verantwortliche Person mit dem Oberbefehl zu hinterlassen. Darum wählte ich drei von meinen Begleitern aus, welche flink und stark zu sein schienen und nicht feiger waren als die übrige Mehrzahl — unter feige verstehe ich, bange sein vor Unbekanntem und Ungesehenem, denn den gewöhnlichen afrikanischen Gefahren gegenüber waren sie tapfer genug — und nachdem ich jedermann mit einer warmen Decke versorgt und sie mit meinen eigenen Kleidern, Lebensmitteln und den Geräthen für Sammlungen und Beobachtungen versehen hatte, wartete ich nur noch bis die Morgennebel sich etwas verzogen. Nachdem wir sodann herzlichen Abschied von dem Rest der Karavane genommen hatten, welche auf mich und meine Begleiter als auf tollkühne Menschen herabsahen, die den Tod suchten, wandte ich mein Gesicht nach dem Viertel des Himmels, wo die dichte Anhäufung der Wolkenmassen die Nähe des grossen Kibo verkündete.

Nach dem Aufbruch um 9 Uhr stieg ich mit geringen Ruhepausen bis 1½ Uhr aufwärts. Zuerst kamen wir über grasbedeckte wellenförmige Hügel, wo der Weg ganz bequem war, dann erreichten wir einen Strich Heidegrund, welcher vor kurzer Zeit durch Buschfeuer verbrannt und versengt worden war; höher hinauf jedoch, bis wohin die Flamme noch nicht gedrungen, fanden wir einen reichen grünen Pflanzenwuchs. Niedrige, rosenrothe Iris[1] bedeckten in zahlloser Menge den Boden, hier und da glänzte ein lebhaft karmoisinrother Gladiolus[2] hell aus den Grasbüscheln hervor. In einer Höhe von 3850 m trafen wir einen kleinen, schönen Bach an, welcher Südsüdwest floss und weiter unten sich seinen Weg

[1] *Dierama pendula.*
[2] *Gladiolus Watsonioides.*

durch eine fürchterliche Schlucht bahnte, deren Seiten mit dichter Vegetation bewachsen und von den glänzenden rothblätterigen Schösslingen des Silberbaumes (*Protea Abyssinica*) ein heiteres Aussehen bekommen hatte. An der Stelle, wo wir über den Bach setzten, waren die Ufer geneigt, aber oberhalb der kleinen Furt fiel das Wasser in hübschen Fällen durch eine Spalte in der obern Felswand. An dieser Stelle hatte die benachbarte Landschaft viel von ihrer sonstigen Rauheit verloren. An der andern Seite des Baches war ein



Senecio Johnstoni.

Streifen ebenen, grünen Rasens, etwas zertreten von den Büffeln, welche hierher kamen, um zu trinken und zu spielen, und die kleine natürliche Wildbahn stark aufgerissen und beschmutzt hatten. Merkwürdig sitzende Disteln wuchsen hier, wol $1^1/_2$ m im Umfang, aber zum Geschlecht *Carduus* gehörend, auch eine ungewöhnliche Lobelia (*Lobelia Deckeni*), 90—120 cm hoch, mit einer weberdistelartigen Krone von weisslich grünen Deckblättern und glänzenden blauen Blüten. Andere bemerkenswerthe Pflanzen waren das liebliche *Cyno-*

glossum amplifolium mit reichen ultramarinblauen Blüten und eine ganz unbekannte, baumartige Pflanze, seitdem *Senecio Johnstoni* genannt, die in der Entfernung beinahe wie eine Banane aussah, in Wirklichkeit aber aus einem schlanken, schwarzen, weichen Baumstamme bestand, von 6—9 m Höhe, welcher oben von einer starken Krone breiter Blätter überragt wurde, aus welcher Bündel gelber Blüten seitwärts und nach oben herausschauten. Diese merkwürdige Composita wuchs zahlreich in dem Bette des Baches und ihr Stamm war äusserlich so zerrissen und so verrottet, dass ich sie trotz ihrer Höhe und ihres Umfangs mit einer Hand umwerfen konnte.

Stellen mit Kerbelpflanzen und andern schlanken Umbelliferen nebst Ballen glänzend grüner Moose hingen über dem Wasser, welches selber lieblich aussah in seiner absoluten Reinheit mit den kleinen Wellen und Schaumstreifen, die seinen eiligen Abfluss verriethen. In dieser Höhe von nahezu 4000 m fanden sich noch wohlgenährte Bienen und Wespen — ihre Anwesenheit kam ja lediglich auf Rechnung der lebhaften Farben der Blumenwelt —, und glänzende kleine Sonnenvögel sprangen von Busch zu Busch, um ihre Honigmahlzeiten einzusammeln.[1]

Als wir an der andern Seite des Quellenthals hinanstiegen, gelangten wir zu einigen seltsamen Blöcken oder abgeglätteten Felsmassen. Es waren unten kleine Höhlungen aus ihnen weggefressen, in welche ein Mann gerade hineinkriechen konnte. Ich trat in manche hinein, ohne etwas zu entdecken, was auf vergangene oder gegenwärtige thierische Thätigkeit schliessen liess. Die letzten Farrn[2], die ich bei meiner Besteigung des Kilima-Ndjaro sah, pflückte ich unter dem Schutzdach einer dieser Höhlen. Jenseits und um diese grossen Felslöcher wurde der Boden weich und sumpfig, weil drei oder vier kleine Quellen aus den Felsen hervorsprudelten; vielleicht rührte von ihrer Thätigkeit die Entstehung der

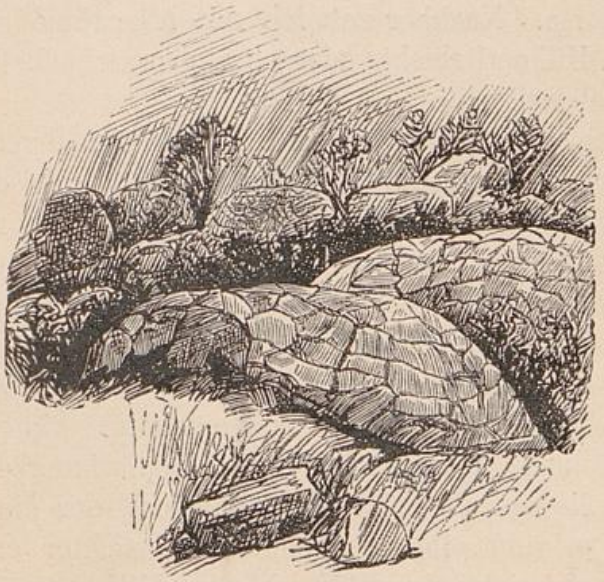
---

[1] Diese Thiere gehörten zwei neuen Arten an: *Nectarinia Johnstoni* und *Cinnysis mediocris* (vgl. 18. Kapitel: Vögel).

[2] *Aspidium aculeatum.*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kellerartigen Höhlungen her. Als ich mit der Hand eine kleine Pflanze sammt ihren Wurzeln ausreissen wollte, überraschte es mich, das Wasser warm zu finden. Zuerst hielt ich es für Täuschung und rief einen meiner Leute herbei; aber als er den gleichen Versuch machte, war auch er überrascht von der unerwarteten Wärme. Als ich nun mein Thermometer hervorholte, bestimmte ich die Temperatur des flüssigen Schlammes, denn anders konnte man den Inhalt des Loches nicht nennen, zu 33° C.



Merkwürdige Felsbildungen wie Schildkrötenschalen.

Den Bach hinansteigend sahen wir die Landschaft rauher werden. Pflanzenwuchs gab es nur noch an winzig kleinen Stellen, nachdem wir in mehr als 4000 m Höhe gekommen waren; der Boden war bedeckt mit mehr oder weniger dicken, sehr verwirrt durcheinanderliegenden drusenartigen Halbkugeln, die ohne bestimmte Richtung dalagen. Es waren Theile von Gesteindrusen, die aussahen wie ungeheuere Schildkrötenschalen (vgl. die Abbildung), welche durch Linien und Säume eine gewürfelte Oberfläche erhalten hatten. Es war nicht schwer über sie wegzuklettern, und wir benutzten sie als unregelmässige Treppenstufen zum Weitersteigen. In den Zwischenräumen wuchs Heidekraut von so üppigem Wachsthum,

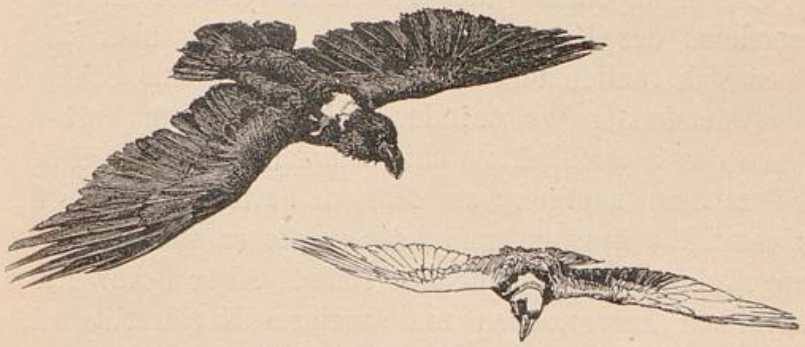
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass es wie grosse Gebüsche aussah, und glänzend gelbe Euryopsblüten erfüllten die vereinzelten Stellen blosser Erde, während gelegentlich meine Augen vor Vergnügen aufleuchteten, sobald sie Bündel rosenrother Strohblumen wahrnahmen, welche dort so dicht standen, dass sie einem blühenden Bouquet rosiger Blüten glichen. In der Höhe von 4180 m sah ich den letzten einheimischen Vogel, eine Art Steinschmätzer.[1] Er lebte in kleinen lustigen Flügen und zeigte eine solche Abwesenheit von Furcht, dass ich vor dem Schuss einige Schritte zurücktreten musste, damit ich mein Exemplar nicht zerschmetterte. Nachher sah ich mit Ausnahme eines hochsteigenden Hühnerhabichts oder eines grossschnäbeligen Raben keine Vögel weiter.

Als ich die Höhe von reichlich 4270 m erreichte, hielt ich wieder an, um eine Höhenbestimmung mit dem Siedepunkt zu machen und mich durch ein Frühstück zu stärken. Das Ergebniss meiner Messung war eine Höhe von 4306 m. Während des ganzen recht bequemen Aufstiegs litt ich nicht im geringsten an irgendwelchen Beschwerden oder an der sogenannten Bergkrankheit, während freilich meine drei Sansibarer sich langsam, keuchend und erschöpft, hinter mir herschleppten und über Brust- und Kopfschmerzen klagten. Obendrein liessen sie bei jedem Windstoss, der die Stille des Berges unterbrach, ihre aschbleichen Gesichter umhergehen, aus Angst ob nicht der Rübezahl des Kilima-Ndjaro hinter ihnen herkomme und in höchsteigener Person uns für unsere Anmassung züchtigen werde. Ich fürchtete oft, dass ein panischer Schrecken sie übermannen und veranlassen möchte umzukehren, zu fliehen und alle meine Sammlungen, Instrumente und Vorräthe mitzunehmen. Dazu hörten wir um diese Zeit mitunter das entfernte Rollen des Donners und seinen Widerhall zwischen ungesehenen Klippen und Thälern; und obgleich jene geisterhaften Töne einzig und allein von jener Ursache herrühren mochten, so muss ich doch zugeben, dass sie auch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gemurre eines ärgerlichen Berggeistes haben konnten, wenigstens in der

[1] *Pinarochroa hypospodia* (vgl. 18. Kapitel).

Einbildung der Leute, denn weil ich selber noch nie einen ärgerlichen Geist habe murren hören, so verstehe ich mich nicht recht auf diese Unterscheidung. Ich zog jedoch vor, ihr Ausharrungsvermögen nicht länger auf die Probe zu stellen, und beschloss deshalb den Platz wo wir frühstückten, eine geschützte Höhle, umgeben von grossen abgeplatteten Drusen, als unsern Schlafplatz für die Nacht beizubehalten, und schickte meine Leute aus, trockene Wurzelenden von Heide und anderm zu Brennholz passenden Gesträuch zu sammeln. Auch trug ich ihnen auf, aus dem nahe vorbeifliessenden Bach ihre Trinkflaschen mit Wasser zu füllen, und einen grossen Mantel als Zelt auszuspannen, damit wir mehr Schutz



Grossschnäbelige Raben.

gegen möglichen Regen und Wind bekämen. Noch andere Anordnungen, unser Lager so bequem zu machen als die ungünstigen Umstände es erlaubten, wurden erlassen; und nachdem ich die Leute anscheinend in bessere Stimmung gebracht hatte, beeilte ich mich meinen Aufstieg fortzusetzen, solange das Wetter es erlaubte.

Indem ich etwa 100 m über den letzten Halteplatz hinausklomm und eine nicht vermuthete tiefe Schlucht umging, kam ich nahe an den Fuss einer kleinen Spitze, welche während des ganzen Tags von meiner Station aus mir beständig zum nützlichen Zielpunkte gedient hatte. Ich war jetzt in einer Höhe von 4620 m, oben auf dem mittlern Verbindungsrücken des Kilima-Ndjaro, und konnte ein wenig nach beiden Seiten ausschauen, obgleich der nebelige Zustand der Luft

jedem guten Ausblick in die Landschaft hinderlich war. Dieser Rücken, welcher von unten so einfach und gerade aussieht, ist in Wirklichkeit mit verschiedenen kleinen Bergen besäet und in viele kleine Grate zerschnitten, deren allgemeine Richtung an der Südseite von Nordost nach Südwest streicht. Nach Osten hin konnte ich den grössern Theil des Kimawensi sich majestätisch mit seinen zackigen Nadeln und weichen Glitschpartien von goldigem Sand erheben sehen. Westwärts sah ich noch vergebens in die aufgehäuften Wolken, denn der König der Kette hielt sich hartnäckig verborgen und ich war in Verlegenheit, wie ich mich seiner ehrwürdigen Schneekrone am besten nähern sollte. Zuletzt (aber es kam so plötzlich und vorübergehend flüchtig, dass ich nicht Zeit fand, einen vollen Eindruck von der Majestät des Schneedoms des Kibo zu gewinnen) sah ich aber doch die Wolken sich theilen und schaute dann auf eine Schneefläche von so blendender Weisse, dass ich unter dem kurzen Aufflackern des Sonnenlichts wenig Einzelheiten erfassen konnte. Seit dem Sonnenaufgang am Morgen hatte ich keinen Schimmer vom Kibo gesehen, und jetzt zeigte er sich mir plötzlich in ungewohnter und blendender Nähe. Aber bevor ich mein Skizzenbuch hervorziehen und meinen Kreidestift schärfen konnte, verhüllten die Wolken ihn wieder völlig und umgaben sogar mich mit einer Art londoner Nebel, welcher mich sehr niedergeschlagen machte, denn die Abnahme an Helligkeit war wirklich beunruhigend für jemand, der sich ganz allein und in einer Höhe gleich dem Montblanc von aller Welt abgeschnitten fühlte. Da ich jedoch jetzt die Richtung nach meinem Ziel mir gemerkt hatte, so stieg ich weiter auf den feuchten Felsen, klappte mein Zeichenbuch mit froststeifen Händen zu und kletterte in westlicher Richtung bergan. Weil ich in dem Nebel nur wenige Schritte vor mir sehen konnte, so kam ich nur langsam vorwärts; ich stieg jedoch unverdrossen einen sanft ansteigenden höckerigen Grat hinan, wo die Zwischenräume zwischen den Felshöckern mit feinem gelblichen Sande ausgefüllt waren. Auch lagen Bruchstücke von Steinen zerstreut umher, von welchen einige in meinen Knappsack wanderten. Die Felsflächen waren von dem fallen-

den Nebel so schlüpfrig, dass ich beinahe festen Fuss verlor, und ich dachte mit Schaudern daran, was ein verstauchter Knöchel hier zu bedeuten habe. Obgleich der Verstand mir zurief, dass es besser sei zu meinen Begleitern zurückzukehren und die Kletterpartie morgen wieder aufzunehmen, so quälte ich mich in hartnäckiger Versimpelung weiter und stand zuletzt, nach einem ungewöhnlich scharfen Aufstieg auf dem bald ebenern, bald steilern Grat, plötzlich vor dem zu meinen Füssen liegenden Schnee und plumpste beinahe kopfüber in eine grosse mit Schnee gefüllte Spalte, welche hier den Grat zu durchsetzen und zu unterbrechen schien. Der dichte Nebel hob sich stellenweise ein wenig, und ich sah jetzt zu meiner Linken den schwarzen Felsen allmählich in ein achtunggebietendes Schneefeld übergehen, welches so weit und tief sich erstreckte, dass seine Grenzen im Nebel nicht zu erkennen waren. Ueber mir lag ein Schneestreifen, eben erkennbar, aber der ganze Ausblick durch den alles verdeckenden Schleier düsterer Wolken auf diese unbewohnte Schnee- und Felswüste war so traurig, dass mir der Muth ob meiner Einsamkeit zu vergehen drohte. Nichtsdestoweniger dachte ich „nur noch etwas weiter vorwärts und vielleicht stehe ich dann über den Wolken und schaue von seinem Schneerande in den Krater des Kilima-Ndjaro hinein“. In demselben Augenblick wandte ich mich nordwärts, umging die Schneespalte und schleppte mich athemlos keuchend und mit schmerzenden Gliedern auf dem schlüpfrigen nackten Felsrücken hin, welcher immer weiter aufwärts führte. Ich ging so fast eine Stunde fort und warf mich dann erschöpft auf den Boden, da mich jetzt ein gewöhnlicher Anfall von Bergkrankheit zu übermannen schien.

Es scheint mir überflüssig, in diesem Augenblick bei meinen Gedanken zu verweilen. Vielleicht sind unter meinen Lesern einige, welche die Riesenspitzen in Südamerika, Indien und Armenien erklettert haben und über die unbedeutenden Schwierigkeiten lächeln würden, welche der Kilima-Ndjaro bietet, ein Berg, der ohne einen Alpenstock erklettert werden kann, auf welchem die hauptsächlichen Hindernisse von Nebel und Kälte herrühren, die aber kaum einen Schöppenstedter

abhalten würden, den Brocken zu besteigen. Aber das Gefühl, welches mich überwältigte, als ich da sass und auf dem feuchten schlüpfrigen Felsen in jener Höhe nach Athem rang, entsprang aus der erdrückenden Einsamkeit. Es kam mir vor, als ob ich nie meine Kräfte wieder sammeln könne um fortzugehen, und als ob ich hier in dieser schrecklichen Einöde von Felsen und Schnee bleiben und sterben müsse. Erst als ich etwas Cognac mit Wasser aus meiner Flasche zu mir nahm, kehrte mir der Muth zurück. Mich fror erbärmlich, da der fallende Nebel mich auf die Haut durchnässt hatte; doch stand das Thermometer noch nicht auf dem Gefrierpunkt, sondern auf 2° C. Ich brachte Wasser zum Sieden und die angenehme Wärme der Spirituslampe gab meinen steifen Fingern etwas Leben zurück. Das Quecksilber stieg bis auf 84,3° C., woraus in scharfer Rechnung und unter Berücksichtigung der mittlern Luftwärme sich eine Höhe von 4973 m als die des höchsten von mir auf dem Kilima-Ndjaro erreichten Punktes ergibt. Ich blieb also reichlich 750 m unter dem Gipfel, dessen Höhe gewöhnlich zu 5730 m angenommen wird.

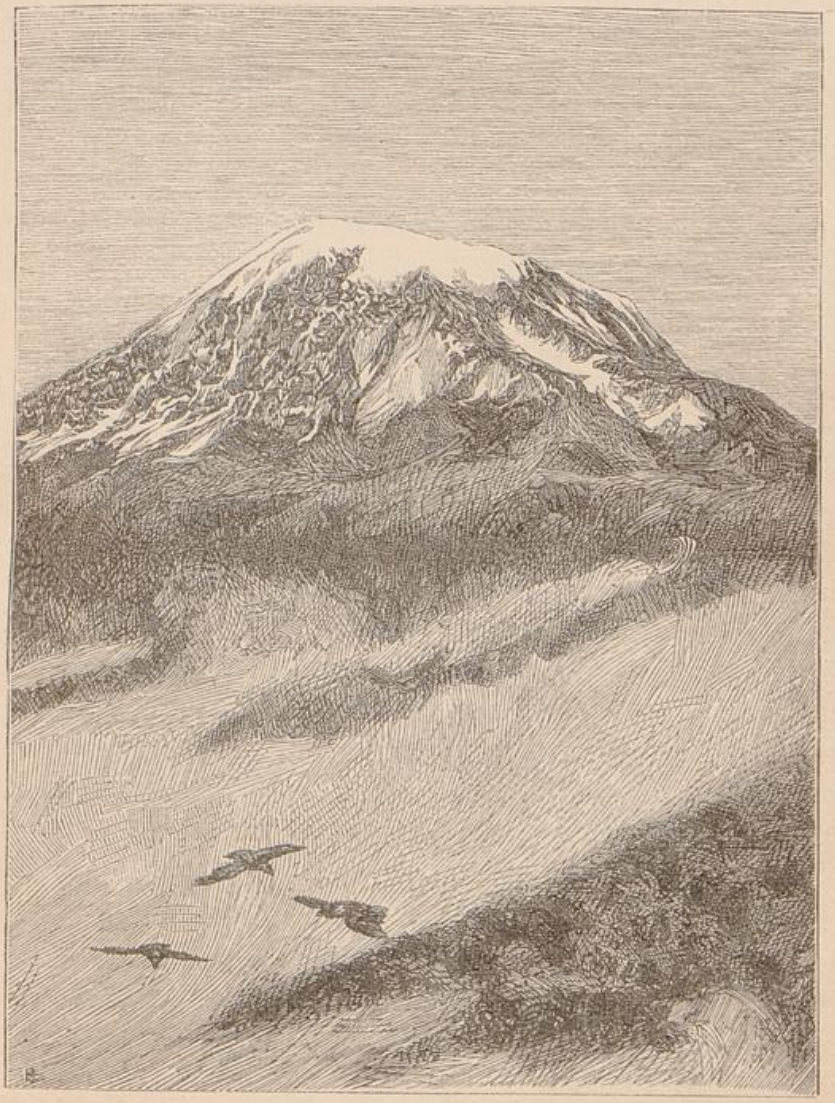
Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, dass es nahezu $4^1/_2$ Uhr sei; daher beschloss ich, so rasch als möglich zu meinem improvisirten Unterschlupf zurückzukehren, zumal das Gewölk dichter wurde und leichte Schauer Schnee mit Regen sich niederzusenken begannen. Ein Wind erhob sich von oben her, peitschte mein Gesicht mit eisigem Regen und erschwerte mir das sichere Gehen auf dem schlüpfrigen Grate. Endlich waren die Drusen und der Sand erreicht, und jetzt in grösserer Bequemlichkeit hinuntersteigend betrat ich in der Höhe von 4550 m wieder die Zone des Pflanzenwuchses. Indem ich fortwährend den kleinen bereits erwähnten Hügel als nützliche Landmarke im Auge behielt, fand ich mich endlich zu der Stelle zurück, wo ich meine Leute zurückgelassen hatte. Aber ich erschrak beinahe zu Tode, als ich die schützende Höhle einsam und verlassen vorfand! Zum Zaudern war jedoch keine Zeit. Lieber, als hierzubleiben ohne Decken, Nahrung und Feuer, wollte ich mich abquälen, um meine Station wieder zu erreichen, und müsste

ich auch die ganze Nacht auf den einsamen Bergabhängen umherwandern; deshalb brach ich im scheidenden Tageslicht auf und eilte auf dem nunmehr bequemern Abstieg hinunter in einem Schritt, welcher bald in einen unregelmässigen Trab überging. An der noch wohlbekannten Furt setzte ich über den Bach, und froh über den Anblick der alten Wegezeichen und von der heftigen Bewegung erwärmt marschirte ich geradeswegs auf mein kleines Dorf los. Die Nebel verschwanden, der Mond brach klar durch, ich konnte bereits bekannte Hügelspitzen unterscheiden, und als ich wieder zu den Ufern meines eigenen Flusses kam, da hatte ich einen unfehlbaren Führer, dem ich folgte, bis die leuchtenden Wachfeuer meines Lagers durch den lauberfüllten Zaun glänzten und die lauten Stimmen der Männer durch die stille frostige Luft erschallten. Als ich durch den Breterzaun schritt und vor meinen vom Schrecken festgebannten Leuten erschien, sah ich recht wohl, dass sie mich erst für ein Gespenst hielten; als ich aber erst einige Sätze in einem sehr derben und energischen Tone an die drei Uebelthäter gerichtet hatte, welche davongelaufen waren, sammelten sich die andern um mich, ausser sich vor Freude, indem sie meine Hände küssten und mich überall klopften, um sich zu überzeugen, dass ich leibhaftig zurückgekehrt sei, und um mir vorzuhalten, dass, wenn ich sie ausgewählt hätte, sie mich nie allein gelassen hätten, um in der Schneewüste oben allein zu sterben — nein! und wenn auch der Berggeist selber mit allen seinen Schrecken gekommen und sich ihnen entgegengestellt hätte.

Es scheint, dass meine drei Begleiter etwa eine Stunde lang an dem Orte, wo ich sie verlassen hatte, geblieben waren, dann aber, als ich noch immer nicht zurückkam, von unwiderstehlicher Angst ergriffen ihre Packete aufgenommen und Hals über Kopf den Rückweg zur Station angetreten hatten. Glücklicherweise hatten sie meine Sammlungen nicht verloren, und so konnte ich ihnen nach einem kurzen Rüffel ihren Fehltritt verzeihen, und das um so lieber, als ich dankbaren Herzens mich zurückgekehrt sah zu Wärme, Schutz und bekannten Gesichtern, was mir lieber war, als eine Nacht mit unfruchtbarem Schelten zuzubringen.

Am andern Tage fühlte ich mich so zerschlagen, dass ich nicht weit aus dem Lager gehen konnte, sondern vorzog, meine Zeit im Geplauder mit den Leuten von Uru und Kiboscho zu verbringen, welche wieder zum Markt gekommen waren. Am folgenden Morgen machte ich einen zweiten Versuch, und zwar allein, zum Schnee des Kibo aufzusteigen, und war gerade im Begriff mein Ziel zu erreichen, als das Wetter abscheulich schlecht wurde und die bittere Kälte mich zwang, zu früher Stunde umzukehren, um nicht weit vom Lager von der Nacht überfallen zu werden. Der Regen hörte um 5 Uhr auf und während des Heimwegs bekam ich einen prächtigen Ausblick auf den Kibo, dessen mit frischem Schnee dicht bedeckter Dom rosenroth unter den Strahlen der sinkenden Sonne aufleuchtete. Auffällig war mir die Menge grossschnäbeliger Raben, welche nebst einem Falken in der Nähe des Schnees kreisten und hoch emporschwebten. Vielleicht war ein abenteuerlustiger Büffel zu Schaden gekommen und sie beobachteten aus sicherer Höhe seine Bemühungen, aus der Fallgrube eines Eingeborenen wieder herauszukommen. Ich sah die Losung und die Fährte dieser Büffel bis zur Höhe von 4200 m, und es ist recht wohl möglich, dass sie den Verbindungsgrat zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen des Kilima-Ndjaro hin- und hergehend übersteigen. Auch sah ich die Fährte einer grossen Antilope, möglicherweise einer Kudu-Antilope, nach den Beschreibungen der Eingeborenen zu urtheilen. Hier möchte ich erwähnen, dass trotz meines einmonatlichen Aufenthalts in diesen grossen Höhen, nicht zu gedenken der frühern Besuche zu anderer Zeit, ich nie das Glück hatte ein Exemplar dieser Büffel oder grossen Antilopen zu Gesicht zu bekommen, welche ihre Wanderungen bis zum ewigen Schnee ausdehnen; und doch ist nicht der mindeste Zweifel an ihrem Vorkommen statthaft, wenn man diese zahlreichen frischen Fussspuren und die nur wenige Stunden alte Losung gesehen hat. Auch die Eingeborenen besteigen den Berg bis zur Höhe von 4000 m, lediglich zu dem Zwecke, um Fallgruben für diese Thiere zu graben. Ich habe sie oft und gründlich ausgefragt und sie bestätigten mir, dass dieser Büffel und Kudu identisch seien

mit denen in der Ebene. Die Schilde der Eingeborenen werden oft von ungegerbten Büffelhäuten gemacht und die Hörner zu Pulverhörnern benutzt. Ich muss hier ferner erwähnen,



Der Dom des Kibo aus einer Höhe von 3500 m.

dass der Elefant, zu allen Zeiten ein ausgezeichneter Bergsteiger, — ich sah ihn auf den Dschella-Bergen in Angola in der Höhe von 2400 m —, den Kilima-Ndjaro ebenso hoch wie der Büffel emporwandert. Ich habe auch nicht allein seine frischen Spuren gesehen, sondern erblickte in der Höhe von

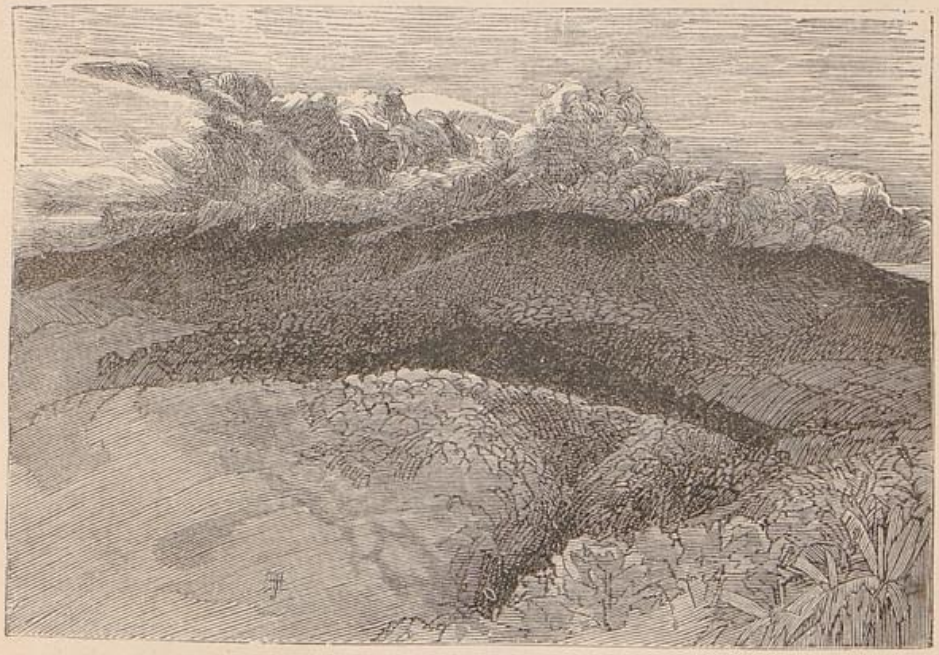
4000 m leibhaftig drei dieser Thiere, wie sie muntern Schritts durch ein Quellenthal gingen und mit Leichtigkeit die steilen jenseitigen Abhänge hinaufstiegen. Zur Nachtzeit konnten wir sie ferner laut und schrill um unser Lager trompeten hören. Eine Art Klippschliefer[1] bewohnt die Abhänge des Kilima-Ndjaro bis zu 3400 m Höhe. Er liebt immer die Nähe der Bäume. Während der Nacht und im Walde rufen diese Thiere sich laut zu. Die jungen Klippschliefer haben selbst in der Gefangenschaft eine grosse Fertigkeit darin, ihre Stimmen zu verändern, und ihre lauten Töne haben fast menschlichen Klang.

Während des grössern Theils des October blieb ich in dieser luftigen Ansiedelung und brachte fast jede Stunde des Tags damit zu, mit meiner Sammeltasche und Vogelflinte am Berge herumzustreifen. Aber nur auf zwei Ausflügen, die bereits erwähnt sind, erreichte ich den Schnee. Wegen der zu einem Erklimmen bis zur Schneelinie erforderlichen langen Zeit (denn der Abhang des Berges war sehr wenig steil) war ich nie im Stande, die ganze Besteigung eines der Pics hin und her in einem Tage auszuführen; da ich es aber als eine Unmöglichkeit erkannte, meine zitternden Leute mit mir zu nehmen in die Region der Nebel und Hagelstürme, und allein mein Zelt, Instrumente und Lebensmittel nicht tragen konnte, so musste ich wider meinen Willen auf die lange geplante Heldenthat verzichten und der noch immer jungfräulichen Spitze des Kilima-Ndjaro den Rücken wenden.

Meine Sammelzeit in diesen grossen Höhen ging nämlich zu Ende. Obgleich ich bald ans Klima mich gewöhnte und mich sogar durch die kalten Nächte gestärkt fühlte, so litten doch meine an die Warmhaustemperatur von Sansibar gewöhnten Begleiter jämmerlich von der Kälte. Vierzig Mann in warme Decken zu kleiden ging über meine Kräfte, und ihnen begreiflich zu machen, dass sie längere Zeit in einer oft unter den Gefrierpunkt sinkenden Temperatur in leichten Baumwollstoffen gekleidet leben könnten, erforderte wenigstens eine beträchtliche Ueberredungsgabe; meine Hauptsorge ent-

[1] *Hyrax Brucei*, eine abessinische Art (vgl. 18. Kapitel).

sprang aber nicht so sehr aus ihrer Abneigung, noch einige Wochen in 3000 m Höhe zuzubringen, als vielmehr aus ihrer Unfähigkeit zu solchem Dienst. Einige Leute litten schwer an Luftröhrenkrankheiten; andere hatten Anfälle von Rippenfellentzündung gehabt; über Frostbeulen und Gicht klagten alle; deshalb fing ich an zu fürchten, dass, wenn ich sie nicht in die Ebene zurückführte, ich bald keine Leute mehr haben würde, welche meine Traglasten fortzuschaffen vermöchten. Nach einer Berathung mit dem Anführer der Karavane bereitete ich mich deshalb vor, meine höchste Station am Kilima-Ndjaro gegen Ende October zu räumen und auf einem neuen Wege durch unerforschtes Gebiet zu meinem Lager in Taweta zurückzukehren.



Der Kibo in Wolken.

VIERZEHNTES KAPITEL.

DURCH DIE WÄLDER DES KIMAWENSI UND DIE LANDSCHAFT ROMBO.

Meine Schritte nach Marangu zurückzulenken, nachdem ein längeres Verweilen in der Nähe des Schnees unthunlich geworden war, wäre einfach Tollheit gewesen. Ich hatte den Sultan soweit benutzt, als er mir zur Lösung meiner Aufgabe behülflich sein konnte, aber jetzt in seine Besitzungen zurückzugehen und mich freiwillig in seine Gewalt zu begeben, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Eintritt in eine Falle, aus welcher ich mich nur durch ein ungeheueres Lösegeld hätte befreien können. Nach der Djagga-Sitte galt ich einfach als Unterpfand, bis ich meine Versprechungen erfüllt und Sir John Kirk veranlasst hatte, den äussersten Forderungen meines gierigen Gefängnisswärters zu genügen. Darum kümmerten mich die unbekannten Gefahren des neuen Weges wenig, wenn ich nur nicht in die Sackgasse zurückfiel, aus welcher ich mich unter dem Vorwand, den Berg zu besteigen, heil herausgezogen hatte. Ausserdem wünschte ich etwas von der Ostseite des Kilima-Ndjaro zu sehen. Nachdem ich also meine Karte gehörig studirt und mich mit dem Anführer besprochen hatte, entschied ich mich für einen Weg, welcher um den Fuss des Kimawensi herum durch Rombo zur Ebene hinabführte, und am Kratersee Djala und den Ufern des durch Taweta fliessenden Lumi entlang ging.

Während der ganzen Dauer unsers Aufenthalts auf den obern Abhängen des Kilima-Ndjaro waren die in Marangu heimischen Führer bei uns geblieben, versteht sich gegen

Bezahlung ihrer Dienste. Sie glaubten stets, wir würden zu ihrem habgierigen Sultan mit ihnen zurückkehren, und ich hielt sie in Unkenntniss über meine Pläne, weil ich mich in der Stille von ihnen trennen wollte, wo unsere Wege auseinander gehen würden, und ihnen vorher keine Warnung zugehen lassen wollte, dass ich einen andern Weg nach Taweta einzuschlagen beabsichtige. Wir brachen deshalb zusammen auf, als alles fertig war; und unser Alpenlager mit seinen Rasenflächen und baumartigen Heiden verlassend schlugen wir den Pfad ein, welcher in östlicher Richtung um die obern Abhänge des Berges herumführte. Nachdem wir etwa 100 m bergab gestiegen waren, befanden wir uns in einem verhältnissmässig dichten und üppigen Walde mit reichlichem Unterholz, welcher gegen die bleichen Grassteppen in nur wenig grösserer Höhe einen starken Gegensatz bildete. Sodann gelangten wir zu dem alten Lagerplatz am ersten Tage der Bergreise, der in 2700 m Höhe liegt. Hier machten wir Mittagspause, um uns für die vor uns liegende schwierigere Aufgabe zu stärken; denn weil wir um keinen Preis nach Marangu zurückkehren wollten, so mussten wir uns jetzt von unsern bisherigen Führern trennen und im Vertrauen auf unsere eigenen pfadfinderischen Anlagen uns unabhängig einen Weg zum ersehnten Ziele bahnen. Weil meine Anführer ihren Fähigkeiten als „Voorlooper“ (wie die Boers im Süden es nennen) nicht recht trauten, so unternahm ich es mit Hülfe von Kompass und Karte die Karavane nach Taweta zurückzuführen. Trotz des Rufens und höhnischen Gelächters unserer Führer brachen wir deshalb auf und schlugen einen nur schwach angedeuteten Pfad nach Osten ein. Anfangs ging alles gut, aber bald darauf verlor sich der Pfad, und da ich nicht anzuhalten oder zu zaudern wagte, so schlug ich mich kühn in den pfadlosen Busch. Die Leute folgten in Ergebenheit, aber der Mangel an jedem gebahnten Wege liess uns nur mühsam vorwärtskommen. Nach etwa einstündigem Kampf mit dem hohen Unterholz des Waldes, welcher mir meine Verantwortlichkeit so recht zum Bewusstsein brachte, traten wir hinaus auf eine kleine grasbedeckte Stelle. Hier warfen alle unaufgefordert ihre Bürde ab und ergingen sich in einer sehr freien Kritik unserer Weise zu reisen. Um unsere Unannehm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

lichkeiten noch zu vermehren, hatte sich seit 2 Uhr unaufhörlicher Regen eingestellt. Während der Pause zum Ausruhen und zur Berathung lud ich wie ein despotischer Monarch, welcher seine Macht bedroht sieht und seine Unterthanen durch Bewilligung einer Constitution zu beruhigen wünscht, alle Leute ein, an den Berathungen theilzunehmen und Vorschläge über den besten einzuschlagenden Weg zu machen. Während dieser Versammlung stiessen die einheimischen Führer wieder zu uns, welche besorgt um die Folgen unserer eigenen Führung unsern Fussspuren gefolgt waren. Um die Verantwortlichkeit auf andere Schultern zu laden bot ich ihnen ein Geschenk von Zeug an, wenn sie uns durch den pfadlosen Wald bis zu den Grenzen von Rombo führen wollten; von da konnten wir gewiss unsern Weg nach Taweta ohne fremde Hülfe finden. Sie willigten ein, und noch einmal vertieften wir uns in den düstern Wald, indem wir einem von Elefanten roh ausgetretenen Zickzackwege folgten. Oft hoben sich die langstieligen Blumen und das zertretene fleckige Gras langsam in die Höhe, aus der Lage am Boden, wohin es die Füsse der schwerfälligen Rüsselträger getreten hatten, während die noch dampfende Losung auf dem Pfade uns verrieth, wie kurze Zeit vorher diese Könige des Waldes uns voraufgewandert waren. Von Zeit zu Zeit gaben sie sogar durch helltönendes Trompeten ihre Anwesenheit kund, aber weil sie unsere Nähe recht wohl wussten, trugen sie eifrig Sorge ihre mächtigen Leiber zu verbergen. Das Unterholz war so dicht, dass man umhertastend einen Elefanten eher hätte berühren als sehen können; aber über diesem undurchsichtigen 2—$2^1/_2$ m hohen Dickicht erhoben sich die geraden glatten Stämme stolzer Bäume, deren Holz augenscheinlich zu dem besten Nutzholz zählen dürfte.

Die Dunkelheit des Waldes wurde durch die ungeheuern Massen Orseilleflechten vermehrt, welche auf den obern Zweigen der Bäume so dicht zusammen wuchsen, dass man hätte glauben sollen, es sei eine graugrüne Tuchdecke über das Laubdach geworfen. Die Dichtigkeit des Waldwuchses war fast erschreckend; wir kamen uns wie Insekten vor, die durch die Zwischenräume der mächtigen Baumriesen sich kriechend hindurchwanden. Weil wir es vorzogen überallhin dem Pfade

der Elefanten zu folgen, sah unser Weg einem Irrwege gleich, sodass verschiedentlich die Leute verzweiflungsvoll ihre Lasten abwarfen um sich zu verschnaufen, wobei sie klagten, dass die Nacht uns noch in diesem Waldlabyrinth herumtappend überraschen würde, und sollten gar die Führer uns boshafterweise verlassen, so könnten wir bis in die Ewigkeit in diesem Laubgewirre umherirren, bis wir von herumschleichenden Räubern ermordet oder die leichte Beute wüthender Elefanten und hungeriger Leoparden würden. Vergeblich zeigte ich auf meinen Kompass und sagte, dass wenn die Führer fehlgingen, dieses Instrument ein unfehlbarer Pfadfinder sei; sie schüttelten verächtlich ihre Häupter und meinten, in Ulaja — meinem Lande — möge das wol so sein, nicht aber im Lande der Wilden — Uschensi — da tauge es nichts. Die dunkelgrüne Finsterniss des Waldes wirkte in der That niederdrückend. Die Nebel vom Berge drangen durch das Laub, sodass ein beständiger Regen auf uns niedertröpfelte. Durch alle Kleidungsstücke hindurch drang die Nässe. Unsere Kleider wogen schwer von dem aufgesogenen Wasser und der Marsch war deshalb um so ermüdender. Unangenehmes Geräusch — immer leicht erklärlich, aber voll geheimer Schrecken für mein abergläubisches Gefolge — unterbrach die Stille der dunkeln Tiefen der Vegetation, durch welche wir hindurchstolperten oder krochen. Die Klippschliefer liessen ihren durchdringenden halbmenschlichen Klageruf hören. Der helltönende Gesang unsichtbarer Vögel klang wie Glockengeläute. Ohrenzerreissendes Geschrei stiessen aufgejagte Affen aus, die vielleicht von einem Leopard verfolgt wurden. Durch die Lichtungen ertönten auch die unharmonisch tremulirenden Nasenlaute der trompetenden Elefanten. Während die Träger ihre Lasten mit einer Hand festhielten und mit der andern die verflochtenen Zweige beiseite bogen, wandten sie unruhig ihre Köpfe bald nach der einen bald nach der andern Seite, immer in Angst, dass ein fürchterlicher eingebildeter Feind plötzlich aus dem Busch aufspringen möchte.

Unbekannt mit solchen bangen Sorgen hackten die Marangu-Führer hier einen Strauch weg, bogen dort einen Zweig zurück, hüpften über liegende Baumstämme, rutschten glatte

rasenbedeckte Stellen hinunter, schlichen durch dornige Gebüsche, ohne auf unser Seufzen und Murren zu achten, oder an Ruhe zu denken, oder sich um unser grausames Stolpern und die vielen Kopfüberstürze zu kümmern, sondern marschirten unerschütterlich durch die pfadlosen Wälder und anscheinend völlig unbekümmert darum, ob wir ihnen folgten oder nicht. Nichtsdestoweniger hielten wir sie in Sicht, es mochte kosten was es wollte, bis wir zuletzt zu unserer grossen Freude diese düstere Region von dichtem dumpfigen Wald um ungefähr $5^1/_2$ Uhr nachmittags verliessen und ganz plötzlich und unerwartet auf eine schöne parkartige Landschaft mit grasbedeckten Hügeln, wellenförmigen Flächen, rauschenden Bächen, farrnerfüllten Höhlen und niedlichen Gebüschen hinaustraten. Hier schlugen wir unser Lager auf, und entzückt von der Schönheit der Landschaft und der prächtigen Aussicht (denn wir befanden uns noch in 2600 m Höhe und konnten weit und breit um den Berg herum ausschauen), liess ich meinen Phantasien freien Lauf, welche hier bald eine schöne civilisirte Stadt erstehen liessen, die von diesen grünen Abhängen aus das culturfähige Land weiter unten beherrschen würde. Auf jenen beiden Hügeln wollte ich meine beiden Forts errichten, dort terrassenförmige Weingärten anlegen, hier ein schönes steinernes Haus als meinen vorläufigen Palast erbauen. Als ich so sinnend dasass, leuchtete die untergehende Sonne aus einem Schleier von Wolken auf und ergoss ihr rosiges Licht über die prächtig schöne Landschaft. Das entfernte Thal des Ruvu, mit den feinen gewundenen Linien grünen Waldes, die Bergmassen von Ugueno mit ihren grossen und kleinen Spitzen in allen Richtungen, die nähern Wälder, die natürlichen Lichtungen, welche sich bergabwärts bis zu den bebauten Ländereien der untern Zone erstreckten, und zuletzt der ehrwürdige, zerrissene, mit Schneestreifen und Schneeflecken bedeckte Kimawensi im Norden — alles strahlte in zartem lachenden Licht, welches selbst die Schatten milderte und abschwächte. Bis die Nacht sich über die Scene senkte, stand ich da auf einem der sieben Hügel meines afrikanischen Roms und erwog die Möglichkeiten seines Daseins.

Am folgenden Morgen entdeckten wir in der Frühe, dass

unsere Führer uns wirklich und thatsächlich in Stich gelassen hatten, und so waren wir völlig auf uns angewiesen, den Weg nach Taweta zu finden. Indessen ich war bester Zuversicht und die Leute kaum weniger, denn so entfernt unser Reiseziel auch sein mochte, gleichviel, wir konnten es wenigstens im Thal da unten erblicken. Dennoch war ich gezwungen, um Mamba, Mwika und die bewohnten Gegenden an der südwestlichen Seite des Kimawensi zu vermeiden, mich mehr nach Norden zu wenden und damit den kürzesten Weg nach Taweta zu verlassen. Stundenlang wanderten wir durch eine köstliche, von der Natur wie für eine europäische Ansiedelung geschaffene Landschaft mit offenen Grasplätzen, welche in der Entfernung röthlichen Kornfeldern glichen, mit schattigen Wäldern und Gebüschen voll schönster Hölzer. Eine Menge klarer Bäche durchschnitten den leichtabfallenden Abhang oder die fast ebenen Flächen, welche, so verführerisch dies Arkadien auch war, fast gänzlich unbewohnt waren, ausser von Büffeln und Elefanten. Die mittlere Höhe dieser Landschaft betrug zwischen 2400 und 2700 m, und die Temperatur, im ganzen kühl, bewegte sich von 6° C. in der Nacht bis zu 21° um Mittag. Nach vierstündigem Marsch von unserm Lager überstiegen wir den langen Bergrücken, welcher die Südseite des Kimawensi kennzeichnet, und begannen den östlichen Abhang des Berges hinunterzugehen. Bald traten wir auf eine Art Heidelandschaft hinaus und genossen dann eine herrliche Aussicht von Mwika bis zu den Bergen von Bura und Ukambani (die Kiulu-Kette) mit dem Jipe-See an der einen und dem Tsavofluss an der andern Seite. Zu unsern Füssen lagen die Bananenwälder des bewohnten Gürtels von Useri und Rombo.

Nach letzterm Lande lenkten wir unsere Schritte abwärts und trafen bald im Busch auf einige seiner herumstreifenden Bewohner, eine wildaussehende Gesellschaft, die wahrscheinlich hier Posto gefasst hatte, um vor Angriffen des gefürchteten Mandara zu warnen, welcher auf seinen Raubzügen nach Sklaven mitunter diese Gegend heimsuchte. Diese Leute ergriffen bei unserer Annäherung kopfüber die Flucht und stiessen für die Einwohner unten Warnungsrufe aus, deren Folge war, dass

wir bei der Ankunft auf ihrem Gebiet sie bis zu den Zähnen bewaffnet fanden, entschlossen, sich unserm Weitermarsch zu widersetzen. Nach kurzer Unterhandlung — welche schwierig von statten ging, weil sie einen von der gewöhnlichen Kidjagga-Sprache sehr verschiedenen Dialekt sprachen — gaben wir ihnen ein kleines Geschenk an Tuch und baten sie, uns den Weg nach Taweta zu zeigen. Mein Geschenk nahmen sie etwas mürrisch an, machten aber keine Anstalten, uns durch ihr Land zu führen. Meine Leute indessen gut zusammen haltend setzte ich meinen Marsch zu Thal fort, indem wir immer die entfernten grünen Streifen im Thale unten vor Augen behielten, welche die Windungen des Lumiflusses bezeichneten. Unser Marsch wurde wiederholt gehindert und gelegentlich gehemmt durch die immer mehr zunehmende ungestüme Menge der Wilden, welche uns in den Flanken bedrängte unter lauten Zurufen, dass wir unsere Güter mit ihnen theilen sollten. „Ngubo! Ngubo!“ war ihr einziger Ruf, und noch dazu ein alterthümlicher, denn Ngubo ist die älteste bekannte Form eines weitverbreiteten Bantuwortes für Tuch oder Kleidung. In der Sprache der Zulu heisst es auch „Ngubo“, wie die Warombo sagen, aber in den meisten andern ostafrikanischen Dialekten heisst es „Nguo“ und „Nguwo“.

Ich warf ihnen einige Meter rothes Zeug hin zum Geschenk für ihren Sultan. Dies wirkte wie die Gegenstände, welche verfolgenden Wölfen von den Insassen eines von ihnen verfolgten Schlittens zugeworfen werden — es diente für einen Augenblick dazu, ihre Verfolgung zu hemmen, und ich bekam Zeit, meine etwas zerstreuten Leute in Linie zu formiren und entschlossen nach der Ebene vorwärts zu drängen. Die Eingeborenen folgten aber mit vermehrter Feindseligkeit, indem sie unsern entschlossenen Rückzug für feige Flucht nahmen. In Wirklichkeit fürchtete ich sie nicht sehr trotz ihrer Ueberzahl, weil sie keine Gewehre, sondern nur schlechtgemachte Speere führten, sodass ich im Fall von erklärter Feindseligkeit viele getödtet haben würde; aber es war meine stete Sorge, solange ich mich am Kilima-Ndjaro aufhielt, Krieg und Blutvergiessen zu vermeiden. Wenn man auch in geordneter Schlacht leicht die Oberhand gewinnt, so verbreitet sich doch

die Nachricht, dass man, um seinen Willen durchzusetzen, zur Gewalt gegriffen hat, wie ein Wildfeuer durch den District und man wird überall mit tiefem Mistrauen oder offener Feindseligkeit empfangen. Ich theile die Ansicht des Herrn Thomson, dass man lieber unwürdige Behandlung hinnehmen soll, statt mit Blutvergiessen den Anfang zu machen. Auch darin stimme ich mit ihm überein, dass es Wahnsinn wäre, unbewaffnet durch Afrika zu reisen. Nirgendwo in der Welt bewährt sich der alte Satz mehr als hier, „si vis pacem para bellum" (wenn du den Frieden willst, so sei gerüstet zum Kriege). Darum setzten wir entschlossen und friedlich unsern Weg fort, ohne uns durch die mündlichen Herausforderungen der Warombo stören zu lassen. Als wir endlich in offenes Land kamen, drehte ich mich um und grüsste sie mit einigen kräftigen Worten im Kidjagga-Dialekt, worauf sie sich für eine Weile zerstreuten; nachher aber hingen sie sich wieder an unsere Fersen wie Hyänen, bereit jeden Marodeur oder Zauderer wegzufangen.

Soviel ich von dem Lande Rombo habe sehen können, ist sein Aeusseres nicht gerade verlockend. Ich hörte sogar nachher, dass man seinem auf allen Seiten von den Wadjagga und Massai bedrängten unglücklichen Volke nur darum dort zu leben gestatte, weil das Land völlig werthlos sei. Die an andern Stellen des Gebirges so reichliche und sich gleichbleibende Regenmenge bleibt hier aus mir unerklärlichen Gründen strichweise aus. Die beständigen Wasserläufe, welche vom Kimawensi herunterkommen, wenden sich entweder südöstlich oder nordöstlich, vermeiden aber den eigentlichen östlichen Abhang des Berges, auf welchem Rombo liegt. Mag das Land auch von einigen tiefen Schluchten stark durchpflügt und zerschnitten sein, so sind dies doch nur die Betten gelegentlicher Giessbäche, welche nach heftigen Regengüssen im Hochgebirge sich füllen. Selbst der Lumifluss trocknet in der Nähe von Rombo ein und seine Strömung kommt erst später wieder ans Tageslicht, nachdem sie eine Strecke unterirdischen Wegs zurückgelegt hat. Aus diesen Gründen sieht das Land sehr traurig aus. Armselige kleine verwelkte Felder mit vertrocknetem Getreide oder Gruppen verkrüppelter zwerghafter

Bananen sind die einzigen Zeugen von Anbauversuchen; und ausserhalb derselben sieht man nur steinige Schluchten mit dornigen Gewächsen in der trockenen Tiefe, sowie felsige Berge und wellige Flächen, welche kümmerlich mit langem trockenen gelben Gras bestanden sind. So wenig anziehend das Land indessen auch sein mag, so kann es doch bei der Besiedelung des Kilima-Ndjaro dermaleinst eine wichtige Rolle spielen. Nicht allein liegt es der Küste am nächsten, es bietet auch den kürzesten Zugang zu den prächtigen unbewohnten Gegenden, welche rund um den Berg herum in 1800—3400 m Höhe liegen und für europäische Ansiedler am günstigsten gelegen sind. An allen andern Stellen der untern Abhänge des Kilima-Ndjaro stösst man auf zahlreich bevölkerte und anmassliche kleine Staatswesen, welche erst gehörige Entschädigung verlangen, bevor sie den Durchgang durch ihr Gebiet gestatten, während in Rombo die Bevölkerung spärlich ist und die Eingeborenen so arme Wilde sind, dass sie keine furchtbarern Waffen als schlechtgefertigte Speere besitzen, mit welchen sie dem Durchmarsch einer kleinen und entschlossenen Macht keinen ernsten Widerstand zu leisten vermögen. Ein wenig Wohlwollen würde sie sogar bald zu Freunden machen, besonders wenn Schutz gegen die Raubzüge der Sklavenjäger damit verbunden würde.

Diesen ganzen etwas mühseligen Tag hindurch waren wir immerfort bergab gewandert, ohne zu essen und zu trinken. Wir waren darüber einig, dass wir einen zufriedenstellenden Lagerplatz erst an dem Ufer des Lumi, „unsers Flusses“, wie wir ihn liebevoll nannten, finden würden, und wanderten ihm deshalb unverdrossen entgegen. Während wir gefolgt von den streitsüchtigen Warombo unsers Wegs dahinzogen über steinige Hügel und grasbedeckte Niederungen, hefteten sich unsere Blicke auf die fernen Streifen dunkelgrünen Waldes, welche gleich einem schmalen Bande sich durch die gelbe Ebene in zahllosen Krümmungen dahinwanden und in dem grossen grünen Flecken, Taweta genannt, sich verloren.

Unterwegs hatten wir eine interessante Aussicht auf den Djala-See, welcher einen der kleinen Krater der Bergwand ausfüllt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegen 7 Uhr abends langten wir an den Ufern des Lumi an, nur um zu unserer grausamen Enttäuschung zu finden, dass er durchaus wasserleer war. In dumpfer Verzweiflung starrten wir auf seine grauen Steinblöcke und trockenen Sandhaufen. Ein kurzes Nachdenken überzeugte mich jedoch, dass wir ohne Grund verzagten. Auf meinen frühern Streifereien war ich dem Lumi bis auf wenige Meilen von der Stelle gefolgt, wo wir uns jetzt befanden, und dort war er ein fliessendes Wasser gewesen; folglich mussten wir etwas weiter abwärts Wasser finden. Wir nahmen also unser Gepäck wieder



Der Djala-See.

auf und hinkten mühsam den Ufern des Bachs entlang. Nach einstündigem Marsch stiess einer meiner Leute einen Freudenruf aus, indem er auf einen Pfuhl grünen Wassers im Flussbett hinwies. Alle ausser mir stürzten hinunter und tranken gierig, ich zog jedoch vor, meinen Durst aufzusparen bis wir eine reinere Flüssigkeit erreichten. Bald mehrte sich die Zahl der Wasserstellen im Flussbett, dann zeigte sich ein dünner Wasserfaden, und zuletzt entsprang der volle Fluss gleichsam fertig der Erde. Augenscheinlich sickert während der trockenen Jahreszeit der Lumi in einem Theil seines Laufes

unterirdisch weiter und ist blos während der Regenzeit ein stets sichtbarer Fluss.

Nachdem wir wieder eine der reizenden, hier schon öfters beschriebenen Halbinseln gefunden — eine liebliche Lichtung mit weit sich ausbreitenden Bäumen und weichem Rasen, welche von einer Schlinge des Stromlaufs fast ganz umflossen war — beschlossen wir hier das Lager aufzuschlagen. Glücklicherweise vertrieb glänzender Mondschein die Finsterniss und half uns zum Werke. Die trockene, uns mit der freien Ebene verbindende Landzunge wurde durch eine furchtbare Dornenhecke verbarrikadirt, und nun konnten wir vom sichern abgesperrten Lager aus die raubgierigen Warombo misachten, welche noch immer draussen herumschlichen. Eine Wache wurde ausgestellt, aber kein Angriff störte unsern tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen waren wir jedoch kaum aufgebrochen, als Banden von Wilden sich auf den ansteigenden Abhängen des Berges zu bilden und im halben Trabe zu uns herunter zu eilen begannen. Diesmal sah es ernsthaft genug aus. Man sah mit Gewehren bewaffnete Leute neben den Warombo mit ihren Speeren und Schilden. Das ging also zu, wie ich nachher erfahren habe. Als unsere Führer uns auf halbem Wege nach Rombo verlassen hatten, waren sie zu Marangu geeilt, ihrem Herrn von meinem Vertragsbruch Kunde zu bringen. Rasch entschlossen, mich all meiner Güter zu berauben und altem Groll Genüge zu thun, schickte der junge Häuptling eine Schar von 100 mit Snidergewehren bewaffneten Leuten aus, um mich abzuschneiden und meine kleine Streitmacht zu zermalmen. Sie glaubten ja nicht, dass ich allein meinen Weg herunter finden würde, und erwarteten mich auf dem hoffnungslosen Irrwege in den Wäldern des Kimawensi anzutreffen. Als sie jedoch an unserer vorigen Lagerstelle angekommen waren, mussten sie sich überzeugen, dass ich die Richtung auf Rombo eingeschlagen hatte. Sie kamen deshalb nach Rombo und fragten seine Bewohner ärgerlich aus. Diese Wilden benachrichtigten die Marangu-Krieger, dass ich mir an demselben Tage einen Weg durch ihr Land gebahnt hätte und jetzt am Lumi lagere. Mit dem frühesten Morgendämmern begaben sich nun die Marangu- und Rombo-

Horden auf die Suche, in der Hoffnung die Karavane auf dem Marsch zu überraschen, wenn die Träger einzeln längs des Weges zerstreut wären. Wir waren jedoch auf einen möglichen Angriff vorbereitet und marschirten mit unsern 40 beherzten Leuten in einem geschlossenen Körper über die Ebene. Sobald ich bemerkte, dass der Feind uns einholte, schickte ich alle Träger mit ihren Lasten voran und versammelte die wohlbewaffneten Leute zu ihrem Schutz hinter ihnen. In dieser Ordnung setzten wir den Marsch fort. Als sie auf 100 m herangekommen waren, riefen die vordersten Leute der Marangu mich an und verlangten, dass ich halt machte und mit ihnen spräche. Ich liess die Träger mit ihren Lasten langsam weiter gehen, während ich mit meiner Wache stehen blieb, um den Feind anzuhören. Das Parlamentiren war indessen eine blose Kriegslist, um Zeit zu gewinnen, denn sobald ich mich den Feinden zugekehrt hatte, um sie zu fragen, traten sie aus ihrer unthätigen Haltung hervor und überschütteten uns mit einer vollen Lage aus ihren Gewehren. Obgleich die Kugeln uns harmlos über die Köpfe wegpfiffen, so wurde ich doch wüthend über den Verrath und sah ein, dass es die höchste Zeit sei, ihnen eine Lehre zu geben, denn zu grosse Nachgiebigkeit konnte als Furcht ausgelegt werden. Darum gab ich Befehl sorgfältig zu zielen und commandirte Feuer. Die Wilden hatten sich bereits platt auf die Erde geworfen in Erwartung unserer Antwort; dennoch wurden zwei von ihnen verwundet. Als wir aber vorrückten, um von neuem zu feuern, sprang die ganze Gesellschaft auf die Füsse und floh Hals über Kopf, während wir uns natürlich nicht mit der Verfolgung abmühten. Das ganze Ergebniss dieses Zusammenstosses war, dass einer meiner Leute durch eine Rombo-Lanze leicht verwundet wurde, während ein Marangu-Krieger (wie wir hernach hörten) eine Kopfwunde erhielt und einem andern der Arm von einer Kugel zerschmettert wurde. Wir nahmen darauf unsern Marsch wieder auf und erreichten endlich Taweta ohne weitere Störung.

Zu meiner Freude fand ich hier alles im gedeihlichsten Wohlsein. Abdallah hatte fünf junge Strausse gekauft, welche mit meinen Bisamenten, Tauben, Hühnern, Ziegen und Schafen

einen wunderbaren Meierhof bildeten. Ein grosses Feld war ausgerodet und besäet, und ein hoher Zaun umgab mein Eigenthum. Am Tage nach meiner Ankunft kaufte ich sieben weitere Strausse, für je eine Elle Tuch, und so hoffte ich den Grund zu einer Straussenzucht zu legen. Nach dreitägiger Ruhe rüstete ich mich zu einem Ausflug nach der Nordseite des Kilima-Ndjaro, konnte ihn aber wegen meines kleinen Gefolges nicht zu Ende führen, weil die Massai mich beunruhigten und ich nicht Waaren genug hatte, ihren Forderungen Genüge zu leisten. Ich kam zuerst nach Useri, einem Djagga-Staat am nordöstlichen Abhange des Kimawensi, dessen Sultan mich aber durchaus nicht empfangen wollte, weil ich ein mächtiger Zauberer sei (dank dem unvergesslichen Feuerwerk!) und ihn sicherlich behexen würde, sobald er in meinen Sehbereich käme; jedoch wollte er keinen Streit mit mir beginnen und erlaubte deshalb seinen Unterthanen, Handel mit mir zu treiben. Ich blieb hier drei Tage und kaufte Lebensmittel, Felle, Rhinoceroshörner und zwei Elefantenzähne. Hätte ich Waaren zum Tauschhandel bei mir gehabt, so würde ich in dieser Gegend vortheilhafte Einkäufe haben machen können, denn die Waseri erhalten nicht allein viele Zähne durch die Elefantengruben, welche sie im eigenen Lande anlegen, sondern kaufen auch solche von den Endorobo[1] oder den hörigen Stämmen der Massai, welche zu verschiedenen Jahreszeiten in der Nähe von Useri hausen. Ich marschirte noch 7 km weiter in der Richtung nach Kimangelia, empfing aber von einer zurückkehrenden Suaheli-Karavane die Nachricht, dass die Massai nahe bei diesem Platz mit den Kaufleuten Streit gehabt und jeder Karavane den Durchgang verweigert hätten. Da ich nicht stark genug war, mir den Durchzug zu erzwingen, so kehrte ich wieder nach Taweta zurück und beschäftigte mich mit Sammlungen in der Nachbarschaft.

Auch empfing ich eine Gesandtschaft von Einwohnern von Marangu und Rombo, welche nach dem Scharmützel der vorigen

---

[1] Von *-dorob* = kurz, krüppelig, untergeordnet. Die Vorsilbe *En-* bedeutet das weibliche Geschlecht und wird im erniedrigenden Sinne vorgesetzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Woche Frieden schliessen wollten. Sie erklärten, es sei entsprungen aus einem Misverständniss meiner Absichten. Sie fürchteten jetzt, dass ich, weil sie mich beleidigt hätten, ihr Land aus der Entfernung behexen möchte und wünschten deshalb Geschenke mit mir auszutauschen, weil ich ein mächtiger Zauberer sei, welcher die Kugeln und Speere der Feinde zur Seite lenke. Ich lachte über alle diese Ansprüche auf übernatürliche Macht, versuchte ihnen aber begreiflich zu machen, dass es allemal eine Dummheit sei, mit weissen Männern Streit anzufangen, welche aus jedem Kampfe als Sieger hervorgehen müssten, nicht weil sie Zauberei übten, sondern weil sie bessere Gewehre hätten als die schwarzen Männer und sie besser zu gebrauchen verständen. Ich war froh zu hören, dass niemand umgekommen sei und versicherte sie gern meiner Freundschaft. Deshalb nahm ich einen kleinen Stier an, welchen sie mitgebracht hatten, und gab ihnen dagegen hellfarbige Tücher und Beutel mit Perlen, mit denen sie voller Freude sich zurückzogen, unter lautem Lobe der Macht und des Edelmuths des weissen Mannes, welcher niemals Leute zu Sklaven mache.

FUNFZEHNTES KAPITEL.

DER JIPE-SEE UND DER WEG NACH GONDJA.

Die Zeit rückte heran, wo ich Taweta verlassen und zur Küste zurückkehren musste.

Meine sechs Monate am Kilima-Ndjaro gingen zu Ende und mit ihnen die Reisemittel. Wofern mir nicht mehr Gelder bewilligt wurden, musste ich meine Träger entlassen, ihre Löhne auszahlen, meine Arbeiten abschliessen und nach England zurückkehren, denn ohne Geld und Geldeswerth kann man in Afrika so wenig leben als anderswo. Dennoch konnte ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen das Land zu verlassen, und fühlte mich so hoffnungsselig und überzeugt, dass mich in Sansibar Hülfe in irgendeiner Form oder Gestalt erwarte und ich dann in wenig Wochen mit erneutem Eifer mich am Werke finden würde, dass ich mich nicht entschliessen konnte, meine bequeme und wohlgeordnete Ansiedelung den wilden Thieren und weissen Ameisen zu hinterlassen, zumal der Baugrund mein eigener, durch mich selbst von den Eingeborenen von Taweta angekaufter war. Zudem ergab eine kurze Ueberlegung, dass ich viele Waaren und Hausgeräthe besässe, welche ich aus Mangel an Trägern weder nach der Küste schaffen könne, noch geradezu wegwerfen mochte; und weil ich auch meine Ziegen, Hühner, Enten, Tauben und gezähmten Strausse nicht in Stich lassen wollte, so entschied ich mich schliesslich dahin, vier Mann zur Bewachung meines Städtchens zurückzulassen mit dem Auftrage, drei Monate auf meine Rückkehr zu warten, und falls ich bis dahin nicht zurückkommen sollte, soviel von den

Sachen, als sie tragen konnten, aufzuladen und einer der nach der Küste zurückkehrenden Suaheli-Karavanen sich anzuschliessen.

Nachdem diese und andere Vorbereitungen getroffen waren, musste ich, so schwer es mir auch wurde, meiner hübschen Stadt und den liebevollen anhänglichen Wataweta-Freunden Lebewohl sagen, so dringend sie mich auch baten, wenigstens bald zurückzukehren und dann unter ihnen dauernd zu wohnen. Wir machten darauf einen kurzen vierstündigen Marsch zum nördlichen Ausläufer des Jipe-Sees, schlugen dort unser Lager auf und blieben einige Tage in der Nähe dieses Gewässers, um die Bewohner seiner Ufer näher zu beobachten. Der Jipe-See ist in Wirklichkeit ein seichtes Nebengewässer des Lumi-Flusses, welcher später der Ruvu heisst und sich bei Pangani in den Indischen Ocean ergiesst. Er ist, kurz gesagt, eine verkleinerte Ausgabe des Victoria-Njansa, ungefähr 20 km lang und 5—7 km breit. An seinem südlichen Ufer erheben sich die Berge von Ugueno majestätisch zu Höhen von 1800—2000 m, im auffälligen Gegensatze zu dem von uns eingenommenen Ufer, welches eine flache, nur wenig über den Wasserspiegel emporragende Ebene bildet.

Ugueno ist eine Fortsetzung der langen Kette hoher Berge, welche die Nordseite des Ruvu-Thales begrenzen, bei Usambara an der Küste beginnen und sich durch die Pare- und Ugueno-Kette bis zum Fusse des Kilima-Ndjaro hinziehen. Die Landschaften Ugueno und Usanga (ein Pare benachbarter District) sind reich an Eisenerz, das von den Bantu-Stämmen — Wagueno und Wasanga — ausgeschmolzen und als Gusseisen an die Djagga-Schmiede verkauft wird. Die Wagueno scheinen von alters her ein Zweig der Djagga-Stämme zu sein, ihre Sprache ist wenigstens fast dieselbe. Da das von ihnen bewohnte Land gesund, wohlbewässert und spärlich bevölkert ist, so eignet es sich ganz gut für europäische Ansiedler.

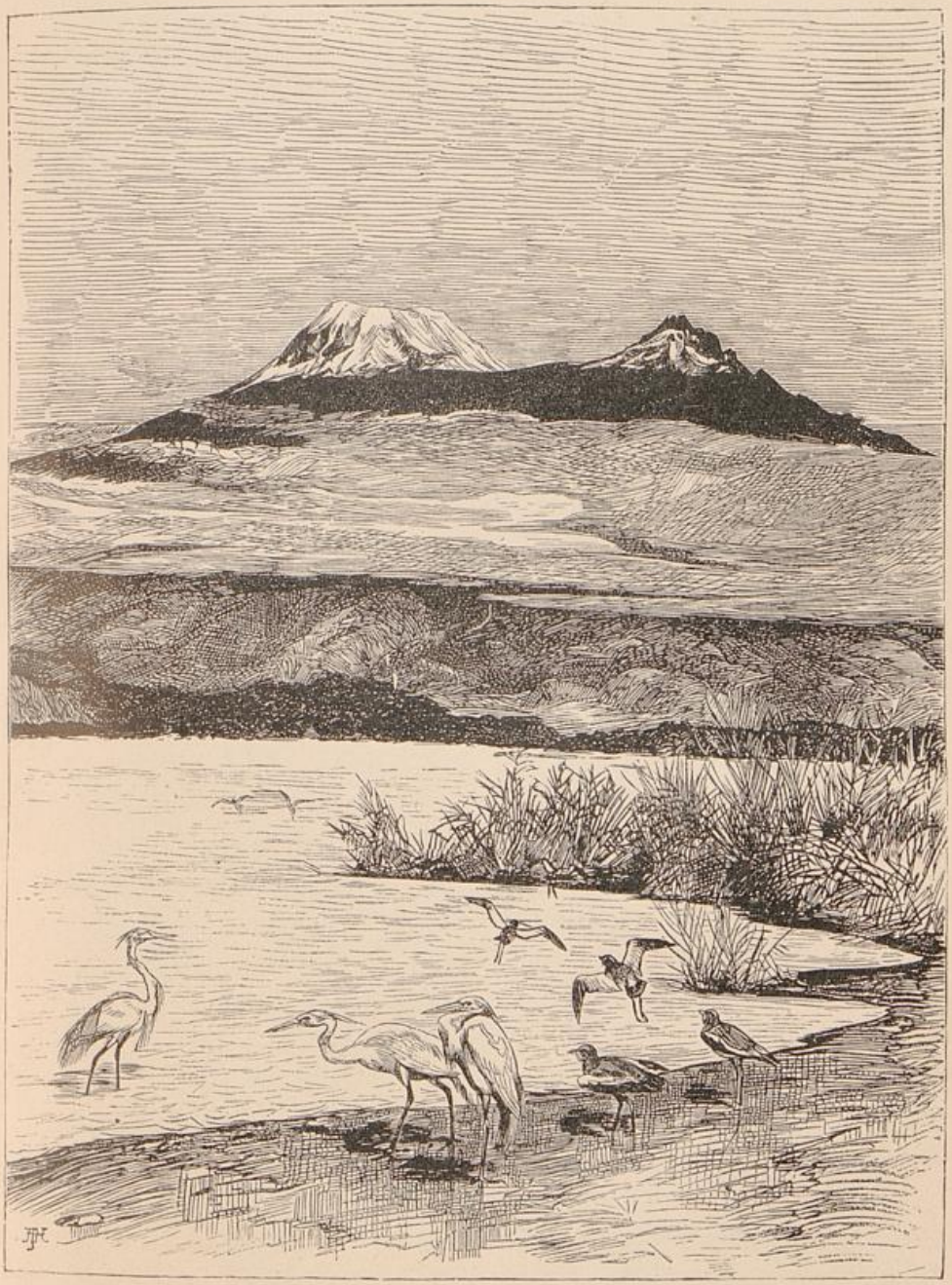
Die Nachbarschaft des Jipe-Sees wird von Wildheerden stark besucht und seine Gewässer wimmeln von grossen Fischen, besonders der Gattung der Welse und Karpfen. Fluss-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pferde und Krokodile kommen häufig vor. Zahllose Wasservögel bevölkern die schilfigen Ufer, Störche, Reiher, Pelikane, Sporenkibitze, Enten und ägyptische Gänse. Das Land um den See ist das wahre Eldorado für Jagdliebhaber; dieselben sollten aber in der Nähe des Lumi-Flusses lagern, weil das Wasser des Jipe widerlich schmeckt und erst trinkbar wird, nachdem es gut gekocht und abgeschäumt ist. Da keine Strömung sich durch den See zieht — denn der einfliessende Strom wendet sich an einer Seite hin und fliesst dann wieder aus — und dieser stagnirende Teich beständig den Strahlen einer brennenden Sonne ausgesetzt ist, obendrein aber noch zahlreiche Flusspferde beherbergt, welche dem See das Aussehen geben wie den Teichen in unsern zoologischen Gärten, so ist sein Wasser nichts als eine schmutzige, warme, grüne und schleimige Flüssigkeit. Meine Leute tranken es massenweise, ohne dass es ihnen schadete; für mich selber liess ich es aber stundenlang kochen und wieder kochen, bis der grüne Schaum und Ueberzug davon genommen war. Ich musste mich sogar mit dieser Flüssigkeit verproviantiren, weil wir von dem See ab 56 km ohne Wasser zu marschiren hatten.

An dem südlichen Ufer des Jipe hatten wir den letzten Anblick des Kilima-Ndjaro. Die kraterförmige Gestalt der höhern Spitze des Kibo trat deutlich hervor. Gegen das Ende eines friedlichen Nachmittags, gerade als ich mich umwandte, um dem See Lebewohl zu sagen, konnte ich zugleich dem König der afrikanischen Berge meinen Abschiedsgruss zuwerfen. Der Himmel war gegen Sonnenuntergang ganz blassblau geworden. Der ganze obere Theil des Kilima-Ndjaro mit seinen doppelten Spitzen lag vor unsern Augen. Leichte grüne Wolken hingen an den mittlern Abhängen, und am Fusse des grossen Gebirges erkannten wir die zahllosen Hügel und Höhen des bebauten Djagga. Dann kamen die dichten Wälder des Ruvu und Lumi, die silbernen von dem Winde bewegten Gewässer des Jipe, ein niedriges, mit Stechgras bedecktes Vorgebirge, und im Vordergrunde ein schlammiges, schmutziges, von Reihern und Regenpfeifern bedecktes Seeufer. Bevor ich mich abwandte zu dem langen Abschnitte unserer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



DER KILIMA-NDJARO VOM JIPE-SEE AUS GESEHEN. S. 278.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Reise zur Küste, trug ich das Bild hastig in mein Zeichenbuch ein.

Der plötzliche Uebergang von dem frischen Klima des Kilima-Ndjaro zu der Hitze der Ebene hatte meine Gesundheit angegriffen, wie ein rascher Wechsel vom gemässigten zum heissen Klima gewöhnlich wirkt, und so bekam ich einen leichten Fieberanfall am Jipe, sodass ich das Zelt hätte hüten müssen. Da dies Lager indessen nichts weniger als angenehm für mich war, so schlugen meine Leute mir vor, mich so lange in der Hängematte zu tragen, bis ich meine Kräfte wiedergewonnen hätte. Ich willigte ein, und da der vor uns liegende Marschtag bis zum nächsten Lagerplatz ein langer und wasserloser war, so wurde beschlossen, dass wir unsere Abreise von dem letzten Ende des Sees bis 5 Uhr nachmittags verschieben und den hellen Mondschein in den kühlen Nachtstunden zur Fortsetzung unsers Marsches benutzen sollten. Demgemäss kroch ich eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem ich meine hastige Zeichnung des Kilima-Ndjaro beendet hatte, in meine Hängematte. Dieselbe wurde von dem Oberkoch Faradji, einem alten Kongo-Mann, und von Hamis Hadi, einem stämmigen Träger aus dem Stamme der Yao getragen. Eine kurze Weile ging es im schwebenden Schritt gut weiter und hielt die ganze Karavane gleichen Schritt mit uns, weil es ein schönes „Marschland“ war. Wir gingen in südsüdöstlicher Richtung über ein weitgedehntes durchaus ebenes Land, ohne irgendwelche Bodenfalte, das wie ein grosser Platz in einem Park mit schönem Rasen bedeckt war. Hier und da unterbrach ein buschiger Baum die Einförmigkeit. Eine Schar junger Strausse sahen wir daherwandern, gleich wohlerzogenen Kindern ohne einen ältern Wächter, während Heerden von Büffeln und viele schöne Antilopen in dieser kurzen Stunde des verschwindenden Tageslichtes auf dem süssen kurzen Rasen weideten. Mit Anbruch der Nacht fing es an zu regnen und der aufsteigende Mond wurde uns verdeckt. Ich musste meine Hängematte verlassen und zu Fuss mich weiter quälen, indem ich verzweiflungsvoll durch Schmutz und Wasser watete, in die Löcher der Ameisenbären stürzte und von meinem schweren regentriefenden

Ueberzieher niedergedrückt wurde, welchen ich angezogen hatte, um nicht bis auf die Haut durchnässt zu werden. Wir durften nicht anhalten, bevor der Regen aufhörte, denn den Regen erträgt man am leichtesten im Gehen; nichtsdestoweniger war es eine mühsame Arbeit, bis zu den Knöcheln im flüssigen Schlamm zu waten, ohne weiter als einige Meter vorwärts zu sehen, während der Pfad, welcher zu einem Giessbach geworden, nur daran zu erkennen war, dass er eben kein Pfad mehr war. Der Regen stürzte in einem schrecklichen Gusse herunter, welcher uns fast zur Erde niederdrückte, aber mitten in aller Traurigkeit dachte ich mit Dank daran, dass mein Gepäck in luftdichten, vom Wasser undurchdringlichen Kästen sicher untergebracht war. Um 8 Uhr war der schlimmste Theil der Regenböe vorüber, und wenn es auch noch etwas länger rieselte, so zerstreuten sich doch die Wolken rasch und machten dem strahlenden Monde Platz. Wir suchten Zuflucht unter einem niedrigen Baume und bereiteten unser Lager. Die Leute, obwol durchgeweicht und müde, betrugen sich ganz gut und versuchten sich mit kleinen Scherzen gegenseitig aufzumuntern. Alle umstanden ängstlich den gewandten zweiten Koch Cephas, welcher Feuer machen konnte, wenn es keinem mehr gelang, und der jetzt etwas Brennholz sich dadurch verschafft hatte, dass er die verschiedenen umherliegenden abgestorbenen Zweige gesammmelt und das trockene Mark aus ihrem Innern herausgelöst hatte. Damit begann er zuerst Feuer anzumachen, und als die lustigen Flammen aus dem prasselnden und knisternden Holz aufschlugen, konnte man von allen Lippen Rufe froher Erleichterung hören, und alle streckten ihre kalten nassen Hände den Flammen entgegen. Rasch brachte mein Diener Wirapan mir eine Schale mit heisser wohlschmeckender Suppe, und nachdem ich sie verschlungen, kroch ich in mein nettes trockenes Bett und schlief einen köstlichen traumlosen Schlaf bis um 2 Uhr morgens, als Kiongwe mich zum Weitermarsch aufweckte. Dann arbeiteten wir uns unter manchem unlustigen Gähnen und Seufzen weiter in der Richtung auf einen hauptsächlich aus Kalkstein bestehenden und theilweise mit Wald bedeckten runden Hügel. Als wir gegen

Tagesanbruch seinen Fuss erreichten, wandten wir uns südlich und wanderten über einen niedrigen Rücken, sodass der Kilima-Ndjaro und der Jipe-See uns für immer aus den Augen kamen, wofür wir zur Entschädigung nunmehr die Berge von Ngurungani und das schöne Gebirge von Pare vor uns liegen sahen. Das Land am nördlichen Abhange und der obere Theil des Tafellandes waren ausnehmend öde und unfruchtbar, aber auf dem Abstieg nach Süden und in der beckenartigen Vertiefung unten bestand das Erdreich aus einem reichen schwarzen Alluvialboden, in welchem grüne Gräser und einige liebliche Lilien üppig gediehen, deren weisse Blüten wie Sterne in allen Richtungen aus der Graswiese hervorleuchteten. Hier erblickte ich mehr Wild als je zuvor irgendwo in Afrika — hier war das Paradies des Jägers, ein köstliches Traumgebilde glücklicher Jagdgründe, wie es sich kaum je ein Jäger in diesem Leben verwirklicht glaubt. Hunderte und aber Hunderte von Giraffen flohen vor uns; Heerden von Elenantilopen (die Stiere von tiefschwarzbrauner Farbe mit glänzendem Fell, welches in der Mittagssonne wie Atlas leuchtete) schlenderten umher, bald vom süssen Grase naschend, bald wegtrollend, sobald wir näher kamen. Tausende von rothen Hartbeests, Säbelantilopen, Mpalas und Zebras erfüllten die wellenförmige Ebene; an unserer linken Seite sahen wir eine kleine Schar Strausse, und rechts vom Pfade im Schatten einer Mimose stand ein Rhinoceros, welches mit seinem kurzen Büschel hin- und herwedelte und voll Verdacht die Bewegungen unserer Karavane überwachte. Ach! die Thiere hatten keinen Grund sich vor mir zu fürchten. Ohne Wasser, todmüde, von der Sonne überwältigt, hatte ich alle meine Entschlossenheit nöthig, den schmerzvollen Weg fortzusetzen, und ich war völlig unfähig grosses Wild zu jagen, während ich daran zweifelte, ob meine Kräfte hinreichen würden, den Lagerplatz zu erreichen.

Um 2 Uhr stiegen wir über den Rücken von Ngurungani und gelangten an ein steiniges Flussbett, in welchem etwas Regenwasser zurückgeblieben war. Die Leute tranken gierig davon. Hier sahen wir mitten auf dem Wege ein frisch geschlachtetes Schaf, welches abgehäutet und zerschnitten war,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

während alle blutigen Reste vorsichtig im Fell beiseite gelegt waren. Verschiedene Deutungen wurden über diesen ungewohnten Anblick laut; aber als ich noch einmal die Strasse genauer prüfte und den sandigen Pfad mit so vielen Fussstapfen und zugleich mit den Abdrücken von Ochsenfüssen bedeckt sah, sagte ich zu mir selber, „es sind Massai!“ Die Leute waren derselben Meinung, glaubten aber sie seien am Morgen hier durchgekommen. Als wir uns jedoch dem Lagerplatz näherten, sahen wir Rauch und hörten Stimmen; deshalb machten wir vorsichtig halt und liessen unsere ganze Karavane gehörig aufschliessen. Endlich vereinigt, drangen wir kühn vorwärts, wenn auch manche Herzen erbebten über dem Gedanken an einen Zusammenstoss mit den gefürchtetsten Wilden des östlichen Afrika. Abdallah ging neben, Wirapan vor mir, und ich hörte den erstern Gebete an Allah und seinen Propheten herplärren, als er sein Gewehr schulterte und vorwärts marschirte. Wirapan und ich erblickten die Massai zuerst. Wir gelangten bis zum Bett eines breiten Gebirgsbaches, welcher jetzt bis auf einige Felslöcher vertrocknet war, und dort lagen in einer grossen beckenartigen Höhlung, unter den Felsen auf denen wir standen, vielleicht 1000 Mann, von welchen einige an rauchenden Feuern halb gar gekochtes Fleisch von den Knochen nagten. Als wir aus dem Busch hervortraten und unsere Stiefel auf den Steinen klapperten, sahen sie auf, doch ohne irgendwie Erstaunen zu verrathen oder Anstalten zum Aufstehen zu treffen. In lustig freundschaftlicher Weise rief ich ihnen „Subai?“ zu (das ist ihr Gruss, worauf die richtige Antwort „Iba“ ist), aber niemand erwiderte den Gruss. Die uns zunächst Befindlichen winkten uns zurück, doch nicht in unhöflicher Weise, und gaben uns zu verstehen, sie würden gleich zu uns kommen und mit uns reden. Wir zogen uns in eine kleine Verschanzung von Dornen und Felsen zurück, welche die Höhlung mit den Massai beherrschte, legten unsere Lasten ab und machten unsere 28 Gewehre für den Verzweiflungskampf fertig, falls er nöthig werden sollte. Darauf kamen die Massai, vielleicht 40 auf einmal, mit einem Anführer. Derselbe rief uns gebieterisch zu: „Tōtŏna!“ (Setzt euch!), welchem Rufe wir gehorchten.

Dann berathschlagten sie untereinander. Einige sagten: „Endara Eladjomba!“ (Greift das Küstenvolk an!) Andere riefen: „Nein, erst warten!“ Darauf zogen sie sich wieder zurück, und hernach kamen der Anführer und einige ältere Leute mit Zweigen in der Hand auf uns zu (einem Zeichen des Friedens). Sie riefen zwei oder drei von unsern Leuten zu, vorzutreten und mit ihnen zu unterhandeln; deshalb gingen Kiongwe, Ibrahim und Bakari vor. Nach verschiedenen Fragen, wer ich sei, woher ich käme, wohin ich ginge, fragte der Massai-Anführer: „Habt ihr Krankheiten unter euch?“ Diese Frage erregte einen glücklichen, aber freilich unwahren Gedanken in mir: „Sage ihm“, rief ich Kiongwe in Suaheli-Sprache, welche die Massai nicht verstehen, zu, „sage ihm, wir haben die Pocken.“ Kiongwe griff den Gedanken auf und antwortete dem Massai-Feldherrn mit wohlverstellter Kümmerniss: „Ja, wir haben einen Mann, der an der weissen Krankheit (so nennen die Massai die Pocken) leidet.“ „Zeigt ihn“, antwortete der Führer, indem er gleichzeitig einige Schritt zurückwich. Ich schleppte sofort einen Albino hervor, welcher Träger in meiner Karavane war, ein elendes Geschöpf von Milch und Blut, mit Haaren wie Strähne und gefleckter Haut. Die Massai schrien sogleich auf: „O, das ist eine böse Krankheit, seht! sie hat den Mann weiss gemacht!“ Darauf riefen sie uns zu, sie möchten nichts mit uns zu thun haben, auch nichts von unsern angesteckten Gütern besitzen, blos um eine Vergünstigung baten sie, welche wir bereitwillig gewährten, dass wir ihnen nämlich nicht zu nahe folgen sollten, damit sie nicht in unsern „Wind“ träten und die Krankheit bekämen. Damit drehten sie sich herum, vereinigten sich mit ihren Kameraden, trieben ihre Kuh- und Eselheerden zusammen und gingen langsam den hügeligen Weg hinan. In einer halben Stunde waren die letzten Massai verschwunden, und erlöst von unsern Aengsten stürzten wir vorwärts zum Wasser und tranken.

Das Lager, welches diese Krieger eingenommen hatten, bot einen höchst seltsamen Anblick dar. Die grossen, gerade in ihr blassgrünes Laub schiessenden Affenbrotbäume waren mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Raub-, oder besser gesagt Aasvögeln, Geiern, Krähen und Marabustörchen bedeckt. Unter dem spärlichen Schatten dieses fast blattleeren Waldes von grauen Stämmen hatten die Massai ihr Lager aufgeschlagen, nahe bei den Steinen des trockenen Giessbaches. Sie hatten eine Menge Vieh ge-



Massai-Lager.

schlachtet und Abfälle und Kaldaunen in die niedrigen Gebüsche geworfen. Daran hatten die Geier und Störche sich total vollgefressen und hockten jetzt schwerfällig und einfältig auf den Baumwipfeln. Der Rauch der Kochfeuer stieg noch in weissen Säulen in die Lüfte und führte unsern Nasen die scharfen Gerüche verbrannten Fettes zu. Hinter dem Ganzen sah man auf die blauen Pare-Berge, die

sich hoch gegen den Abendhimmel abhoben, welcher bei herannahendem Sonnenuntergang sich in helles Citrongelb gekleidet hatte.

Sonderbarerweise erhoben sich, sobald die letzten Massai unsern Blicken entschwunden waren, alle diese schwerfälligen Vögel und flogen weg, um der sich zurückziehenden Armee von Räubern zu folgen. Meine Leute erzählten mir, dass wo immer Massai sich auf dem Marsche befänden, sie stets von einer Schar Geier, Störche und Krähen begleitet würden, und dass sie dieselben aus religiösen Gründen beschützen, weil sie die Abfälle von ihren Feldern entfernen. Wo man sich in diesem Lande einer schattigen Stelle nähert und die Zweige der Bäume mit Geiern beladen sieht, kann man sich versichert halten, dass innerhalb dieser Baumgruppe eine Schar Massai gebratenes Fleisch verzehrt oder das Blut eines geschlachteten Ochsen aufsaugt, und wer nicht darauf gerüstet ist, mit dieser Gesellschaft zu fechten, der lasse sich dieses Zeichen zur Warnung dienen und schlage sich seitwärts in die Büsche.

Am nächsten Tage brachte uns eine dreistündige Wanderung über einen sehr schweren, schwarzen, durch den Regen von den Bergen heruntergewaschenen Boden nach Kisiwani, einem trockenen Flussbett am Fusse der Pare-Berge. Hier fühlte ich mich von den Anstrengungen und Sorgen der letzten Tage so schwach und aufs äusserste erschöpft, dass ich wol infolge des Fieberanfalls einen halben Tag in völliger Ruhe zubringen musste, um wieder neue Kräfte zu gewinnen. Der Platz dazu war ganz reizend gewählt. Majestätische Waldbäume thürmten sich zum Himmel empor; aber noch höher und den halben Himmel einnehmend erhoben sich die herrlichen Pare-Berge. Eine einschmeichelnde Atmosphäre des Friedens erfüllte unser Lager. Hierher kamen keine Massai, denn sie hielten sich wohlweislich fern von den erbitterten Angriffen der Bergbewohner, welche den Freibeutern mehr als einmal eine gesunde Tracht Schläge verabreicht hatten. Gegen ehrliche Leute wie wir betrugen letztere sich dagegen artig und freundlich. Sie brachten uns Kürbisflaschen voll eiskalten

Wassers aus ihren Bergwässern nebst reifen Bananen und allerliebsten kleinen schwarzen Schafen. Der Häuptling sandte mir ein Geschenk und eine Einladung, ihn in seiner Bergwohnung zu besuchen. Gern wäre ich ihr gefolgt, traute aber meinem Pedalsystem nicht und fürchtete mir durch Ueberanstrengung einen neuen Fieberanfall zuzuziehen. Darum schickte ich ihm nur einige ausgewählte Geschenke und meine Empfehlung, liess aber beifügen, wenn ich nächstens desselben Wegs käme, so würde ich seiner Artigkeit gegen einen vorüberziehenden Reisenden eingedenk sein.

Die Wapare scheinen, soweit ich habe sehen können, ein sehr liebenswürdiges Volk zu sein, wie die Wataweta. Ich nehme grosses Interesse an diesem Lande, weil ich es für eins der gesunden Glieder unter den Landschaften halte, welche den Kilima-Ndjaro, den künftigen Luftkurort des östlichen Afrika, mit der Küste verbinden. Ungefähr 32 km jenseit Kisiwani kamen wir zu dem einladenden fruchtbaren District Gondja, einer Ansiedelung der Waseguha, welche von Söhnen des Sembodja, des Fürsten von Usambara und Vasallen des Sultans von Sansibar, regiert werden. Hier erkannte man schon deutlich den Einfluss der Küste, sodass ich zum ersten mal, seit ich Mombas zu Beginn der Reise verlassen hatte, mich nicht mehr ganz unter Wilden fühlte.

Gondja mit seinem klaren raschen Flusse, seinen herrlichen Wäldern echter Waldbäume, seinen üppigen Anpflanzungen, erinnerte uns an unser liebes Taweta, und wir gewannen die Gegend um so lieber, als sie der erste bewohnte Fleck war, den wir nach einem 112 km langen Marsche durch die Wildniss antrafen. Hinter Gondja, in den Pare-Bergen, war die Landschaft ungewöhnlich lieblich: waldbedeckte Felsklippen, reiche Thäler, smaragdgrüne Bananenhaine, sich kräuselnde Bäche und prächtige Wasserfälle; aus einem derselben, einem zweiten Staubbache, entspringt der die Stadt umgebende Fluss. Wir konnten den grauweissen Sturz des herabfallenden Wassers aus der Entfernung erkennen, doch standen wir zu weit ab, um das

bewegte Farbenspiel zu geniessen, da er uns nur so unveränderlich und unbeweglich wie die blaue Bergwand erschien, ganz wie ein photographischer Wasserfall. Auf einer kleinen, von einer Schleife des Flusses fast ganz umgebenen, hinten von Bergen eingefassten Halbinsel liegt das Dorf Gondja, dessen zerstreute Wohnungen von starken Zäunen von Euphorbien und andern stacheligen Gesträuchen umgeben sind. Die Häuser sind fast im Stil der Häuser der Eingeborenen an der Küste gebaut, Zweiggeflecht mit Lehm, und gewöhnlich in verschiedene Gemächer abgetheilt.

Der Häuptling und die Aeltesten waren gekleidet wie vornehme Araber und grüssten uns auch mit arabischem Gruss. Ich merkte, dass nicht blos sie sondern auch das von ihnen regierte Volk grosse Sprachkenner waren. Sie sprachen das Kiseguha, Kipare, Kisuaheli, etwas Arabisch und das Massai. In letzterer Sprache waren sie völlig bewandert; ich setzte mich deshalb mehrere Stunden mit meinem Notizbuche zu ihnen und vermehrte so meine bereits gesammelten Kenntnisse um ein Beträchtliches.

Die obern Klassen in Gondja, besonders aber die mit der Familie des Häuptlings Sembodja verwandten Klassen sahen nach Hautfarbe und Gesichtsausdruck wie Araber aus, doch haben sie wolliges Haar. Ich befragte sie nach ihrer Abstammung, aber von einer arabischen Beimischung wollten sie nichts wissen; gleichwol sind sie augenscheinlich Mischlinge, wenn auch die Kreuzung vielleicht sehr alten Datums ist. Sie sind die Vorposten der Civilisation, wenn ich so sagen darf, und des Mohammedanismus in diesem Theile von Afrika. Hier ist das Menschenleben gesichert; hier fordert man keine Geschenke, und Geld ist hier bekannt und wird angenommen. Wie merkwürdig ist der Umfang des Einflusses einer starken Regierung! Seit den Tagen, dass Indien unter britischer Herrschaft von starker Hand regiert wird, hat sein Handel und sein Geld sich weit ausgebreitet über das östliche Afrika, vom Somali-Land bis Natal, und hier auf dem Marktplatze von Gondja, über 150 km von der Küste, hört man die Leute

von Pice, Annas und Rupien[1] sprechen und sieht das Bild und die Umschrift Ihrer Majestät der Kaiserin von Indien frei unter den verschiedenen Stämmen umlaufen, welche zum Handel hierher kommen.

---

[1] Ein Rupie, d. h. die ostindische Compagnierupie, welche jetzt die gesetzliche Rechnungs- und Geldeinheit in Ostindien ist, hat einen Werth von 1,92 Mark in Silber und zerfällt in 16 Annas zu 12 Pice.
Der Uebersetzer.



H.H. Johnston.

Leipzig: F.A. Brockhaus.

SECHZEHNTES KAPITEL.

VON GONDJA NACH LONDON.

Nachdem wir die Ortschaft Gondja verlassen hatten, wanderten wir durch eine schöne und wohlbewaldete Ebene, welche, obwol wenig angebaut, überaus fruchtbar zu sein schien. Wir lagerten dann neben der Stadt Kihungwe's, eines andern Seguha-Häuptlings von der Familie von Sembodja, welcher sich an den Ufern des Flusses Mkomasi angesiedelt und alle Vagabunden und Flüchtlinge der benachbarten Landschaften nach seiner Stadt gezogen hatte. Wir befanden uns jetzt am nördlichen Eingange zu einer weiten Ebene, welche sich zwischen den Bergen von Pare und Usambara hinzieht und gemach zum Ruvuflusse abdacht. Sie ist vielleicht 60 km breit und nur von einigen harmlosen Massai-Banden bewohnt, deren Muth gebrochen ist, seitdem ihnen wiederholte Niederlagen von den Wasambara und Wapare beigebracht sind, und welche jetzt nicht einmal mehr Tribut von durchziehenden Karavanen erheben mögen. Ich traf einige Leute dieses Stammes längs des Weges und blieb stehen, um mit ihnen zu plaudern und einige weitere Bemerkungen über ihre Sprache einzuheimsen. Auch begegneten wir einigen Wambugu, einer merkwürdigen Gesellschaft von Viehzüchtern, welche am Fusse der Usambara-Berge wohnen.

Diese Ebene ist mit lockern Gebüschen, verkrüppelten Bäumen und stellenweise mit smaragdgrünen Grasplätzen bedeckt. Sie beherbergt ungezählte Mengen Wild, welches hier Deckung, Nahrung und Wasser findet, denn der Mkomasi-Fluss fliesst mitten durch die Ebene.

Wir fanden frische Elefantenfährten und sahen zu verschiedenen malen Giraffen, Elenantilopen, Gnus und Cobusantilopen. Ich schoss eine Elenkuh, aber es gelang ihr in einem dichten Busch zu entkommen und wir hatten keine Zeit zur Verfolgung der Fährte. Paviane gab es merkwürdig viele auf den starken Bäumen, und was Perlhühner betrifft — so etwas sah ich nirgends sonst in Afrika! Das ganze Thal des Mkomasi wimmelte von Thieren und ist zweifelsohne ein ebenso ergiebiger Jagdgrund als Ngurungani und die Umgegend des Jipe-Sees.

Als wir uns Masindi, der Hauptstadt des Königs Sembodja näherten, wurden die Waldbäume höher, ihr Laub reicher und das platte Land begann in eine Folge von Bodenwellen und niedrigen Hügeln überzugehen. Wir näherten uns eben der Grenze von Usambara, welche als eine Art Uebergangsgebirge am Fusse jenes auffälligen Gebirges liegt, welches sich 1200—2100 m über die Ebene erhebt. Nach allem was ich von Afrika, sei es im Atlasgebirge Algeriens, im Dschellagebirge des südlichen Angola, am Kilima-Ndjaro oder sonstwo gesehen habe, gibt es nichts so Einheitliches und seltsam Imposantes als der Anblick von Usambara von Westen her. Man stelle sich nur vor, dass hier riesige Granit- und Kalksteinfelsen als reine Mauer in einer Höhe von 1200 m und darüber direct aus der Ebene aufsteigen. Der Aufstieg scheint unmöglich, und den Abstieg denkt man sich nur dadurch ausführbar, dass man sich an einem Tau von über 1000 m Länge herablässt. Hinter dieser riesigen Granitmauer liegt ein liebliches Gelände von Wäldern, Strömen und Bergwiesen, in welchem — für uns, die wir durch diese wilde Wüste gewandert kamen, geradezu räthselhaft zu hören! — Engländer wohnen, welche in harter Arbeit den gelehrigen Einwohnern die Segnungen der Religion und der Aufklärung beibringen. Kaum 65 km in gerader Linie vor uns, die wir Usambara staunend überschauen, befinden sich europäische Häuser, Kirchen, Schulen, Krankenhäuser und sogar Wiesen zum Fussball- und Cricketspiel.

Der Gedanke, der Civilisation so nahe zu sein, machte mich ungeduldig gegen die Wildniss, welche als Wunder für

sich ihren mächtigen Reiz zu verlieren schien. Ich eilte dem rothen Pfad entlang und blickte so starr auf unser Ziel, einen entfernten Haufen von Hütten und Steinmauern, welcher Masindi heisst, dass ich der umliegenden Landschaft wenig Beachtung schenkte. Doch konnte ich nicht umhin, die so zahlreichen schönen Hyphaene-Palmen[1] zu bewundern, welche unsern Weg einsäumten. Wir wanderten durch einen stattlichen Hain, welcher, abgesehen von der verschiedenen Art Palmen, mich an Elche bei Alicante im südöstlichen Spanien erinnerte. Meine Leute konnten dem Gelüst nicht widerstehen, die pfefferkuchenartige Frucht der Hyphaene aufzuknuspern, und darüber kam ich ihnen weit voraus und gelangte allein ans Thor von Masindi.

Mit gefüllten, anmuthig auf dem Kopf getragenen Krügen kehrten Weiber vom Flusse zurück. Ihre Gesichtszüge waren einnehmend und ihre Gesichtsfarbe ein reines olivengelb — gerade wollte ich beifügen „offenbar infolge arabischer Blutsmischung, doch nehme ich Anstand dies zu behaupten. Die Frage nach dem Ursprung des Volks von Usambara ist eine verwickelte, und die helle Hautfarbe möchte aus andern Ursachen als einem Tropfen arabischen Blutes entspringen. Ich erwähnte das letztere als Grund, warum die Waseguha von Gondja so sehr vom Negertypus abwichen, aber ich war in reiner Verlegenheit um eine andere Lösung des Räthsels und wusste ausserdem, dass die Waseguha seit Jahrhunderten an der Küste mit Arabern in Berührung gekommen waren; aber bei den Wasambara, welche ich zuerst hier in Masindi antraf, liegt die Sache doch anders. In die Hügel- und Thallandschaften von Usambara, welche gegen den Willen eines trotzigen Volks so schwer zugänglich sind, waren die Araber sehr wenig eingedrungen, und deshalb kann eine theoretische Kreuzung mit ihnen die gelbe Haut und feinen Züge einiger Wasambara nicht genügend erklären. Möglicherweise sind die ursprünglichen Bergbewohner, welche vor dem Eindringen der Bantu hier wohnten, Eines Stammes mit den Galla oder Massai gewesen und haben ihre Eigenthüm-

[1] Hyphaene Thebaica.

lichkeiten in reichlichem Maasse auf die jetzigen Bewohner vererbt.

Masindi, als Stadt betrachtet, besteht gewissermassen aus zwei Theilen: der eine liegt auf dem steilen Anstieg des Uebergangsgebirges und enthält die Residenz und das Schloss des Häuptlings Sembodja, der andere ist das übliche regellose afrikanische Dorf in der untern Ebene, und ist von Bananenwäldern und einer dichten Hecke von Euphorbien umgeben. Ausserdem sieht man mehrere zigeunerartige Lager von Massai und selbst zeitweilige „Städte" jener viehzüchtenden Räuber, welche nach jahrelangem Grenzkriege ihren Frieden mit Sembodja geschlossen haben und allmählich aus ruhelosen diebischen Nomaden zu ehrlichen sesshaften Ackerbauern geworden sind, — um es mit einem Wort zu sagen, man sieht hier Massai in „Wakuafi" umgewandelt, wie die Suaheli-Kaufleute sie nennen. Freilich ist aus dieser leichten Unterscheidung etwas zu viel herausgelesen. Ein Jemand hat ein Wörterbuch des „Kuafi" und ein Anderer des „Massai" geschrieben, und jeder von ihnen verkannte die Thatsache, dass sie unabhängig voneinander genau dieselbe Sprache behandelten. Andere Sprachlehrer und „Sprachphilosophen" sprachen ihnen nach wie Papagaien und infolge davon sieht man die Massai-Sprachenfamilie feierlichst in zwei Hauptdialekte getheilt:

a) das Massai,

b) das Kuafi;

was gerade soviel heisst, als wollte man das Deutsche in zwei getrennte Sprachgruppen theilen:

a) das berliner Deutsch,

b) das provinzielle Deutsch.

Obgleich die nomadischen und die ackerbauenden Massai (Wakuafi) in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, so unterscheiden sie sich doch durchaus nicht in ihrer Sprache, ausser wo sie an die Ansiedelungen der Bantu stossen und einige Bantu-Wörter entlehnt haben. Fragt man die Wakuafi von Masindi, was sie sind, so antworten sie einhellig „Massai". Und fragt man einen nomadischen Massai vom Ruvu oder sonstwoher, wie er seine Vettern von Masindi nennt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche vielleicht nur ein Menschenalter vorher in demselben Stamme fochten, so antwortet er verächtlich „Embarawuio", ein weibliches Wort von nicht gerade angenehmer Bedeutung.[1] Kuafi soll eine corrumpirte Uebersetzung von „Eloigob", „das Volk des Bodens", sein. Dieses Wort wird gemeinsam von Massai und Kuafi gebraucht, doch häufiger von den letztern, weil es zugleich einen festen Wohnsitz bedeutet.

Wenn auch die Massai von Masindi und vom Mkomasi-Thal ihre Sprache rein gebrauchen, mögen sie nun Ackerbauer oder Räuber sein, so verräth ihre Rasse doch eine Mischung mit einem fremden Volk. Unter ihnen wohnen noch dienstbare Stämme von unbekannter Herkunft, welche vielleicht die Ueberbleibsel unterjochter und theilweise in ihnen aufgegangener Stämme sind, denen früher das Land gehörte.

Hoch über Sembodja's Burg weht die blutrothe arabische Flagge von Sansibar. Sembodja zeigt sich beflissen, sich als Vasall von Sid Bargasch zu bekennen. Als ich ihm am Morgen meiner Ankunft einen Besuch machte, wurde ich in eine arabische Nachahmung des orientalischen „Divan" eingeführt, ein Haus mit niedrigen Mauern und Dach, in dessen Innern ein niedriges hölzernes Sofa sich längs der drei Seiten des länglich viereckigen Raumes hinzog, während die vierte Seite eine halb offene Veranda bildete. Viele Suaheli und arabische Kaufleute und Höflinge sassen hier herum, auf ihren Fersen hockend und mit unverwüstlicher Ausdauer rauchend. Einige lässige Worte zum Gruss, aber in ziemlich unverschämtem Ton, wurden gemurmelt, sodass meine Erwiderung entsprechend kühl ausfiel. Am Ende des Sofas, nahe bei der Veranda, lagen ein prächtiges seidenes Kissen und ein persischer Teppich. Ich wollte mich gerade darauf setzen, weil ich dort den Platz des Gastes vermuthete, als plötzlich der Sultan Sembodja eintrat und mich mit der Schulter beiseite stiess, dann mich beim Arm ergriff und mich

[1] Er hegt gegen seinen ehrlichen, mühsam arbeitenden Stammesgenossen dieselbe Verachtung, die ein Räuber aus dem Böhmerwald, Namens Spiegelberg, gegen seinen Vetter Michel, einen Kaufmann unten in der Ebene empfindet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf einen Platz neben sich nöthigte. Ueber diese cavaliermässige Vertraulichkeit war ich erst etwas betroffen, gewann aber rasch meine gute Laune wieder, weil offenbar eine Beleidigung nicht beabsichtigt war. Sembodja war ein kleiner ausgemergelter alter Herr mit einem höchst räthselhaften etwas arabischen Gesicht. Zwei glänzende Augen funkelten zwischen den Stirn- und Backenrunzeln hindurch. Er hatte abscheuliche, stumpfe, von vielem Betelkauen geröthete Zähne. Sein Gewand war nach der arabischen Mode und durchaus geschmackvoll ausgewählt. Seine wohlgepflegten eleganten Füsse hatte er in gestickten Sandalen. An einem Finger der rechten Hand trug er einen schönen Siegelring, den er beim Sprechen immer herumdrehte. Das schönste Suaheli kam von seinen Lippen, aber untermischt mit arabischen Wörtern und Redewendungen, wie auch bei uns gewisse Leute von fraglichem Geschmack es lieben, im Gespräch französische Brocken einfliessen zu lassen. Sembodja war augenscheinlich ein von der Cultur beleckter Herr — ein mehr civilisirter Mandara. Zur Zeit meines Besuchs beschäftigte er sich viel mit dem Vordringen der Deutschen, worüber allerlei Gerüchte verbreitet waren. Darum bekannte er sich wiederholt als den getreuen Vasallen von Sid Bargasch. Als ich ihm den Empfehlungsbrief übergab, welchen der Sultan von Sansibar mir vor Anfang meiner Reise ausgestellt hatte, küsste er ehrfurchtsvoll das Siegel und horchte aufmerksam zu, während der Schreiber ihn laut vorlas. Nach den letzten Worten wandte er sich zu mir und sagte: „Alle meine Besitzungen gehören dir. Nimm was du willst. Was wünschest du?“ Ich erwiderte lachend: „Nichts als deine Freundschaft und ein wenig frische Milch.“ Kiongwe indessen mit seiner etwas praktischern Denkweise fügte hinzu, indem er sich mit devotem Hüsteln und Grinsen an Sembodja wandte: „Der weisse Mann liebt daneben sehr das Fleisch von Schafen und Ochsen.“ „Gut“, erwiderte Sembodja, „an europäischen Sachen bin ich arm, aber Vieh, Schafe und Milch besitze ich reichlich, und meine Gäste sollen keinen Mangel leiden.“ Demgemäss kamen, sobald wir ins Lager zurückgekehrt waren, einige Krieger von Sembodja mit einem schönen feisten Stier,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwei Ziegen und einem Schaf, und die Weiber seines Haushalts schickten uns Kürbisflaschen mit frischer und saurer Milch, welche letztere bei den Afrikanern in besonderer Achtung steht. Zum Entgelt für dieses gastfreie Geschenk sandte ich Sembodja eine Vogelflinte, Kaliber 12, nebst 100 Patronen, einige farbige Bilder, die er sich sehr gewünscht hatte, einen Flanellanzug und eine Menge bunter Taschentücher und Kleiderstoffe für seine Weiber.

Gegenseitig zufriedengestellt schieden wir unter vielen übertriebenen Complimenten, und ich nahm dann, neugestärkt durch meine kurze Rast in Masindi, meinen Weg zu den Ufern des Ruvu wieder auf. Nachdem wir diesen ungestümen Fluss erreicht hatten, wanderten wir ohne besondere Ereignisse längs seiner Ufer bis auf 24 km von der Küste, zu einem Punkte Namens „Maschamba“ oder „die Plantagen“ von Pangani. Hier bestieg ich mit einigen meiner Leute ein Canoe und fuhr den Fluss bis zu seiner Mündung hinab. Nach einer ziemlich gefährlichen Fahrt in diesem verbandschwachen „Fall-um“ erreichten wir glücklich den Strand von Pangani ohne einen Unfall. Es war pechfinstere Nacht, als ich an dieser unbekannten Küste landete, und ich fühlte mich einsamer und verlassener als je zuvor in der Wildniss. Wo sollte ich passende Unterkunft für die Nacht in dieser schmutzigen arabischen Stadt finden? Während ich zum Bazar hinaufwanderte, suchte ich vergeblich nach einem helfenden Gesicht. Zuletzt gelangte ich in eine bessere Strasse und blieb vor dem stattlichen Hause eines reichen Hindu stehen. Ich trat ins Haus und fragte nach dem Herrn. Ein behäbiger Mann mit gelbem Gesicht in reich gestickter Kleidung kam hervor. „Können Sie mir sagen“, fragte ich ihn, „wo ich Unterkommen für die Nacht finde? Ich komme gerade aus dem Innern.“ „Ich sollte denken, Sie gingen am besten zur Mission“, sagte er kurz und wandte sich ab. „Welche Mission?“ fragte ich meine Leute. Ich wusste von keiner englischen Mission in Pangani. Wol war mir bekannt, dass die Universitäts-Mission an andern Stellen der Küste und in Usambara Stationen unterhielt, aber von einer Station zu Pangani hatte ich nie gehört. In der That besass die Stadt jedoch ein Haus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

welches als Absteigequartier von Leuten benutzt wurde, welche zwischen Usambara und Sansibar verkehren.

Ich trat zurück auf die schwarze, schmutzige Strasse und packte den ersten besten Jungen, den ich erblickte. „Sieh mal", sagte ich, „ich will dir eine Rupie geben, wenn du mich zur englischen Mission führst." „Orright"[1], erwiderte er vergnügt in gebrochenem Englisch, „cum 'long!" Einige Drehungen und Wendungen in dem Wirrwarr der schmutzigen Strassen brachten uns zu einem offenen Platze und plötzlich wurden wir in den Hofraum eines grossen Hauses geführt. Hier riss unser Führer an einer Glocke mit lautem gellenden Klang, schrie etwas auf Suaheli und lief davon. Gleich darauf traten ein gefällig aussehender Mann und eine Frau aus einer auf den Hof führenden Seitenthür, grüssten uns achtungsvoll und ersuchten uns, eine breite Leiter emporzusteigen, welche zu einem Balkon und einigen obern Zimmern führte, die Frau trug eine Lampe, der Mann ein Schlüsselbund. Ohne ein weiteres Wort öffnete der Mann die Thür eines geräumigen, gut erleuchteten Zimmers und die Frau stellte die Lampe auf einen Tisch. „Was wünschen Sie jetzt?" fragte sie. „Wollen Sie Thee?" Dankbar nahm ich das Anerbieten an und wunderte mich fortwährend, wo nur die weissen Bewohner des Hauses stecken möchten. Warum wurden sie nicht von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt? Alsbald kam die Frau zurück und begann mein Bett zu machen. Darauf zeigte sie auf eine grosse Kiste und sagte: „Die müssen Sie öffnen; nur weisse Männer verstehen es." Ich betrachtete das Schloss und sah ein griechisches Wort darauf. Es war ein Buchstabenschloss und jetzt verstand ich die Frau. Das Schlüsselwort war griechisch, sodass die Missionsdiener, welche vermuthlich Englisch verstanden, das Schloss nicht zu öffnen vermochten und also auch den Inhalt der Kiste nicht benutzen konnten, welcher, wie sich herausstellte, allen Tischbedarf umfasste — Essigfläschchen, Messer, Gabeln, Tischtücher, Servietten, Gläser und Teller. Ich öffnete noch eine zweite Kiste und fand darin eine Auswahl von Büchern, Zeitschriften und

[1] All right — come along = Sehr gern, komm mit.

Zeitungen, geistige Kost. Und noch immer begrüsste mich kein Gastgeber! Mir war wie im Märchen, wenn man ein bezaubertes Schloss betritt, dessen Besitzer in eine Katze, einen Affen oder eine Marmorstatue verwandelt ist und wo man keinen verantwortlichen Herrn findet, welcher einen bewillkommnet, während man sich überall gastfrei aber stumm empfangen sieht und für alle Bedürfnisse im voraus gesorgt ist.

„Wo sind die Wasungu (weissen Männer), welche in diesem Hause wohnen?“ fragte ich die Haushälterin, als sie mir mein Abendbrot hereinbrachte. „Sie sind vor zwei Tagen mit dem Dampfschiff abgefahren.“ „Erwartetet ihr mich?“ fuhr ich fort. „Nein!“ „Dann wohne ich vielleicht in dem Zimmer eines andern?“ „Nein“, erwiderte sie, „ich habe noch andere Zimmer, wenn andere Leute kommen, aber alle weissen Männer, welche Pangani besuchen, wohnen hier.“

Im besten Sinne des Worts hält die Universitäts-Mission offenes Haus zu Pangani. Es kostete mir keine Ueberwindung, während meines kurzen Aufenthalts in dieser Stadt dieses Haus zu meinem Hauptquartier zu machen.

Der stolze Hindu, welchen ich nach meiner Landung zuerst angesprochen hatte, bezahlte mir auf meinen Handschein eine beträchtliche Summe in Rupien aus, mit welcher ich meine Leute in Pangani ablohnte. Fast alle erhielten Geschenke wegen guter Führung und ehrlichen Betragens. Unter vieler gegenseitiger Rührung nahm ich Abschied von meinen Sansibar-Dienern, besonders von denjenigen, welche alle Aengsten und Gefahren des Aufenthalts in Djagga mit ausgestanden hatten, und wir fanden allein Beruhigung in dem Gedanken, dass unsere Reisekameradschaft bald erneuert werden würde. In der That hoffte ich zuversichtlich, binnen vierzehn Tagen wieder in Pangani zu sein, um nach dem Kilima-Ndjaro zurückzukehren.

Nachdem ich eine schmutzige, übelriechende arabische Dau — alle sind schmutzig und riechen schlecht, darum hatte ich höchstens die Wahl zwischen den besondern Arten von Gerüchen und Schmutz — gemiethet hatte, fuhr ich mit wenig Begleitern und meinem Gepäck nach Sansibar. Das Fahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeug war so leck und alt, dass wir sicherlich bei dem geringsten Sturm versunken wären. Glücklicherweise war die See wie Oel, oder ein Spiegel, oder ein Mühlteich, oder was man sonst für ein Gleichniss wählen will, um die durchaus glatte Oberfläche zu bezeichnen. Doch hatte diese äusserste Windstille ihre Unannehmlichkeiten. Vergebens pfiff unser Suaheli-Kapitän und schrie: „Ndju Kaskasi!“ („Komm, Nordwind!“); kein Lufthauch schwellte das herunterhängende Segel. Die Leute ruderten mit langen Remen, wie ich vermuthe nicht ohne Erfolg; denn gleichviel ob durch Strom oder durch Wind oder die Ruder getrieben, eine bewegende Kraft war da, weil wir um 4 Uhr unter die Insel Sansibar kamen und um 7 Uhr abends die Stadt und den Hafen dieses Namens erreichten. Ich liess meine Diener zum Schutz meines Gepäcks an Bord und betrat allein die von Laternen beleuchteten Strassen. Ich vermochte kaum ehrbar zu gehen und von meinen Lippen das laute Gelächter zu verbannen, wenn ich an die Ueberraschung dachte, welche ich Sir John Kirk bereiten würde. Er bildete sich, wenn er überhaupt an mich dachte, natürlich ein, ich befände mich noch bei Mandara am Kilima-Ndjaro, und doch stand ich nur wenig Schritte von seiner Wohnung. Ich malte mir meinen Eintritt aus — wie ich mich hastig dem Diener bekannt geben, unangemeldet die Treppe hinaufstürmen und an Sir John's Thür klopfen würde, der sich zum Abendessen vorbereitet. Welches Erstaunen, welche Erklärungen und welche Heiterkeit es geben würde! Wie wir uns hinsetzen und die halbe Nacht bei unserm Kaffee und Grog verplaudern würden, in dem schönen Empfangzimmer mit dem orientalischen Porzellan ringsum! Unter solchen Gedanken erreichte ich das Consulat und klopfte an das Aussenthor, welches zu meiner Ueberraschung geschlossen war. Nach langem Warten wurden Riegel und Sperrhaken weggeschoben, und ein schläfriger Thürhüter blickte heraus. „Kennst du mich noch?“ fragte ich ängstlich, „den Bwana mdogo, welcher zum Kilima-Ndjaro ging?“ „Ach ja“, erwiderte er, während seine Züge freundlicher wurden, als er mich erkannte, „sicherlich! Aber“, indem er traurig den Kopf schüttelte, „der Bwana mkubwa (der grosse Herr) ist nicht

hier!" „Nicht hier?" rief ich aus, fast krank vor Enttäuschung, „wo ist er denn?" „Mit dem Dampfschiff nach Kilwa abgereist! — kommt erst mit dem Dampfer zurück." Ich wandte mich traurig ab und dachte, dann hätte ich ebenso gut die Nacht an Bord der stinkenden Dau zubringen können. Da erinnerte ich mich des Richters vom Consular-Gerichtshof nebenan. Ich ging zu ihm, speiste dort vortrefflich mit, erfuhr alle Neuigkeiten und vergass meine Enttäuschung. Der Herr Doctor[1], welcher bei ihm ass, bot mir ein Bett an und ersparte mir so das bedenkliche Quartier in einem Hotel von Sansibar. Am folgenden Tage, sei es aus Enttäuschung darüber, dass ich Sir John Kirk verfehlt hatte, sei es infolge des plötzlichen Uebergangs in das verweichlichende Klima von Sansibar, fühlte ich mich fieberhaft angegriffen, ohne Interesse und Appetit. Ich konnte mich nicht einmal dazu aufraffen, meine Briefe zu lesen, nachdem ich soviel bereits gesehen hatte, dass keine neuen Mittel zur Fortsetzung der Reise angewiesen waren. Meine Sammlungen waren bereits gepackt, und ich hatte nichts zu thun als auf die Ankunft eines heimwärts bestimmten Dampfers zu warten. Glücklicherweise lief mir in dieser niedergeschlagenen Stimmung Kapitän Dowding von I. M. Schiff Osprey, damals auf Station in Sansibar, über den Weg und nahm mich mit auf sein schönes Schiff. Dort bekam ich in der anheimelnden Reinlichkeit und Bequemlichkeit eines Kriegsschiffs rasch meine Gesundheit und meinen Lebensmuth wieder und wartete geduldig auf die Ankunft des Dampfers. Sir John Kirk kehrte noch zeitig genug zurück, um mir Lebewohl zu sagen und mich abreisen zu sehen, und dann warf ich alle Gedanken an Kilima-Ndjaro, Taweta und Kitimbiriu, so schwer es mir auch wurde, von mir und versuchte, mit Vergnügen an die Rückkehr nach Europa zu denken.

Unsere Reise von Sansibar nach Aden glich einem langsamen Todeskampfe von nahezu vierzehn Tagen. Der Monsun

---

[1] Dr. Williams, der liebenswürdigste Wirth und beste Kamerad, ist leider seitdem gestorben, allgemein bedauert von der englischen Colonie in Sansibar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wehte uns gerade entgegen, und das Schiff war — nun, der Gesellschaft nicht würdig, der es gehörte. Die Tage schleppten sich dahin, wie die beständige Wiederkehr eines unliebsamen Traumes. Die See war zu bewegt, als dass man schreiben konnte; zu lesen hatte ich nichts, und selbst die letzte Zuflucht eines müden Reisenden — die Lust zu essen — fehlte mir. Von der Speisenkarte erinnerte ich mich nur, dass Lachs in Büchsen und Corinthenkuchen die stehenden Gerichte bei jeder Mahlzeit waren. Soweit traf ich es gut, dass meine Leidens- und Reisegefährten Leute guten Schlags waren und in wechselseitigem Mitgefühl ersannen wir die Mittel, unsere Unbequemlichkeiten uns zu erleichtern, und warteten geduldig auf unsere Erlösung in Aden.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen an diesem mit Unrecht verschrienen Platze, wo vielleicht die gütige Gastfreundschaft von General Blair und Frau Gemahlin mich alles in zu — nicht rosigem Lichte, denn das passt nicht für einen Ort wie Aden, wo eine heisse rothe Färbung überwiegt — sondern in zu grünem Lichte erblicken liess, schiffte ich mich nach Suez ein, wohin der britisch-indische Dampfer „Dacca“ uns binnen fünf Tagen, also ausserordentlich rasch brachte. Leider ging dieser Vortheil wieder durch die Quarantäne verloren, weil ich die Ueberlandpost gerade verfehlte und mich noch eine Woche in Aegypten in Geduld fassen musste, welche ich nicht zu meinem Unbehagen damit zubrachte, alte Freunde aufzusuchen und bekannte Plätze wiederzusehen.

Dann reiste ich über Brindisi und Calais nach London, wo ich am 31. December 1884 ankam; trotz allen Aufenthalts nicht viel mehr als sechs Wochen später, als ich zuletzt die Schneegipfel des Kilima-Ndjaro von den Schilfufern des Jipe-Sees gesehen hatte.

Damit schliesst die Erzählung meiner Reise nach dem Schneeberg des östlichen äquatorialen Afrika.

Eine Uebersicht der Ergebnisse meiner Forschungen und Beobachtungen in naturgeschichtlicher, anthropologischer und sprachlicher Beziehung sollen die folgenden Kapitel bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

SIEBZEHNTES KAPITEL.

KLIMA, GEOLOGIE, BOTANIK ETC.

An einer Stelle dieses Werks sind bereits die Hauptzüge der physikalischen Geographie der Gegend am Kilima-Ndjaro angedeutet, nämlich die trockenen, fast unbewohnten Ebenen, welche mit dürrem gelben Grase und verkrüppelten Bäumen überall bewachsen sind, wo nicht perennirende Gewässer einen reichern Pflanzenwuchs hervorrufen; ferner die in Nebel gehüllten Schneeberge, auf welchen das feuchte Klima einen grünen frischen Pflanzenteppich schafft, welcher an die schönsten Gegenden unserer Heimat erinnert; die majestätischen Wälder, welche gewisse Districte wie Taweta bedecken, und nicht weit davon entfernt die weiten Flächen mit weissem Natronsalz, die Becken eingetrockneter Seen. In einem Lande von so verschiedenem Ansehen finden sich natürlich auch grosse Unterschiede der Temperatur und eine unendliche Mannichfaltigkeit des Klimas. Man klettere nur zwei Tage am Kilima-Ndjaro empor und man fühlt sich von äquatorialer Hitze nach arktischer Kälte versetzt. Man sieht in dieser kurzen Frist seine Umgebungen von der tropischen Vegetation von Taweta in die leblose Wildniss von Eis, Felsen und Schnee übergehen. Auf halbem Wege finden sich liebliche Gegenden am Berge, so mild, gleichmässig und feucht, als befände man sich zur Sommerzeit im südwestlichen England. Hier legen das dichte Grün und das üppige Farrnleben Zeugniss ab von dem beständigen Einfluss milder Regengüsse. Etwa 1000 m tiefer kann man vertrocknen und verdorren in den heissen Wüstenwinden, welche, wenn auch in veränderter Weise, an den Si-

rocco und Chamsin des nördlichen Afrika erinnern. In den Wäldern von Taweta herrscht die — mir nicht unangenehme — unveränderliche feuchte Warmhaustemperatur der tropischen Tiefländer. Hier beträgt die grösste Schwankung des Thermometers innerhalb 24 Stunden vielleicht nur 5—7° C. In den umliegenden Ebenen dagegen kann sie von 33° in den ersten Nachmittagsstunden auf 14° während der Morgendämmerung sinken.

In den vier Monaten (Juni bis September) meines Aufenthalts in Moschi, in einer Höhe von 1500 m, waren die durchschnittlichen Ablesungen meines Thermometers im Schatten folgende: Um Mittag 21.7°; um 8 Uhr Nm. 15.6°; um 6 U. Vm. 14.4°. Der niedrigste Stand des Thermometers war um Mittag 20° (am 12. August), der höchste 26.7° (am 3. Juli und 12. Juni). Der niedrigste Stand des Nachts (von 10 bis 12 U. Nm.) war 12.2°, der höchste 16.7°. Auf meinen höher gelegenen Sammelstationen in 3050 bis 3350 m soll die niedrigste nächtliche Temperatur —1.7° betragen haben; die höchste betrug um 3 U. Nm. 18.3°. In Taweta wurde als höchste Temperatur um 3 U. Nm. 32.2° abgelesen, die niedrigste um 4 U. Vm. 15.6°. Die höchste in den Ebenen zwischen dem Kilima-Ndjaro und der Küste wahrgenommene Temperatur betrug 32.8°.

Aus diesen Beobachtungen wird der Leser entnehmen, dass wenigstens in sechs Monaten des Jahres die Temperatur in diesem Theile des östlichen Afrika eine ganz erträgliche, wenn nicht stellenweise angenehme ist. Nirgends herrscht ungewöhnliche Hitze und die Nächte sind immer so kühl, dass Betttücher erträglich genannt werden müssen und der Schlaf erfrischend ist. Wie es in der andern Hälfte des Jahres hier aussieht, weiss ich aus persönlicher Erfahrung nicht, aber in den benachbarten Landschaften bekannte Reisende und Missionare versichern mir, dass die Temperatur in den andern (Regen-)Monaten nur wenig höher steigt; dann wird das Klima nur etwas gleichmässiger und sinkt das Thermometer verhältnissmässig nicht so tief während der Nacht.

Die Jahreszeiten werden in dieser Gegend auch von der Oertlichkeit der Umgebung beeinflusst. In der Nähe der Küste beginnen die Regen im October, setzen von December bis März

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus, und kommen in aller Heftigkeit während April und Mai wieder. Die wirklich „trockene Jahreszeit" ist vom Juni bis October, in welcher Zeit kein Tropfen Regen fällt, so bedeckt der Himmel auch öfters ist. Zwischen dem Küstenstrich und der Hochebene, 160 km binnenlandes, liegt eine Gegend, deren Regenmenge sehr beschränkt ist, ausser an den Stellen, wo die mit Feuchtigkeit beladenen Winde des Indischen Oceans von ungewöhnlich hohen Bergen aufgehalten werden. Dort finden wir das allgemeine Gepräge afrikanischer Landschaft — weite wellenförmige, mit Gras und zerstreuten Baumgruppen bedeckte Savannen. Hier und da von Bergketten durchbrochen, erstrecken dieselben sich bis zum Victoria-Njansa, und in dieser ganzen Gegend beschränkt sich der Regenfall auf die Monate November, December, März, April und Mai. An den Westküsten des Njansa regnet es zehn Monate des Jahres hindurch, im Gegensatz zu den in gleicher Breite liegenden Gegenden zwischen dem Victoria-Njansa und dem Indischen Ocean. Auf allen obern Hochebenen und auf den hohen Gebirgen ist die Regenmenge sehr verschieden von der in den Ebenen unten. So regnet es auf dem Kilima-Ndjaro mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch. Mein dortiger Aufenthalt fiel in die trockene Jahreszeit; nichtsdestoweniger hatte ich im Juni 6, im Juli 8, im August 9, im September 7, im October 8 und in der ersten Hälfte des November 5 Regentage zu verzeichnen. Die wirkliche Regenzeit ist vom November bis Mai, aber die Wadjagga erzählten mir, dass selten in irgendeiner Jahreszeit ein beständiger schwerer Regenguss, dagegen öfters eine mehr oder minder häufige Folge von Schauern eintritt.

In den Ebenen jedoch, in der Nähe des Gebirges, fällt der Regen in Strömen und gleicht an Heftigkeit den sonst häufig anzutreffenden tropischen Regengüssen.

Während der Schnee den Zwillingsspitzen des Kilima-Ndjaro niemals fehlt und thatsächlich den obern Theil der Kuppe des Kibo das ganze Jahr hindurch mit einem Mantel von unveränderter Weisse bedeckt, verändern sich die Menge sowie die untere Grenze des Schnees fast täglich, selbst in der trockenen Jahreszeit. Nach einer Regennacht im Tieflande kann man am folgenden Morgen den Schnee auf dem Kibo

bis herunter zu 4300 m, und auf dem westlichen Abhang selbst noch etwas tiefer liegen sehen, während der ganze schroffe Gipfel des Kimawensi weiss funkelt gleich einem Zuckerhut, um ein philiströses Gleichniss anzuwenden. Ist aber der nachfolgende Tag warm und sonnig, so schrumpft der Schnee auf dem Kimawensi binnen 24 Stunden zu winzigen Streifen zwischen den Graten schwarzen Gesteins zusammen, während auf dem Kibo seine Grenze sich um 300 m und mehr höher hinaufzieht als am Tage vorher. Im ganzen bemerkt man am wenigsten Schnee während der Monate Juli und August. Im October gibt es viel Schnee. Wenn man den Berichten der Eingeborenen Glauben schenken darf, so liegt der meiste Schnee im Februar und März, doch behaupten nichtsdestoweniger dieselben Eingeborenen, dass dann eine Besteigung des Berges wegen grösserer Seltenheit des sonst so häufigen Nebels leichter ausführbar sei. Auch sei merkwürdigerweise die Kälte nicht so gross.

Schnee soll gelegentlich auf dem Gipfel des Berges Meru liegen bleiben, jener pyramidenförmigen Spitze im Südwesten des Kilima-Ndjaro, und auf seinem westlichen Abhange sich monatelang erhalten. Die westlichen Abhänge des Kibo und Kimawensi sind weit mehr mit Schnee bedeckt als die östlichen; auch erstreckt sich der Schnee auf ihnen tiefer abwärts.

Ohne Zweifel ist die beständige Schneeschmelze die Quelle der vielen Bäche, welche auf den Seiten und am Fusse des Kilima-Ndjaro entspringen. Dennoch bleibt es merkwürdig, dass die vom Berg herunter stürzenden Bäche sich fast alle auf dem südlichen Abhang zusammendrängen, da doch die schneebedeckten Spitzen nach allen Richtungen des Kompasses abfallen. Am Nordabhang des Kilima-Ndjaro fliesst nicht ein Bach herunter, und doch findet sich 50 km von seinem Gipfel in der Ngiri-Ebene ein ausgedehnter Sumpf, der in der Regenzeit sich zuweilen wie ein See ansieht. Im Westen des Berges fliesst ein Bach, der Engare Nairobi (kaltes Wasser), in unbekannte Ferne, und verläuft sich vielleicht in den grossen Salzsee oder Sumpf von Engaruka. An der Ostseite entspringen die verschiedenen Flüsschen von Useri, Kimangelia

und andere, welche zusammen den bei Malindi sich in den Indischen Ocean ergiessenden Tsavofluss bilden. Der durch Taweta und den Jipe-See strömende Fluss Lumi entspringt auch am östlichen Abhange des Kilima-Ndjaro; doch stammt keines der bisher genannten Gewässer aus den höhern Gegenden des Gebirges. Sie entspringen auf einmal oder quellen in voller Grösse am Fusse des Berges hervor. Vom Lumi wird z. B. gewöhnlich behauptet, er entspringe eine Strecke den Berg hinauf in der Landschaft Rombo. In einer Hinsicht ist das richtig, weil dort das trockene Bett des Bachs sich vorfindet und dies gelegentlich zur Regenzeit von einem Bergstrom angefüllt wird, aber die meiste Zeit des Jahres zeigt es nicht einen Tropfen Wasser, und erst wenn man den Berg ganz heruntergestiegen ist und eine Höhe von 600 m — die Höhe der umliegenden Ebene — erreicht hat, sieht man den Lumi plötzlich in voller Grösse aus seinem Bett hervorspringen. Anderthalb Kilometer von der Stelle, wo er zuerst in einer Reihe von Pfützen hervorquillt, ist er kaum noch zu durchwaten. Ganz anders ist es an der Südseite des Kilima-Ndjaro. Hier entspringen zwei starke Flüsse ganz nahe an der Schneegrenze, der eine in der Nähe des Fusses des Kibo, der andere in der Nähe des Fusses des Kimawensi. Tausende von andern kleinen Wasserläufen durchschneiden das Hügelland von Djagga, welches von 1800 bis 900 m Höhe gut bevölkert und reichlich angebaut ist. Das am besten bewässerte und fruchtbarste Land ist sonderbar genug nicht bewohnt, nämlich die Gegenden im Südosten des Kimawensi, von denen das vierzehnte Kapitel handelt. Alle südlich und südöstlich des Kilima-Ndjaro entspringenden Gewässer bilden den Fluss Ruvu (Luvu bei den Wataweta, Ruvu bei den Waseguha), welcher bei Pagani in den Indischen Ocean mündet.

Das Bergmassiv des Kilima-Ndjaro hat seine grösste Längenausdehnung in der Richtung von Nordwest nach Südost, in welcher es etwa 100 km misst.

Dass diese ungeheuere Gebirgsmasse nichts als das Ergebniss vergangener vulkanischer Thätigkeit ist, hat Thomson ausführlich nachgewiesen. Er nimmt an, dass der Kimawensi die ursprüngliche Oeffnung des Vulkans war, und dass, nach-

dem im Laufe der Zeit seine Spitze durch die Anhäufung von Lavaflüssen und Aschen höher und höher geworden sei und die unterirdischen Kräfte einen andern und bequemern Ausgang gesucht hätten, der mächtigere Krater des Kibo entstanden sei, welcher zuletzt seinen ältern Nebenbuhler überragte und seinerseits auch zu hoch wurde, als dass die eingeschlossenen Materien aus ihm ausfliessen konnten, worauf dieselben in den vielen kleinen Kratern an den Bergwänden neue Ventile aufsuchten. Obgleich die Ueberlieferungen freilich noch von kleinen Erderschütterungen während der letzten zwei oder drei Menschenalter berichten, so hat doch in letzter Zeit die vulkanische Thätigkeit kein Lebenszeichen von sich gegeben, sodass der mächtige schneegekrönte Vulkan wahrscheinlich in ein ruhiges Greisenalter eingetreten ist.

Erläuterungen über eine kleine Sammlung von Gesteinen, welche H. H. Johnston von den obern Gegenden des Kilima-Ndjaro mitgebracht hat.

Von Prof. Dr. T. G. Bonney, Präsident der Geographischen Gesellschaft.

Nr. 1. Ein an den Kanten gerundetes Bruchstück eines glatten, dichten, fast schwarzen Gesteins; scheint vom Wasser etwas ausgenagt zu sein; Bruch deutlich muschelig. Ein Glasbasalt oder vielleicht einer der mehr basischen Augit-Andesite. 4270 m. Mittelgrat des Kilima-Ndjaro.

Nr. 2. Kantengerundetes, fast abgerundetes Bruchstück; Aussehen wie Nr. 1.; Farbe entschieden lichtgrau; einige kleine zerstreute Krystalle von weisslichem Feldspat erkennbar, wahrscheinlicher ein Augit-Andesit. 4270 m. Mittelgrat des Kilima-Ndjaro.

Nr. 3—5. Abgeplattete Bruchstücke von deutlich schuppigem, mehr oder weniger schlackenartigem Gefüge; Bruchstücke aus einem Lavastrom; wahrscheinlich Augit-Andesit. 4270 m. Mittelgrat des Kilima-Ndjaro.

Nr. 6. Ein glanzloses, dunkelgraues Gestein, mit zahlreichen kleinen eingestreuten Krystallen, entweder von Hornblende oder Augit. Ich glaube von ersterer. Wahrscheinlich ein Hornblende-Andesit; jedenfalls ist es fast gewiss irgendein Andesit und zwar eine der Varietäten, welche dem Basalt am nächsten stehen. Das Handstück ist eine grosse Platte. 4480 m. Fuss des Kimawensi.

Nr. 7—14. Bruchstücke von Gesteinen und Mineralien. Die Gesteine, welche stark zersetzt sind, scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein; die meisten enthalten ansehnliche grosse Krystalle von dem gleichzeitig

mitgesandten Mineral. Dies ist eine etwas ungewöhnliche Form von Feldspat, wahrscheinlich Andesin. 4270 m. Fuss des Kibo.

Nr. 15. 16. Zersetzt, theilweise schlackig, von im allgemeinen massiger Beschaffenheit. Schwarz von Farbe. Die Stücke enthalten ziemlich grosse Krystalle des obengenannten Feldspats, welcher wahrscheinlich eine Varietät des Andesins ist. 4270 m. Mittelgrat.

Nr. 17. Ein recht schön erhaltener Krystall von nahezu 4 cm Länge. Augenscheinlich ist es Feldspat, aber von ungewöhnlicher Gestalt. Nach seinem Umriss möchte ich vermuthen, dass er zum monoklinen System gehört und von der Basis, dem Klinopinakoid und den Prismenflächen begrenzt wird; ich erinnere mich aber nicht, einen Sanidin- (oder einen andern Feldspat-) Krystall dieser Form gesehen zu haben; vielleicht liegt ein plagioklastischer Feldspat vor. 4270 m. Mittelgrat.

Nr. 18. Gerölle von schwarzer Schlacke mit oft nahezu 25 mm langen, 3 mm dicken Krystallen eines glasglänzenden Minerals, wahrscheinlich Feldspat, vielleicht Sanidin. 3960 m. Giessbachthal am südlichen Abhang des Kilima-Ndjaro.

Nr. 19. 20. Weniger abgerundete Bruchstücke derselben Art, vielleicht weniger schlackig. Von demselben Ort.

Nr. 21. Ein ähnliches Bruchstück, aber mehr glasigen Aussehens, von streifigem Gefüge, und kleinere Krystalle enthaltend. 3960 m.

Nr. 22. Gerölle, schwarze Schlacke. 3960 m.

Nr. 23—33. Bruchstücke. Spielarten einer schwarzen mehr oder weniger glasähnlichen Lava, welche nach ihrer chemischen Zusammensetzung, wie ich glaube, eher mit Augit-Andesit als mit Basalt übereinstimmt. 3960 m. Giessbachthal.

Nr. 34. Ein Gerölle, schwarze Lava mit kleinen grauen Feldspat-Krystallen. 3960 m. Giessbachthal.

Nr. 35—37. Schwarze feste Lava, längliche Feldspat-Krystalle wie oben enthaltend. 4270 m.

Nr. 38. 39. Etwas zersetzt. Schwarze, halbglasige Lava mit Feldspat-Krystallen, ähnlich denen vom Fuss des Kibo. 4600 m. Gesteine vom Fuss des Kimawensi.

Nr. 40. Aehnlich den vorgenannten Handstücken, aber lichter von Farbe, weicher anzufühlen und mehr zersetzt. Derselbe Ort.

Nr. 41—43. Gesteine vom Kimawensi. Aehnlich den letztgenannten. 4520 m.

Die Flora des Kilima-Ndjaro ist natürlich interessant infolge der ausserordentlichen Verschiedenheit des Klimas an der Grenze des ewigen Schnees auf dem Gipfel und auf den heissen tropischen Ebenen am Fusse des Berges. Die Vegetation an der Küste ist in hohem Grade reich und üppig, eine

eigentlich tropische. Dort wachsen schöne Waldbäume — Akazien, Feigenbäume, Baobab, Bombax, Calophyllum u. dgl., während der Mangobaum von Indien eingeführt und verwildert ist. Die Pandanus gedeihen an sumpfigen Stellen; Cycas sieht man vereinzelt und von Palmen die Kokospalme, die Borassuspalme, die Hyphaene thebaïca (Zwergpalme), verschiedene Arten der Raphia, Elaïs und wilde Dattel. Zu Anfang und am Schluss der Regenzeit bedeckt sich der Boden mit lebhaft gefärbten wilden Blumen. Die blaue Clitoria, die blaue Commeline, karmoisinrothe, weisse, gelbe, purpurfarbige und fleischfarbene Hibiscus, liebliche kletternde Orchideen, weisse, gefleckte und grüne Erdorchideen von dem Geschlecht Lissochilus — karmoisinlila und schwefelgelb. Wie ich schon öfters erklärt habe, unterscheidet sich das tropische Afrika durchaus und augenscheinlich von andern tropischen Gebieten durch die Entfaltung glänzender Ausstellungen hellgefärbter Blumen, welche in Wirklichkeit alles übertreffen, was wir davon in gemässigten Zonen zu sehen bekommen.

Weiter nach dem Innern, selbst nur in geringer Entfernung von der Küste, hört dieser Reichthum auf, sobald wir die etwas öde „Njika“ oder Wildniss betreten, eine mit Wasser nur dürftig versehene Landschaft, deren Regenzeit noch dazu eine veränderliche ist. Aber von dem Orte an, wo sich der wohlthuende Einfluss der Riesenberge in feuchten Winden und thauigen Nebeln fühlbar macht, belebt sich die Flora wieder und entwickelt sich zu voller Stärke. An Stellen wie Taweta wirkt der Reichthum des Pflanzenwuchses und die Grösse der Waldbäume begeisternd. Man fühlt sich von unserm gering entwickelten Zeitalter in eine vergangene Epoche zurückversetzt, als noch das vegetabilische Leben sich auf einer Stufe mit den seltsamen ungeheuerlichen thierischen Formen bewegte, welche den schöpferischen Frühling der jugendlichen Erde kennzeichneten.

Die untern Abhänge des Kilima-Ndjaro sind ganz besonders grün, sodass kaum ein Fleck Erde unbedeckt geblieben ist; doch erinnert das allgemeine Aussehen der Vegetation stärker an die südwestlichen Gegenden Englands als an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Musa Ensete, eine wilde Banane.

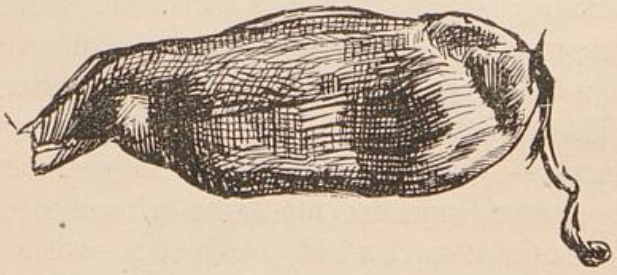
Tropen. Laubbedeckte Bäume krönen die Bergspitzen oder erfüllen die engen Thäler in fast erstickendem Gedränge. Die Grasebenen sind mit Farrn bedeckt und riechen von niedrig wachsender Minze. Die Fusswege der Eingeborenen sind von Brombeeren und mächtigen Farrn eingefasst, von denen einige auch in Europa vorkommen. Ausserdem sieht man andere mehr eigentlich afrikanische Pflanzen, welche das kältere Klima des Hochlandes nicht lieben, wie Drachenbäume, Aloë, Strychnia, Balsamsträucher und Grundorchideen. In einigen Giessbachthälern wächst die *Musa Ensete*, eine wilde Banane, in üppigem Gedeihen zwischen einer Meereshöhe von 1800 bis 900 m herunter, und noch niedriger, wenn sie Wasser findet. Auch kommt sie in dem Walde von Taweta am Fusse des Kilima-Ndjaro vor. Früchte scheint sie zu allen Jahreszeiten zu tragen; das nebenstehend abgebildete Bündel wurde im September abgeschnitten. Die reife Frucht hat eine blasse Orangenfarbe; ihre Länge beträgt 9 cm. Inwendig enthält sie verschiedene Reihen von Samenkörnern, von zwei bis fünf, und in jeder Reihe sitzen 2, 3, 4 bis 7 Kerne. Jeder Kern ist von unregelmässiger Gestalt, etwa 12 mm im Durchmesser und sehr schwarz. Das die Kerne umgebende und eng umschliessende Fleisch ist orangefarben, solange es frisch ist, und dabei kräftig von Gefüge, obgleich sehr klebrig. Das Innere der Kerne enthält ein bröckliches weisses Mark, welches ohne Mühe zu einem weissen Pulver zerrieben werden kann. In solchem Zustande wird es von den Eingeborenen zu Wahrsager- und sonstigem religiösen Spuk verwandt. Bläst man es von der flachen Hand in die Luft, so soll sein launisches Treiben im Winde die Richtung andeuten, woher im Kriege ein Angriff droht, oder wo im Frieden ein günstiger Handel abgeschlossen werden kann. Das dünne Fleisch dieser Frucht ist leidlich essbar; schwach süss, hinterlässt es jedoch einen etwas scharfen Geschmack im Munde, wie eine unreife Banane der veredelten Sorten. Das Gefüge desselben ist etwas sonderbar, denn es besteht aus langen Fasern mit grossen Zwischenräumen, welche durch zarte dünne Streifen rechtwinkelig verbunden sind. Die Eingeborenen glauben, dass Kinder, welche die Frucht der *Musa Ensete* geniessen, schön und gross

werden.[1] Die Verwandtschaft mit der edeln Banane wird von den Eingeborenen anerkannt.

In Höhen von 2000—2400 m trifft man Baumfarrn an, welche zur Art *Lonchitis pubescens* (vgl. Abbildung Seite 215) gehören. Darüber hinaus beginnt die Region der baumartigen



Fruchtbündel der *Musa Ensete*.



Einzelne Frucht in halber natürlicher Grösse.

Heiden, und die Orseilleflechte bedeckt fast den ganzen Wald mit ihrem graugrünen Schleier. Zwischen 2400 und 2700 m findet man die riesenhaften Senecios (vgl. die S. 249 abgebildete neue Art), welche bis in die Nähe der Schneegrenze aufwärts verbreitet sind.

---

[1] Dieser Glaube herrscht auch in der Njassa-Region.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prächtige karmoisinrothe Gladiolen, blassfleischfarbene, lilafarbene und himmelblaue Iris wachsen bis in grossen Höhen, und einige der Blumen der grasbedeckten Hochebenen zwischen 3000 und 4300 m zeichnen sich ganz besonders durch glänzende Farbenpracht aus. Dahin gehören die lebhaft blaue Hundszunge, die zartfleischfarbigen Strohblumen, die gelbe Euryops, die seltsame strohfarbige Protea mit ihren rothen Deckblättern und rothblätterigen Schösslingen, die schmelzfarbigen Lobelien (L. Deckeni) und viele andere, welche einzeln herzuzählen hier zu weit führen würde.

Farrn finden sich nicht in grössern Höhen als 4000 m. Darüber hinaus machen die Riesen-Heiden kleinern Arten Platz. Die Vegetation schrumpft im allgemeinen ein und darum sieht es um so seltsamer aus, dass die Senecios sich in so einsamer Grösse über die niedrigen Kräuter erheben. Ueber 4300 m Höhe hinaus verschwinden aber auch sie von der Oberfläche; dort bleiben dem Forscher nur noch einige Artemisien, Heiden und Strohblumen treu, bis auch sie zuletzt verschwinden und nur noch kleine rothe und grüne Flechten, weite Flächen von gelbem Sand, bleifarbige Felsen, schwarze Lavablöcke und Schnee übrigbleiben.

Erwägt man die Thatsache, dass die Gegend des Kilima-Ndjaro vulkanischen und darum wahrscheinlich neuern geologischen Ursprungs ist, so leuchtet ein, dass die vorwiegenden Züge seines Pflanzenwuchses kein grosses Alter verrathen können. Es ist deshalb eine interessante Frage, welche der beiden Floren — die südafrikanische oder die abessinische — zuerst die eisigen Gegenden um seine schneebedeckten Gipfel erreichte. Auch ist noch nicht entschieden, welche der beiden Floren die fortschreitende ist; ob die Capformen langsam nordwärts vordringen, ob einige von ihnen Abessinien erreichen, andere auf den Höhen des Kilima-Ndjaro festgehalten werden und eine Rückwärtsbewegung der südafrikanischen Flora (und vielleicht auch der Fauna) verrathen, oder ob vielmehr das grosse Vordringen der nördlichern Formen, welche in spätern Epochen so viel zur jetzigen Fauna und Flora des tropischen Afrika beigesteuert haben, seinen ungestörten Fortgang nimmt. Während Arten und Familien des Caps nach Abessinien vor-

dringen, haben abessinische Formen die Hochlande des Sambesi und die Drakenberge erreicht.

Die Flora der höhern Regionen des Kilima-Ndjaro hat fast gleiche Verwandtschaftsgrade mit Abessinien und dem Cap. Daneben finden sich in den von mir mitgebrachten Sammlungen zwei neue Arten, welche keine nähere Verwandten haben; Vertreter anderer bisjetzt blos in Arabien und Indien bekannten Geschlechter, und einige neue Arten afrikanischer Geschlechter, welche sich augenscheinlich dem Leben in grossen Höhen anbequemt haben. Es ist interessant zu verfolgen, wie einige Arten, deren ursprüngliche Heimat die heissen tropischen Ebenen waren, sich an dem grossen Berg hinauf verirrt und an die Kälte gewöhnt haben, während andere aus gemässigten Regionen stammend sich den Berg hinunter gewagt und an die Hitze gewöhnt haben. Ein merkwürdiger Beleg dafür ist *Artemisia afra*, welche ich 4300 m hoch in der Nähe des Schnees fand und auch in 1000 m Höhe in nächster Nähe der heissen Ebenen. Wenn Pflanzen der gemässigten oder kalten Zonen sich gelegentlich soweit wie hier geschehen von den von ihnen meistens vorgezogenen Gegenden und Temperaturen verirren können, so muss dies materiell zu ihrer Verbreitung beitragen, denn der Samen von Artemisia (diese Pflanze wird meinen nichtbotanischen Lesern vielleicht als Alpreute oder Kampferkraut bekannt sein) könnte leicht von dem Rohrdickicht am Fusse des Kilima-Ndjaro in die Nähe des Berges Meru etwa 50 km weiter sich verbreiten und auf den kalten Abhängen dieses Berges eine zweite zusagende Heimat und einen Ausgangspunkt für fernere Ausbreitung über noch weiter entlegene Bergspitzen finden. Erwägt man noch, dass mehr oder weniger hohe Hochlande die Berge des Kilima-Ndjaro-Districts mit denen der Capcolonie im Süden und dem Kamerunlande im Westen verbinden, so lässt sich die Anwesenheit vieler abgehärteter Pflanzengeschlechter der gemässigten Zonen auf den Höhen des tropischen Afrika erklären, ohne für jeden Fall specielle klimatische Veränderungen und vergangene Umwälzungen zu Hülfe zu nehmen.

Für den gewöhnlichen, weiter nicht nachdenkenden Reisenden liegt etwas sehr Wunderbares und Imposantes in dem

Anblick, welchen eine Landschaft wie die des Kilima-Ndjaro darbietet. Die Gipfel bedeckt mit jungfräulichem Schnee; die obern Regionen mit den bescheidenen Gewächsen der gemässigten Klimate, den Heiden, Hundszungen (um sie mit ihrem volksthümlichen Namen zu bezeichnen), dem Vergissmeinnicht, den Butterblumen, Waldreben, Anemonen, Veilchen und Geranien, den Farrn, denjenigen Arten, welche wir immer in die Flora der kältern Länder versetzen; und dann, indem wir durch reiche Wälder von Baumfarrn, Drachenbäumen und moosbehangenen Mimosen hinabsteigen zu dem vegetabilischen Reichthum der äquatorialen Zone, die wilden Bananen, Palmen, Orchideen, Federharzschlingpflanzen, Aloë, Affenbrotbäume, welche sich als die am geläufigsten bekannten unter den Myriaden von Pflanzenformen hervorthun und die niedrigern Grate und Vorberge des Kilima-Ndjaro bedecken.

. . . . . Zone nach Zone
Treten der Erde Klimate hier vor den Beschauer,
Zeigend den Umfang des Buches der Schöpfung;
Dort in den Schluchten, die abwärts führen
Vom Wolkengedränge zum ewigen Sommer,
Sieht man die Fäden der eisgeborenen Quellen
Sich sammeln zu tobenden Bächen krystallklarer Wasser,
Küssend in felsigen Höhlen die Blumen
Des Nordens, und hüpfend vom fettgrünen Rasen
Fort zum Lande des Löwen und Lotus.

ANHANG.

Zusammenstellung der von H. H. Johnston während seines Aufenthalts auf dem Kilima-Ndjaro 1884 gesammelten Pflanzen.

Von Prof. Oliver, Mitglied der Königl. Gesellschaft, und J. G. Baker, von den Königl. Gärten zu Kew.

Mit drei Ausnahmen gehören die neuen hier geschilderten Arten zu bereits aus dem tropischen Afrika bekannten Gattungen. Diese Ausnahmen sind *Hormolotus Johnstoni*, Oliv. (Leguminosae) und *Astephania africana*, Oliv. (Compositae), beide monotypische Familien werden hier zuerst beschrieben, und *Anisotes parvifolius* Oliv. (Acanthaceae), welche zu einer bisher nur von Arabien und Socotra her bekannten Gattung gehört.

Die Familie *Valeriana* kommt hier zum ersten mal unter den Pflanzengeschlechtern des tropischen Afrika vor; aber das vereinzelte mitgebrachte Exemplar wage ich nicht zu beschreiben. Eine Art dieser Gattung kommt am Cap vor. Auch wurde ein einziges Exemplar eines *Anthoxanthum* (Berggras) in 4025 m Höhe am Kilima-Ndjaro gefunden, — vielleicht eine kräftige Form von A. *odoratum* (Goldgras) — sie wäre die zweite Gattung, welche hier zuerst aus dem östlichen tropischen Afrika erwähnt wird.

		Meter.
Clematis Thunbergi, Steud. var. hirta (foliis von C. Wightiana)		900—1500
Thalictrum rhynchocarpum, D. & R.		2140
Ranunculus oreophytus, Del.		2440—3360
„ pinnatus, Poiv.		2600
Anemone Thomsoni, Oliv.		2750—3960
Uvaria leptoclada, Oliv. sp. n.	Teita	600
Stephania abyssinica, Rich. var. tomentella	Kilima-Ndjaro	1500
Arabis alpina, L.		2440—3050—3360
Cardamine africana L.		2440—2750
„ Johnstoni, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	2440
Farsetia stenoptera, Hochst. forma	Teita	
Cleome monophylla, L.	Kilima-Ndjaro	1830
Courbonia decumbens, Brongn. var. parvifolia	„	1500
Caylusea abyssinica, F. & M.	„	1500
Viola abyssinica, Steud. forma-foliis cordato-rotundatis		2440—3200
Pittosporum abyssinicum, Hochst.	Kilima-Ndjaro	1500—1830
Polygala tenensis, Kl.	Maungu	
Silene Biafrae, Hk. f. v. S. Burchelli (unvollständiges vereinzeltes Exemplar)	Kilima-Ndjaro	3360

Meter.

Cerastium vulgatum, L. forma 2140
„ africanum, Oliv. . . . . 1830—3050
Drymaria cordata, W. 1830
Hypericum lanceolatum, Lam. . . . . 1830—2140
„ kiboense, Oliv. sp. n. . . . . Kilima-Ndjaro 3960
„ Schimperi, Hochst. (annähernd H. Quartinianum, welches vielleicht eine Abart ist) . . . . Kilima-Ndjaro 1500—1830
Sida grewioides, G. & P. 1340
„ Schimperiana, Hochst. (Dictyocarpus truncatus, Wight) Kilima-Ndjaro 1500
Abutilon asiaticum L? v. A. indicum, Don 1300
Pavonia Schimperiana, Hochst. . . . . 1830 m und höher.
Kosteletzkya adoensis, Hochst. var. hirsuta 1830
Hibiscus vitifolius L. 1830
„ Ludwigii, E. & Z. (von M. T. M. in Flor. Trop. Afr., I, 203) 1830
„ gossypinus Thbg. 1830
„ schizopetalus, Hk. f. . . . . 60—100 km von der Küste.
„ platycalyx, M. T. M. . . . . Maungu
Waltheria americana, L. . . . . Kilima-Ndjaro 1500
Mahernia exappendiculata, M. T. M. var. tomentosa? an sp. distincta affinis? . . . . . Taweta
„ exappendiculata, M. T. M. var.? . . Kilima-Ndjaro 1500
Grewia salviaefolia, Heyne forma . . . . . Taweta
„ „ forma foliis obtusioribus, Kilima-Ndjaro 1500
Triumfetta an. T. pilosa? (Fl. Trop. Afr., I, 257) 2040
Sparmannia abyssinica, Hochst. var. hirsuta 2140
Triaspis auriculata, Radl. . . Maungu und 60—100 km von der Küste.
Monsonia biflora, DC. (M. angustifolia, Roxb.) . . Taweta
Geranium aculeolatum, Oliv. 1830
„ „ forma parvifolia. 2140
„ simense, Hochst. 1830
„ „ ? forma 3360
„ (unvollständig) 3050
„ ocellatum, Camb. var. 1830
Oxalis corniculata, L. var. 1340
Impatiens Walleriana, Hk. f. . . . . Kilima-Ndjaro 1500
„ Kilima-ndjari, Oliv. . . . . 2600—2140 und bis 3100
„ sp. . . . . 2600 (und? No. 25, 2440), auch
„ sp. . . . . 2140—2440
„ sp. 2140
Toddalia sp.? aff. T. aculeatae, Pers.? (keine Frucht) Landjora
„ sp.?? (keine Frucht) . . . . . Kilima-Ndjaro 1200—1500
„ dub. (keine Frucht) . . . . . 60—100 km von der Küste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Harrisonia abyssinica, Oliv.	Kilima-Ndjaro	1500
Odina (in Frucht) cine O. leptoclada, Oliv.?		1500
Turraea floribunda, Hochst. var. macrantha		1500
„ nilotica, Kotschy & Peyr. var. robusta	Maungu	600
Rhamnus prinoides, L'Her.	Kilima-Ndjaro	1500
Zizyphus Jujuba, Lam. var. obtusifolia	Teita	
„ pubescens, Oliv. sp. nov.	Kilima-Ndjaro	600—900
Vitis rotundifolia, F.? (unvollständig)	„	1500
„ arguta, Hook. f. var.?	„	1500—1830
„ cyphopetala, Fres. forma	Ebenen	600—1800
„ erythrodes, Fres.	Kilima-Ndjaro	1830
Deinbollia insignis, Hook. f.?	„	1500
Schmidelia rubifolia, Hochst.	Teita	
Cupania (zu jung)	Kilima-Ndjaro	600—900
Rhus villosa, L. f. forma parvifolia	„	600—900
„ glutinosa, Hochst.	„	1830
„ glaucescens, Rich. var.	60—100 km v. d. Küste u.	1500
Agelaea Lamarckii, Pl.? (in Frucht)	Ebenen bis zu	1800—2100
Adenocarpus Mannii, Hk. f.		1800—2800
Parochetus communis, Hance		2800
Trifolium subrotundum, S. & H.		1500
„ Johnstoni, Oliv. sp. nov.	Kilima-Ndjaro	3050
„ polystachyum, Fres.	„	1500
Indigofera an I. macrophylla, S. & T. var.? an spec. no.		1500—1800
„ arrecta, Hochst.		1200—1500
„ pentaphylla, L.		600—900
Tephrosia Vogelii, Hook. f.	60—100 km von der Küste.	
Hormolotus Johnstoni, Oliv. gen. nov.	Kilima-Ndjaro	1800
Aeschynomene cristata, Vatke?	60—100 km von der Küste.	
Ormocarpum Kirkii, S. Moore	Kilima-Ndjaro	1500
Desmodium Scalpe, DC.		1500—1800
„ oxybracteatum, DC. (D. paleaceum G. & P.)		1500—1800
Alysicarpus rugosus, DC.		
Lathyrus an. L. sativus, L.? (keine Frucht)		2140
Clitoria Ternatea, L. (kleinere Form)	Kilima-Ndjaro	1500
Glycine javanica, L. forma?		2140
Dolichos Lablab, L.		1500
Calpurnia aurea, Steud. var. major	Kilima-Ndjaro	2800
Caesalpinia sp. n.?	60—100 km von der Küste.	
Pterolobium lacerans, R. Br. (P. abyssinicum, Rich.)		1800
Cassia didymobotrya, Fres.		1500—1800
„ goratensis, Gres.	60—100 km von der Küste.	
„ zambesiaca, Oliv.	60—100 km „	
„ mimosoides, L.		1800

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Bauhinia tomentosa, L. var. parvifolia hirtella.	Kilima-Ndjaro	600—900
„ „ var. glabra	Maungu	
„ reticulata, DC. (unvollständig)	Kilima-Ndjaro	1500
Acacia pennata, W.	„	1800
Rubus dictyophyllus, Oliv. sp. n.		1200—3050
Brayera anthelmintica, Kth. var. villosa		2100—3050
Alchemilla argyrophylla, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	2400—3050
„ Johnstoni, Oliv. sp. n.	„	4000
Terminalia Brownii, Fres.? (keine Frucht)		600—900
Combretum paniculatum, V. forma		1200—1500
„ sp. (foliis hirtellis) (keine Frucht)	60—100 km von der Küste.	
„ sp. (foliis lepidotis) (keine Frucht)	60—100 km „	
Dissotis eximia, Hk. f.	Kilima-Ndjaro	1500
„ sp. aff. D. grandiflora, Benth.		
Epilobium hirsutum, L.		1800
Wormskioldia (Streptopetalum Hildebrandtii, Vatke)	Teita	
„ serrata	Maungu, Teita	
Tryphostemma Hanningtoniana, Mast.	Maungu,	600
Momordica cardiospermoides, Kl.	60—100 km von der Küste.	
„ cucullata, Hk. f. an var. Mokorra?	Kilima-Ndjaro	1200—1500
Cephalandra quinqueloba, Sch. forma?		1500
Zehneria scabra, Sond. var.?		1800
„ „ „ forma		1500
Begonia sp. (Fragment).		
„ Johnstoni, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500—1800
Mollugo nudicaulis, Lam.	60—100 km von der Küste.	
Sanicula europaea, L.		3000
Trachydium abyssinicum, Bth. & Hk. f.		3700
Peucedanum? aff. P. Petitiano, Rich.		2100
„ sp. (keine Frucht)	Kilima-Ndjaro	1500
Caucalis infesta, Curb.? (keine Frucht)	„	1600—1830
„ melanantha, Bth. & Hk. f.		1830
Umbellifer — werthloses Fragment		1600
„ dub. (zu jung zur Bestimmung)		3400
„ „ Anthriscus?		2600—4000
Dirichletia nr. glaucescens, Hn. (blos in Frucht)		600—900
Pentanisia ouranogyne, S. Moore		600—900
Pentas mombassana, Hn. (var. hirtella)	Maungu	
„ carnea, Bth.	Kilima-Ndjaro	1500
„ „ „ forma	„	1800
„ purpurea, Oliv.	„	1500
„ „ „ var.? longiflora		1340
„ longiflora Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
Oldenlandia an O. Bojeri, Hn. var.?	Maungu	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Oldenlandia Schimperi, T. A. forma, Taweta, und	60—100 km von der Küste.	
„ obtusiloba, Hn.	Kilima-Ndjaro	1500
„ Heynei, W. & A.		1340
Hedyotis Johnstoni, Oliv.	Kilima-Ndjaro	1800
Empogona Kirkii, Hk. f. var.? glabrata	60—100 km von der Küste.	
Pavetta Oliveriana, Hiern.	Kilima-Ndjaro	1800
„ (Frucht) nr. P. gracilis, Kl. & Caffra, Thbg.,	60—100 km v. d. Küste.	
Vangueria edulis, Vahl var.?	Kilima-Ndjaro	1200—1500
„ euonymoides, Schw.	„	1500
Oxyanthus Gerrardi, Sond. var.	„	1800
Polysphaeria multiflora, Hiern.	„	600—900
Psychotria aff. P. (Grumilea) capensi, Sond.?	„	1800
„ hirtella, Oliv. sp. n.	„	600—900
Spermacoce Ruelliae DC.?		1340
Galium Aparine, L.		2440
Dipsacus pinnatifidus, Steud.		3050
Scabiosa Columbaria, L. var.		3050—3660
Valeriana sp. nov. (Neue Gattung im trop. Afrika.) Nur ein einziges blühendes Exemplar		3050
Vernonia Wakefieldii, Oliv. sp. nov.	Kilima-Ndjaro	600—900
„ stenolepis, Oliv. sp. n.	„	1500
„ marginata, O. & H.		bis zu 2400
„ aff. V. paucifloreae, Less.? an var.		1800
„ sp.	Teita	1800
Adenostemma viscosum, Forst.	Kilima-Ndjaro	1800
Mikania scandens, W.		1800
Dichrocephala chrysantemifolia, DC.		3660
Felicia abyssinica, Sch. Bip.	Teita, Maungu	
Conyza stricta, W.	Kilima-Ndjaro	1500
„ aegyptiaca, Ait.	„	1500
„ Hochstetteri, Sch. forma	„	1500
Pluchea Dioscoridis, DC. var. glabra	„	1500
Psiadia sp. n.?		1800
Achyrocline Hochstetteri, Sch.	Kilima-Ndjaro	1800
Gnaphalium luteo album, L.		1800
Helichrysum Newii, O. & H.		4030—4330
„ elegantissimum, DC. var.? (H. formosissimum Sch. Bip. var. angustifolia)		2750—3360
„ formosissimum Sch. Bip. var.		2440—3050—3960
„ var. capitula alba.		3050
„ kilima-ndjari Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	2530
„ globosum, Sch. Bip. forma?		3050
„ fruticosum, Vatke. var.		3960—4025
„ abyssinicum, Sch. Bip. forma		3360—3960 –4025

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Helichrysum abyssinicum, Sch. Bip.		2750—3360
„ setosum, Harv. (H. foetidum Cass. var.?)		
„ Kirkii	Kilima-Ndjaro	1800
Astephania africana, Oliv. Gen. nov.	„	1500
Melananthera Brownii, Sch. forma	„	1800
Aspilia? oder Wedelia nr. W. Menotriche & mossambicensis (sp. n.?)	„	1500
Artemisia Afra, Jacq. forma		3020—4020; auch in 900
Coreopsis sp. n.? (unvollständig)		1300
Bidens pilosa, L.		1200—1800
Tripteris Vaillantii, Dcne.?		1200
„ sp. zu jung		2600
(Weggeworfen. Bruchstücke einer Composita)		3660
Gynura cernua, Bth.		1800
„ vitellina, Bth.	Kilima-Ndjaro	1800
Cineraria abyssinica, Sch. Bip. forma	2150—3050; unfruchtbar	4020
Senecio discifolius, Oliv.	Kilima-Ndjaro	1500
„ deltoideus, Less.? var.		1800
„ Valeriana, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
„ Johnstoni, Oliv. sp. n.	„	2600—4420
Notonia abyssinica, A. R.	60—100 km von der Küste.	
Euryops dacrydioides, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	3050—4270
Gazania diffusa, Oliv. sp. n.	„	1500
Erythrocephalum minus, Oliv.	60—100 km von der Küste.	
Carduus leptacanthus, Fres.	Kilima-Ndjaro	1800
„ verwandt mit C. chamaecephalus, O. & H.		4020
Gerbera piloselloides, Cass.	Kilima-Ndjaro,	12—1500
Sonchus sp.		
Lobelia Deckenii, Hemsl. (Tupa Deckenii, Asch.)		
Lightfootia abyssinica, Hochst. forma		1800
Wahlenbergia sp. n.? Ohne Frucht: verwandt mit W. capilacea A. DC. vom Cap.		3360
Erica arborea, L. forma		3050
Blaeria spicata, Hochst.		2400—3400
Ericinella Mannii, Hk. f.		2100—3000
Plumbago zeylanica, L.	60—100 von der Küste.	
Lysimachia an L. Richmerianae, Vatke var.		1600
Euclea fruticosa, Hiern.? ♂	Kilima-Ndjaro	1800
Landolphia florida? (Nur Blütenstand.)		
	Land am Fusse des „	600
„ Petersiana, Dyer.		
Adenium speciosum, Fenzl. forma?	60—100 km von der Küste.	
Gomphocarpus bisacculatus, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
„ stenophylla, Oliv.	Landjora	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Gomphocarpus aff. G. lanato and G. stenophyllo		700
Schizoglossum (Lagarinthus) sp.	Maungu	600
Asclepias macrantha, Hochst.	Kilima-Ndjaro	1500
	Teita	600
Margaretta rosea, Oliv.	Kilima-Ndjaro	1500
Cynanchum abyssinicum, Dcne. var.? tomentosum		2100
Ceropegia sp. n. aff. C. Meyeri	Kilima-Ndjaro	1800
Gymnema parvifolium, Oliv. sp. n.	„	1500
Swertia Schimperi, Griseb.		2400—3400
„ pumila, Hochst.		3400
Ehretia amoena, Kl.	60—100 km von der Küste.	
Heliotropium sp. nov.? aff. H. longifloro et Steudneri	60—100 km von der Küste.	
Cynoglossum micranthum, Desf. (C. lanceolatum, F.)	Kil.-Ndj.	1800
„ amplifolium, Hochst. (C. lancifolium, H. f.?)		3000—3360
Myosotis stricta, Link (Pflanze von Abessinien und von Kamerun): var. nucibus nigrescentibus		4020
Stück von Boraginacea (Heliotropium?)		3960
Ipomoea bullata, Oliv. sp. n.	60—100 km von der Küste.	
„ pinnata, Hochst.	Kilima-Ndjaro	1500
„ sp.? (zu unvollständig)		1800
Cuscuta (§ Grammica) kilima-ndjari, Oliv. sp. n.		1800
Solonum nigrum, L. var.		1340
„ sp. anscheinend identisch mit einer Sp. von Natal.		
„ Renschii, Vatke	Taweta	
Buttonia natalensis McKen	Kilima-Ndjaro	1500
Veronica Anagallis L.		1800
„ myrsinoides, Oliv. sp. n.		3360
Rhamphicarpa (sp. n.?)		1340
„ sp.? (keine Frucht)	60—100 km von der Küste.	
Bartsia decura, Hochst. var.?		3660
Orobanche sp.	Kilima-Ndjaro	1800
Streptocarpus sp. aff. S. caulescenti, Vatke		1800
„ montanus, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	2150—2750
Hebenstreitia dentata, L.		2750—3660
Selago Thomsoni, Rolfe		3360
„ Johnstoni, Rolfe	Kilima-Ndjaro	3360
Sesamum indicum, L.		1500
Thunbergia affinis, var. pulvinata S. M.	Maungu	
„ fuscata, T. And.?		1800
„ sp.?		
Blepharis boerhaavifolia, Juss.	Maungu	
„ an var. B. Hildebrandtii, S. M.?	„	
„ „ „	Kilima-Ndjaro	600—900

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Phaylopsis longifolia, Sims.? (Antheilema imbricatum, R. Br.)		1500
„ „ „		1800
Mimulopsis sp. v. Strobilanthes		2100
Barleria sp.		1600
„ nr. Brepens, Nees	60—100 km von der Küste.	
Strobilanthes? sp. n.?		1800—2100
Crossandra nilotica, Oliv. var. acuminata, Moore	Landjora.	
„ „ „ „	Kilima-Ndjaro	600—900
Asystasia Schimperi, T. And. var. minor		1200—1500
Justicia (Adhatoda) Schimperiana, T. And.	Maungu	
„ (Rostellaria) palustris, T. And.?	„	
„ plicata, Nees var.?	Kilima-Ndjaro	1800
„ matamensis, Schf.	„	1800
„ „	„	1500
„ „ foliis angustioribus	60—100 km v. d. Küste.	
„ aff. J. neglectae, T. And.	Kilima-Ndjaro	1800
„ debilis, V.	Maungu	
„ sp. verwandt mit J. insularia und neglecta, mit Species die in 1340—2000 m Höhe gesammelt wurden.		
„ sp. (unvollständig)		2150
Isoglossa laxa, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	2150
Brachystephanus sp.?		2150
Anisotes parvifolius, Oliv.	60—100 km von der Küste.	
Rhinacanthus communis, Nees	60—100 km „ „ „	
Hypoestes aristata, Sol.	Maungu.	
„ „ forma	Kilima-Ndjaro	600—900
„ antennifera, Moore		1800
Lantana viburnoides, V.		1340
„ Petitiana, Rich.? an L. salvifolia forma?		1800
„ salvifolia, Jacq. var.	Kilima-Ndjaro	1500
„ „ aff.	Maungu	
Vitex chrysoclada, Boj.	Kilima-Ndjaro	1800
„ aff. V. mombassae, Vatke, et lanigerae, Schr.	Kil.-Ndj.	1500
Clerodendron Johnstoni, Oliv. sp. n.	„	1500
„ (Cyclonema), sp. n.?	Teita	
„ „ myricoides, Hochst. var.?	Sehr häufig, erreicht	2100
Ocimum canum, Sims. var.	Kilima-Ndjaro	600—900
„ graveolens, A. Br.?	„	1800
„ sp.		1800
Orthosiphon? aff. O. glabrato, Benth.?	60—100 km von der Küste.	
Plectranthus parvus, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
„ aff. P. glanduloso, Hk. f.		1800
Coleus umbrosus, Vatke	Teita	

		Meter.
Platystoma africanum, Beauv.	Kilima-Ndjaro	1500—1800
Moschosma, M. multiflori v. M. riparii var.?	„	1800
Aeolanthus sansibaricus, S. Moore	60—100 km v. d. Küste.	
Hyptis pectinata, Poit.	Kilima-Ndjaro	1200—1500
Salvia nilotica, V. var.?	„	1800
Meromeria punctata, Bth.		1200
„ an M. punctatae forma		1800
„ abyssinica, Bth. forma		1200—1800
Tinnaea aethiopica, K. & P. var.	Kilima-Ndjaro	1500
„ sp. vielleicht eine besondere Art		1500
Anjuga remota, Benth.	Kilima-Ndjaro	900
Leonotis — L. rugosae, Benth. var.	„	1200—1500
Leucas glabrata, Benth.	Maungu und „	600—900
„ Neuflizeana, Courb.	Maungu	600
„ glabratae var.	60—100 km von der Küste.	
„ sp. nov.	Teita, Maungu	
Labiata (§ Ocymoideae) sp.		2450
„ ? unvollständig		3050
Plantago palmata, Hk. f.		2150
Digera arvensis, F.	Maungu und 60—100 km von der Küste.	
Psilotrichum africanum, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
Phytolacca abyssinica, Hoff.	„	1800
Chenopodum murale, L.	„	1500
Oxygonum (Ceratogonum atriplicifolium, Meiss.)	„	1500
Polygonum barbatum, L.	„	1800
„ „ ? L.	„	1800
„ senegalense, Meiss.	„	1800
„ serrulatum, Log.	„	1500
Rumex Steudelio, Hochst.	„	1800
„ „ „ ? (in Blüte)		3960
„ alismifolius, Fres.	Kilima-Ndjaro	1800
Protea abyssinica, W.		2750—3960
Arthrosolen latifolius, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
Loranthus curviflorus, Benth.	60—100 km von der Küste.	
„ sp.		1370
Thesium an T. radicans, Hochst.?		3050
„ „ ? (unbefruchtet)		3960
Euphorbia (§ Tithymalus) sp.		3050
„ sp.		2150
Bridelia melanthesoides, Kl. forma	Kilima-Ndjaro	1500
Phyllanthus maderaspatensis, L.	„	600—900
„ Nirari, L. forma?	„	1500
Antidesma, A. venosum, Tul. var.?	60—100 km v. d. Küste.	
Gelonum sansibarense, M. Arg.	„	„

		Meter.
Jatropha sp. n.?	60—100 km von der Küste.	
Croton pulchellus, Baill.?	„	„
„ macrostachys, Hochst.	Kilima-Ndjaro	1500—1800
Acalypha ornata, Rich. var. (A. Livingstoniana M. Arg.?)	„	1800
„ cf. A. adenotricha, Rich.	„	1800
„ paniculata, Miq.	Maungu	
„ an aff. A. fruticosae, F.?		1500
Tragia an T. mitis var.? (frct.)	Kilima-Ndjaro	12—1500
Sponia bracteolata, Hochst.?	Landjora	
Morus indica, W.?	60—100 km von der Küste.	
Pilea Johnstoni, Oliv. sp. n.	Kilima-Ndjaro	1500
Myrica an M. salicifoliae, var.	„	12—1500
Polystachya kilima-ndjari, Reichb. fil.	60—100 km von der Küste.	
Vanilla sp.? (Bruchstück)	„	„
Angraecum eburneum, Th.?	Kilima-Ndjaro	1800
Eulophia sp.	Maungu	
Lissochilus sp.	60—100 km von der Küste.	
„ sp.	„	„
Disperis Johnstoni, Reichb. fil. sp. n.	Kilima-Ndjaro	15—1800
„ Kersteni, Reichb. fil.	„	2300
Habenaria aff. macranthae, Hochst.	„	1800
„ stylites, Reichb. fil. & S. Moore	„	6—900
„ pleistadenia, Reichb. fil.	„	2450—3050
„ ranicolorata, Reichb. fil. sp. n.	„	2150
Satyrium chlorocorys, Reichb. fil. sp. n.	„	2150
Disa Deckenii, Reichb. fil.	„	1800—2450
Orchidacea dub. (foliis radicalibus 1 spec.)	„	1800
Acidanthera laxiflora, Baker sp. n.	Maungu	600
Gladiolus (Eugladiolus) pauciflorus, Baker sp. n.,	Kilima-Ndjaro	600—1500
„ „ sulphureus,	„	1500
„ Watsonioides, Baker		2600—3360
„ „ „		3050
„ „ var. minor	bis zu	3960
„ Quartinianus, A. Rich.		2150
Aristea alata, Baker		2150
Dierama pendula, Baker		2530—3350
Haemanthus abyssinicus, Herb. (= H. tenuiflorus, Herb.)	60—100 km von der Küste.	
Dioscorea aff. D. crinitae, Hk. f.	Kilima-Ndjaro	1800
Asparagus falcatus, K.	„	1500
„ sp. n.? an aff. A. plumoso	„	6—900
„ aff. A. plumoso, Baker (keine Blüten)	„	2450

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Gloriosa virescens, Lindl.	Kilima-Ndjaro	6—900
Scilla (Ledebouria) Johnstoni, Baker sp. n.	60—100 km von der Küste.	
Walleria natans, Kirk	Taweta	
Bulbine asphodelioides, R. & S.	60—100 km von der Küste.	
Ornithogalum (Osmyne) Melleri, J. G. Baker	„	„
Kniphofia Thomsoni, Baker		2450—3350
Aloe, vielleicht A. commutata, Tod. (Material unvollständig)		900—1800
„ (Eualoe) Johnstoni, Baker	Kilima-Ndjaro	600—1500
Dracoena sp. n.	„	1800—2750
Anthericum (Phalangium) venulosum, Baker sp. n.	„	600—1500
„ „ rubellum, Baker sp. n.	„	1500
Dasystachys Grantii, Benth.	„	1500
„ ? (unvollständig).	„	1500
Commelyna, nahezu C. latifolia, H.	„	1500
Aneilema sinicum, Lindl.	„	1500
„ aequinoctiale, Kth.	Maungu	15—1800
„ cf. lanceolatum	Kilima-Ndjaro	600—900
„ pedunculosum, C. B. Clarke?	bis zu	2750
Phoenix sp. nur spadices. „Mkindo"-Palme	fast bis	1800
Luzula Forsteri, DC. forma		2450—2750
Cyperus dichrostachys, Hochst.	Kilima-Ndjaro	1850
„ rotundus, L. forma (C. adoensis?)	„	12—1500
„ paniceus, Bkler.?	„	1500
„ leptocladus, Kth.	„	1850
Kyllinga cylindrica, N.?	„	1850
Fimbristylis an F. hispidula (glabrata)?		
„ (Abildgaardia bilosa, Nees).	60—100 km von der Küste.	
„ (Oneostylis) (Scirpus Oneostylis) atrosanguineus, Boeckl).		
Carex an C. Wahlenbergiana, Boott? mit Spec.	von	1850—3050
„ triquetrifolia, Boeckl.		3650
„ Johnstoni, Boeckl.		1850—3050
Isachne mauritiani, Kth.?		2150
Panicum excurrens Trin. (P. plicatum var.?)		2150
„ (Tricholaena) an P. longisetae Hochst. var.		1340
„ (Tricholaena??) Bruchstück		1850
Oplismenus compositus, Beauv.? Bruchstück		1600
Andropogon (Cymbopogon) cymbarius, L. forma		1850
„ „ hirtum, L. var.		
Anthistiria an Anthistiria abyssinica, Hochst.		2530—3050—3350
Elionurus argenteus, Nees	Kilima-Ndjaro	1500
Aristida adoensis, Hochst.	„	1500

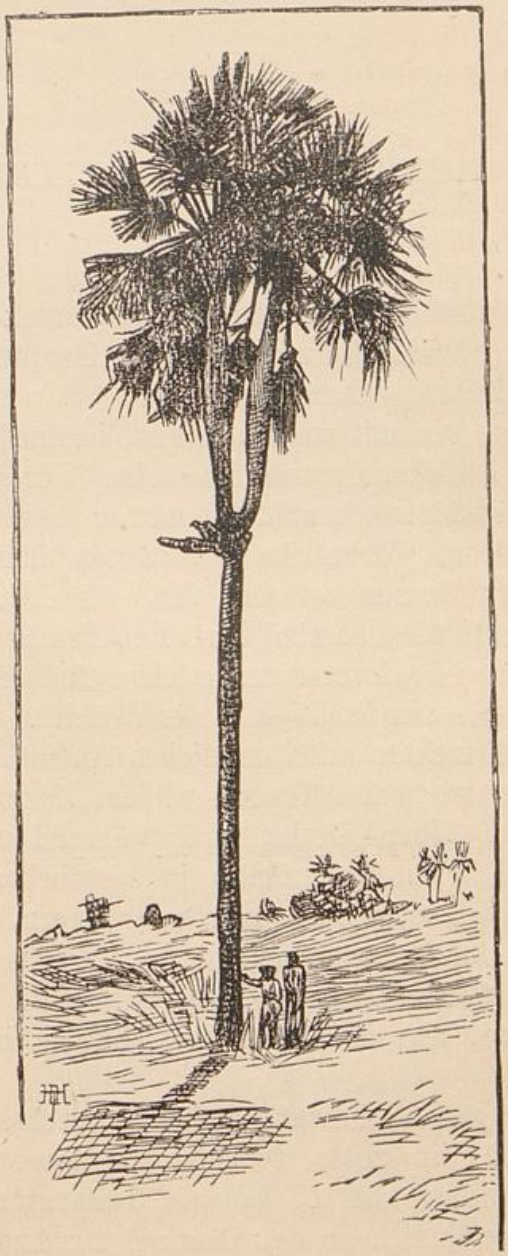
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		Meter.
Sporobolus indicus, Br. (Sporobolus elongatus, Br.)	Kilima-Ndjaro	1500
Anthoxanthum odoratum, L. var.?		4020
Koehleria cristata, Pers. var. (Airochloa convoluta, Hochst.)		2150
Eragrostis Schimperi, Benth. (Harpachne Hochst.)	Kil.-Ndj.	1850
„ sp.		1850
Festuca macrophylla, Hochst. var.?		3650—3950
„ aff. F. Schimperianae Rich.		3950
Hymenophyllum polyanthos, Sm.		2450
Cystopteris fragilis, Bernh.		3950
Adiantum caudatum, L.		1300
„ aethiopicum, L.		1200—1850
„ Capillus-veneris, L.		1550—1850
Cheilanthes multifida, Sw.		1200—2150
Pellaea geraniaefolia, Fée		1200—2150
„ hastata, Fée		1200—2150
Lonchitis pubescens, Willd.		1850—2450
Pteris flabellata, Thunb.		1200—2450
„ aquilina, L.	bis zu	3050
„ quadriaurita, Retz.		1200—2150
Asplenium monanthemum, L.		3050
„ furcatum, Thunb.		1200—2450
„ lunulatum, Sw.		1200—2450
„ cicutarium, Sw.		2400
„ Sandersoni, Hook.		2350
„ loxoscaphoides, Baker sp. n.		2450
„ sertularioides, Baker sp. n.		2750—3950
„ Thunbergii, Kunze.		1500
Aspidium aculeatum Sw		1200—2450
„ „		4200
Nephrodium molle, Desv.		1200 - 3050
„ cicutarium, var. gemmiferum, Fée		1200—2450
Polypodium Phymatodes, L.		1500
Acrostichum hybridum, Brg.		2450
„ Aubertii, Desv.		2450
Mohria vestita, Baker sp. n.		1850
Lycopodium clavatum, L.		2300—2600
Selaginella rupestris, Spring.	60—100 km von der Küste.	
„ molliceps, Spring.		1500
Marchantia, (keine Frucht).		
Grimmia		3650
Dicranum		3050
Thuidium		3050
Physcia flavicans (Sw.)		

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meter.

Physcias peciosa (Wulf.).
Parmelia perlata (L.)
„ sp. 4360
Usnea sp. (die „Orseille“ des Handels) sehr häufig von . . 1500—3650



Zweigtreibende Borassus-Palme.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

ZOOLOGIE.

Einer Aufzählung der von mir gesammelten zoologischen Objecte will ich eine kurze Skizze der Hauptzüge der Fauna des Kilima-Ndjaro voranschicken.

Beginnen wir mit unsern nahen Verwandten, den Affen. Ich fand im östlichen Centralafrika eine überwiegend grössere Menge dieser Thiere als während meiner Reisen an der Westküste. Obgleich Westafrika mit Arten dieser Vierhänder wahrscheinlich besser versehen ist, als irgendein anderer Theil des Continents, so sind dort die Affen doch viel weniger zahlreich und viel schwerer zu Gesicht zu bekommen, vielleicht infolge der grössern Dichtigkeit der Wälder.

Während meines achtmonatlichen Aufenthalts am Kongo sah ich nur zweimal Affen in wildem Zustande, und dies auch nur an einer Stelle; und während meines ganzen sechzehnmonatlichen Aufenthalts im westlichen Afrika kann ich mich nur an sechs Gelegenheiten erinnern, wo ich wirklich diese Thiere im Naturzustande sah. Andererseits hatte ich kaum die Ostküste verlassen, um nach dem Kilima-Ndjaro zu marschiren, als sich die Affen zahlreich in der Wildniss zeigten.

Zuerst zogen die Paviane meine Aufmerksamkeit auf sich, wahrscheinlich die unter dem Namen *Cynocephalus hamadryas*, *C. Sphinx* und *C. babouin* bekannten Arten. Wir fanden sie gewöhnlich an den Grenzen der Anpflanzungen der Eingeborenen, wo sie sich meistens von Mais und andern Nahrungsstoffen nährten, welche sie aus den Gärten ihrer

höher entwickelten Vettern gestohlen hatten. In der bewohnten Region des Kilima-Ndjaro, welche gewöhnlich Djagga genannt wird, waren die Paviane merkwürdig zahlreich. Man sah sie gewöhnlich in Heerden von vierzehn bis zwanzig, von jedem Alter und beiderlei Geschlechts. Sie wurden von den Eingeborenen so wenig belästigt, dass sie geringe Scheu vor Menschen hatten und statt wegzurennen öfters stehen blieben, um aus zwanzig Schritt Entfernung mich zu betrachten, wobei die alten Gesellen dann ihre Zähne zeigten und knurrten. Ich habe oft die Eingeborenen sie wie eine Schar ungezogener Jungen aus ihren Gärten treiben sehen, und dann zogen sich die Paviane mit ihren gefüllten Backentaschen zurück, indem sie oft einen Theil ihrer Beute hinter sich herschleppten. Einstmals begegnete in einem Flussbett am Fusse des Kilima-Ndjaro mein indischer Diener, für gewöhnlich ein sehr schneidiger Bursche, einem Trupp von Pavianen, welche anstatt sich auf die Bäume zu flüchten, in einer höchst bedrohlichen Weise auf ihn losrannten, wodurch er so erschreckt wurde, dass er vor ihnen das Hasenpanier ergriff. Die Paviane verfolgten ihn, und hätte er nicht den seichten Fluss durchwatet und das Wasser zwischen sich und seine Verfolger gebracht, so möchte er einen bösen Kampf zu bestehen gehabt haben. Ich tödtete einmal in Djagga einen Pavian, der mit seinen Genossen eine Maispflanzung plünderte, aber seine Gefährten liefen nicht davon, sondern umringten den Leichnam und knurrten mich an. Da ich beide Läufe meiner Flinte abgeschossen hatte und keine Patronen mehr besass, so lief ich zur Ansiedelung zurück, um einige meiner Leute herbeizuholen, und erst bei der Annäherung mehrerer Menschen liefen die Paviane davon. Wir luden den Todten auf und brachten ihn heim. Es war ein anscheinend junges zartes Weibchen. Aus Neugierde liess ich am andern Tage mir von dem Fleisch etwas braten und ass davon[1], in der Hoffnung

[1] Die Eingeborenen in vielen Theilen Afrikas schätzen den Pavian als Speise sehr hoch. Vgl. den Vortrag über Kamerun von Pastor George Grenfell in den „Proceedings of the Royal Geographical Society", October 1882, S. 590. Die grosse Aehnlichkeit mit Menschenfleisch wird ohne Zweifel nicht als ein Uebelstand angesehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf diese erlaubte Weise mir eine Idee von der Praxis des Kannibalismus zu verschaffen. Ich kann nur berichten, dass das Fleisch dieses Thieres untadelhaft saftig und zart war. Dasselbe habe ich bei den meisten Affenarten der Alten Welt beobachtet, welche ich bisher kostete. Während meines viermonatlichen Aufenthalts im Lande Mandara's ass ich beständig von der gemeinen Meerkatze (*Cercopithecus pygerythrus*) und fand, dass sie einen sehr guten Schmorbraten abgab. Der merkwürdigste aller Affen dieser Gegend ist wol der Colobus, welcher anscheinend eine neue Varietät oder Unterart in der Umgebung des Kilima-Ndjaro bildet und sich durch seinen ganz weissen, stark befiederten Schwanz auszeichnet. Die gewöhnliche Art mit einem schwarzen und weiss getüpfelten Schwanz schoss ich in den waldigen Ebenen in der Nähe der Küste. Der Colobus ist fast der einzige Affe, welcher die Nähe der Menschen durchaus meidet; die andern Arten finden sich in der Nähe der Gärten der Eingeborenen und thun sich gütlich an der reichlich angebauten Frucht. Niemals bemerkte ich in dieser Gegend einen Galago oder Halbaffen, auch sprechen die Einwohner nie von ihm, so zahlreich sein Geschlecht auch in andern Theilen Afrikas vorkommt.

Fledermäuse werden durchaus nicht zahlreich oder oft angetroffen. Einmal sah ich einige fruchtessende Fledermäuse im Walde an einem Maulbeerfeigenbaum hängen. Von der Familie der Insektenfresser habe ich nie ein Mitglied gesehen. Dagegen waren die Fleischfresser in dieser Heimat des Hochwildes natürlich stark vertreten. Der Löwe ist zahlreich und sehr kühn; aber der Leopard wird von den Eingeborenen mehr gefürchtet als sein grosser Verbündeter. Während meines Verweilens im Lande Mandara's wurden zwei Unterthanen desselben von Leoparden getödtet, einer von ihnen ganz in der Nähe des vielbesuchten Dorfplatzes. Der Leopard geht am Berge hinauf bis zu einer Höhe von 2450 m, schwerlich höher. Ich schoss einen in einem Giessbachthal bei hellem Tageslicht. Ich glaube er schlief am Wasser, erwachte plötzlich durch mein Herzutreten und war zu betroffen, um sofort die Flucht zu ergreifen. Der gemeinste Hund ist der an den Seiten gestreifte Schakal. Auch lebt ein wilder

Hund auf dem Kilima-Ndjaro, welcher laut bellt. Er ist durchaus Nachtthier und ich habe ihn nie schiessen können, aber nach seinem Aussehen im hellen Mondschein hat er eine gewisse Aehnlichkeit mit dem abessinischen Hunde (*Canis Simensis*). Die Eingeborenen kennen ihn unter einem andern Namen, als womit sie den Schakal, d. h. *Nsudu*, belegen.

Hyänen sieht man häufig und beide Arten, die gestreifte sowol als die gefleckte, sind vertreten; aber die gestreifte Hyäne liebt mehr die Berge, während die gefleckte die Ebenen bewohnt. Die gefleckte Hyäne ist ein viel gefährlicheres Raubthier als man gewöhnlich annimmt. Sie stiehlt nicht allein Schafe und Kälber aus den Heerden, sondern führt auch Kinder hinweg und vergreift sich oft an verwundeten oder kranken Menschen. Ich schickte einst einen kranken Mann eine kurze Strecke weit allein nach der Küste zurück und während der Nacht wurde er von Hyänen schwer gebissen. Es gelang ihm jedoch sie zu vertreiben und er genas von seinen Wunden.

Zibet- und Genettkatzen sind sehr zahlreich; desgleichen ein oder zwei Arten von Ichneumons. Ich bemerkte weder Wiesel, noch Springböcke oder Dachse.

Der *Orycteropus Aethiopicus* oder Ameisenbär kommt häufig auf den Ebenen vor, nach seinen vielen grossen Bauen zu schliessen; aber ich habe ihn nie gesehen und muss mich ganz auf die Beschreibung der Eingeborenen verlassen.

Von den Nagern gelangten wenige zu meiner Kenntniss. Eine Art *Graphiurus* (wahrscheinlich *G. capensis*, s. Abbildung S. 369) wird in den Wäldern des Kilima-Ndjaro angetroffen. Das Stachelschwein ist sehr gewöhnlich und eine kleine schwarze Ratte belästigt die Eingeborenen in ihren Häusern.

Ein Klippschliefer (*Hyrax*) wird am Kilima-Ndjaro in Höhen von 2000 bis 3500 m angetroffen. Er lebt beständig auf Bäumen, auf welche er so leicht wie ein Eichhörnchen klettert. Die Wadjagga stellen ihm sehr nach wegen seines warmen pelzartigen Fells, woraus sie Kleidungsstücke machen.

Der Elefant bewohnt den Kilima-Ndjaro bis zu grossen Höhen. Zwei Weibchen und ein Junges sah ich in einer Höhe von 4000 m, wie sie durch einen Giessbach wateten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und das gegenüberliegende Ufer mit der Beweglichkeit von Ziegen erstiegen. Da ich dieses Thier auch in den Dschella-Bergen von Angola angetroffen habe, wo es Höhen von 2500 m ersteigt, so hoch es eben kommen kann, so bin ich überzeugt, dass es sich mit Leichtigkeit dem Bergleben anbequemt.

Um den Fuss des Kilima-Ndjaro findet sich das Rhinoceros sehr zahlreich, und im Jipe-See leben Flusspferde. Das Zebra (*Equus Chapmani*) lebt in unglaublichen Mengen in den Ebenen rund um den Kilima-Ndjaro. In der That erinnern die ungeheuern Heerden verschiedener Wildarten,



Neotragus Kirkii.

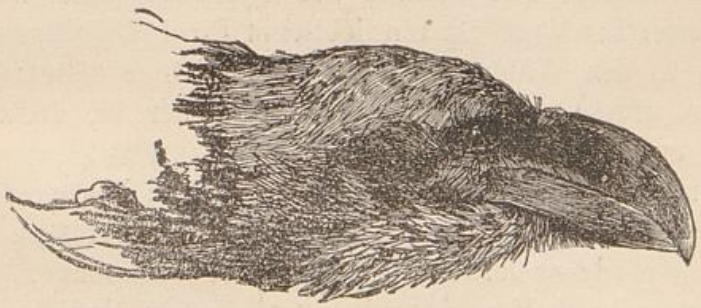
welche das flache Land zwischen den Schneebergen und der Küste bewohnen, an die Erzählungen von Gordon Cumming.

Zu den bemerkenswertheren Wiederkäuern gehören die Büffel (*Bubalus Caffer*), die Giraffe (sehr häufig), die Elenantilope, die Schraubenantilope oder Kudu, der Buschbock (*Tragelaphus sylvaticus*), die Säbelantilope (*Hippotragus niger*), die Pallah oder Hirschziegenantilope, ein oder zwei Gazellenarten, Gnus, Hartebeests, Blessböcke, und viele kleine Arten *Neotragus* und *Cephalophus*. Die Kudu-Antilope steigt den Berg hinan bis zu Höhen von 4300 m, ebenso der Büffel,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

indem sie möglicherweise von dem süssen perennirenden Grase dahin angezogen werden. Ein *Neotragus* und ein *Cephalophus* wurde von mir gleichfalls in grosser Höhe angetroffen. Ich gebe die Zeichnung des Kopfes einer kleinen *Neotragus*-Antilope (möglicherweise *Neotragus Kirkii*), welche ich auf dem Kilima-Ndjaro antraf. Wie man sieht ist die Nase fast rüsselartig erweitert, wozu bekanntlich die Säugethiere häufig neigen, wie man schliesslich beim Elefanten am deutlichsten sieht.

In den Ebenen rund um den Kilima-Ndjaro findet man das rothe Hartebeest (*Alcephalus Cokei*) zu Tausenden. Durch die Farbe seiner Haut und seine sonderbare Gestalt ähnelt dieses Thier wunderbar den grossen rothen Ameisenhügeln (den Wohnungen der weissen Termiten), welche in den von den Hartebeests bevorzugten Gegenden häufig vorkommen. Geht



Kopf des grossschnabeligen Raben (*Corvultur albicollis.*)

man pürschen, so ist es oft wirklich schwer und räthselhaft verwirrend, zu entscheiden, was ein Hartebeest und was ein Ameisenhügel ist; denn das lange, die Läufe der Antilope verbergende Gras, lässt blos eine runde höckerige Masse übrig, welche recht wohl für einen rothen Erdhaufen gehalten werden kann, solange sie sich nicht bewegt. Die unbewusste Mummerei wird zuweilen um so lächerlicher täuschend durch die scharfgespitzten, flaggenartigen Blätter einer Liliacee, welche öfters die Spitze eines Ameisenhügels krönt oder an dessen Fuss wächst und so einen auf den Gedanken bringt, man habe das Gehörn einer Antilope, entweder mit gehobenem Kopf oder am Boden grasend vor sich. (Vgl. S. 60).

Von den zur Familie der Sperlinge gehörenden Vögeln habe ich sechs neue unbekannte Arten mitgebracht. Drei derselben

sind Sonnenvögel, eine ist ein Fliegenschnäpper und die zwei letzten Schmätzer. Die Sonnenvögel werden sehr hoch am Berge hinauf angetroffen und gleichen darin den Kolibris, welche auf den Anden bis an die Schneegrenze vorkommen. Sie flattern um die langen röhrenförmigen Blumen gewisser Lippenblütler herum und haben, wenn gefangen, die Stirnfedern dick mit Blumenstaub bedeckt, sodass in diesen Gegenden die Sonnenvögel sich mit den Insekten in die Aufgabe theilen, die Blumen zu befruchten.

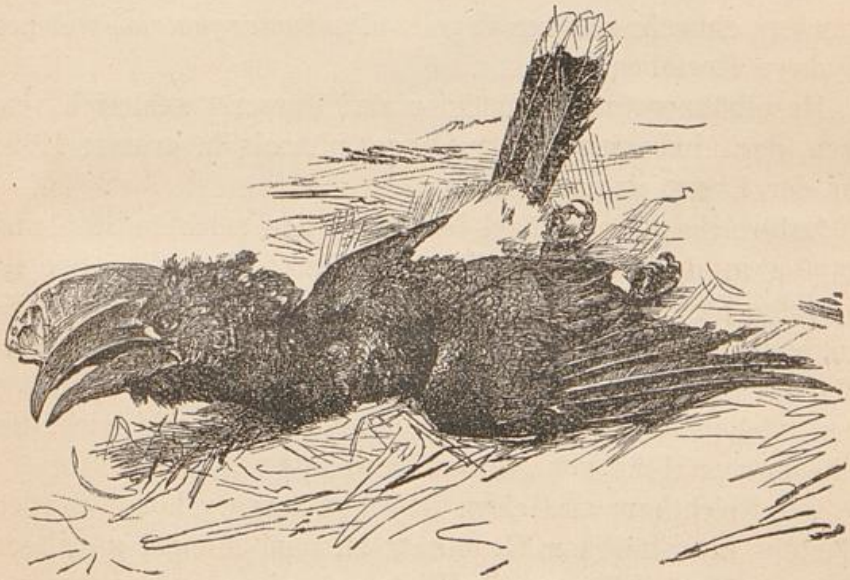
Der im dreizehnten Kapitel erwähnte Vogel, welcher in Höhen von 4300 m angetroffen wird, ist neben gelegentlich vorüberstreichenden Raben und Geiern als der höchste Bergbewohner anzusehen; es ist *Pinarochroa hypospodia*, eine Art Steinschmätzer.

Ein anderer zur Familie der Sperlinge gehörender bemerkenswerther Vogel ist ein lieblicher Pirol (*Oriolus notatus*), welcher in den Wäldern der niedern Abhänge nistet; ebenso wie der grosse weisshalsige Rabe, welcher im dreizehnten Kapitel erwähnt und abgebildet ist.

Der grosse mit einem Kamm versehene Hornvogel (*Buceros cristatus*) haust auf dem ganzen Gebirge bis zu Höhen von 1800 m, besonders in der Nähe der Wohnungen. Diese Vögel zeigen keine Menschenscheu, weil sie gewöhnlich von den Eingeborenen beschützt werden, welche mit abergläubischer Furcht sie anschauen; vermuthlich rührt dies daher, dass sie sich als nützliche Gassenkehrer erweisen, vielleicht aber auch von ihrem eigenthümlich lauten Geschrei, welches zuweilen dem Wehklagen eines sich in Nöthen befindenden Weibes, dann aber auch dem I-a-schreien eines Esels gleicht. Im August und September brüten sie gewöhnlich, und um diese Zeit kann man den Kopf des Weibchens gelegentlich aus einem Baumloch in der Höhe von vielleicht 10—15 m hervorlugen sehen, in welches es von dem liebenden Gemahl eingeschlossen ist. Nach den herumliegenden Spähnchen zu schliessen, könnte man annehmen, dass diese Löcher von den Vögeln selber zu dem verlangten Zweck ausgehöhlt sind. Sie sind Monogamisten und zeigen grosse Neigung zueinander, zu ihrem Glück kann man sagen, weil während der Brutzeit das Weibchen in Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treff der täglichen Nahrung ganz von dem Männchen abhängt. In Taweta schoss ich einst ein schönes Männchen, sodass es tödlich verwundet zu Boden stürzte. Sein Todeskampf war rührend anzusehen, und ich kam mir fast vor wie ein Verbrecher, dass ich seinen Tod veranlasst hatte. Es athmete in starken Zügen und sein schneeweisser Bauch war beschmutzt durch rothe Blutstreifen. Sein grosses Auge mit den langen Wimpern ruhte in stiller Verwunderung und unbestimmtem Vorwurf auf mir, als ob es sagen wollte: „was habe ich dir Böses gethan, dass du mich tödtest?“ Es verschmähte, nach dem Stock zu schnappen, mit welchem ich leicht an den ge-



Der sterbende Hornvogel.

öffneten Schnabel klopfte, und hielt seine Augen fest auf mich gerichtet, als ob es die unverschämten Forschungen an seiner Person als unnöthige Beleidigungen ansah. So lag es einige Minuten lang da, in langen Athemschauern die Brust- und Rückenfedern hebend und senkend. Dann kam ein anderer Hornvogel, augenscheinlich sein Weibchen, herbei, setzte sich auf einen benachbarten Baumzweig und fing laut an zu schreien. Der sterbende Vogel richtete sich nochmals zum Leben auf, hob den Kopf hoch, klappte mit den weitausgebreiteten glänzenden Flügeln, schleppte sich unter vielen Schmerzen

ein wenig weiter über den Boden und stiess einen lautklingenden Ton aus; dann neigte der grosse Kopf sich auf die Seite und sein weitgeöffnetes Auge erglänzte von brennender Hoffnung, deren Ausdruck selbst im Tode nicht erlosch.

Ein hübscher Helmvogel bewohnt die Wälder des Kilima-Ndjaro. Er sieht bläulich-grün-purpurfarbig aus, hat einen weissgestreiften Kamm und scharlachrothe Bänder um die Augen. Wie bei vielen andern Helmvögeln haben seine Flügel karmoisinrothe Flügelspitzen und gewährt der Vogel deshalb einen prächtigen Anblick, wenn er in leichtem Flügelschlage durch die Waldöffnungen dahinfliegt.

Verschiedene Arten Tauben werden am Berge gefunden, besonders ein sehr schöner Vogel *Palumbus arquatrix*, welcher die obern Regionen bewohnt.

Haselhühner und Perlhühner sind äusserst zahlreich vertreten, doch habe ich letztern Vogel niemals in grosser Höhe über der Ebene angetroffen.

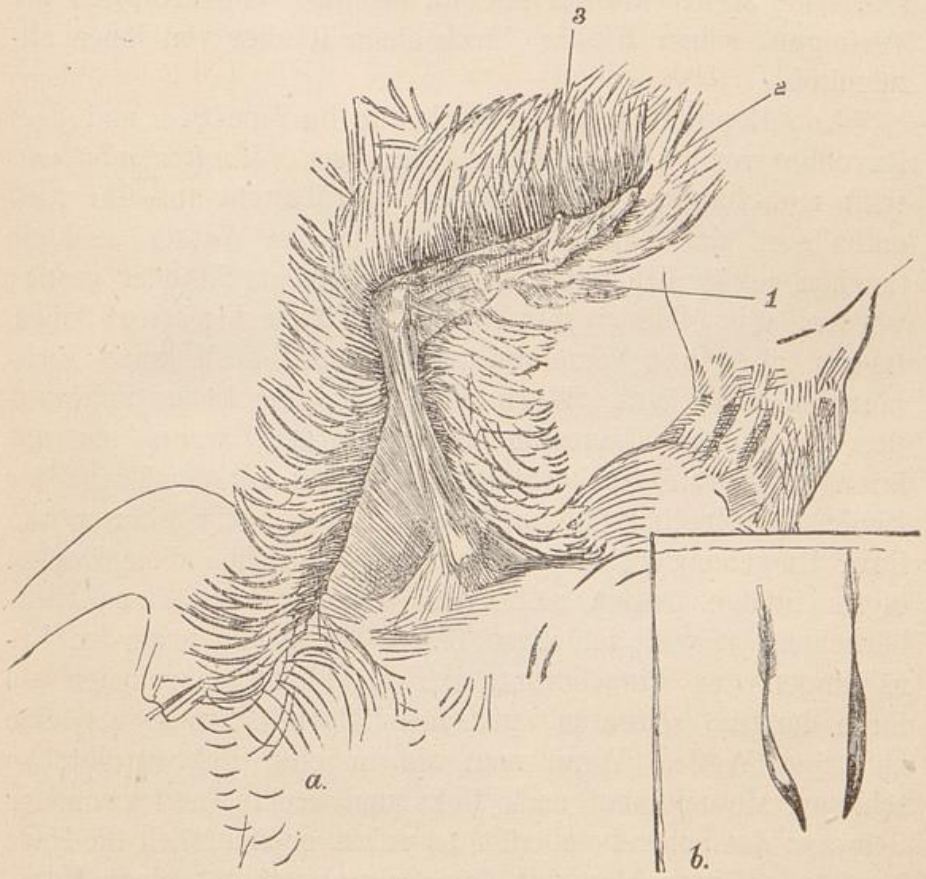
Zahlreiche Wasservögel leben auf den seichten Seen und Sümpfen in der Nähe des Kilima-Ndjaro. Der Jipe-See ist das grosse Stelldichein der Pelikane, Gänse, Reiher und sattelschnabeligen Störche. Einmal beobachtete ich einen Wasservogel auf dem Berge in einiger Höhe, und das war eine Art Gans, vielleicht *Anas xanthorhyncus*, welche die eiskalten Bäche in der Höhe von 3300 m bewohnte.

Der Reichthum an Geiern ist schon hervorgehoben worden und steht in auffälligem Gegensatz zu dem Mangel an diesen Thieren in Westafrika, wo ihr Platz von einer andern gassenkehrenden Habichtart, dem *Gypohierax*, ausgefüllt wird, welcher aber anscheinend oft so wenig Abfälle zu seiner Erhaltung vorfindet, dass er sich stellenweise auf das Fischen verlegt.[1]

Der Strauss, welcher um den Kilima-Ndjaro so häufig vorkommt, ist eine kürzlich bestimmte Art — *Struthius Danaoides*, Shelley — und unterscheidet sich auffällig von *Struthius camelus* durch die Farbe der weichern Theile und die nackte Haut, sowie die Gestalt und Abzeichen der Eier. Während meines Aufenthalts in Taweta hielt ich mir viele

[1] Vgl. Johnston, Der Kongo, S. 327.

junge Strausse. Wie die meisten meiner Leser wissen, sind die jungen Strausse während der ersten Monate ihres Lebens mit merkwürdigen schuppenartigen Federn bedeckt, aber wol nur die wissenschaftlichen Ornithologen wissen, dass die Hand (der Flügel) des Strausses drei Finger aufweist, statt der zwei, welche bei den meisten andern Vögeln vorkommen. Der



a. Die rechte Hand oder der Flügel eines jungen Strausses. *b*. Schuppenfedern eines jungen Strausses.

dritte Finger hat keine Kralle. Dies ist nur eine der vielen Einzelheiten, warum die Strausse mehr kriechende Thiere sind als andere lebende Vögel. In der Nähe des Kilima-Ndjaro brüten die Strausse in den Monaten Juni, Juli und August. Die halbflüggen Jungen erscheinen im Monat October oder etwas früher. Die Wataweta erzählten mir, dass in den

ersten Tagen, nachdem sie ausgekrochen sind, die Jungen von der Mutter geführt werden; ich muss aber selber bekennen, dass, so oft ich sie sah, sie niemals von einem ältern Verwandten geführt wurden, mochten sie auch noch so jung sein, dass man sie leicht überholen und einfangen konnte. Dennoch beharrten die Eingeborenen bei ihrer Behauptung und erzählten weiter, ohne dass ich sie fragte, dass der männliche Strauss sich lahm stellt (wie der Kiebitz und die Wildente), um die Verfolgung seiner Kinder durch einen Räuber von ihnen abzulenken.

Von Reptilien kommen Krokodile im Jipe-See und dem Ruvufluss vor. Grosse Waran-Eidechsen (*Monitor niloticus*) trifft man häufig in den Wäldern von Taweta an. Ihr Aufenthaltsort sind bald die Bäume bald das Wasser, und sie tauchen gewöhnlich unter, sobald sie erschreckt oder gestört werden. Sie scheinen mir hauptsächlich von Fischen zu leben, fangen aber und verzehren unzweifelhaft auch junge Eichhörnchen und Vögel. Wenn sie sich in voller Länge unbeweglich auf einem Baumstamme ausstrecken, wobei sie mit ihrer grau-grün gescheckten Haut genau mit der Farbe der Rinde übereinstimmen, sind diese Thiere sehr schwer von ihrer Umgebung zu unterscheiden und täuschen ohne Zweifel öfters infolge dessen selbst das scharfe Auge eines Eichhörnchens. Soweit ich diese Thiere kenne und nach den Erzählungen der Eingeborenen zu urtheilen, gebrauchen sie ihren langen, schweren, peitschenartigen Schwanz als eine mächtige Waffe. Wenn man sie in eine Ecke treibt, so schlagen sie mit ihm nach links und rechts, und wenn der Schwanz das Schienbein trifft, so reisst er sicherlich die Haut herunter. Ein Schlag mit dem Schwanz tödtet einen Hund, und mancher unvorsichtige Vogel oder Eichhörnchen und vielleicht auch ein kleiner Affe dürfte von einem überhängenden Baum in den Bach geschlagen worden sein, wo die gewandte Eidechse alsdann nach ihm untertaucht. Die Zähne dieses Thieres sind schwach und stumpf und nur zum Kauen geeignet.

Es gibt etwa fünf Arten von meistens nicht giftigen Schlangen. Die gemeine Riesenschlange kommt vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Chamäleon trifft man nicht häufig, aber doch bis zu Höhen von 4000 m auf dem Kilima-Ndjaro. Die Eingeborenen halten es für giftig und schreien vor Schreck, wenn eins an ihnen vorbeieilt. Sie hielten mich für einen Zauberer, wenn ich

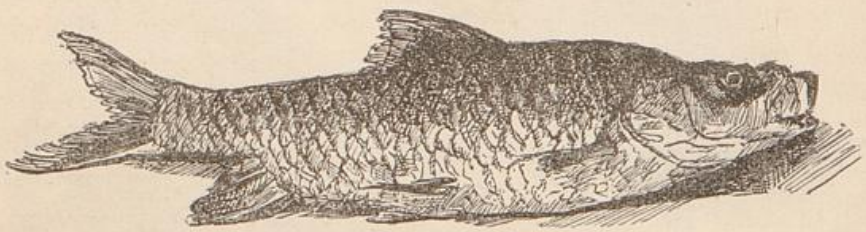


Waran-Eidechse.

diese Thiere ungestraft in die Hand nahm. Natürlich sind diese armen kleinen Chamäleons ebenso absolut unschuldig wie die Eidechsen, vor welchen unsere Ammen uns immer warnten, und sie sind obendrein interessante Lieblinge der Menschen, da

sie durch ihre Kobold-Manieren und seltsames Aussehen eine Quelle der Belustigung bilden. Frösche findet man in den eiskalten Bächen bis zu 4000 m Höhe. Laubfrösche verschiedener Art wohnen im Walde und schreien durchdringend.

Fische findet man nirgendwo in den Flüssen des Kilima-Ndjaro ausser im Flusse Lumi, welcher in den Jipe-See fliesst. Nachstehend eine Zeichnung der einzigen im Lumi, dem Flusse von Taweta, gefangenen Art. Es ist wahrscheinlich eine Art Barbe oder *Labio* aus der Familie der *Cypriniden*. Im Jipe-See ist ein Wels ein sehr häufiger Fisch, ebenso wie viele andere Fische vorkommen, aber die Ufer des Sees sind verlassen, niemand fischt dort und an gewöhnlichen Köder würde der Fisch nicht beissen; ich hatte daher, zumal meine Zeit am Jipe-See beschränkt und meine Gesundheit nicht die beste



Fisch aus dem Flusse Lumi.

war, keine Gelegenheit, die dortigen Fische zu studiren. Süsswasserkrabben von der Art *Thelphusa* (*T. depressa, var. Johnstoni*) kommen in den meisten Bergwassern vor. Sie scheinen mit den Flusskrebsen von Natal und Südafrika näher verwandt zu sein.

Schmetterlinge sind wenig zahlreich und selten am Kilima-Ndjaro. Man sieht sie nicht höher als 2500—2800 m. Der gemeine dunkelgelbe kommt häufig vor.

Bienen und Wespen steigen bis zu 4300 m empor. Meistens gehören sie zur Familie *Xyloropus*. Die meisten Käfer sind verwandt oder identisch mit Formen aus dem südöstlichen Afrika. Eine neue Gattung hat ihre nächsten Verwandten in Indien. Andere sind mit abessinischen Arten verwandt und einige mit den Käfern des Somali-Landes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ANHANG.

1. Bemerkungen über einen von H. H. Johnston am Kilima-Ndjaro gefundenen Saitenwurm (*Gordius verrucosus*).

Von F. Jeffrey Bell, Mitglied der Zoologischen Gesellschaft.

Das einzige von Johnston gefundene Exemplar des *Gordius* gehört einer wohlbekannten und weitverbreiteten Species an, bietet aber interessante Punkte, wie solche nur selten bei sogenannten neuen Arten vorkommen.

Soweit meine Kenntniss reicht (und in diesem besondern Fall reicht sie wol weiter als die des Dr. Linstow, welcher in seinem werthvollen „Compendium der Helminthologie" den hier genannten Schmarotzer nicht erwähnt), lebt *Gordius verrucosus* in seiner Jugend als Parasit in einer Art der Gattung *Mantis*. Im Britischen Museum befindet sich ein Exemplar von „*Mantis*, sp.", welches laut gütiger Mittheilung des Herrn Waterhouse in der That *M. membranacea* ist, welche einen *Gordius* enthält. Der ganze Hinterleib dieses Orthopteron ist von seinem Inhalt völlig entleert. Eine ähnlich entleerte *Mantis*, deren Auftreten Herrn Waterhouse's Verwunderung erregt hat, findet sich unter den von Johnston in 900—1500 m Höhe gesammelten Insekten.

Ein augenscheinlich derselben Species angehöriges Exemplar findet sich halb innerhalb, halb ausserhalb des Leibes von *Hierodula bioculata*, einer an der Westküste von Afrika gesammelten und kürzlich der Verwaltung von Dr. Günther, Mitglied der Königlichen Gesellschaft, übergebenen Mantide.

Was die geographische Vertheilung der Species betrifft, so darf man so weit gehen, dass man Südafrika und Ceylon mit umfasst; im Britischen Museum sind sogar von Dr. Baird, dem Entdecker der Species, benannte und von Dr. Oerley 1881 in der Sammlung des Museums sorgfältig untersuchte Exemplare, welche von La Paz, Guatemala (Geschenk von O. Salvin), und aus der „Nachbarschaft von Irazu, Costa Rica" (Geschenk von Godman und Salvin) stammen sollen. Die Thatsache, dass derselbe Parasit als Gast in verschiedenen Species vorkommt, ist wohlbekannt. Dem gegenwärtigen Fall, dass *Mantis membranacea* aus Ceylon, *Idoleum diabolicum* vom Kilima-Ndjaro und *Hierodula bioculata* aus Westafrika, von einer gemeinschaftlichen Form heimgesucht werden, geht fast parallel der Fall mit *Taenia*, welche Peters in einem Rhinoceros von Moçambique, und Murie und Garrod in indischen Rhinoceros entdeckt haben.

Hinsichtlich des zweiten zur Sprache gebrachten Punktes, das Vorkommen von *G. verrucosus* in Centralamerika, constatire ich Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiede in den integumentären Papillen, welche hinreichen, um mich zu dem Vorschlag zu veranlassen, dass gegenwärtig kein Gewicht auf diesen Punkt gelegt werden sollte, wenn sie auch in Verbindung mit meinem eigenen Mangel an Erfahrung über den Grad der möglichen Abweichungen nicht hinreichen dürften mich zu veranlassen, eine entschiedener oppositionelle Stellung gegen die Ansichten oder Bestimmungen solcher Gelehrten wie Dr. Baird oder Dr. Oerley anzunehmen.

2. Beschreibung einer neuen Varietät der Süsswasserkrabbe der Gattung *Thelphusa*, vom Kilima-Ndjaro herstammend.

Von E. J. Miers, Mitglied der Linnéischen und Zoologischen Gesellschaft.

Die Arten *Thelphusa* oder Süsswasserkrabben sind äusserst zahlreich und ihre Bestimmung wird öfters sehr erschwert durch die Veränderungen, welche die Arten erleiden, wenn sie älter und grösser werden.

In der von H. H. Johnston vom Kilima-Ndjaro mitgebrachten Sammlung befinden sich zwei Exemplare dieser Gattung, welche ich, wenn auch mit einigem Bedenken, zu *Thelphusa depressa*, Krauss, zählen möchte, die nach bei Pietermaritzburg in Natal gefundenen Typen beschrieben wurde. Sie stimmen zu dieser Beschreibung und Figur durch ihren niedergedrückten Rückenschild, welcher sich in den Kiemenregionen beträchtlich erweitert, durch die Nichtentwickelung der seitlichen Zähne über der Kiemenregion und durch andere wesentliche Merkmale; unterscheiden sich aber durch die kräftiger ausgebildete Nackennaht des Rückenschildes, durch die stärker gezahnte Hüfte und die weniger stark gekrümmten Finger der Scheren. In Bezug auf dies letztere Kennzeichen möchte ich hinzufügen, dass in einer Reihe *Thelphusae* (vielleicht *T. difformis*) in der Sammlung des Museums die Finger der Scheren bei einigen Männchen gekrümmt, bei andern nahezu gerade sind.

Ich lasse eine detaillirte Beschreibung der vom Kilima-Ndjaro mitgebrachten Exemplare folgen und schlage vor, sie zu bezeichnen als *T. depressa*, Krauss, var. *Johnstoni*, welche sich aber schliesslich als eine besondere Art erweisen dürfte.

Thelphusa depressa, Krauss, var. Johnstoni.

Conf. *Thelphusa depressa*, Krauss, Südafrikanische Crustaceen (1843), S. 38, Pl. 11, Fig. 4.

Panzer querstehend, am breitesten in der hintern Stirnregion, niedergedrückt, auf der Rückenfläche fast glatt und in zwei nahezu gleiche Theile durch die Zickzack-Nackennaht getheilt, welche sich quer über den Panzer bis zu den postero-lateralen Rändern erstreckt; hinter derselben kreuzt ein zweiter transversaler Eindruck (nicht Naht) den Panzer hinter der Herzgegend. Die Postfrontalleiste dehnt sich bis zu den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

antero-lateralen Rändern des Panzers aus und wird nur durch die mittlere Magennaht unterbrochen, welche sich nach hinten gabelt (wie gewöhnlich bei dieser Gattung); diese Leiste ist in der Nähe der antero-lateralen Ränder granulirt, und sind letztere selber von einer deutlich gekörnelten Linie begrenzt; die seitlichen Zähne ober den Kiemen sind nicht entwickelt. In den Leber- und Kiemen-Gegenden erkennt man verschiedene schwach angedeutete Linien, welche sich einwärts eine kurze Strecke weit über die Rückenfläche des Panzers von den Seitenrändern aus erstrecken. Die Stirn hat ungefähr ein Drittel der Grösse des Panzers, ist oben punktirt, am vordern Rande geschweift; die antero-lateralen Winkel sind stumpf und ragen nicht hervor. Die Orbitalränder sind ganz, und von einer erhabenen Linie begrenzt, welche ausser an der Stirn gekörnelt ist; der untere Orbitalrand ist regelmässig gekrümmt, nicht (wie in *Th. perlata*) in der Nähe des innern Subocularlappens, welcher überhaupt nicht hervorragt, winkelig gebogen; der Zahn am äussern Orbitalwinkel ist sehr wenig entwickelt; die Theile des Panzers zunächst den vordern Seitenwinkeln der Mundhöhle sind ganz auffällig granulirt. Die Augenstiele sind schwach (für eine Species dieser Gattung) und die Augen erreichen nicht den äussern Winkel der Orbita. Die äussern Kieferfüsse sind geformt wie in *Th. perlata;* Ischium und Merus des Endognaths sind distal abgestutzt; Merus am vordern Aussenwinkel gerundet und an dem vordern Innenwinkel schwach ausgerandet. Die Scheren des erwachsenen Männchens sind ungleich, die rechte ist die grössere; bei beiden ist der Merus mit einer Reihe kleiner Stacheln am Vorderrande und mit einem etwas längern Dorn in der Nähe der distalen Enden bewaffnet; die Handwurzel mit einem Dorn, dem ein kleinerer Dorn am innern Rande folgt, die Hand ist etwas zusammengedrückt und fast glatt, oben gerundet; der Finger und Daumen an den innern Rändern gezahnt und lassen, wenn geschlossen, nur einen sehr engen Spalt frei; der Finger ist leicht gekrümmt und ebenso lang oder vielmehr etwas kürzer als die Hand. Die Gangbeine sind von mässiger Länge; ihr viertes bis sechstes Glied zusammengedrückt und an den obern Rändern scharf; die Ränder des vorletzten Gliedes in der Nähe des distalen Endes und die Finger sind mit kleinen dornartigen Zähnen bewehrt, welche auf den Fingern in vier Längsreihen vertheilt sind.

Erwachsenes Männchen.

Länge des Panzers	37	mm
Ungefähre Breite des Panzers	54,5	„
Länge einer Schere	93,5	„

Diese Form lässt sich von andern afrikanischen Species, bei welchen die Postfrontalleiste deutlich entwickelt ist, durch folgende Merkmale unterscheiden: — von *T. perlata*, M. Edw., welche am Cap und in Port Natal vorkommt, durch den breitern queren Panzer, welcher in der Kiemengegend mehr ausgedehnt und nicht auf dem Rücken in der Nähe

der antero-lateralen Ränder granulirt ist, ferner durch die Gestalt der Orbita, deren unterer Rand regelmässig concav, nicht (wie in den zu *T. perlata* gehörigen Exemplaren des Britischen Museums) beim innern Subocularlappen scharfwinkelig gebogen ist. Von *T. inflata*, M. Edw., durch den weniger convexen Panzer, die gerade Postfrontalleiste und die granulirte Linie, welche die antero-lateralen Ränder des Panzers einfasst. *T. aubryi*, M. E., *T. africana*, A. M. E., und *T. emarginata*, Kingsley, vom Gabun in Westafrika und Port Natal, haben einen Extrazahn zwischen dem äussern Augenwinkel und der Postfrontalleiste. In *T. goudoti*, M. E., von Madagascar ist die Postfrontalleiste weniger entwickelt, und der unbewegliche Finger der Schere bildet mehr oder weniger einen Winkel mit dem untern Rande der Hand. Eine andere Species von Madagascar, *T. madagascariensis*, A. M. E., welche, wie ich glaube, nicht abgebildet ist, unterscheidet sich durch die geringere Entwickelung der Postfrontalleiste und die geradern Finger der Scheren, welche mit den innern Rändern sich berühren. In der westafrikanischen *T. bayoniana*, *T. anchieta*, *T. dubia*, Brito Capello, ist der seitliche Zahn in der Unterkiemengegend stärker entwickelt. In *T. limula*, Hilgendorf, von Senegambien, ist die Postfrontalleiste weniger deutlich neben den seitlichen Zähnen in der Unterkiemengegend entwickelt, hinter welchen bei den Männchen sich Andeutungen zweier andern Zähne befinden.

3. Verzeichniss der von H. H. Johnston während seiner Reise zum Kilima-Ndjaro gesammelten Schmetterlinge.

Von F. D. Godman, Mitglied der Königl. Gesellschaft u. s. w.

Johnston's Schmetterlingssammlung umfasst 61 Exemplare, welche 27 Species enthalten; davon sind 21 Species Tagfalter (*Rhopalocera*) und 6 Nachtfalter (*Heterocera*). Von den Tagfaltern habe ich drei Species als neue beschrieben, und eine vierte, ein *Chrysophanus*, von welcher nur ein weibliches Exemplar sich in der Sammlung befand, blieb unbenannt, obgleich sie sehr wahrscheinlich eine neue ist. Diese kleine Sammlung enthält also nahezu 20 Procent neue Species, was als ein hoher Procentsatz anzusehen ist.

Doch ist die Sammlung noch zu klein, als dass man mit Erfolg einen Vergleich der Schmetterlingsfauna dieser Gegend mit der des übrigen Afrika unternehmen könnte. Es genüge die Bemerkung, dass die weitaus grösste Mehrzahl der Species zu weitverbreiteten afrikanischen Arten gehört; dass ferner ein nördliches Element, in der *Colias edusa*, vielleicht auch im *Chrysophanus* zu erkennen ist; endlich dass kaum eine Spur einer abessinischen Fauna sich in dem vorliegenden Material findet. Aber diese Ansichten mögen alle beiseite treten bis eine vollständige Sammlung vorliegt. Von den 27 Species sind nicht weniger als 19 nur durch einzelne Exemplare vertreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rhopalocera (Tagfalter).

1. **Danais dorippus.**

Euploea dorippus, Klug, Symb. Phys., Insecta, T. 48, F. 1—5.

Kilima-Ndjaro, felsiges, bewaldetes und cultivirtes Terrain und Grasebenen, in 1200—1500 m Höhe, Juli.

Vier Exemplare (2 Männchen, 2 Weibchen).

Keines dieser Exemplare trägt eine Spur von Weiss auf den Hinterflügeln, sie stimmen am besten zu Fig. 5 in Klug's Tafeln. *D. dorippus* ist eine gewöhnliche afrikanische Species.

2. **Acraea Johnstoni,** sp. nov.

Alis anticis rufis, apicibus et marginibus externis (introrsum valde sinuatis; nigro-fuscis) posticis ad basin et marginibus externis late nigrescentibus, area discali albida venis fuscis divisa; subtus anticis fere omnino rufis ad marginem externum canescentibus, venis nigris et inter eas striolis fuscescentibus; posticis ut supra limbo externo canescente venis et striolis inter eas diviso; maculis quibusdam ad basin nigris; palpis, femoribus interne, abdomine infra, et maculis costalibus, rufis; capite, et thorace maculis albis notatis.

Kilima-Ndjaro, im Walde aufsteigend bis 1700 m, September.

Ein einzelnes männliches Exemplar von dieser offenbar ganz besondern Species.

3. **Acraea insignis.**

Acraea insignis, Distant, P. Z. S. 1880, XIX, 184, Fig. 6.

Acraea Buxtoni, Hew. Ent. Month. Mag. XIV, 154.

Kilima-Ndjaro, bewaldete Berge in 1500 m Höhe, August.

Dieses Insekt wurde zuerst von Hewitson nach von Buxton bei Sansibar gesammelten Exemplaren beschrieben und von ihm nach seinem Entdecker benannt. Distant machte darauf aufmerksam, dass der Name von A. Buxton bereits durch Butler einer andern Species beigelegt sei und er denselben deshalb durch obigen ersetzt habe. Unsere Sammlung enthält eine gute Serie dieses Insekts, welche in ihrer Mehrzahl durch Last in Mamboia im östlichen Mittelafrika gesammelt wurden. Diese weisen beträchtliche Variationen in der Grösse des schwarzen Flecks an der Basis der Hinterflügel auf, denn während einige Exemplare nur vier bis fünf isolirte Flecken führen, tragen andere einen grossen zusammengeflossenen Fleck, welcher das Basisdrittel dieser Flügel bedeckt, und zwischen diesen beiden Extremen finden sich alle Uebergänge und zwar bei Thieren, welche alle am nämlichen Ort und zu derselben Zeit gefangen wurden.

Johnston hat blos ein Exemplar mitgebracht, welches den zusammengeflossenen schwarzen Flecken hat und in dieser Beziehung mit einigen unserer Exemplare von Mamboia übereinstimmt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. **Acraea Braesia**, sp. nova.

Alis anticis semihyalinis ad basin rosaceo suffusis macula in cellula altera ad finem ejus quinque in serie fere recta ultra eam, una inter ramos medianos, duabus inter ramum medianum primum et venam submedianano nigris, margine externo fusco nigro maculis lunulatis submarginalibus rufis, posticis rosaceis ad basin obscurioribus margine externo nigro area discali plus minusve maculata; subtus anticis fere ut supra posticis flavidis nigro distincte maculatis, ad basin et marginem internum rosaceo notatis, margine externo nigro lunulis septem flavidis includente; fronte, palpis et pedibus fulvis; abdomine subtus flavido, lateribus albo maculatis; capite, prothorace et thorace albido distincte maculatis.

Kilima-Ndjaro, in waldiger Gegend, in 1500 m Höhe, August.

Ein einzelnes männliches Exemplar, verwandt mit *A. oncaea*, aber von ihm unterschieden durch seine durchscheinenden Vorderflügel und die mehr rosafarbenen Hinterflügel.

5. **Acraea natalica.**

Acraea natalica, Boisd. Voy. Deleg., II, 590; Hopff. Pet. Reise, Zool. cf. S. 371, Taf. 23, Fig. 12, 13.

Kilima-Ndjaro, Grasebenen in 1800 m Höhe, Juni.

Ein Exemplar (Weibchen).

Stimmt am besten mit Exemplaren dieser Art überein, nur ist die Scheibe der Hinterflügel weisser und sind die Flecken im allgemeinen grösser.

6. **Pyrameis cardui.**

Papilio cardui, Linn. Syst. Nat., I, 276.

Kilima-Ndjaro, in lichtem Waldlande in 2100 m Höhe, Juli.

Ein sehr abgeflogenes Männchen.

7. **Junonia clelia.**

Papilio clelia, Cram. Pap. Exot., Taf. 21, Fig. E, F.

Kilima-Ndjaro, felsige Gegend in 1200—1500 m Höhe, Waldlandschaft und Grasebenen in 1500 m Höhe, Juni und Juli.

8. **Junonia aenone.**

Papilio aenone, Linn. Mus. Ulr., S. 274, 275.

Kilima-Ndjaro, in felsigem, grasigem und waldigem Terrain in 1500 m, waldiges Terrain von 1800 m Höhe, Juni und Juli.

Sechs Exemplare, alles Männchen, von dieser weitverbreiteten Species.

9. **Precis sesamus.**

Precis sesamus, Trimen, Trans. Ent. Soc., 1883, S. 347.

Kilima-Ndjaro, Waldland in 2100 m Höhe, Juli.

Ein Exemplar (Männchen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

10. **Lycaena gaika.**

Lycaena gaika, Trimen, Trans. Ent. Soc., (III. Ser.), I, 403.

Kilima-Ndjaro, Grasebenen in 1500 m Höhe, Juni.

Ein Männchen.

Das einzige Exemplar stimmt mit Trimen's Beschreibung und mit unserer Serie dieser Species überein. Es scheint von *L. lysamon* verschieden zu sein, womit Trimen seine *L. gaika* in den „Rhopalocera Africae Australis" vereinigte. Beide Arten kommen in Südafrika vor, aber *L. lysamon* lässt sich immer leicht an dem schwarzen Fleck innerhalb der Zelle der Vorderflügel erkennen.

11. **Chrysophanus,** sp.?

Kilima-Ndjaro, Grasebenen in 1500 m Höhe, Juni.

Ein einzelnes weibliches Exemplar eines echten *Chrysophanus*, welches wir aber nicht zu recognosciren vermögen und Anstand nehmen ohne Exemplare des andern Geschlechts zu beschreiben.

12. **Terias Rahel?**

Papilio rahel, Fabr. Ent. Syst., III, 204 (bei Trimen).

Kilima-Ndjaro, Waldland in 1500 m Höhe, August.

Ein einzelnes weibliches Exemplar, welches wir ohne Exemplare des andern Geschlechts nicht mit Sicherheit zu bestimmen wagen. Möglicherweise ist es das Weibchen von *T. candace*, Feld., von Abessinien.

13. **Pieris severina.**

Papilio severina, Cram. Pap. Exot., Taf. 338, Fig. G, H.

Kilima-Ndjaro, Waldgegend in 1500—1800 m Höhe, Juli und August. Taweta, dichter Wald in 700 m Höhe, September.

Ein Männchen und drei Weibchen.

14. **Pieris Hellica.**

Papilio hellica, Linn. Syst. Nat., I, 760.

Kilima-Ndjaro, waldiges, felsiges und bebautes Terrain, Grasebenen in 1200—1500 m Höhe, Juli, August.

13 Männchen und 1 Weibchen.

Bei allen diesen Exemplaren sind die Vorderflügel weit mehr zugespitzt, auch haben sie eine etwas schwärzere Spitze und die Färbung der Unterseite ist heller als in den Exemplaren unserer Sammlung.

15. **Eronia cleodora.**

Eronia cleodora, Hübn. Samml. exot. Schmett., II, Taf. 130.

Taweta, in dichtem Wald in 700 m Höhe.

16. **Callidryas pyrene.**

Colias pyrene, Swains. Zool. Ill., I, Fig. 51.

Kilima-Ndjaro, in waldigen Gegenden in 1500 m Höhe.

Blos 2 Weibchen.

17. **Callidryas florella.**

Papilio florella, Fabr. Syst. Ent., S. 479.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kilima-Ndjaro in waldiger Gegend auf 1800 m Höhe.
Ein einzelnes weibliches Exemplar.

18. **Colias edusa.**
Papilio edusa, Fabr. Mant. Ins., II, 23.
Kilima-Ndjaro, waldiges und grasiges Land in 12—1500 m Höhe, Juli.
4 Männchen und 1 Weibchen.

19. **Teracolus auriginius.**
Teracolus auriginius, Butl. Ann. Mag. Nat. Hist., 5. Ser., XII, 103.
Kilima-Ndjaro in waldiger und grasiger Gegend, 1500—1800 m.
Die beiden Exemplare kommen überein mit den Exemplaren im Britischen Museum, welche Butler wie oben benannt hat.

20. **Papilio demoleus.**
Papilio demoleus, Linn. Syst. Nat., I, 753.
Kilima-Ndjaro im Waldlande, auf 1500 m Höhe, August.
Ein einzelnes Exemplar dieser gemeinen afrikanischen Species.

21. **Papilio brontes,** sp. nova.
Alis nigris fascia lata communi, ad costam anticarum disjuncta, metallico-caeruleo, macula parva ad anticarum apicem et posticis serie submarginali ejusdem coloris; subtus fusco-nigris anticis ad apicem et posticis omnino, brunnescentioribus, his venis et striis tribus in cellula longitudinalibus nigris, fascia communi submarginali a vena mediana anticarum ad angulum posticarum analem transeunte, venis nigris divisa, in anticis quoque inter venas bisecta lactescente-alba, margine posticarum interno maculis parvis duabus ejusdem coloris, posticis subcaudatis, vena mediana producta.
Kilima-Ndjaro, in waldiger Gegend auf 1500 m Höhe, August.
Verwandt mit *Papilio bromius*, aber der Querstreifen ist von tieferm Blau, beide Flügel sind weniger verlängert, die Hinterflügel am Afterwinkel schärfer ausgezogen. Unterseits ist der hellgefärbte Unterrandstreifen auf den Hinterflügeln gerader und weniger winkelig, obendrein ist er auf den Vorderflügeln bis zur Mittelrippe jenseit der Mittelzelle verlängert, die Spitzen der Vorder- und der Hinterflügel sind brauner, und obgleich letztere drei Längsstreifen in der Mittelzelle führen, wie *P. bromius*, so gibt es doch keine Streifen zwischen den Zwischenrippen darüber hinaus.
Johnston hat nur ein einziges männliches Exemplar erlangt.

Heterocera (Nachtfalter).

Johnston's Sammlung enthält 6 Exemplare ebenso vieler Species von Heterocera, welche Butler also zu bestimmen die Güte gehabt hat:

22. **Acherontia atropos.**
Kilima-Ndjaro, Wald in 900 m Höhe, September.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

23. **Mecyna polygonalis.**
Kilima-Ndjaro, waldige Gegend in 1500 m Höhe, August.
24. **Hypina,** sp.?
Kilima-Ndjaro, waldige Gegend in 1500 m Höhe, Juli.
25. **Sterrha oacraria.**
Kilima-Ndjaro, buschige Heide in 2450 m Höhe, Juli.
26. **Prodenia?**
Kilima-Ndjaro, waldige Gegend in 1500 m Höhe, September.
27. **Amyna,** sp.?
Kilima-Ndjaro, waldige Gegend in 1700 m Höhe, August.

4. Ueber die von H. H. Johnston auf dem Kilima-Ndjaro gesammelten Insekten.

Von Charles O. Waterhouse.

Coleoptera[1] (Käfer).

Die von Johnston gesammelte Reihe von *Coleoptera* enthält Exemplare von 56 Species. Viele derselben gehören zu weitverbreiteten Gattungen und erregen kein besonderes Interesse.

Von den neun in Höhen von 3000 bis 4300 m gefangenen Exemplaren sind folgende bemerkenswerth: Zwei männliche Exemplare von *Carabus Deckeni*, Gerstäcker, welcher nach einem einzelnen weiblichen auf diesem Berge gefangenen Exemplar bestimmt wurde. Diese Species erweist sich jedoch als *Calosoma*, und nicht als ein *Carabus*, und ist einer in Abessinien vorkommenden Species nahe verwandt.

Aus der Familie der Trichiiden ist ein einziges Exemplar vorhanden, welches ich vorläufig bei der Gattung *Calometopus* untergebracht habe, obgleich wegen des nicht ausgerandeten Schildes möglicherweise eine neue Gattung für dasselbe geschaffen werden muss. Ich habe die Species *Calometopus planatus* genannt. Von dieser Gattung kennt man erst zwei Species, *C. senegalensis* und *C. nyassae*.

Die dritte, eine Erwähnung verdienende Species gehört zu den Heteromera aus der Familie Moluridae. Ich habe sie *Melanolophus ater* genannt; sie scheint *M. septemcostatus* sehr nahe verwandt zu sein, welche von Fairmaire in Revoil's „Faune et Flore des Pays Çomalis" beschrieben wurde, die aber, wenn ich mich in der Bestimmung nicht irre, auch in Abessinien vorkommt.

Von den in geringern Höhen gefundenen Arten ist die Mehrzahl, soweit ich sie identificirt habe, nur vom südöstlichen Afrika her bekannt (z. B. *Melyris parvula*, Gerst., *Himatismus buprestoides*, Gerst., *Amiantus castanopterus*, Haag, *Sepidium muscorum*, Gerst., *Anomalipus heraldicus*, Gerst., *Mylabris kersteni*, Gerst., *Epicauta dichrocera*, Gerst.,

[1] Eine Tafel mit Abbildungen der neuen und seltenen Species dieser Sammlung ist enthalten in: Proceedings of the Zoological Society, 1885, S. 231.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rhopalizus sansibaricus, Gerst., *Phrissoma giganteum*, Guérin); andere werden in den meisten Ländern Afrikas angetroffen (z. B. *Calosoma senegalensis*, Dej., *Oryctes boas*, Fabr.).

Von den neuen von mir beschriebenen Species hat *Scarabaeus cribricollis* ihre nächsten Verwandten, soweit meine Kenntniss reicht, in einer indischen Species *S. sanctus*, Fabr.; *Amblysterna Johnstoni* steht *A. natalensis*, Fabr., am nächsten.

Carabidae (Laufkäfer).

Carabus Deckeni, Gerst.

Diese interessante Art wurde von Dr. Gerstäcker beschrieben (Wiegm. Arch. f. Naturg., 1867, S. 10; von der Decken's Reise in Ost-Afrika, III, 56, Pl. IV, Fig. 2) und zwar nach einem einzigen weiblichen Exemplar, welches Dr. Kersten in einer Höhe von 2440 m auf dem Kilima-Ndjaro gefangen hatte.

Die beiden männlichen und weiblichen von Johnston gefangenen Exemplare unterscheiden sich von dem von Dr. Gerstäcker beschriebenen durch ihre geringere Grösse (sie sind nur 13 mm lang), sowie dadurch, soweit man nach der Beschreibung urtheilen kann, dass die Flügeldecken glatter sind und weniger tief eingedrückte Furchen aufweisen.

Zu dem Umstande, dass eine Species von *Carabus* an diesem Orte gefangen wurde, bemerkt Dr. Gerstäcker, dass vorher niemals eine in Südafrika gefunden sei. Die Species ist jedoch nicht ein *Carabus*, sondern eine *Calosoma*, wie aus dem zusammengedrückten dritten Fühlerglied hervorgeht; ein Merkmal, welches Dr. Gerstäcker übersah, als er behauptete, dass die einzelnen Fühlerglieder geformt seien wie in *Carabus pumilio*.

Scarabaeidae (Blatthornkäfer).

Scarabaeus cribricollis, n. sp.

Schwarz, etwas glanzlos. Kopf dicht und sehr stark punktirt, die Punkte in der Längsrichtung des Körpers vorn an dem Clypeus zusammenfliessend, dessen vordere Zähne ziemlich scharf und etwas zurückgebogen sind. Thorax fast zweimal so breit als lang, mässig convex, mit einem Quereindruck in der Mitte der Basis. Mitten auf der Scheibe befindet sich eine glänzende (aber fein punktirte) Linie, welche nicht viel über die Mitte hinausreicht; der übrige Theil der Oberfläche ist stark punktirt; die Punkte neben der glänzenden Linie sind ein wenig voneinander getrennt, dagegen an den Seiten und vorn zusammengehäuft und rauh; die Seiten stark abgerundet, fein gesägt, und mit schwarzen Haaren gesäumt. Die Flügeldecken sind etwas schmäler als der Halsschild, nach hinten ein ganz wenig verschmälert, glanzlos, aber mit glänzender Naht; die Riefen sind fein, die Zwischenräume flach und fein lederartig (mit Ausnahme der Zwischenräume der Naht und der Gegend am Schilde) mit zahlreichen glanzlosen, punktförmigen Eindrücken, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehr unregelmässig laufen. Oberhüfte und Unterschenkel sind mit schwarzen Haaren gewimpert. Brust glatt und glänzend mit einem deutlich ausgeprägten breiten Eindruck zwischen den Mittelbeinen.

Länge 22 mm.

Diese Species hat eine sehr grosse Aehnlichkeit mit dem indischen *Scarabaeus sanctus*, Fabr. Halsschild jedoch an den Seiten regelmässiger abgerundet und viel weniger geschweift vor den Hinterecken; die glänzende discoidale Linie ist breiter und ohne glatte Punkte an beiden Seiten. Die Flügeldecken haben feinere zierlichere Riefen, die Zwischenräume sind flacher, lederartig, die punktförmigen Eindrücke kleiner und mehr voneinander getrennt.

Onthophagus Johnstoni, n. sp.

Ganz schwarz, mit Ausnahme der Spitze der Fühlhörner, welche rostgelb sind. Kopf so lang als breit, schräg verschmälert vor der Mitte, an der Spitze abgerundet, dicht und grob runzelig, ausgenommen in der Nähe der Augen. Ein leicht erhabener gerader Streifen zieht sich zwischen den Augen durch, und ein zweiter längerer mitten zwischen diesem und dem Vorderrande des Clypeus. Halsschild glatt, an den Seiten und vorn glänzend, leicht glanzlos oben; die Vorderseite ist senkrecht abgestutzt; die Abstutzungsfläche oben von einer leicht vortretenden Kante begrenzt; von vorn gesehen erkennt man drei seichte Eindrücke: an jeder Seite eine Linie von kleinen Höckern, welche das Scheibenfeld einfassen; die Oberfläche der Scheibe ist mässig dicht aber ausserordentlich zart punktirt, und erscheint dem unbewaffneten Auge nicht punktirt; die Seiten sind deutlicher punktirt; die Basis ist schief auf jeder Seite und in der Mitte winkelig vorgezogen. Die Flügeldecken sind convex, glänzend, nicht ganz zweimal so breit als an der Naht lang, an den Seiten und an der Spitze abgerundet, sehr zart gefurcht, die Riefen zart punktirt; die Zwischenräume flach, spärlich punktirt; in der Nähe der Naht sind die Punkte äusserst zart, werden aber nach den Seiten zu deutlicher. Das Pygidium ist viel spärlicher aber deutlich punktirt. Die Seiten der Brustringe, die Ränder der Schenkel und die Hinterschienen sind mit langem schwarzen Haar gesäumt.

Länge 21—25 mm.

Ich kenne keine Art, welche dieser besonders gleicht. Ihr nächster Verwandter ist eine Art, welche ich in der Sammlung von Bates unter dem Namen *O. noctis*, Th., gesehen habe. Die Species hat ziemlich den allgemeinen Bau von *O. marsyas*, Ol.; Kopf ist länger, Clypeus nicht an den Seiten geschweift; Halsschild mehr platt oben, mit einer vortretenden, fast geraden Kante vorn über der vordern senkrechten Abstutzung; die vordern Winkel sind fast abgestutzt; die Basis mehr winkelig vorgezogen in der Mitte der Basis; die Flügeldecken werden kaum etwas schmäler an der Wurzel, u. s. w.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trichiidae.

Calometopus? planatus, n. sp.

Fast schwarz; die Flügeldecken dunkel, scherbengelb, die Naht, Ränder und ein Mondfleck neben dem Schildchen rauchig schwarz. Fühlhörner und Beine röthlich gelb, die Ränder der Abdominalsegmente blassgelb. Kopf sehr dicht und etwas stark punktirt; Clypeus zarter punktirt, etwas breiter als lang, nicht ausgerandet an der Spitze sondern leicht bogenförmig, die Winkel stumpf; alle Ränder aufgebogen; Halsschild sehr wenig breiter als lang, mässig convex, sehr stark und ziemlich dicht punktirt, parallel an den Seiten bis beträchtlich weit vor der Mitte, wo er schief verschmälert erscheint; die vordern Winkel sind nahezu rechte Winkel, sehr leicht vorragend; die hintern Winkel sind stumpf abgerundet; die Basis leicht gebogen und gerändert; auf der Scheibe eine leichte Vertiefung ein wenig vor der Mitte; die Seiten haben die seitliche Leiste blos hinter der Mitte und an dem vordern Winkel; die leicht geschwollene untere Flanke ist deshalb nicht von der obern Oberfläche des Halsschildes vor der Mitte getrennt. Schildchen länglich, dreieckig, stark punktirt. Flügeldecke doppelt so breit als das Halsschild, ein wenig länger als breit, platt mit nahezu senkrecht heruntergebogenen Seiten; glanzlos, Naht und Seitenleiste glänzend; jede Flügeldecke mit sechs etwas unregelmässigen Rückenstriemen von schwarzen Pünktchen; die Spitze dicht mit Runzeln besetzt. Pygidium dicht wurmartig gestreift. Fühlerkeule ein wenig länger als alle vorigen Glieder zusammen genommen. Körper unterseits und Beine spärlich mit gelbem Haar besetzt. Vorderschienen stumpf dreizähnig. Die Hinterschienen mit einem dreiseitigen Zahn ein wenig unter der Mitte; der Rand über diesem Zahn mit vier oder fünf kleinen Zähnen. Die Tarsen lang und schlank, Klauen roth. Hinterleib glänzend, nicht sehr dicht aber kräftig punktirt; Basalsegmente gelb in der Mitte, an den Seiten mit gelb gesäumt.

Länge 12 mm.

Ein einziges Exemplar angetroffen. Wahrscheinlich muss diese Species von *Calometopus* getrennt werden, weil der Clypeus nicht ausgerandet ist. Da ich die typische Art dieser Gattung (*C. senegalensis*) nie gesehen habe, so bin ich gegenwärtig nicht im Stande zu sagen, wie sie sich etwa sonst noch unterscheiden.

Buprestidae (Prachtkäfer).

Amblysterna Johnstoni, n. sp.

Grösse und allgemeine Form wie bei *A. natalensis*, Fabr. Goldgrün, glänzend, Unterseite und Beine kupferfarben, die Seiten des Hinterleibes violett. Halsschild convexer als bei *A. natalensis*, dichter und viel stärker punktirt; die Seiten regelmässiger gebogen mit nur einer sehr kleinen seitlichen Vertiefung; die dorsale mittlere Furche gut

markirt. Flügeldecken sehr stark und unregelmässig punktirt, mit kleinen zwischenverstreuten Pünktchen; die Pünktchen neben den Schultern stehen etwas quer und werden, da die Zwischenräume sehr schmal sind, quere Runzeln. Alle grössern Punkte sind fein punktirt und mit einem blassen Ueberfilz bedeckt, was den Flügeldecken ein geflecktes Aussehen gibt. Die Rippen an den Seiten und an der Spitze sind wie in *A. natalensis*, aber nicht so stark markirt, auch findet sich kein seitlicher Streifen oberhalb der Seitenrippe. Die Fühlhörner schwarz, die dunkeln Theile rauchig. Unterseite des Körpers etwas violett, die abdominalen Segmente grün gesäumt. Beine kupferfarben.

Länge 25 mm.

Psiloptera laeta, n. sp. (Abgebildet in Proc. Zool. Soc., 1885, S. 235.)

Lang gestreckt, mehr parallel niedergedrückt, bläulichgrün oben, messinggrün unten. Kopf sehr gerunzelt. Halsschild um fast ein Drittel breiter als lang, ein wenig breiter über die Mitte als an der Basis, und dann schräg verschmälert nach vorn, mit einer seichten mittlern Vertiefung und einer an jeder Seite; die Oberfläche sehr stark aber recht unregelmässig punktirt, grob runzelig punktirt an den Seiten; der unregelmässige Raum zu beiden Seiten der mittlern Vertiefung spärlich punktirt, kupferig glänzend; ein wenig von der Mitte entfernt befindet sich ein unregelmässig gestalteter kupferfarbener Fleck etwas vor der Mitte. Schildchen schwarz. Flügeldecken fast parallel bis auf zwei Drittel ihrer Länge, dann nach der Spitze verschmälert, nicht sehr convex, mit Streifen von etwas starken Punkten; die Zwischenräume abwechselnd flach und leicht convex; die flachen Zwischenräume stark und nicht sehr nahe punktirt; die andern haben jede etwa acht eiförmige fein punktirte Vertiefungen; die erhabenen Theile platt und leicht messingfarben. An den Seiten läuft eine submarginale dicht und fein punktirte vertiefte Linie, die sich unter der Schulter weg fast bis zu der Flügelspitze erstreckt; diesen Streifen füllt ein sehr feiner weisslicher Filz, welcher nur bei gewisser Beleuchtung sichtbar wird. Prosternum mit einem dreiseitigen Vorsprung an jeder Seite des Stirnrandes. Hinterleib unregelmässig und stark punktirt und feinfilzig.

Länge 30 mm.

Moluridae.

Melanolophus ater, n. sp. (Abgebildet in Proc. Z. S., 1885, S. 235.)

Matt schwarz. Kopf dicht und stark punktirt, mit einer leichten Vertiefung auf der Stirn. Drittes Fühlerglied fast so lang als das vierte und fünfte zusammen; das vierte Glied ein wenig länger als breit, die folgenden Glieder einander ganz ähnlich; das zehnte Glied von derselben Länge wie das neunte aber mehr breit als lang; das elfte so breit als das zehnte, aber kurz, abgestutzt an der Spitze. Halsschild

so lang als breit, oder selbst unbedeutend länger, sehr convex (dicht und stark punktirt, die Zwischenräume unregelmässig, glänzend, runzelig oder körnig), sich mässig verschmälernd nach der Basis und der Spitze; gebogen an den Seiten mit keinem seitlichen Streifen; der Vorderrand fast gerade, die vordern Winkel nicht vortretend, die Basis leicht gebogen. Flügeldecken nicht ganz zweimal so breit als Halsschild, länglich eiförmig, mässig convex; jede Flügeldecke mit drei glänzenden Zickzackrippen (zwei auf dem Rücken, eine an der Seite), die Zwischenräume faltig und runzelig; die Naht nicht rippenförmig. Die Seiten der Flügeldecken glänzend, die Oberfläche uneben und spärlich punktirt. Der Prosternalfortsatz dicht und ziemlich stark punktirt; die Mittel- und Hinterbrustringe weniger. Hinterleib glanzlos, sehr fein punktirt; die Punktirung des letzten Segments etwas stärker. Beine runzelig, nicht mit blässerm Filz bedeckt.

Länge 14—15 mm.

Die Weibchen sind etwas breiter als die Männchen, besonders in den Flügeldecken, welche mehr länglich und auf dem Rücken etwas abgeplattet sind. Die Männchen haben zwei sehr kleine glänzende Flecken auf der Scheibe des Halsschildes vor der Mitte, auch findet sich dort eine Andeutung einer feinen Mittellinie.

Ich bin im Zweifel gewesen, ob diese Art in die Gattung *Amiantus* oder in die neuere Gattung *Melanolophus*, Fairm. (Faune et Flore des Pays-Çomalis, 1882, S. 69) einzustellen sei. Die allgemeine Gestalt ist jedoch mehr die von *Melanolophus*, aber die Naht der Flügeldecken ist nicht rippenartig. Die vordern Winkel des Halsschildes treten nicht nach vorn vor wie bei *Amiantus*. Die Fühlhörner sind entschieden kürzer als in jeder dieser Gattungen.

Hymenoptera, Orthoptera etc.

Die andern von Johnston gesammelten Insekten bieten nichts Bemerkenswerthes. Unter ihnen befindet sich jedoch ein sehr schönes Exemplar von Mantis (*Idolum diabolicum*, Saussure), von welcher ein vom Weissen Nil stammendes männliches Exemplar sich im Britischen Museum befindet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verzeichniss der auf dem Kilima-Ndjaro und in seiner Nachbarschaft gesammelten oder beobachteten Vögel.[1]

Von Capt. G. E. Shelley und H. H. Johnston,
Mitglieder der Zoologischen Gesellschaft.

(Die Nummern der blos beobachteten Vögel, deren Balg Verfasser nicht mitgebracht hat, stehen eingeklammert.)

1. **Alseonax minima** (Heugl.).
Muscicapa minima, Heugl., Orn. N. O. Afr., S. 435, Taf. 18, Fig. 1.
Männchen, 1200 m; M., 1800 m; M., 2150 m.

2. **Muscicapa Johnstoni.**
Muscicapa Johnstoni, Shelley, Proc. Zool. Soc., 1884, S. 558.
Weibchen, 1800 m.
Auf dem Südabhang des Berges gerade oberhalb Moschi an der Grenze des bebauten Landes gefunden.

3. **Lanius caudatus,** Cab.
Lanius caudatus, Gadow, Cat. B. Brit. Mus., VIII, 254; Fischer, Zeitschr. ges. Ornith. (Madaraz), 1884, S. 344.
M., 900 m. In unreifem Gefieder.
Diese Art liebt die wüsten und wasserlosen Gegenden am Fusse des Berges, wo sie auf niedrigen Gebüschen hockt und auf die dort zahlreichen Heuschrecken Jagd macht, von denen sie hauptsächlich lebt.

4. **Lanius collaris,** Linn.
Lanius collaris, Gadow, Cat. B. Brit. Mus., 1883, VIII, 255.
Lanius humeralis, Fischer, Zeitschr. ges. Ornith. (Madaraz), 1884, S. 344.
M., 1200 m; M., W., 1500 m; M., 1800 m; 2 W., 2150 m.
Einer der gewöhnlichsten Vögel auf dem Gebirge, und sehr frech.

5. **Dryoscopus sublacteus,** Cass.
Dryoscopus sublacteus, Gadow, Cat. B. Brit. Mus., 1883, VIII, 140; Fischer, Zeitschr. ges. Ornith. (Madaraz), 1884, S. 348.
M., 900 m; M., 1500 m; M., 2450 m.

6. **Dryoscopus cubla** (Shaw).
Dryoscopus cubla, Gadow, Cat. B. Brit. Mus., VIII, 148; Fischer, Zeitschr. ges. Ornith. (Madaraz), 1884, S. 345.
M., W., 900 m; M., 1500 m; M., nicht signirt. Das Weibchen hat scharlachrothe Iris.

7. **Crateropus Kirkii,** Sharpe.
Crateropus Kirkii, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 316.
M., 1590 m.
Sehr gemein und kühn.

---

[1] Die Sammlung enthält Exemplare von 50 Arten, mit Einrechnung der folgenden als neu angesehenen Arten: *Muscicapa Johnstoni*, *Pinarochroa hypospodia*, *Pratincola axillaris*, *Nectarinia Johnstoni*, *N. kilimensis* und *Cynniris mediocris*.

8. **Pycnonotus Layardi**, Gurney.

Pycnonotus Layardi, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., 1881, VI, 132; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 341.

W., 900 m; 2 M., 1500 m.

9. **Turdus cabanisi**, Bp.

Turdus cabanisi, Seebohm, Cat. B. Brit. Mus., 1881, V, 229.

M., 1500 m; M., 1850 m.

Die nördlichste Localität für diese Species, welche von hier ab südwärts an der Ostküste bis zum Transvaallande verbreitet ist. Fast beschränkt auf bewohnte Gegenden.

10. **Pinarochroa hypospodia**, sp. n.[1]

Kilima-Ndjaro. Weibchen. 4300 m.

Ganz nahestehend *P. sordida* (Rüppell), welche der Typ der Gattung *Pinarochroa* ist; aber der vorliegende Vogel ist etwas grösser, blässer und weniger isabellfarbig unten, auch ist das Weiss auf dem Schwanz weniger ausgedehnt, da jede Feder breite schwarzbraune Spitzen hat.

Die obern Theile braun, etwas dunkler auf dem Kopf und den Federkielen; Schwanz: die vier Aussenpaare von Federn weiss mit breiten schwarzbraunen Spitzen; diese Farbe erstreckt sich etwas am Schaft des Kiels herunter und bedeckt ungefähr ein Drittel vom letzten Theil der Aussenfahne der äussern Feder und fast die ganze Innenfahne der dritten Feder von der Mitte; die mittelsten zwei Paare sind ganz schwarz. Die Flügeldeckfedern und innern Flügel zweiter Ordnung sind breit gerändert mit sandfarbenem Braun und der übrige Theil der Kiele hat fast unbestimmte ähnlich gefärbte Ränder. Die Seiten des Kopfes vor den Augen und die Backen leicht getuscht mit aschfarbigem Braun. Untere Theile aschfarbig gelb, etwas dunkler an der untern Kehle, der Vorderseite und den Seiten der Brust, und übergehend in röthlich schattirtes Braun an den Flanken, Schenkeln und untern Schwanzdecken; untere Fläche der Flügel dunkelbraun mit röthlichbraunen Deckfedern, die Achseln und innern Ränder der Kiele aschfarbig gelb. Ganze Länge 12—18 cm, Culmen 1,4 cm, Flügel 7,6 cm, Schwanz 5,6 cm, Fuss 3,2 cm.

Nur auf grossen Höhen angetroffen, da der Vogel die grasreichen, mit Felsblöcken bestreuten Gebiete liebt, wo man ihn in Trupps von drei bis fünf Köpfen sehen kann. Hier beleben sie die wüste Landschaft, indem sie vor dem Wanderer mit beständig wiederholtem angenehmen Zirpen herfliegen, sich auf die Felsblöcke setzen und den Schwanz auf- und niederschlagen, wie Schmätzer.

11. **Pratincola axillaris.**

Pratincola axillaris, Shelley, Proc. Zool. Soc., 1884, S. 556.

M., W., 1500 m; 3 M., 1800 m; W., 2150 m; M., 2450 m; M., 3000 m. Brütet im September.

[1] Abgebildet in: Proceedings of the Zoological Society, 1855, S. 222, 223.

Sehr zahlreich, doch nicht unterhalb 1500 m angetroffen. Sie sind kühn und besuchen die Dörfer der Eingeborenen in den niedern Lagen.

12. **Prinia mystacea**, Rüpp.

Prinia mystacea, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., VII, 191.

Drymaeca tenella, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz) 1884, S. 312.

M., W., 1500 m.

13. **Cisticola subruficapilla** (Smith).

Cisticola subruficapilla, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., VII, 283.

M., 1500 m; W., 2450 m.

14. **Nectarinia famosa** (Linn.).

Nectarinia famosa, Shelley, Monogr. Nect., S. 13, Taf. 5.

M. in theilweiser Mauser, 2 W., 1500 m; W., 1800 m; M. in der Mauser, 2150 m.

Sehr zahlreich.

15. **Nectarinia Johnstoni**, sp. n.[1]

M., Kilima-Ndjaro, 3350 m.

In Gestalt, Grösse und Farbe sehr ähnlich *N. famosa*, aber leicht dadurch von ihr zu unterscheiden, dass die Schmuckbüschel an der Brust glänzend scharlachroth sind.

Ganzer Kopf, Hals, Rücken, kleinste und mittlere Flügeldeckfedern und Brust metallisch grün, und Basis der Federn schwarz; ein kleiner schwarzer Fleck reicht vom Mundwinkel zum Auge. Der Kopf, Hals und Rücken haben einen leicht goldenen Schimmer, nicht so stark wie gewöhnlich der Fall ist bei *N. famosa*, während Rumpf und obere Schwanzdeckfedern einen bläulichen Schein haben; der Rest der Flügel bräunlich schwarz mit leichtem purpurnen Glanz; die grössern Flügeldeckfedern sind theilweise metallgrün gesäumt, mit bronzeviolett getuscht auf einigen von den äussern Federn; die Deckfedern erster Ordnung und die grössern zweiter Ordnung zeigen bei gewisser Beleuchtung schwache Andeutungen von ähnlichen metallfarbenen Rändern. Schwanz dunkelschwarz, die Federn nach der Mitte etwas schmal und theilweise gesäumt mit bläulich-grün. Schulterbüschel glänzend scharlach; Leib, Schenkel und untere Fläche der Flügel schwärzlich braun; untere Schwanzfedern dunkel schwarz, mit leichten Spuren von metallisch bläulich-grünen Rändern an wenigen Federn. Die untern Flügeldeckfedern nach der Flügelbeuge zu sind metallgrün getüpfelt. Schnabel und Beine schwarz. Ganze Länge 27 cm, Culmen 3,2 cm, Flügel 8,4 cm, Schwanz 16,8 cm, Fuss 1,8 cm.

Sehr zahlreich. Nicht niedriger als 1500—1800 m gesehen, steigt aber den Berg höher hinan als irgendein anderer Vogel mit Ausnahme von *Corvultur albicollis* und *Pinarochroa hypospodia*. Sehr häufig gefunden auf einer merkwürdigen distelartigen Lobelia (*L. Deckeni*). Auch in geringern Höhen liebt der Vogel die schlanken Blumenschafte der Aloë.

[1] Abgebildet in: Proceedings of the Zoological Society, 1855, S. 222, 223.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

16. **Nectarinia Kilimensis,** Shelley.

Nectarinia Kilimensis, Shelley, P. Z. S., 1884, S. 555.

2 M., 900 m; M., W., 1200; 4 M., 1500 m; W., 1700 m; M. nicht signirt.

Am häufigsten am Fusse des Berges angetroffen, sehr gemein. Selten wenn jemals oberhalb 1700 m gesehen.

17. **Nectarinia Reichenowi** (Fischer).[1]

Nectarinia Reichenowi, Shelley, P. Z. S. 1884, S. 556, Taf. 51.

Drepanorhynchus Reichenowi, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 338.

M., 1200 m; 2 W., 1500 m; nie oberhalb 1500 m gesehen.

Zahlreich in den Culturen der Eingeborenen, wohin sie wie die andern Sonnenvögel durch die Blüten der süssen Kartoffeln und verschiedenen Bohnen und Erbsen gelockt werden.

18. **Cinnyris affinis,** Rüpp.

Cinnyris affinis, Shelley, Monogr. Nect., S. 239, Taf. 74, Fig. 2.

M., 1200 m; M., 1500 m; M. nicht signirt.

Sehr zahlreich in niedern Höhenlagen.

19. **Cinnyris mediocris,** sp. n.

M., Kilima-Ndjaro, 3650 m.

Steht zwischen *C. chalybeus* und *C. chloropygius*, hat aber etwas gekrümmtern Schnabel als diese beiden. Er gleicht *C. chalybeus* in der Färbung der metallischen Theile, in dem blauen Bande an der Kehle und den blauen obern Schwanzdeckfedern; unterscheidet sich aber von dieser Species und ähnelt *C. chloropygius* in der Färbung des Hinterleibes, der Schenkel, untern Schwanzdeckfedern und Flügel, welche dunkler und mehr olivenfarbig als in *C. chalybeus* sind.

Der ganze Kopf, Hals, Rücken, die kleinsten und mittlern Flügeldeckfedern gleichmässig metallisch goldgrün; obere Schwanzdecken stahlblau; Rest der Flügel schwarzbraun, die Ränder der Federn olivenfarbig schattirt, das Grün der Kehle endet in einem schmalen stahlblauen Halsband, dem ein breites scharlachrothes Halsband folgt; Brustbüschel gelb; Rest der Unterseite bräunlich olivenfarbig, leicht getuscht mit olivengelb; Schenkel dunkelbraun; Schnabel und Beine schwarz. Ganze Länge 11,7 cm; Culmen 1,8 cm; Flügel 5,3 cm; Schwanz 5,1 cm; Fuss 1,8 cm.

Ziemlich häufig. Blos in den obern Regionen beobachtet.

20. **Cinnyris Kirkii,** Shelley.

Cinnyris Kirkii, Shelley, Monogr. Nect., S. 273, Taf. 85; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz) 1885, S. 339.

M. in der Mauser, 900 m; M., W., 1500 m; W., 2150 m.

---

[1] Abgebildet in: Proceedings of the Zoological Society, 1884, S. 556.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

21. **Motacilla longicauda,** Rüpp.

Motacilla longicauda, Rüpp., Neue Wirb., Taf. 29, Fig. 2.

2 M., 1850 m.

22. **Poliospiza tristriata,** Rüpp.

Poliospiza tristriata, Heugl., Orn. N. O. Afr., S. 642.

W., 2450 m. In kleinen Scharen angetroffen.

23. **Citrinella citrinelloides,** Rüpp.

Citrinella citrinelloides, Heugl., Orn. N. O. Afr., S. 644.

W., 1800 m. M., 2150 m.

24. **Vidua principalis** (Linn.).

Vidua principalis, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 325.

2 M., 1500 m.

25. **?Penthetria Eques,** Hartl.

Penthetria eques, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 326.

M., 1500 m; W., 2150 m.

Es sind unreife Exemplare oder im braunen Wintergefieder und können deshalb nur mit gewissem Bedenken zu dieser Species gerechnet werden.

26. **Hyphantornis ocularius** (Smith).

Hyphantornis ocularius, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 331.

M., 700 m; M., 1830 m.

27. **Sycobrotus Reichenowi,** Fischer.

Sycobrotus Reichenowi, Shelley, P. Z. S, 1884, S. 557.

Hyphanturgus Reichenowi, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 331.

2 M., 3 W., 1500 m; M., 1800 m.

Brütet gesellig, besonders Palmen bevorzugend.

28. **Oriolus notatus,** Peters.

Oriolus notatus, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., III, 196; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 334.

M., 750 m. Carminrothe Iris.

29. **Amydrus morio** (Linn.).

M., 2100 m.

Erwachsenes junges Männchen, in seinen Dimensionen vollständig mit den Exemplaren von Natal übereinstimmend.

In kleinen Trupps von fünf oder sechs angetroffen. Sie stossen einen leisen angenehmen Ruf oder einen sanften Pfiff aus und wohnen in kleinen Dickichten.

30. **Corvultur albicollis** (Lath.).

Corvultur albicollis, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., III, 24.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Archicorax albicollis, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 336.

M., 1500 m.

Bewohnt den ganzen Berg bis zum Schnee hinauf und brütet im August in Spalten unzugänglichster Felsen.

31. **Corvus scapulatus,** Daud.

Corvus scapulatus, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., 1877, III, 22; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 337.

W., 1500 m.

Mehr ein Vogel der Ebenen als der Berggegenden, wo seine Stelle der *Corvultur* vertritt.

32. **Barbatula leucotis,** Sundev.

Barbatula leucotis, Marshalls, Monogr. Capitonidae, S. 131, Taf. 52.

Megalaema leucotis, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 371.

M., 900 m; W., 1800 m.

Bewohnt den dichten Wald, in welchem er seine Anwesenheit oft durch seinen rauhen heftigen Ruf kundgibt, welchen er in Zwischenzeiten wiederholt; da er ein frecher Vogel ist, so wird er leicht getödtet. Das erste Paar wurde in Taweta angetroffen, auf dem Gezweig einer Mimose hockend, andere wurden an der Südseite des Berges bis zu 1800 m Höhe angetroffen.

(33.) **Dendropicus** sp.

In der Landschaft Taweta geschossen in 900 m Höhe. Balg verloren.

34. **Hapaloderma narina** (Vieill.).

Hapaloderma narina, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 368.

M., 900 m.

Dieses Exemplar stimmt besser mit den Vögeln von Natal überein, mit welchen wir es verglichen haben, als mit der äquatorialen Rasse *H. constantia*, Sharpe.

Blos ein Exemplar in Taweta im Walde gesehen; der Vogel muss selten sein, weil die Eingeborenen keinen Namen für denselben zu haben scheinen.

35. **Eurystomus afer** (Lath.).

Eurystomus afer, Sharpe, Ibis, 1871, S. 274.

Zwei Männchen, 1200 m.

Aergern oft Raubvögel.

36. **Halcyon orientalis,** Peters.

Halcyon orientalis, Sharpe, Monogr. Alcedinidae, S. 181, Taf. 66.

Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 361.

M., 1500 m.

Nährt sich hauptsächlich von kleinen Krabben aus den Gebirgsbächen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

37. **Buceros cristatus,** Rüpp.

Bycanistes cristatus, Elliot, Monogr. Bucerotidae, Taf. 26.

Buceros cristatus, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 361.

M., 1200 m; W., 1500 m; W., 1850 m.

Allgemein über den Berg bis zu 1850 m Höhe vertheilt, besonders in der Nähe menschlicher Wohnungen. Sie zeigen keine Furcht vor den Menschen, weil sie überall von den Eingeborenen geschützt werden, welche sie mit abergläubischer Ehrfurcht betrachten; dies rührt möglicherweise daher, dass sie nützliche Gassenkehrer sind, aber ebenso wol von ihrem besondern lauten Ruf, welcher zuweilen dem Wehklagen einer nothleidenden Frau, zu andern Zeiten dem I-a-schreien eines Esels ähnelt. Im August und September brüteten sie; gelegentlich konnte man dann den Kopf eines Weibchens aus einem Baumloch in der Höhe von 9—12 m hervorlugen sehen, wo es von seinem liebevollen Ehegatten eingemauert war. Nach den umherliegenden Spähnen zu schliessen konnte es scheinen, als ob die Löcher von den Vögeln selber zu dem angedeuteten Zweck ausgehöhlt seien. Sie leben in Einzelehe und äussern grosse Zuneigung zueinander, zum grossen Glück für das Weibchen, welches während der Brutzeit wegen seiner täglichen Nahrung vollständig vom Männchen abhängig ist.

38. **Buceros melanoleucus,** Licht.

Tockus melanoleucus, Elliot, Monogr. Bucerotidae, Taf. 49.

M. W., 1500 m.

(39.) **Bucorvus abyssinicus.**

Der Boden-Hornvogel, welcher sehr häufig auf dem Kilima-Ndjaro und überall in der Nähe der Dörfer der Eingeborenen, doch nicht in grösserer Höhe als 1500 m gesehen wird. Niemals im offenen Felde fern von menschlichen Wohnungen bemerkt. Eifrig beschützt von den Eingeborenen, wegen seiner Liebhaberei für Aas aller Art.

40. **Turacus Hartlaubi** (Fischer und Reichenow).

Corythaix Hartlaubi, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 363.

M. W., 3000 m. Schnabel roth und grün. Haut um die Augen scharlach. Geschlechter einander gleich.

Bewohnt den Wald, sehr zahlreich in ungefähr 2700 m. Sein lautes Geschrei kann man häufig hören, doch ist er schwer in dem dichten Laubwerk zu erkennen, und noch schwerer ist es ihm nahe zu kommen, da er sehr scheu ist.

41. **Colius leucotis,** Rüpp.

Colius leucotis, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 363.

M., 1500 m; 2 M., 1800 m.

(42.) **Paeocephalus Rüppellii.**

Im Lande Taweta beobachtet.

Nicht auf dem Kilima-Ndjaro angetroffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

43. **Francolinus Schuetti,** Cab.

Francolinus (Scleroptera) Schuetti, Cab. Journal f. O., 1880, S. 351; 1881, Taf. 2.

Francolinus Schuetti, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 382.

M., 1800 m.

Wohnt auf Felsen und kam sehr häufig in 1500 m Höhe vor. Wurde nicht in den Ebenen angetroffen.

44. **Francolinus Altumi,** Fischer und Reichenow.

Francolinus Altumi, Fischer und Reichenow, J. f. O., 1884, S. 179, Taf. 2; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 383.

M., 1800 m.

Diese Art bewohnt mehr die Ebenen als die Berge.

(45.) **Numida cristata.**

Das gehelmte Perlhuhn. Wird oft in den Ebenen und in den Schluchten am Fuss des Berges getödtet.

(46.) **Numida cornuta.**

Sehr häufig im Unterlande.

(47.) **Coturnix histrionica.**

Gemein in den Ebenen.

(48.) **Otis sp.**

Häufig in den Ebenen am Fusse des Berges angetroffen.

(49.) **Lobivanellus albiceps.**

Am Jipe-See.

(50.) **Sterna caspia.**

Am Jipe-See.

51. **Treron Wakefieldi,** Sharpe.

Treron Wakefieldi, Shelley, Ibis, 1883, S. 269.

Zwei M., W., 1500 m; W., 1800 m.

Meist paarweise gesehen, fressen Maulbeerfeigen.

Proc. Zool. Soc., 1885, Nr. XVI.

52. **Palumbus arquatrix** (Temm.).

Palumbus arquatrix, Shelley, Ibis, 1883, S. 283.

M., 3000 m.

Kahle Haut um die Augen, Schnabel und Füsse safrangelb. Dieses Exemplar stimmt vollständig mit andern von Natal überein. Nur in grossen Höhen von 2600—3200 m beobachtet. Paarweise im dichten Wald gesehen, zuweilen in Gesellschaft von *Turacus Hartlaubi.*

53. **Tympanistria tympanistria** (Temm.).

Tympanistria tympanistria, Shelley, Ibis, 1883, S. 326.

Peristera tympanistria, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 278.

W., 1500 m.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(54.) **Turtur vinaceus.**
Ueberall am Fusse des Berges.
(55.) **Turtur semitorquatus.**
Gemein in den Ebenen, in der Nähe von Wasser.
(56.) **Chalcopelia afra.**
Im Unterlande.
(57.) **Balearica pavonina.**
Zahlreich am Jipe-See.
(58.) **Porphyrio,** sp.
In der Nähe des Jipe-Sees und des Ruvu.
(59.) **Chenalopex aegyptiaca.**
Jipe-See.
(60.) **Anas xanthorhyncus?**
Streicht in grossen Höhen, 2400 bis 3400 m.
(61.) **Pelicanus onocrotalus.**
Jipe-See.
(62.) **Nycticorax,** sp.?
Jipe-See und Lumi.
(63.) **Ardea purpurea.**
Jipe-See und Lumi.
(64.) **Ardea Goliath.**
Jipe-See.
(65.) **Ardea alba.**
Jipe-See.
(66.) **Ardea babulcus.**
Jipe-See und die meisten Flüsse. Dieser Vogel folgt oft dem Vieh der Eingeborenen, um die Zecken wegzupicken, welche dasselbe heimsuchen.
(67.) **Scopus umbretta.**
Jipe-See und Lumi. Sehr gemein.
(68.) **Xenorhyncus senegalensis.**
Jipe-See.
(69.) **Leptoptilus crumeniferus.**
Sehr gemein in den Ebenen. Folgt den Massai-Heeren auf ihren Raubzügen und wohnt bei den Niederlassungen der Massai. Selten fern von der Gesellschaft von Menschen gesehen.
70. **Ibis hagedasch** (Lath.).
Ibis hagedasch, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 386.
W., 900 m. Iris scharlachroth.
Aus einem Trupp von 10 oder 12 auf einem Sumpf bei Taweta geschossen.
(71.) **Serpentarius secretarius.**
Der „Secretär-Vogel". Sehr häufig in den Ebenen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

72. **Polyboroides typicus,** Smith.

Polyboroides typicus, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., I, 48.

W., 1500 m.

Blos in der Nähe von Dörfern angetroffen. Die Federn von diesem Vogel sowie die von der Hühnerweihe werden von den Eingeborenen mit Vorliebe als Hutschmuck benutzt.

(73.) **Neophron percnopterus.**

Der ägyptische Geier. Gemein bis hinauf zu 1500 m.

74. **Neophron monachus** (Temm.).

Neophron monachus, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., I, 19.

Neophron pileatus, Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 376.

M., 1500 m.

Nicht höher auf dem Berge beobachtet, weil er die dichter bewohnten Gegenden bewohnt; oft in Trupps zusammen mit den Boden-Hornvögeln und weisshalsigen Raben.

(75.) **Vultur cinereus?**

Ebenen rund um den Kilima-Ndjaro.

(76.) **Gyps Rüppellii.**

(77.) **Otogyps?**

Ebenen rund um den Kilima-Ndjaro.

(78.) **Spizaetus,** sp.

Am Kilima-Ndjaro gefunden bis zu 2500 m Höhe.

(79.) **Haliaetus vocifer.**

Jipe-See und Ruvu.

(80.) **Heliotarsus ecaudatus.**

Ebenen um den Kilima-Ndjaro.

81. **Buteo augur,** Rüpp.

Buteo augur, Sharpe, Cat. B. Brit. Museum, I, 175; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 374.

M., 1200 m; M., 1500 m; M., 2400 m.

82. **Buteo desertorum** (Daud.).

Buteo desertorum, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., I, 179; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 374.

M., 1500 m.

83. **Asturinula monogrammica** (Temm.).

Asturinula monogrammica, Sharpe, Cat. B. Brit. Mus., I, 275; Fischer, Zeitschr. ges. Orn. (Madaraz), 1884, S. 374.

M., 1500 m.

84. **Struthio danaoides,** Shelley.

Der Strauss des östlichen äquatorialen Afrika. Eier mitgebracht; gesammelt in der Nähe von Taweta. Junge Strausse von mir dort in Gefangenschaft gehalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser Strauss lebt nach Aussage der Eingeborenen grossentheils von Insekten und kleinen Kriechthieren, aber auch von Blättern und Kräutern. Die von mir in Taweta aufgezogenen jungen Strausse frassen rohes Fleisch lieber als alles andere, obgleich sie auch Blätter verzehrten und Gras rupften.

Verzeichniss der auf dem Kilima-Ndjaro und in dessen Nähe gesammelten und beobachteten Säugethiere.

Von Oldfield Thomas, Mitglied der Zoologischen Gesellschaft.
Nebst einigen vom Verfasser beigefügten Bemerkungen.

Die Arten, deren Nummern eingeklammert sind, beziehen sich auf Thiere, von denen weder Felle noch Hörner nach Hause mitgebracht wurden, und welche vom Herausgeber entweder an ihrem eigenthümlichen Aufenthaltsort bestimmt, oder von Oldfield Thomas nach den Zeichnungen des Reisenden so gut es ging benannt wurden. Es bedarf nicht erst der Versicherung, dass diese wo immer aufgenommenen Zeichnungen nach lebenden oder todten Thieren stets mit grösster Sorgfalt ausgeführt wurden, und dass man sich auf ihre Genauigkeit verlassen kann.

(1.) **Cynocephalus Hamadryas.**
In Teita und in der Nähe des Flusses Lumi.

(2.) **Cynocephalus Sphinx.**
Am Kilima-Ndjaro bis zu 1800 m hinauf, besonders in der Nähe der Dörfer der Eingeborenen. Auch in den umliegenden Ebenen und längs des Flusses Lumi. Besonders häufig in der Nähe von Taweta.

(3.) **Cynocephalus Babuin.**
Am Kilima-Ndjaro bis zu 1500 m hinauf und in und um Taweta.

(4.) **Cercopithēcus albicularis.**
In und bei Taweta.

(5.) **Cercopithēcus Lalandii.**
In und bei Taweta und längs des Lumi-Flusses.

(6.) **Cercopithēcus griseo-viridis.**
Am Kilima-Ndjaro bis zu 2100 oder 2450 m hinauf, und überall in der Nähe des Wassers in den Ebenen unten. Anerkannt der am häufigsten vorkommende Affe.

7. **Cercopithēcus pygerythrus,** Geoffr.
a, *b*. Moschi, an der Südseite des Berges, 1500 m, Juni bis August.
Sehr häufig in den bebauten Gärten der Dörfer und in den Wäldern weiter unten in Taweta. Diese Affen sind ungemein zudringlich und schädlich, weil sie in die Gärten eindringen, um Früchte u. s. w. zu stehlen, und durchaus keine Furcht vor Menschen verrathen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. **Colobus guereza,** Rüpp., var. *caudatus,* var. nov.
a. Useri, Nordostseite des Berges, 1000 m, Ende October.
Sehr gemein rund um den Fuss des Berges.



Colobus guereza, var. caudatus.

Das mitgebrachte Exemplar gehört, ebenso wie zwei oder drei schöne von Thomson in derselben Gegend erworbene Felle, einer besondern Rasse oder Varietät an, welche sich nur in dieser Gegend aufhält und als charakteristisches Merkmal eine weisse Schwanzfahne und

weit länger und feiner trägt, als dies bei dem echten abessinischen *C. guereza* der Fall ist. Bei letzterm Thiere ist das Wurzelende des Schwanzes bis auf eine Strecke von 30—40 cm kurzhaarig und ganz schwarz, und blos das äusserste 20—30 cm lange Ende weiss und gesprenkelt; dabei verhüllt der weisse, am Leibe herunterhängende Mantel nur etwa ein Drittheil des schwarzen Theils des Schwanzes. Bei der Rasse am Kilima-Ndjaro sind jedoch nur die ersten 7—10 cm des Wurzelendes des Schwanzes schwarz und der Rest (mit den Haaren etwa 50—53 cm lang) ist zu einer prächtigen weissen Fahne entwickelt, von welcher einzelne Haare eine Länge von 17—23 cm besitzen. Die Haare des weissen Körpermantels bedecken obendrein völlig das schwarze Wurzelende des Schwanzes, sodass der weisse Theil des letztern und der Mantel ein zusammenhängendes Ganze bilden.

Ausser dieser Rasse kommt jedoch auch der echte Guereza in der Nähe des Kilima-Ndjaro vor, wie denn der Kragen des Massai-Kriegers aus dem Unterlande, welcher S. 393 abgebildet ist, von dem Fell dieses Thieres herstammt, obschon diese Art der Bezeichnung des ursprünglichen Wohnortes dieses Exemplars eine sehr unbestimmte ist. Johnston erzählt mir aber, dass die Eingeborenen deutlich die beiden Rassen unterscheiden, und dass die weissgeschwänzte Art wenigstens in der Gegend am Kilima-Ndjaro entschieden mehr für ein Gebirgsthier gehalten wird als die andere.

In Erwägung nun, dass die Zeichnung des *Colobus* eine äusserst constante ist, dass ferner das vorliegende Thier in seinem Aeussern sich durchaus von dem üblichen Typ unterscheidet, sich nur auf einem beschränkten Theil des Kilima-Ndjaro aufhält, und dass endlich die Eingeborenen die beiden Formen bestimmt unterscheiden, halte ich es für nothwendig, Johnston's Affen als eine besondere Varietät oder Unterart anzuerkennen, für welche der Name *C. guereza caudatus* gewählt werden dürfte.

(9.) **Galago crassicaudata?**

In Teita und nahe an der Küste gefunden, aber nicht im Gebirge.

(10.) **Cynonycteris collaris.**

Wälder von Taweta.

(11.) **Vesperugo nanus**, Peters.

Moschi, 1500 m, 12. September. An einem Zweige hängend, während des Tages entdeckt.

(12.) **Felis leo** L.

Der Löwe ist häufig in der Nachbarschaft des Berges, doch geht er nicht höher als bis 1000 m hinauf.

13. **Felis pardus**, L.

a. In der Nähe des Fusses des Berges, 1000 m.

Der Leopard ist sehr häufig bis zu Höhen von 2300 m.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(14.) **Felis serval.**

Fell in Teita erhalten. Gemein am Fusse des Kilima-Ndjaro.

(15.) **Felis caffra.**

Kilima-Ndjaro bis zu 15—1800 m hinauf und im Walde vo Taweta.

(16.) **Felis caracal.**

Ein Fell gesehen in der Nähe von Useri, im Besitz von Eingeborenen. Nach ihrer Aussage häufig in den Ebenen.

(17.) **Cynaelurus venator.**

Der Tschita scheint im Norden und Nordosten vom Kilima-Ndjaro sehr häufig angetroffen zu werden. Massai und Endorobo bringen öfters Felle zum Verkauf. Eins wurde in Useri gekauft aber später verloren.

(18.) **Viverra civetta.**

Sehr gemein am Fusse des Berges.

19. **Genetta tigrina,** Schr.

a. Moschi, 1500 m, October.

b. Taweta, 700 m, August.

Sehr häufig; kommt vor bis zu 2150 m. Ein weibliches, von Johnston gefangenes Exemplar warf gegen Ende October drei Junge.

20. **Herpestes caffer,** Gm. (?).

a. Moschi, 1500 m, August.

Ist nicht eigentlich ein Gebirgsthier, sondern hält sich um die Dörfer herum auf, um Geflügel und sonstige Thiere gelegentlich zu stehlen.

Ohne den Schädel ist es unmöglich mit Sicherheit zu bestimmen, ob dieses Thier *H. ichneumon,* L., oder *H. caffer,* Gm. ist; doch sieht das Fell im ganzen mehr nach *H. caffer* aus, und es ist deshalb vorläufig zur südlichen Form gerechnet.

(21.) **Hyaena crocuta.**

Sehr zahlreich in der Umgegend des Kilima-Ndjaro, steigt aber kaum höher als 1000 m.

(22.) **Hyaena striata.**

Am Berge zwischen 1000 bis 2000 m angetroffen. Räubert um die Dörfer der Eingeborenen herum. Wird auch in Taweta und Teita bemerkt.

23. **Canis lateralis,** Scl.

a. Moschi, 1500 m, August.

Sehr häufig um das Dorf herum, wohin er sich gezogen fühlt durch die Gelegenheit Abfälle zu stehlen; sonst nicht viel oberhalb 1000 m angetroffen.

(24.) **Canis,** sp.

Johnston sah und hörte oft eine Art Hund oder Fuchs, ohne sie erhalten zu können, welche aber eher einem grossen Fuchs ähnlich sah und deutlich bellte nach Art des Haushundes. Es ist wol möglich, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies der seltene abessinische *Canis simensis*, Rüpp., war, weil kein anderes Thier überhaupt zu Johnston's Beschreibung passt. Einheimischer Name ist *Nsudu*.



Graphiurus capensis. *a*. Fuss. *b*. Hand.

(25.) **Sciurus erythropus?**

Am Kilima-Ndjaro, zwischen 1000 und 2150 m.

(26.) **Xerus,** sp.
Wald von Taweta.

(27.) **Graphiurus capensis.**
Kilima-Ndjaro, 1800 m. Gewohnheiten eines Nachtthieres. Vgl. umstehende Abbildung.

(28.) **Mus,** sp.?
Eine kleine schwarze Ratte, welche in den Häusern der Eingeborenen sich aufhält.

(29.) **Aulacodus Swindernianus?**
Nach Erzählungen von Eingeborenen bei Taweta. Einheimischer Name *Mbuku.*

(30.) **Hystrix cristata.**
Sehr häufig in den Ebenen.

(31.) **Lepus capensis.**
In der Nähe von Taweta im flachen Lande getödtet.

32. **Hyrax Brucei,** Gray (?).
a. b. M. und W., 3050 m, an der Südseite des Berges, 26. October. Einheimischer Name, in Kidjagga, *Kimburu.*

Ziemlich häufig in den Bergwaldungen, wo sie stets auf Bäumen und nicht zwischen Felsen leben. Sie kommen nicht unterhalb 2100 m herab, steigen aber bis zu 3350 m empor. Diese beiden Exemplare wurden Johnston lebendig überbracht, aber das Weibchen starb fast sogleich, nachdem es drei Junge geworfen hatte, und das Männchen ging auch nach 3—4 Tagen ein, da es keine Nahrung zu sich nehmen wollte.

Die Exemplare stimmen, soweit man nach den Fellen allein urtheilen darf, durchaus mit dem Typ von Gray's *H. irrorata* (Ann. Mag. N. H., 1869, S. 242) überein, einer Species, welche nach Blanford (Geol. Zool. Abyss., S. 252, 1870) wahrscheinlich nicht specifisch zu trennen ist von *H. Brucei* desselben Gelehrten. Blanford bekam seine abessinischen Klippschliefer in Höhen von 600—2400 m, und man darf deshalb wol erwarten, dass Exemplare, welche in einer so viel südlichern Gegend wie am Kilima-Ndjaro sich aufhalten, dort in 3350 m Höhe über der Meeresfläche hausen.

(33.) **Elephas africanus,** L.
Johnston erzählt, dass er Elefanten in Höhen von nicht weniger als 3400 m sah und jagte.

34. **Rhinoceros bicornis,** L.
a, b, c. Hörner; Taweta, 700 m; Ende October.

Sehr häufig auf den höher belegenen Flächen am Fusse des Kilima-Ndjaro, geht aber nicht am Berge hinauf. Wird nicht im eigentlichen Hochwald, sondern nur im Busch angetroffen.

Diese Hörner erhielt Johnston von dem Akamba-Stamme, welcher die Thiere durch vergiftete Pfeile erlegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

35. **Equus Burchelli,** *var.* **Chapmani.** Thomas.

a. Taweta, 700 m; 25. August.

Sehr häufig, in Heerden von etwa 20 Stück, in den offenen Ebenen rund um den Berg, den sie nie höher als etwa 800 m hinaufgehen.

Dieses Exemplar gehört, ebenso wie alle, welche ich an Orten am oder nördlich vom Sambesi gesehen, oder von denen dort erzählt wurde, zum sogenannten *Equus Chapmani*, Layard (Proc. Z. S., 1865, S. 417), bei welchem die schwarzen Streifen an den Beinen gerade herunter bis zum Huf sich erstrecken.

Dass diese Form jedoch nicht specifisch vom echten *E. Burchelli* unterschieden werden kann, ist hinlänglich dargethan durch den nachstehenden Ausspruch, welcher T. E. Buckley's lehrreicher Abhandlung über die Vertheilung südafrikanischer Säugethiere (Proc. Z. S., 1876, S. 282) entnommen ist: „Unter fünf dieser aus einer Heerde geschossenen Thieren befanden sich Individuen mit jeder Variante in Farbe und Merkzeichen, von den gelben und chocoladefarbenen Streifen bis zu rein schwarzen und weissen, und von Streifen, welche bald oberhalb der Kniekehle aufhörten und bei andern deutlich erkennbar bis zum Huf sich fortsetzten." Im ganzen genommen scheint die etwas hässliche dreinamige Bezeichnung „*Equus Burchelli Chapmani*" leidlich genau den Grad der Bestimmtheit anzudeuten, bis zu welcher diese nördliche Rasse es gebracht hat.

Thomson erzählt mir auch, dass er während aller seiner Reisen im östlichen äquatorialen Afrika nie eine andere als diese beingestreifte Rasse von Burchell's Zebra gesehen habe.

(36.) **Hippopotamus amphibius.**

Gemein im Jipe-See.

(37.) **Phacochoerus,** sp.

Warzenschweine werden am Kilima-Ndjaro bis zu einer Höhe von gegen 2500 m angetroffen.

(38.) **Bubalus caffer,** Sparrm. (?).

Johnston zufolge kommen Büffel häufig in den Wäldern vor, und zwar bis zu Höhen von 4300 m. Ob sie zu *B. caffer* oder *B. aequinoctialis*, Blyth (*B. centralis*, Gray) gehören, ist zweifelhaft, aber ein prächtiges, von Thomson aus derselben Gegend mitgebrachtes Paar Hörner gehört ohne Frage dem *B. caffer* an; und ich rechne deshalb vorläufig die von Johnston gesehenen Thiere zu derselben Art.

(39.) **Giraffa camelopardalis.**

Sehr häufig in der Nachbarschaft von Taweta und längs des Thales des Ruvu. Wegen des einheimischen Namens vergl. das Wörterbuch des Kidjagga u. s. w.

(40.) **Oreas canna.**

Die Elenantilope ist überall in den Ebenen sehr zahlreich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(41.) **Strepsiceros Kudu**, Gray.

Johnston behauptet, dass die Kudu-Antilope bis zu nicht weniger als 4300 m Höhe hinaufschweift und dort keineswegs selten ist.[1]

(42.) **Tragelaphus sylvaticus.**

Häufig in den Ebenen, besonders in der Nähe von Taweta.

(43.) **Oryx beisa?**

Eine Art *Oryx*, anscheinend *O. beisa*, gesehen in Ngurungani.

(44.) **Hippotragus niger.**

Häufig in der Nachbarschaft von Taweta gesehen.

(45.) **Hippotragus equinus.**

Weibchen bei Taweta geschossen. Vgl. Abbildung S. 208.

(46.) **Alcelaphus Cokei.**

An den meisten Stellen der Ebenen. Vgl. S. 60.

(47.) **Connochoetes Gnu.**

Gemein in den Ebenen.

(48.) **Aepyceros melampus.**

Die schöne Hirschziegen-Antilope trifft man überall in den Ebenen. Geschossen bei Taweta. Vgl. Abbildung S. 203.

(49.) **Gazella Granti?**

Ein Jäger aus Teita zeigte mir ein Paar Hörner, welche er sich von dem Ort einer Löwenmahlzeit in der Nähe von Taweta gerettet hatte; dieselben schienen dieser graziösen Antilope anzugehören.

(50.) **Cervicapra bohor.**

Gemein in den Ebenen, und auch die Berge anscheinend bis zu 3000 m Höhe bewohnend.

(51.) **Neotragus Kirkii?**

Vgl. Abbildung S. 332. Dieser hier abgebildete *Neotragus* wurde auf dem Kilima-Ndjaro in mehr als 3400 m Höhe erlegt. Er streift in der trockenen Jahreszeit anscheinend bis zu 4300 m hinauf.

(52.) **Cephalopus mergens.**

In den grasigen Ebenen und in der Nähe der Flüsse angetroffen.

(53.) **Orycteropus aethiopicus.**

Gemein in den Ebenen.

---

1 Dieselbe Thatsache hat Kapitän R. F. Burton im Kamerungebirge beobachtet. Vgl. „Abeokuta and the Cameroons", Bd. II.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

ANTHROPOLOGIE.

Die Menschenrassen, welche ich zum Beginn dieses Kapitels aufzuzählen im Begriff stehe, breiten sich über den Theil des östlichen Afrika aus, welcher zwischen 1° nördlicher Breite und 5° südlicher Breite liegt, und im Westen vom Victoria-Njansa und 34° östlicher Länge, im Osten aber vom Indischen Ocean begrenzt wird. Der Vergleichung halber wünsche ich alle bekannten Rassen zu mustern, welche diese weiten Landstriche bewohnen, doch werde ich specieller die in der Nähe des Kilima-Ndjaro wohnenden Stämme beschreiben, weil ich während meines Aufenthalts in jener Gegend mit ihnen in persönliche Berührung gekommen bin.

Das zwischen dem Victoria-Njansa und der Küste sowie den eben angegebenen nördlichen und südlichen Grenzen belegene Land bietet gewisse Eigenthümlichkeiten in seiner Formation, welche eine Wiedererwähnung um so mehr verdienen, als dieselben von zweifellosem Einfluss auf die dort wohnenden Menschenrassen gewesen sind. Jenseit des fruchtbaren angebauten Küstengürtels, welcher selten mehr als 16 km breit ist, beginnt die Njika, eine seltsame „Wildniss", wie ihr Name andeutet, bedeckt mit hartem abstossenden Pflanzenwuchs und fast von allem fliessenden Wasser entblösst. Der Regen ist dürftig, und das Land hat das ganze Jahr hindurch ein vertrocknetes Aussehen. Dieses, ausser wo Gebirgsketten und grosse Flüsse es durchbrechen, halb wüste Land erstreckt sich ununterbrochen bis auf geringe Ent-

fernung von den östlichen Gestaden des Victoria-Njansa und zeigt in der That den vorherrschenden landschaftlichen Charakter Afrikas, weil der „Dunkle Welttheil“ im ganzen weniger bewaldet ist als irgendein anderer Theil der Tropen. Jedoch erheben sich im wohlthuenden Gegensatz gegen dieses traurige „Veldt“, wie die Boers im Süden es nennen, aus ihm die prächtigen Gebirgssysteme von Usambara, Teita, Pare, Ugweno, Kilima-Ndjaro, Kiulu; nicht zu gedenken anderer mächtiger, von Thomson entdeckter Ketten, welche seiner Beschreibung zufolge denselben Charakter wie die von mir durchforschten haben. Eine andere Unterbrechung der Njika bewirken die Stromläufe der das ganze Jahr hindurch wasserhaltigen Flüsse, die in den Indischen Ocean sich ergiessen, wie der Ruvu oder Luvu, der Tsavo oder Sabaki, der Tana und einige weniger wichtige Flüsschen. Der deutliche Unterschied zwischen dem äussern Aussehen des wohlbewässerten Waldgebiets längs der Ufer der Flüsse, Seen und inmitten hoher Gebirge, und der weiten wellenförmigen, spärlich mit krüppelhaften Bäumen und dornigem Gebüsch bestandenen Ebenen, welche ich die Njika nenne, prägt sich ebenfalls aus in den die beiden Oertlichkeiten bewohnenden Menschenrassen. Im Waldgebiet auf den Bergen oder längs der Küste hausen sesshafte Ackerbauer, welche ethnologisch wie sprachlich vorzugsweise zur grossen Bantufamilie gehören, während die ungastliche Wildniss der Ebenen von den halbnomadischen, Vieh besitzenden Massai beherrscht wird, welche für jetzt noch als eine selbständige Gruppe in der afrikanischen Anthropologie angesehen werden müssen.

Die Massai, welche einen grossen Theil dieses Districts bewohnen, zerfallen in viele Klassen, Stämme und selbst unabhängige Völkerschaften. Einige sind angesessene Ackerbauer, welche von den Leuten an der Küste Wakuafi genannt werden, andere sind noch stolze Halbnomaden, welche ihre Raubzüge weit und breit ausdehnen, aber doch zu einem bestimmten District, als dem mehr oder weniger beständigen Aufenthaltsort ihres Stammes immer zurückkehren. Dazu gehören die Wakuafi von Endjemsi und der Umgegend des Baringo-Sees, von Leikipia, Kosova und Lumbua in der

Nähe von Kavirondo. Dazu gehören ebenfalls die Wakuafi von Aruscha und Meru, in der Nachbarschaft des Kilima-Ndjaro, sowie des Flusses Ruvu und von Nguru im Süden. Die wichtigsten Massaistämme sind die von Sigirari, Kisongo, Sogonoi, Ngiri, und Leitokitok in der Nähe des Kilima-Ndjaro, und von Matumbato, Kaptei, Kinangop, Dogilani, Enguaso, Engischu (Viehstrom), deren Districte sich nördlich und westlich von dem grossen Schneeberge erstrecken. Thomson („Durch Massai-Land", S. 366 fg.) nimmt an, dass die Massai des Kilima-Ndjaro das reinste Blut und von fremder Beimischung sich am meisten frei gehalten haben.

Im äussersten Norden der hier ins Auge gefassten Gegend sind uns durch Thomson's Forschungen einige Volksstämme wie die Nandi, Suk und Kamasia-Stämme bekannt geworden, welche den Beobachtungen dieses ausgezeichneten Reisenden zufolge in Sprache und Rasse mit den Massai verwandt zu sein scheinen und die Lücke zwischen den südlichen Mitgliedern dieser Familie und ihren entfernten Verwandten, den Latuka und Bari, im Thale des Weissen Nils, ausfüllen helfen.

Die bedeutendsten Bantustämme dieser Gegend sind die Watutwa, Wakara und Warori an den südöstlichen Gestaden des Victoria-Njansa und die Basamia und Banjara nördlich von Kavirondo; die Wakikuju, Wamba und Wadaidjo im Süden und Westen des Berges Kenia; die Wakamba, welche einen grossen, unter dem Namen Ukambani bekannten District zwischen den Flüssen Amboni und Tsavo bewohnen; die Wapokomo am Tana, welcher vom Fuss des Kenia zum Indischen Ocean fliesst; die Anjika, Wadigo, Wabondei, und die arabisirten Wasuaheli an der Küste zwischen Lamu und der Mündung des Ruvu bei Pangani; die Wasambara und Waseguha in Usambara und den angrenzenden Ebenen; die Wateita der Teita-Berge, halbwegs zwischen der Küste und dem Kilima-Ndjaro; die Wapare und Wagueno und schliesslich die Wataweta, welche auf dem südöstlichen Abhange dieses Berges wohnen; die Wakahe am obern Ruvu und die Wadjagga, welche nur die nördlichen Abhänge des grossen Schneeberges bewohnen.

Der nordöstliche Theil dieses Landstrichs, welchen ich

das „östliche äquatoriale Afrika“ nenne, wird hauptsächlich von Galla und Somali bewohnt, zwei in bitterer Fehde lebenden, obwol nach Abstammung und Sprache nahe verwandten Volksstämmen. Sie vertreten eine bemerkenswerth scharf begrenzte Varietät des Menschengeschlechts, welche in der Mitte zwischen dem Neger auf der einen und dem Araber auf der andern Seite steht. Ihre Dialekte gehören nach den Bestimmungen einiger Reisenden zu dem äthiopischen Zweig der Hamitischen Familie und bilden andern Reisenden zufolge (mit ihren Vettern) eine separate und unabhängige Gruppe, die aber eine gewisse unleugbare Verwandtschaft mit den Semitischen und Hamitischen Sprachen hat.

Das den Galla zugehörige Gebiet ist ein merkwürdig ausgedehntes, wird aber öfters seltsamerweise sehr eingeengt. Im allgemeinen bewohnen sie einen langen schmalen Strich des östlichen Afrika, welcher im äussersten Fall kaum breiter als 300 km sein dürfte, und mehr oder weniger von 37° und 40° östlicher Länge begrenzt wird, sich dabei aber in südlicher Richtung von 12° nördlicher Breite bis 4° südlicher Breite, also über eine Strecke von etwa 1750 km erstreckt. Die Galla haben sich stark mit der Bevölkerung von Abessinien im nordöstlichen Afrika vermischt und werden jetzt jedes Jahr weiter und weiter längs der Sansibar-Küste hinuntergeschoben und zwar durch ihre erbarmungslosen Feinde, die Somali. Gegenwärtig nähern sich die Gallaneger der Stadt Mombas und die Somali haben angefangen, die Ufer des Tanaflusses zu besetzen. Im Innern bildet der Sabakifluss die südliche Grenze des Gebiets der Galla. Nach Westen grenzen sie an Ukambani, das Land der Wakamba, eines Bantustammes, und weiter nördlich stossen sie an das Massai-Land bis etwa 4° oder 5° nördlicher Breite, wo, soviel wir wissen, Negerstämme vom Nil ihre westlichen Nachbarn werden. Anscheinend sind sie im Laufe der Zeit zwischen Hammer und Ambos gerathen. Die Somali treiben sie weiter und weiter nach Westen, während die Massai sie zwingen, ostwärts auszuweichen, um ihren wilden Raubzügen zu entgehen. Darum ist ihre Zukunft sehr düster. Vielleicht wäre es am besten, sie weichen nach dem Nil und Abessinien aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine merkwürdige Colonie Nilneger hat sich in Kavirondo am östlichen Ufer des Victoria-Njansa niedergelassen, wo sie auf allen Seiten von Bantustämmen und Massairassen umgeben ist. Nach dem Stande unserer philologischen Kunde von ihrer Sprache scheinen sie jedenfalls mit den Schiluk vom Weissen Nil nahe verwandt zu sein und müssen eine merkwürdige und isolirte Colonie von Nilnegern vorstellen, welche mitten zwischen den sie auf allen Seiten umgebenden fremdartigen Stämmen von einer frühern Invasion übriggeblieben sind. Man kennt sie bisjetzt nur aus den Schilderungen der Suaheli-Händler, und ausser Stanley auf seiner hastigen Küstenreise bei der Umfahrung des Victoria-Njansa hat noch kein Europäer ihr Land besucht.

Thomson hat das Land im Norden von Kavirondo durchforscht, und von ihm hören wir, dass die dortige Bevölkerung zu den Bantunegern gehört und anscheinend eine mit dem Luganda und Kinjoro nahe verwandte Sprache hat. Die nächsten Verwandten dieser Schiluk-Colonie am Victoria-Njansa würden deshalb wol das Volk der Lur sein, welches die nordwestlichen Gestade des Albert-Njansa in 4° nördl. Breite bewohnt. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass wenigstens der Sprache nach die Schilukrasse entfernt mit den Massai verwandt ist. Die Sprache der Bari, eines der nördlichsten Glieder der Massaigruppe, verräth in ihrem Wörterbuch eine Aehnlichkeit mit gewissen Dialekten der Schilukfamilie, welche schwerlich zufällig ist oder nach der Theorie der Lehnwörter erklärt werden darf. Dasselbe findet statt bei den Dinka, wie Lepsius in der Vorrede zu seiner „Nubischen Grammatik“ [1] nachweist.

Vieles bleibt noch festzustellen in Betreff der Verwandtschaften und Familienzugehörigkeit der mehrerwähnten Zwergrassen zwischen dem Kilima-Ndjaro und dem Njansa, welche sich vielleicht als Verwandte der Doko ausweisen, die einen Theil der fast unbekannten Gegenden zwischen Abessinien und Massai-Land bewohnen. Auch gibt es noch merkwürdige

[1] Die nachstehende Vergleichung einiger Schuli- (eines Schiluk-Dialekts) und Bari-Wörter mag vielleicht Interesse beim Leser finden:

Helotenstämme, welche in der Sklaverei unter den Massai und Galla wohnen und die Sprache ihrer Herren reden, obgleich sie auch eine eigene unabhängige Sprache conserviren sollen. Dahin gehören die Waboni (auch bekannt unter den Namen Wasania, Wadahalo, Wata, Djuwano, Alanggulu etc.), welche in der Nähe der Flüsse Sabaki, Tana und Osi wohnen wie ebenfalls an verschiedenen Stellen der Küste zwischen Malindi und dem Flusse Jub. Ferner gehören zu ihnen die Endorobo (ein Massaiwort, welches vermuthlich „die Kleinen, Verkrüppelten, Untergeordneten" bedeutet), die Elkonono, ein Stamm von Schmieden. Die Waboni (sogar der Name ist fremder Herkunft, wie man an der Suaheli-Vorsilbe Wa- sehen kann) leben unter oder bei den südlichen Gallastämmen und werden von diesen Tyrannen öfters ausgeplündert. Sie sind hauptsächlich Jäger, treiben keinen Ackerbau und halten wenig Hausthiere ausser Hunden. Nach ihrem physikalischen Typus,

---

Deutsch.	Schuli. (Kavirondo und Lur.)	Bari.
Ziege	Mindiel	Metyo.
Kuh	Diaṅ	Kiteṅ.
Leopard	Kuač	Koka.
Krokodil	Nyaṅ	Ki-nyoṅ.
Regen	Kōt	Kudu.
Wasser	Pi	Piom.
Blut	Remo	Rema.
Honig	Kič	Či.
Haus	Āt	Kadi (Massai, Aǰi).
Kleidung	Obono	Baṅo.
Messer	Pala	Wale (Massai, Alem).
Asche	Vurr	Kuren (Kö-puröt, Rauch).
Holz	Tim	Mudim (Massai, Dim).
Bach	Kulu	Kolotok.
Mann	Netyo	Nuto.
Nase	Ume	Kume.
Abend	Otieno	Kotian.
Sand	Kuoyo	Kuǰö.
ein wenig	Tidi	Kodik (Massai, Kutiti).
zählen	Ken	Ken (Massai, Iken).

u. s. w.

In diesen rein linguistischen Citaten ist genau die Schreibweise des englischen Originals beibehalten. Vgl. 20. Kapitel.

soweit ich nach den wenigen in der Nähe von Lamu gesehenen Individuen schliessen darf, würde ich sie für sehr ungleich den Galla erklären. Sie sind russartig schwarz, klein von Wuchs, sehr negerartig von Aussehen, und haben wolliges Haar. M. Greffulhe, ein französischer Kaufmann, welcher während seines Aufenthalts in ihrem Lande durch Handelsgeschäfte mit ihnen in Berührung gekommen ist, hatte die Güte, mir einige Worte aus ihrer Sprache mitzutheilen, welche nachstehend [1] Platz finden mögen. Der Leser wird bemerken, dass es im wesentlichen nichts anders als Galla ist, ausser dass es in

[1]

Deutsch.	Waboni.	Galla.
1	Koi	Toko.
2	Lamā	Lama.
3	Sadi	Zadi.
4	Afūr	Afūr.
5	Šan	Šan.
6	Li (Massai Ile)	Dya.
7	Toïba	Torba.
8	Siete (Massai Isiet)	Zadeta.
9	Sagala	Zagala.
10	Tobenna (Massai Tomon)	Kudan (-tama in den Zehnern).
Mann	Riga	
Weib	Idoho	
Weib als Mutter	Nasā	
Junges unverheirathetes Mädchen	Oǰale	
Kuh	Lavon	Lon
Büffel	Kadarasa	Gadersa.
Elefant	Mororiē; Arba	Arba.
Strasse	Derbo	Dirbo.
Haus	Minga	Minna.
Dorf	Kiluāni	
Sonne	Hado	
„ untergehende	Hadite	
Regen	Boke	Bokoia.
See	Biwesi.	
Schnupftaback	Ruso	
Gut	Surde	
essen	Ademe	
ich bin wohlauf	Fila	
Bist du wohl?	Filalta?	

den Zahlwörtern sich etwas dem Massai nähert, mehr als bei der vorigen Sprache.

Die von mir im Nordosten des Kilima-Ndjaro angetroffenen Endorobo und Elkonono lebten in der Nähe der Massai-Lager als eine dienende Rasse von Jägern und Schmieden. Man sagte mir, dass sie den Massai alle Speere, Schilde und Schwerter machten. Es war eine hässliche Gesellschaft, im Aeussern sehr verschieden von den Massai, kurz von Wuchs, schwarz, öfters mit krummen Beinen, die Schienbeine wie bei den Negern. Ich konnte keine Probe ihrer eigenen Sprache aus ihnen hervorlocken — wenn sie eine solche überhaupt besitzen; soweit ich hören konnte, sprechen sie nur Massai.

Im Lande westlich und nordwestlich von Usambara, am Fusse der Berge, wohnen die Ueberbleibsel eines merkwürdigen Stammes von Viehzüchtern, die Wambugu, wie ihre Usambara-Nachbarn sie nennen. Auch sind sie stellenweise unter dem Namen Ala bekannt. Ihr Aeusseres ist gefällig, mit dünnen Lippen, wohlgestalteten Nasen, etwas schmalen Augen, den Massai nicht unähnlich. Ihre Farbe ist tief braunschwarz, und ihr Haar unterscheidet sich anscheinend nicht von dem gekräuselten Haarwuchs des Bantunegers. Ihre Sprache (welche kürzlich vom Erzdiakonus Farler von Magila[1] ans Licht gezogen wurde) ist ein vollständiges Räthsel. Während sie Bantuvorsilben besitzt und dieselben verwendet wie es in den Bantusprachen Sitte ist, sind ihre Wortwurzeln mit ein oder zwei Ausnahmen durchaus ungleich allem was wir je davon angetroffen haben. Die Ausnahmen betreffen einige aus dem Massai, Kikamba und Kisambara entlehnte Wörter.

An der Küste, besonders zwischen Lamu und Pangani, hatten sich seit bereits 1000 Jahren alte arabische Niederlassungen angesiedelt, und wenn auch ihr ehemaliger Ruf

Deutsch.	Waboni.	Galla.
Ihr kommt	Afarasi	
Ihr	Isi	Izin.
ich habe nicht	M'ovo	
ich sah nicht	M'arne.	

[1] Vgl. Anhang zu „A Pocket Vocabulary of East African Languages. By the Rev. A. Downes Shaw."

seitdem verblichen ist, so sind doch einige Abkömmlinge dieser frühern Colonisten übriggeblieben und repräsentiren mit den in neuern Zeiten hinzugekommenen Arabern von Oman und Hadramaut die semitische Familie in diesem Gemengsel von Nationen. Aus der Verbindung der Araber und Bantu ist die merkwürdige Mischrasse der Wasuaheli, d. h. des „Volkes von der Küste" (nach dem arabischen Sahel, Küste), hervorgegangen, und diese unternehmenden Händler haben besonders in den letzten Jahren eine sehr wichtige Rolle, im guten wie im schlechten, bei der Aufschliessung des östlichen und westlichen Afrika gespielt.

Ich möchte jetzt dazu übergehen, mehr im einzelnen diejenigen Stämme und Rassen zu beschreiben, mit welchen ich während meines Aufenthalts auf dem Kilima-Ndjaro in persönliche Berührung gekommen bin. Sie zerfallen von selber in zwei Gruppen, die Massai und die Bantu.

Bis ich den Kilima-Ndjaro mit allen meinen Gütern sicher erreicht hatte, sehnte ich mich durchaus nicht nach einer Begegnung mit Vertretern der erstgenannten Rasse, so hohes Interesse ich auch an ihren seltsamen Gewohnheiten und dem Bau ihrer wohlklingenden Sprache nahm. Als jedoch Mandara eines Tages mir die Nachricht schickte, dass eine Gesellschaft Massai bei ihm zum Besuch und zu Handelszwecken angelangt sei, und dass ich ihn besuchen möchte um sie zu sehen, beeilte ich mich seiner Aufforderung nachzukommen, steckte mein Notizbuch unter den Arm und eilte nach Moschi hinunter, wo der gutmüthige Häuptling, welcher das Massai fliessend sprach, mir als Dolmetscher diente und seinen feierlichen stolzen Gästen einen Theil meiner hier mitgetheilten Sprachkunde entlockte. Um dieselbe Zeit war Thomson gerade von seiner wunderbaren Reise durch das Massai-Land nach Sansibar zurückgekehrt, hatte also die Resultate seiner Beobachtungen noch nicht veröffentlicht: darum waren die Massai für mich ein völlig neuer Gegenstand des Studiums, und ich war eifrig bedacht, mir Licht über ihre Eigenthümlichkeiten zu verschaffen. Manchen meiner Leser, welche Thomson's interessantes Werk durchstudirt haben, mögen viele meiner Mittheilungen wie eine Wiederholung vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen, doch werden sie am Ende finden, dass ich thatsächlich das Gemälde weiter im einzelnen ausführe, welches Thomson so lebhaft und getreu entworfen hat.

Die Massai, von denen hier besonders die Rede ist, gehören hauptsächlich den Stämmen der Kisongo[1], Sigirari und Leitokitok an. Ich bin mit ihnen sowol auf dem Marsch als während meines Aufenthalts zu Taweta und Moschi zusammengetroffen, wohin ihre Frauen und Aeltesten zu kommen pflegten, um Honig und Gemüse einzukaufen. Auch habe ich selber Handel getrieben mit den Wakuafi (ackerbauende Massai) von Taweta, Aruscha und dem Thal des Ruvu.

Der Unterschied zwischen den Wakuafi und Massai ist bereits angedeutet worden und ich beziehe mich lediglich darauf, um zu wiederholen, dass er auf nichts weiterm als auf ihrer Lebensweise beruht. In der Sprache sind diese beiden Abtheilungen der Rasse einander gleich und die Wakwafi unterscheiden sich in ihrem Aeussern von den Massai blos in den Districten, wo sie aus den benachbarten Bantustämmen Sklaven erworben und die Weiber zu ihren Concubinen gemacht haben, ein Vorgang, welcher sich den Suaheli-Händlern zufolge häufig in jenen weiten Gebieten zwischen dem Kilima-Ndjaro und Unjamwesi wiederholt. Weil indessen die Massai der benachbarten Gegenden dasselbe thun und zwar mit demselben Erfolg, nämlich dass die Hautfarbe schwarz wird und der Körperbau alle Feinheit der Formen verliert, so dürfen diese Negermischlinge nicht als charakteristisch für die Abtheilung der Wakuafi angesehen werden.

Die frühere Geschichte des Volks der Massai gleicht durchaus den ungeschriebenen Erzählungen von Rassenkämpfen, welche zwischen Wilden üblich sind. Wie die der Hunnen, Türken und Gothen in Europa, so war auch ihre Geschichte die der stärksten und angreifenden Nation. Zuerst war ein Stamm oder eine Abtheilung eines Stammes aus Nothwehr zum Kriege gezwungen und hatte einen Sieg über die Angreifer davongetragen. Dann gewann er Geschmack am Fechten

[1] Die Leute dieses Stammes schildert Thomson als die schönsten Vertreter ihrer Rasse.

und aus dem Verfolgten wurde er Verfolger. Er breitete seine Eroberungen und Raubzüge weiter und immer weiter aus, die Fechtkunst vererbte sich vom Vater auf den Sohn in zunehmender Stärke. Bald jedoch gibt es keine schwächern Völkerschaften mehr, die man unterwerfen oder quälen könnte. Das Land ist zur Wildniss gemacht, der Ackerbau hat aufgehört. Der fechtende Stamm leidet Hunger. Eine Abtheilung von ihnen wendet sich wieder dem Boden zu und beginnt rohen Ackerbau. Dies Unternehmen gedeiht mit der Zeit und die verbesserte Lage der Ackerbauer erregt den Neid und die Gier der nomadischen Brüder. Ein Bürgerkrieg ist die Folge und endet nach gleichviel welchen Abwechselungen mit dem Triumph der Bearbeiter des Bodens, welche, um ihre Ernten und Scheunen zu vertheidigen, Befestigungen und umwallte Städte errichten. Dann eröffnet sich mit dem Siege der angesessenen Gewalten der Handel. Das Leben der Händler ist innerhalb einer schwerarbeitenden Colonie von Ackerbauern gesicherter als zwischen gesetzlosen Räubern und Halsabschneidern. So öffnet sich mit der Zeit die Civilisation einen Weg in die ehemalige *terra incognita* der unzugänglichen ersten Bewohner. Geradeso ging es und geht es noch bei den Massai. In den letzten Jahrzehnten ist eine wahrnehmbare Aenderung in ihren Lebensgewohnheiten hervorgetreten. Die unter dem Namen der Wakuafi bekannte Abtheilung derselben hat ein angesessenes Leben zu führen begonnen. Nicht länger streifen sie herum, um jemand zu finden, den sie berauben und erschlagen möchten, sondern sie hausen innerhalb bestimmter Grenzen, bebauen den Boden und ermuthigen Händler sich unter ihnen niederzulassen. Ein bitterer Bürgerkrieg hat zwischen ihnen und ihren noch nomadischen Vettern gewüthet, der zu Zeiten auf gegenseitige Vernichtung hinauszielte; aber die Ansiedelungen der Wakuafi fahren auf diese oder jene Weise fort zu gedeihen und sich zu vergrössern, während nicht wenige Stämme der Massai infolge ihres Festhaltens an den nomadischen Gewohnheiten und ihrer Verachtung der Bodenbestellung sich allmählich vor eine unangenehme, von ihnen selber auch gar nicht abgeleugnete Alternative gestellt sehen. Sie müssen

entweder ihre Speere in Spaten und ihre Schwerter in Sensen verwandeln — oder hungern. Durch die Viehseuche, welche kürzlich das Land in der Kreuz und Quere verwüstet hat, sind ihre Heerden vernichtet, von welchen sie hauptsächlich leben mussten; den lebenden Vorrath an Thieren durch Raubzüge unter den Stämmen der Küste und im fernen Innern zu ergänzen, wird — oder ist schon — eine Unmöglichkeit. Waren ihre Schlachtopfer zu schwach, um Widerstand zu leisten, so haben sie einfach die Viehzucht aufgegeben, um nicht die unbarmherzige Plünderungsgier der Massai auf sich zu locken, und ernähren sich jetzt kümmerlich von Gemüsen und Geflügel; waren sie aber bereits gekräftigt, so wurden sie noch stärker, sei es durch eine geordnete Regierung oder durch die von ihnen eingenommenen unangreifbaren Stellungen. Bald wird es kein Vieh mehr geben, das geraubt werden könnte, und dann werden die Massai die weiten verlassenen Ebenen mit ihrer ganzen glänzenden unverschämten Prahlerei erfüllen, aber vor Mangel sterben. Die Bewohner der umwallten Städte oder luftigen Berge werden sicher vor Angriff wohnen, und die elenden Ueberbleibsel dahingeschwundener Stämme in ihren unbeschützten Wohnungen kein würdiger Gegenstand des Raubes mehr sein. Dann müssen die stolzen Massai Einkehr halten und dem Boden ihre Nahrung entlocken, welche sich immer erst als der Lohn ehrlicher Arbeit einstellt. Ein lieber alter Krieger der Kisongo, mit den Manieren eines wohlerzogenen Arabers und dem Aussehen eines bejahrten Hercules (vorausgesetzt dass jener Held den Anfall von Blutvergiftung überstanden und sich wieder zum Aussehen einer prächtigen Ruine emporgearbeitet hat), sagte mir vor wenig mehr als einem Jahr: „Sieh, wenn du nächstens übers Jahr wieder nach Taweta zurückkommst, wirst du uns alle als Embarawuio (Wakuafi) wiederfinden, gleich diesem Volk von Kikoro[1], welches wir in meiner Jugendzeit zu berauben und zu tödten pflegten. Denn all unser Vieh stirbt, obgleich wir es auf die Weiden am Jipe-See geschickt haben, und ich bin hierher gekommen, um Lebensmittel von diesen Essinga

[1] Kikoro ist die Kuafi-Ansiedelung von Taweta.

(Sklaven) zu kaufen, welche wohlgenährt und stark sind und nichts entbehren, was zum Leben nöthig ist." Der alte Herr war wirklich mit einer Truppe von Weibern und vielen Eseln hergekommen, um Getreide, Honig und wilde Bananen einzukaufen. Binnen kurzer Frist werden diese civilisirten Wakuafi auch an Zahl die Stärkern und den stolzen nomadischen Massai überlegen sein, und auf diese Art wird das östliche äquatoriale Afrika einem sichern und vortheilhaften Handel erschlossen werden. Im schlimmsten Falle sind übrigens die Massai weder so gefährlich noch so blutdürstig wie die Araber des Sudan oder die fanatischen Tuaregs der Sahara. Wenn man einwilligt, den geforderten Tribut zu bezahlen, so braucht man nicht zu fechten, und ist man zur Selbstvertheidigung gezwungen, so erweist sich dieses Volk gegenüber einer Palissade als machtlos, weil es keine Gewehre hat und niemals seine Speere wirft, da es nur an ein Handgemenge gewöhnt ist. Wir mögen es dankbar hinnehmen, dass der Mohammedanismus sie noch nicht erreicht und in tolle Fanatiker oder treulose Halsabschneider verwandelt hat, wie ihre Nachbarn im Norden und Westen. Es ist in der That ein würdiger Gegenstand, darüber nachzudenken, warum dieser mächtige Glaube, welcher in kurzer Zeit wie eine ansteckende Krankheit das ganze Somali-Land und den ganzen Sudan vom Rothen bis zum Atlantischen Meer überzogen hat, ohnmächtig vor den Grenzen des Massai-Landes halt machen musste.

Die äussere Erscheinung des unverfälschten Massai-Räubers ist prächtig. Ein Freund anthropologischer Studien muss seine Freude daran haben, solche herrliche Modelle von Fechtern anzustaunen. Die vielgewandte Natur beweist hier wieder, wohin eine exclusive und streng durchgeführte Erziehung führen kann. Der Massai-Krieger ist das Resultat der Umwandelung eines Menschen in ein schönes Thier. Ihn göttergleich zu nennen, wie die griechischen Ideale, wäre abgeschmackt und unpassend — wie man ja auch die Gottheit nicht in einem wohlerzogenen Rassepferd oder einer echten Rassekuh erkennt. Ihn mit den uns von fremden Galerien oder von den Gipsabgüssen unserer Wohnungen bekannten Statuen des Apollo zu vergleichen, heisst dem einen wie dem andern

unrecht thun. Wer einen Apoll in einem Menschen mit ungeheuern Ohrlappen, richtigen Fangzähnen, hohen Backenknochen und wolligem Kopfhaar erkennt, anderer besonderer, nach unsern oder nach anderer Leute Begriffen — denn ich persönlich hege keine Voreingenommenheiten — ungraziös entwickelter Formen nicht zu gedenken, der mag immerhin sein ideales Bild mit dem lebenden Massai vergleichen; oder wer unter diesem Volk Männer entdecken könnte, welche die weibisch fleischlichen Umrisse und das geschlechtlose Antlitz der Schönheit an und für sich besitzen, wie wir es dem Gott der Dichtkunst, Musik und Weissagung beizulegen pflegen, der möge sie, und vielleicht passender, als schwarze Statuen des Apollo bestimmen. In Wirklichkeit stimmt die körperliche Vollendung dieser ostafrikanischen fleischessenden blutdürstigen Krieger mehr mit den Idealen der Preisfechter oder Ruderer als mit denen der Aesthetiker überein.

Der ausgewachsene Massai reiner Abstammung erreicht mit 17 Jahren gewöhnlich die Grösse von 180 cm, doch ist er in diesem Alter öfters spindeldürr und unbeholfen, ein schlotteriger Unhold. Jedoch machen eine dreijährige, ausschliesslich aus Milch, Blut und halbrohem Fleisch bestehende Nahrung im Bunde mit einer strengen Ausbildung in kriegerischen und athletischen Uebungen ihn zu einem sehnigen muskulösen Mann von bewundernswürdigen Verhältnissen mit breiter Brust, schmalem Kopf, anmuthigem Hals und eisenharter Muskulatur. Am ganzen Körper keine Spur von Fett. Ich kann nicht behaupten, dass Hände und Füsse immer wohlgestaltet sind. Ist auch der Riss hoch, so geht doch der Fuss nach den Zehen viereckig in die Breite und sind die kleinen Zehen fast ebenso lang als die grosse.

Ihre Gesichtsbildung scheint auf den ersten Blick etwas mongolisch zu sein. Die ziemlich schmalen schiefen Augen, die vorstehenden Backenknochen und das spitze Kinn veranlassen diesen Eindruck. Andererseits ist die Nase oft wundervoll geformt, mit hohem Rücken und zartgemeisselten Nüstern, welche gefühlvoll den wechselnden Gesinnungen ihres Trägers sich anschmiegen, zittern und sich öffnen vor Stolz und Wuth oder sich ausdehnen und erschlaffen bei guter Laune. Die

Köpfe sind für Afrikaner öfters ganz merkwürdig breit und rund, wennschon ich gleichzeitig zugestehen muss, dass ich auch recht lange Schädel bei den echten Massai angetroffen habe. Ihr Haar ist sicher länger und weniger kraus als bei den richtigen Negern, obgleich dies auch von dem sorgfältigen und beständigen Kämmen herrühren mag, sowie von der Mode, es durch eine dicke Lage Lehm und Fett zu strecken. Jedenfalls ist es aber Negerwolle und nicht länger oder üppiger als der regelmässige Papua-Haarwuchs, welchen die Bantuvölker des obern Kongo führen sollen.

Die Ohren der Massai sind von Natur gross, und wenn grosse Ohren ein Gegenstand der Bewunderung zu sein verdienen, so mögen sie als eine erbliche und dauernde Schönheit gelten; aber neben der Leistung der Natur für diese Rasse hat die Kunst eingegriffen und noch grössere Veränderungen bei dem einzelnen Individuum erzielt. Noch im zarten Alter bohren die Massai-Kinder sich schon Löcher durch die Ohrläppchen. Dünne Zweige werden hindurchgesteckt, zuerst von der Dicke der Zündhölzchen, und allmählich, wie die Oeffnung sich weitet, werden grössere genommen, bis ein kolossaler Keil von Elfenbein, 10—12 cm im Durchmesser haltend, leicht durch das Ohrläppchen geführt werden kann, welches dann zu einer dünnen, bis auf die Schulter herabhängenden Rundschnur von Haut verwandelt ist. Zuweilen wendet man eine Art hölzernen Strecker an, gleich einer Wollhaspel mit einer Kerbe an beiden Enden, welcher der Länge nach hineingesteckt wird, um das Ohr auszudehnen. Nachdem es hinlänglich gross geworden zu sein scheint, wird ein Ring von feinen eisernen Ketten, welche die geschickten Djagga-Schmiede anfertigen, in das so erweiterte Ohr gehängt, oder auch ein kreisrunder Ring von Holz oder Elfenbein gleich dem in Mandara's S. 99 abgebildeten Ohr. Verheirathete Leute vertauschen diesen ganzen Schmuck gegen Scheiben von Kupferdraht, der in Windungen aufgewickelt ist, bis es wie ein Glücksrad aussieht. Man hängt sie ins Ohr und der Anstand erfordert es, beim Eintritt ins eheliche Leben diesen Tausch vorzunehmen.

Die Augen sind bei diesem Volk, wie schon bemerkt, lang und schief. Die Hornhaut ist durchsichtiger und weisser als

bei dem echten Neger, bei den meisten Männern wird sie stark blutunterlaufen, wodurch der wilde böse Blick noch gesteigert wird. Die Augenbrauen sind vorragend und gewöhnlich ohne Haare — ich glaube sie rupfen die Haare absichtlich mit Zangen aus. Ob sie starken Bartwuchs an Kinn und Lippe haben, vermag ich nicht zu sagen. Die meisten von mir gesehenen Männer hatten durchweg glatte Gesichter. Sie gebrauchen Rasirmesser (El-morūnja) von Eisen, welche die El-konono, ein Helotenstamm von Schmieden anfertigen. Ich vermuthe, dass sie statt Rasirseife eine dünne Lage feuchten Lehms verwenden. „Rasiren" (-barn-) bedeutet in ihrer Sprache auch „kratzen". Ich glaube jedoch nicht, dass das Volk einen starken Bartwuchs hat, oder dass es sich häufig rasiren muss.

Gestalt und Grösse des Mundes variiren gewaltig bei den Massai, ohne Zweifel je nach der grössern oder geringern Reinheit der Rasse. Jedenfalls ist der Mund immer gross, doch sind die Lippen häufig schmal und die Oberlippe eher eingebogen als aufgeworfen. Die Zähne sind gewöhnlich sehr hässlich. Sie sind oft cariös, aber selbst wenn sie gesund sind stehen sie schiefwinkelig aus dem purpurrothen misfarbigen Zahnfleisch hervor und sehen wie isolirte Fangzähne aus. Der oft zwischen den beiden mittlern Schneidezähnen der obern Kinnlade sichtbare weite Zwischenraum rührt ohne Zweifel von künstlichem Feilen her und soll ihnen vermuthlich zum Ausspucken des Speichels behülflich sein, welche Ceremonie eine so grosse Rolle bei diesem Volk spielt.[1] Beispiele von augenfälligem Prognathismus habe ich niemals bei den Massai bemerkt.

Hinsichtlich ihrer Gliedmaassen habe ich durchgehends bemerkt, dass der Vorderarm wie so häufig bei Afrikanern lang ist, und dass die Spitze des Mittelfingers nahezu das Knie erreicht, wenn der Arm an der Seite herunterhängt. Der Vorderarm ist gewöhnlich dünn und fast gleichmässig dick, aber wenn auch die Muskeln nicht hervortreten, so sind

[1] Jemand anspucken gilt als Zeichen der Achtung und Freundschaft. Den Speichel abwischen gilt als schwere Beleidigung des Spuckenden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie doch hart wie Eisen. Diese wenigen Andeutungen zu einer oberflächlichen Körperbeschreibung mögen den Anthropologen von geringem Nutzen sein und ich bedaure tief, dass ich ihnen keine Reihe von Körpermessungen vorlegen kann, aber so etwas liess sich bei den Massai nicht ausführen; sie wiesen den Vorschlag mit Widerwillen zurück, so oft ich ihnen mit meiner Maassschnur nahe kam.

Die Hautfarbe ist für gewöhnlich matt chocoladenbraun und wechselt zwischen Nr. 28 und 42 der Farbentypen des französischen Anthropologen Paul Broca. Gelegentlich sieht man bei Frauen leichtere Schattirungen, aber dies kommt gewöhnlich in der Nachbarschaft des Stammes der Wagogo vor, welche sehr hellfarbige Neger sind. Einige Massai — ganz besonders die Wakuafi — sind dunkelschwarz, aber dieser Ton ist stets von grober Körperbildung begleitet und verräth eine Blutmischung mit Gefangenen aus den schwarzen Stämmen im Süden, Osten und Westen. Das Haar scheint an den üblichen Stellen des Körpers wol reichlich wachsen zu wollen, wenn es gestattet wird — wie man mir wenigstens sagte — aber es wird stets sorgfältig ausgerissen, und alle von mir gesehenen Massai waren sorgfältig enthaart.

Die Beschneidung wird bei den Jünglingen allgemein im 14. Jahr vorgenommen, soweit ich mich habe unterrichten können, und zwar wird sie als einer der vorbereitenden Gebräuche angesehen, welche zur Feier des Eintritts der Mannbarkeit üblich sind. Die Ausführung der Operation und ihr Resultat scheint lediglich den Massai eigenthümlich zu sein.[1]

Nach der Geburt wird das Massai-Kind (welches gewöhnlich anfangs ganz gelb aussieht) in einer Lederrolle getragen, welche von der Schulter der Mutter herabhängt. Mädchen werden als eine Enttäuschung angesehen und oft

---

[1] Praeputio e superiore parte diviso, duae quasi lingulae sub glandem truduntur, ubi quum coaluerunt, fit molle et rotundum tuber glandi subjectum, ita ut paullo longius conspicienti videtur penis duplicem terminum habere. Hoc membrum apud Masaios enorme est: quod celare turpe existimatur, honestum expromere, atque etiam ostentare. Apud feminas clitoris ante matrimonium abscinditur quo facilius fiat conceptio.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verächtlich „Pfannen“ oder „leere“ hohle Gefässe (E-modi) genannt. Je mehr Knaben eine Frau gebärt, desto mehr wird sie geachtet. Bis zum dritten Jahre heissen beide Geschlechter überein „Eṅ-gera“ oder „Kinder“ — ein Wort, welches gleichbedeutend ist mit „die kleinen Schafe“. Darauf werden die Knaben unterschieden als „Eṅ-aïok“ (Sing. Eṅ-aïon) und späterhin als „El-aiok“, während die Mädchen noch immer Eṅ-gera genannt werden, bis sie mannbar sind und dann En-doje (Sing. En-dito) heissen. Wenn die jungen Leute nach der Circumcision das Aelternhaus verlassen und sich zu den Kriegern gesellen, so werden sie „El-barnodi“ genannt, nach den Wurzelwörtern *barn*, rasiren, und *odi* oder *godi*, eine Kalabasse. Dies bedeutet, dass sie für die jungen Krieger die Milchkalabassen scheuern oder auskratzen (dieselben werden nämlich nie mit Wasser gereinigt, sondern durch Kratzen und Scheuern mit Holzasche), und sich sonst im allgemeinen nützlich machen. Mit dem 17. Jahr werden sie dann Krieger und treten in die bewaffnete Macht ein, welche thatsächlich die ganze Mannschaft der Nation zwischen 17 und 24 Jahren umfasst. Die jungen Leute heissen von nun an El-moran. Ihre Kleidung ist malerisch aber dürftig. Im gewöhnlichen Alltagsleben tragen sie nichts und gehen umher in ihrer strahlenden schamlosen Nacktheit; oder wenn sie etwas Toilette machen, vielleicht das Lager verlassen wollen, so hängen sie einen Ledermantel über die Schultern oder über eine Schulter, binden einen schmalen Ledergürtel um die Hüfte, in welchen sie ein Messer oder eine hölzerne Keule stecken, und legen ihre ledernen Sandalen an, deren sie, beiläufig gesagt, sich stets neue Paare aus frischen Ochsenfellen schneiden, welche Arbeit die einzige ist, die von ihnen nicht geringgeschätzt wird. Ziehen sie aber in den Krieg, so wird dieser einfache eben beschriebene Schmuck beträchtlich vermehrt. Der Ledermantel wird entfernt und seine Stelle nimmt erstlich ein langes Stück Tuch ein mit einem farbigen Streifen in der Mitte, zweitens eine dicke Haube von Habichtfedern oder, wie in meinem Bilde, ein Mantel aus den Fellen des Colobus-Affen. Eine Mütze von Colobusfell kann auch auf dem Kopf getragen werden oder ein prächtiger Kopfputz von Straussfedern, welcher etwa

die Gestalt einer Ellipse hat. Der Ledermantel, welcher gewöhnlich von der Schulter hing, wird jetzt um die Hüfte geschlungen wie ein Gürtel, und in seinen Falten der Streitkolben (Ol-oikuma) und das Ol-alem oder Schwert befestigt. Zuweilen wird noch ein Ring von Ziegenfell, mit den Haaren nach aussen oder ein Streifen Colobusfell um die Knöchel getragen, und darauf wird mit einem langblattigen Speer und einem 110 cm hohen Schilde die Ausrüstung eines Massai-Kriegers vervollständigt.

Die Männer tragen das Haar in lange Strähnen gekämmt, welche sie noch künstlich durch Baststreifen verlängern und durch Lehm und Fett steif machen. Zuweilen wird es in langen Locken gleich Rattenschwänzen getragen und auch häufig wie ein Paar Schweineschwänze vertheilt, sowol über die Stirn als die Krümmung des Nackens herunter. Die Weiber scheren gewöhnlich die Köpfe ganz oder theilweise und verwenden wenig Sorgfalt auf diesen Theil ihres Körpers. Dagegen kleiden sie sich viel umständlicher als die Männer, da sie sich gewöhnlich von Kopf bis zu Fuss in weite Gewänder von gegerbtem Leder einhüllen. Nacken, Hand- und Fussgelenk werden mit massiven Windungen von Eisen- oder Kupferdraht bedeckt, und von Perlen wird verschwenderischer Gebrauch gemacht zum Schmuck der Näthe ihrer Kleidung.

Die Massai heirathen selten bevor die Männer 25, die Weiber 20 Jahr alt sind. Aber beide Geschlechter führen vor der Heirath ein sehr lockeres Leben, da die jungen Krieger und unverheiratheten Mädchen in freier Liebe zusammen leben. Der verheirathete Massai ist ein verändertes Wesen. Aus einem wollüstigen blutdürstigen Feinde wird er ein gesetzter, höflicher und vernünftiger Mann, ängstlich darauf bedacht, Belehrung zu erhalten und zu ertheilen, und ebenso begierig einen Bruch zu heilen und Blutvergiessen vorzubeugen, wie er früher es liebte, einen Streit zu nähren und an einem Blutbade theilzunehmen. Als unverheiratheter Mann und Krieger verschmäht er jede Pflanzenkost und beschränkt sich durchaus auf Milch- und Fleischnahrung. Obendrein darf er diese beiden Abwechselungen seiner Kost nicht durcheinander mischen, sondern muss, bevor er die eine Kost mit der andern ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tauscht, ein starkes Abführungsmittel einnehmen, sodass er z. B. nachdem er von Milch gelebt hat und Blut zu trinken und Fleisch zu essen wünscht, seinen Körper erst völlig reinigen muss, bevor er von dem einen zum andern übergehen darf. Nach der Heirath jedoch, wenn er nicht länger als Krieger betrachtet wird, ist er in seiner Lebensweise nicht länger beschränkt. Er sucht jetzt vegetabilische Nahrung von den niedrig stehenden Rassen von Ackerbauern einzuhandeln, welche in der Nähe seines Wohnorts sich aufhalten, und kauft eifrig Honig gegen Elfenbeinzähne.

Heirathen ist wenig mehr als eine Frage des Handels, und die Menge der zu erlegenden Kühe wechselt nach dem verhältnissmässigen Reichthum des Bräutigams und des Vaters der Braut. Danach regelt sich auch die Zahl der Frauen, doch heirathen sie selten weniger als zwei. Verheirathete Leute heissen gemeiniglich „El-kieko“, und der Ehemann heisst „El-moruo“.

Wenn kleine Kinder sterben, so werden sie oft innerhalb der Umzäunung des Dorfes begraben oder selbst neben der Schwelle der Wohnung ihrer Mutter. Erwachsene Personen setzt man gewöhnlich unter einem Baum in sitzender Haltung bei, sodass die Knie das Kinn berühren. Eine Kalabasse, welche zum Schein Milch enthalten soll, aber gewöhnlich leer ist, wird neben der Leiche hingestellt. Diese wird in einer natürlichen oder künstlichen flachen Aushöhlung des Bodens beigesetzt, dann werden Steine darüber und ringsum aufgehäuft und Gras oben darauf geworfen, bis eine Art Grabhügel entsteht. Dennoch unterlassen es die Hyänen selten, denselben niederzureissen und den Leichnam wieder auszugraben, worauf er von ihnen verschlungen wird, ohne dass die überlebenden Verwandten sie stören. Stirbt jemand innerhalb eines bewohnten Dorfes, so muss die Ansiedelung durch den Medizinmann vermittelst einer Flüssigkeit gesäubert werden, welche aus der halbverdauten Nahrung (E-modjok) aus dem Magen eines zu diesem Zweck geschlachteten Ochsen bereitet wird. Nach dem Tode wird der Name der gestorbenen Person nie wieder ausgesprochen, damit der Geist nicht etwa dem Rufe gehorche und zurückkehre. Trotz dieser Vorstellung



Ein Massai-Krieger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat das Volk keine Furcht oder Glauben an Geister oder Dämonen und macht sich lustig über das benachbarte Bantuvolk wegen seiner umständlichen Sühnopfer für die Verstorbenen.

Die Massai verehren ein unbestimmtes Höchstes Wesen, das sie „Eñ-gai" nennen, ein weibliches Wort, welches gleichfalls „Himmel" und „Regen" bedeutet. „Eñ-gai" soll zuweilen auf dem Gipfel des Kilima-Ndjaro wohnen, welcher deshalb „Eñ-gadji-Eñ-gai" oder das Götterhaus genannt wird. Dieser Grosse Geist, welcher hauptsächlich über Regen und Gras[1] befiehlt — die Hauptmerkzeichen und Folgen seines Wohlwollens —, wird durch lautes Singen und Tanzen (Isīlil) gnädig gestimmt. Auch opfern sie Schafe und binden alle blutigen Reste in das Fell, welches sie dann auf einzelnstehenden Bergen oder an Kreuzungsstellen vieler Wege zurücklassen. Die Massai sprechen auch noch von einer andern und schwächern Gottheit, welche sie ebenfalls mit einem weiblichen Namen — Ennaiterkob — belegen. Dies scheint eine Art Erdgeist (Eñ-kob heisst die Erde, Welt) zu sein, im Gegensatz zu Eñ-gai, Himmel, das Himmelsgewölbe. Die Massai rufen Naiterkob häufig an, um mit Eñ-gai zu verhandeln und die Gewährung ihrer Gebete um Regen, Erfolg im Kriege oder viele männliche Kinder zu erhalten. Mit besonderer Verehrung schauen sie auf die beiden schneeigen Gipfel des Kilima-Ndjaro (Ol-doinjo oibor, der weisse Berg) und des Kenia (En-durkenia oder Ol-doinjo oigeri, der gefleckte Berg), indem sie sich vorstellen, dass sie gleichzeitig die auserwählte Residenz des Naiterkob und die Stellen sind wo Eñ-gai wohnt, und dass sie deshalb die besten Oerter für den Verkehr mit dem Höchsten Wesen sind.

Die politische Verfassung der Stämme der Massai ist eine wesentlich patriarchalische, doch ist öfters die Herrschaft dualistisch getheilt. Der Stammvater und oberste Häuptling ist gewöhnlich ein Mann, welcher wegen seines Reichthums, seiner Weisheit oder seines kriegerischen Rufes zu dieser

---

[1] Gras (gudjita) wird für besonders heilig gehalten; es ist ein Zeichen des Friedens und Wohlwollens. Gras auf jemand werfen heisst ihm Wohlwollen und Freundschaft entgegenbringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stelle berufen ist; oder er ist vielleicht ein mächtiger Medicinmann, bewandert in den Künsten des Orakels und der Weissagung und im Stande, aus den Wurzeln und Rinden gewisser Bäume kräftige Arzneien herzustellen. Im erstern Falle wird er Ol-beidjani genannt und behält seinen Platz solange als er ihn behaupten kann; ist seine Gewalt aber eine priesterliche, — ist er ein Ol-eibon, so bleibt er der Oberste bis zu seinem Tode. Das Amt ist nicht erblich. Zuweilen sieht man den Beidjani und den Eibon nebeneinander regieren als weltliche und geistliche Fürsten. Ein anderes mal herrscht der Eibon mit unbeschränkter Macht und vereinigt die zeitlichen und geistigen Gewalten in seiner einzigen Person. Die Wakuafi-Staaten sind gewöhnlich kleine Republiken unter der Oligarchie aller reichern oder mächtigern Aeltesten. Hier spielt der Eibon oder Medicinmann eine weniger wichtige Rolle.

Im Umgang mit ältern Personen sind die Massai sehr achtungsvoll und die jungen Mitglieder der Gemeinde setzen sich selten in Gegenwart der ältern Leute nieder. Dagegen verrathen sie geringen Kummer beim Tode ihrer Kameraden, sei es in der Schlacht oder bei Dorfstreitigkeiten. Gewissensbisse, diese Kinder der Civilisation, existiren für sie nicht. Ein Massai tödtet seinen Freund oder Nachbar, sei es im freien Gefecht wegen einer gefangenen oder geraubten Viehheerde oder um einer Privatrache zu genügen, und lebt nachher nicht um ein Haar weniger lustig. Während es jedoch als ehrenvolle Auszeichnung gilt, einen Mitbürger im ehrlichen Kampf zu tödten, wird ein geheimer Mord oder eine tödliche Ueberrumpelung mit schwerer Strafe belegt. Dies geschieht zum Wohle der Gesammtheit, nicht weil es für gottlos gehalten wird. Die Massai haben in der That kaum einen Begriff von gut oder schlecht im Sinne der Europäer. *Torono*, was mit „schlecht“ übersetzt wird, heisst „gebrochen, nutzlos, untergeordnet, ausgeplündert“; *Mañgadi* bedeutet nicht „gottlos“, sondern „grausam“; *Sidai* heisst nicht „gut“, sondern „leichtsinnig, leichtlebig, üppig, unkeusch“. Gewisse Handlungen werden als die Gemeinde und das öffentliche Wohl beeinträchtigend angesehen und als solche verhindert

oder bestraft; aber sie verbinden nicht wie andere Menschenrassen verschiedene gute und schlechte Thaten mit dem Wohlgefallen oder Misfallen der Götter. Sollten einmal die Massai moralische Grundsätze aufstellen müssen, so würden sie wahrscheinlich sagen: „Gut sein heisst einfältig sein", und ferner „Sei schlau und du wirst vorwärts kommen"; „Glücklich ist der Mann, welcher viele Schädel zerschmettert und viele Kühe gestohlen hat: seine Kinder werden ihn ehren" u. dgl. m.

Die Ackerbau treibenden Wakuafi bauen ihre Häuser gewöhnlich nach der Art der Bantu und anderer fremden Rassen, in deren Nähe sie sich niederliessen, und ahmen sie obendrein noch in manchen Einzelheiten nach. Die halbnomadischen Massai machen keine grossen Ansprüche an die Baukunst. Da sie über gewisse Gegenden umherschweifen, so bewohnen sie oft verschiedene Theile derselben zu verschiedenen Zeiten des Jahres. In der Regenzeit ziehen sie die offenen Ebenen vor, in denen dann ein üppiger Graswuchs dem Vieh fördersam ist, aber im Winter oder der regenlosen Zeit ziehen sie in die Gebirgsgegenden, wo die Nebel das Verdorren des Grases verhüten, oder aus demselben Grunde in die Nähe der grossen Seen und Flüsse. Ihre rasch aufgebauten Städte oder Dörfer, deren Baukünstler und Baumeister gewöhnlich die Weiber sind, bestehen aus einem grossen Kreise niedriger Lehmhütten, welcher mit einer dornigen Hecke umgeben wird. In der Mitte dieses umschlossenen Raumes bringt das Vieh die Nacht zu. Ihre Hütten werden in der Regel so gebaut: zuerst macht man ein rohes Fachwerk von biegsamen Zweigen, welche übergebogen und mit beiden Enden in die Erde gesteckt werden; dann wird dies mit einer Decke von Lehm und Viehdünger belegt, und zu fernerm Schutz gegen heftige Regengüsse werden aussen Thierfelle über das Dach geworfen. Diese Wohnungen sind im ganzen nur etwas über 1 m hoch. Den Eingang bildet eine Art überdeckten Ganges. Der einzige Anlauf zur Möblirung besteht in einem auf eine Reihe von Stäben gelegten als Bett dienenden Fell.

Die Länge eines solchen Hauses beträgt bis 3 m, die Breite $1^1/_2$ m. Das Dach ist gewöhnlich gerundet wie das

Fachwerk es angibt. Sieht man die Wohnungen wie öfters in einer Reihe stehen, so gleichen sie annähernd bewohnten Lehmmauern.

Die hauptsächlichen Geräthe der Massai sind aus Kürbissen und den grossen Früchten des Affenbrotbaumes gefertigte Kalabassen, Lederbeutel, Töpfe und Löffel aus weichem Holz oder zum Kochen aus Thon hergestellt. Schnupftabacksdosen und Pfeifenköpfe werden aus den harten Schalen verschiedener Früchte, oder aus Elfenbein oder Rhinoceroshorn gemacht. Speere, Messer, Rasirmesser, überhaupt alle Metallwerkzeuge werden von Leuten aus dem merkwürdigen Elkonono-Stamm angefertigt, welche unter ihnen als Vasallen und Sklaven leben. Arme Massai suchen sich wol durchzuschlagen, indem sie hübschen Lederschmuck nähen und ihn an Frauen und alte Leute für Lebensmittel verkaufen.

Die Hausthiere der Massai sind Rinder, Ziegen, Schafe, Esel und Hunde. Geflügel wird verachtet und nicht gehalten. Das Vieh nimmt all ihr Sinnen und Trachten in Anspruch; um seinen Besitz und die Behauptung desselben werden Kriege gewagt. Das Geschenk eines Rindes ist das Zeichen feierlichen Friedensschlusses und wird gewöhnlich von reichlichem Bespucken des Führers desselben links und rechts begleitet. Fast alle ihre Gebräuche und ihr ganzer Aberglauben steht in Verbindung mit dem Vieh. Sie halten es für das rechtmässige Erbtheil ihrer Rasse, deren ältester Ahnherr von Naiterkob die Macht bekam, die wilden Rinder des Waldes zu zähmen; und auf Grund dieser Vorstellung „entführen“ sie das Vieh aller schwächern Nationen, weil dieselben kein Recht auf seinen Besitz haben. Doch erhielten sie ihre Kühe wahrscheinlich aus ihrer nördlichen Heimat, vom Weissen Nil etwa, denn das von ihnen gebrauchte Gattungswort für Kühe und Rindvieh ist identisch mit dem des Bari-Volkes um Gondokoro herum und verwandt mit ähnlichen Wörtern im Schiluk- und Dinka-Dialekt (vgl. Vocabular). Das einzige typische Rind, welches ich in ihrem Besitze sah, ist jener buckelige asiatische Schlag (das Zebu), welcher im tropischen Afrika so verbreitet und wahrscheinlich von den alten Aegyptern

eingeführt ist. Aber man erzählte mir auch, dass weiter im Innern westwärts vom Kilima-Ndjaro ein anderer Rinderschlag im Besitz dieses Volkes sich befindet, ein Schlag wie das Rind vom Cap und Südwestafrika von grossem Wuchs, ohne Höcker und mit weit ausgebreiteten Hörnern. Am Kunene-Fluss (im südwestlichen Afrika auf 17° südl. Breite) habe ich beide Rassen nebeneinander angetroffen — das schwere langgehörnte und das kleine buckelige Vieh. In Angola sind die Schläge miteinander vermischt. An der Goldküste und an den Oelflüssen habe ich nur die kleine, höckerige Varietät gesehen, wenn auch weiter im Innern die andere vorkommen soll. Woher dieses langgehörnte Rind mit geradegestrecktem Rücken, schwerem Körperbau und in der Regel schwarzbrauner Farbe stammt, vermag ich nicht zu sagen. Natürlich war es ursprünglich kein afrikanisches Thier, weil das wilde Rind vom Geschlecht *Bos* nicht in Afrika vorkommt und soviel wir wissen auch früher nicht vorkam. Doch wurde dieser letzte Schlag, welcher stark dem ungarischen und südeuropäischen (spanischen) Vieh ähnelt, offenbar in sehr früher Zeit in Afrika eingeführt, da er in manchen Gegenden der buckeligen Art vorangegangen zu sein scheint. Es war der einzige Schlag, welchen die Hottentotten besassen. Von den volkreichen Nationen im Innern des südlichen Centralafrika zwischen Kongo und Sambesi scheint er sehr häufig gezüchtet zu werden.

Die Massai haben ein Wort für Schwein, welches auch bei ihren entfernten Verwandten am Nil vorkommt (vgl. Vocabular), aber sie halten das Thier nicht als Hausthier. Das Wort für Schwein bezeichnet auch das wilde Warzenschwein (*Phacochoerus*).

Ihre Ziegen sind die in Ostafrika gewöhnlich vorkommenden, eine kleine, plumpe Varietät. Sie besitzen zwei Rassen Schafe, von denen ich nur eine gesehen habe, und zwar das haarige Fettschwanzschaf mit kurzen Hörnern. Das andere gleicht, nach mir zugegangenen Berichten, dem grossen, starkgehörnten, mit einer Mähne an der Brust versehenen Hausschaf des centralen und westlichen Afrika (vgl. die Abbildung S. 399 in der deutschen Ausgabe meines Werkes „Der Kongo“).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das gewöhnliche Fettschwanzschaf wird En-gera und das langhörnige El-mērekesch oder El-kiriesch genannt.

Die Esel der Massai sind durchweg prächtige Thiere, und einfach und kurz gesagt die wilden aber in Hausthiere verwandelten äthiopischen Esel (*Equus haemiopus*). Wo sie frei geblieben sind von einer Mischung mit Küstenrassen, sind sie, so wie ich sie sah, in Grösse, Farbe und Kennzeichen buchstäblich nicht zu unterscheiden von dem wilden Esel Abessiniens und des nordöstlichen Afrika. Sie führen nicht die Streifen an den Beinen, wie sie der wilde Esel der Somaliküste hat. Die Massai müssen die Thiere aus dem fernen Norden bekommen haben. Ihr Wort für Esel stimmt mit dem in der in 5° nördl. Breite und östlich vom Nil gesprochenen Latuka-Sprache überein (vgl. Vocabular).

Die Massai hängen sehr an ihren Hunden. Gewöhnlich befindet sich einer bei jedem Kinde, dessen eigener ausschliesslicher Liebling er ist. Diejenigen welche ich gesehen, waren widerwärtige Blendlinge von allen Farben und keiner erkennbaren Rasse. Gewöhnlich trugen sie aufrechtstehende spitze Ohren. Ihre Farbe war falb, falb und weiss, schwarz und lohbraun, ganz schwarz, oder schwarz, lohbraun und weiss. Sie haben etwa die Grösse ansehnlicher Terriers und bellen nie.

Die Marabustörche (*Leptoptilus*), Geier und Hyänen (*H. crocuta*), welche um die Dörfer sich aufhalten, sind merkwürdig zahm, und werden wegen ihrer nützlichen Liebhaberei für Aas geschützt. Fremde begehen ein schweres Verbrechen, wenn sie dieselben tödten. Die gefleckte Hyäne wird von den Massai öfters „Ol-uwaru onjodjine“ („der hinkende Leopard“) genannt. Die gestreifte Hyäne, welche seltener und scheuer ist und sich mehr in der freien Ebene aufhält, heisst „Otonu“.

Wo immer sich Massai-Krieger unterwegs befinden, werden sie sicher von Scharen von Geiern und etlichen Marabustörchen begleitet. Wo sie anhalten, um ein Vieh zu schlachten, kommen diese Aasvögel herbei und schmausen in den Abfällen, bis sie sich so vollgefressen haben, dass man die Massai sie mit den Füssen wegstossen sehen kann. Die in der Nachbarschaft ihrer Begräbnissplätze hausenden Hyänen wühlen die

Leichen aus dem Boden und verschlingen sie bald nach deren Beisetzung durch die Verwandten, und dabei werden sie niemals belästigt oder verjagt.

Selten tödten und essen die Massai etwas von dem Wild um sie herum — Zebras, Giraffen, Büffel und Antilopen — sodass ihr Land wegen der langen Schonung ein wirkliches Paradies für den Jäger geworden ist. Unglücklicherweise werden die Massai zornig, sobald eine Flinte in ihrer Nähe abgefeuert wird, weil der Knall ihre Heerde plötzlich in wilde Flucht jagen könnte; dadurch wird der Jägersmann oft in böse Verlegenheit gebracht.

Das einen Handelsartikel dieses Volkes bildende Elfenbein wird ihm durch die Sklavenstämme, die En-dorobo, Elmau und andere zugeführt, welche die Elefanten mit Speeren und vergifteten Lanzen eifrig jagen. Die Wakuafi oder die Ackerbau treibenden Massai bauen natürlich die meisten ostafrikanischen Nährpflanzen an, wie Zuckerrohr, Mais, Bananen, Hirse, Taback, süsse Kartoffeln und die Colocasia-Wurzel. Die Namen aller dieser Pflanzen sind den Bantusprachen entlehnt und nicht mit Bezeichnungen verwandt, welche von andern Mitgliedern der Familie der Massai im Nilbecken gebraucht werden. Taback wird von den Massai nicht geraucht, sondern mit Natron (*magad*) gemengt gekaut. Auch wird er pulverisirt und sehr gern als Schnupftaback verbraucht. Taback wird immer bezeichnet durch eine Corruption des Küstennamens, der selber wieder nur eine Variante von „Taback“ ist. In Anbetracht der erst neuerdings erfolgten Einführung desselben bleibt es zu verwundern, wie schnell der Taback sich unter diesem wilden Volk eingebürgert hat, sodass es darüber bereits seinen fremden Ursprung vergisst.

Die Massai sind grosse Liebhaber von Honig, welchen sie nicht blos von ihren Ackerbau und Bienenzucht treibenden Verwandten einkaufen, sondern sich auch aus den Vorräthen der wilden Bienen in den Bauen der Warzenschweine und Ameisenbären zu verschaffen wissen. Sie werden öfters zu denselben hingeführt durch den Honigvogel (*Indicator*), welchem sie deshalb mit besonderer Freundlichkeit begegnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem mit Wasser gemischten Honig bereiten sie einen berauschenden Meth, den sie ol-marūa nennen. Dieser Meth und saure Milch sind ihre hauptsächlichsten Getränke. Milch gilt für eine geheiligte Flüssigkeit. An Fremde von andern Nationen verschenken oder verkaufen sie dieselbe niemals, und wären nicht die Weiber weniger streng in ihren Ansichten als die Männer und liessen sich gelegentlich durch Perlen dazu verführen, heimlich den Fremden Milch zuzutragen, so würde man sich diese köstliche Flüssigkeit im Massai-Lande nicht verschaffen können. Sie trennen sich sogar niemals freiwillig von einer Kuh, so bereitwillig sie auch kastrirte Stiere verkaufen oder verschenken. Die abscheulichste Handlung, welche ein Fremder in ihrem Lande begehen kann, ist die Milch zu kochen. Sie glauben, darüber könnten die Kühe so wüthend werden, dass sie sofort die Milch verlören. Wer über solcher Sünde aber ertappt wird, kann sich nur durch eine fürchterlich schwere Strafe loskaufen, und im Unvermögensfalle wird die Beleidigung des heiligen Viehes in seinem Blute gesühnt. Da ich einmal von Blut rede, so muss ich erwähnen, dass dies das vornehmste und beliebteste Nahrungsmittel des Massai-Kriegers ist. Der Ochse wird gewöhnlich durch einen Schlag auf den Hinterkopf betäubt und darauf eine Halsader geöffnet. Dann setzt der Massai seine Lippen daran und saugt und saugt, bis er nicht mehr kann oder seine ungeduldigen Kameraden ihn von der spritzenden Ader fortziehen. Ohne Zweifel ersetzt der Salzgehalt des Blutes eine Lücke in ihrer Nahrung, denn in keiner andern Gestalt mischen sie Salz in ihre Speisen, da sogar die Krieger sich des gesalzenen Tabacks enthalten müssen, an welchem die Aeltern ihre Freude haben.

Handel und Viehseuchen werden ihr Theil dazu beitragen, das Massai-Land und damit die schönste Landschaft Afrikas uns zu eröffnen. Das eine wird dieses stolze Volk zähmen, das andere es bändigen. Die zunehmende Vorliebe für Handelswaaren drängt sie dazu, den Besuch von Küstenkaravanen zu begünstigen, und der Verlust ihres Viehes wird, wie schon oben erwähnt, sie zwingen den Boden zu bebauen. Dann werden sie alle, wie mein alter Freund prophezeite, Wakuafi

werden, und wenn der ursprüngliche nomadische Massai ein ungestümer, unumgänglicher, unverschämter Prahlhans war, wird er sich in den artigsten, ruhigsten, anständigsten und mildesten Bewohner Afrikas verwandeln, sobald er erst ein ordentlicher Ackerbauer geworden ist. Darum kann Eñ-gai, wenn sie es auch selber nicht einsehen mögen, ihnen keinen grössern Dienst erweisen, als wenn er ihre Heerden von der Bildfläche verschwinden lässt.

In den Ebenen rund um den Kilima-Ndjaro wohnen fast ausschliesslich Massai, während das Gebirgsland die ältere Bevölkerung des Landes beherbergt. Dieselbe besteht aus Völkerschaften, welche nach Sprache und Rasse zur grossen Familie der Bantu gehören, die fast das ganze Afrika südlich vom Aequator einnehmen. Vom sprachlichen Gesichtspunkt sind die Bantu fast absolut gleichartig — man kann einen Bantudialekt nicht mit dem einer andern Familie verwechseln. In ethnologischer Beziehung wird der Unterschied viel bestritten. Einige gute Autoritäten behaupten, dass die Banturassen (Kaffern, Kongo-, Suaheli-Völker und die Umwohner der grossen Seen) weder unter sich in einem besondern Zuge übereinstimmen, noch sich deutlich von andern Negern am Nil oder der Westküste unterscheiden. Diese Frage ist so verwickelt und bedarf so sorgfältiger Beweisführung, dass ich hier nicht auf sie einzugehen vermag, und ebenso wenig mich bereit oder beflissen zeigen möchte, die Gleichartigkeit der Rasse bei allen Bantu sprechenden Völkern zu beweisen. Während ich anerkenne, dass sicherlich eine grosse körperliche Aehnlichkeit zwischen den Ovampo, Ovaherero (Damara), den Bewohnern des obern Kongogebiets, den Baganda des Victoria-Njansa und den Zulu besteht, gebe ich in demselben Augenblick zu, dass es viele Bantu sprechende Stämme und Rassen gibt, welche von den schönen ebengenannten Typen merklich abweichen. Ich habe Eingeborene von den Ufern des Njassa-Sees, dem untern Kongo, aus dem östlichen Mittelafrika gesehen, welche alle die sehr hässlichen und auffälligen körperlichen Züge des Negers der Goldküste trugen, wenn auch die gelben Gesichter einiger von ihnen den Gedanken an eine alte Verwandtschaft mit Hottentotten und Busch-

männern wachriefen. Natürlich ist der Bantu ein Neger — das ist auch der Massai, der Wolof, der Mandingo und der bleichfarbene Berta von Abessinien, sowie nach meiner Ansicht auch der Hottentotte und Buschmann. Ich möchte alle afrikanischen Rassen mit krausem Haar Neger nennen, mag nun ihre Nasenbildung variiren (wie das in demselben Stamm zu geschehen pflegt) von der offenstehenden, rückenlosen Form mit den weiten Nüstern der Buschmänner bis zu dem schönen, adlermässigen, zartgestalteten Organ der Massai oder Wolof. Kein Unterscheidungszeichen ist so unveränderlich als das Haar. Bei den Buschmännern trifft man Zwergstämme sowol wie Stämme von durchschnittlicher Grösse, z. B. in der Nähe des Kunene und des obern Sambesi. Auch die Farbe der Neger wechselt in derselben Gegend zwischen kohlschwarz und lohfarbengelb, dabei ist aber ihr Haar, gleichviel ob lang oder kurz, stets kraus. Nichtsdestoweniger gibt es grosse Unterschiede unter den Negerrassen, welche sie in gewisse ziemlich deutlich erkennbare Gruppen trennen, deren Mitglieder grössere Verwandtschaft untereinander als mit andern Abtheilungen der Unterarten oder Varietäten verrathen. So gleichen die niedern Typen der Massai nicht so sehr den Bantu- als vielmehr den Negerstämmen am Nil — dem Schiluk-Dinka-Volke —, von welchem sie vielleicht ursprünglich herstammen. Der schönste körperliche Typus eines Bantu, mag er nun im Damaralande oder am Victoria-Njansa oder in Natal gefunden sein, hat fast dieselben allgemeinen charakteristischen Merkmale an sich, gleicht aber durchaus nicht dem Massai, welcher vielmehr als der höchste Grad der Entwickelung eines Negers vom Nil oder eines Wolof, des schönsten Modells unter den Rassen von Nordguinea, anzusehen ist. Insofern also die Bergbewohner des Kilima-Ndjarobezirks und anderer Gegenden, welche Dialekte der Bantufamilie sprechen, sich in Sprache und Körperbau von den Massai unterscheiden und in beiderlei Beziehung der Mehrzahl der Bewohner der südlichen Hälfte Afrikas (welche auch sprachlich derselben Gruppe angehören) gleichen, und ich ferner nicht den einen Neger, den andern Halbneger nennen kann (sintemal sie doch beide Neger sind), gebrauche ich die

Bezeichnung Bantu lieber in einem sowol physikalischen als sprachlichen Sinn und spreche von den Bantuvölkern, um sie den Massai gegenüberzustellen. Die vorzüglichsten Bantustämme in dem von mir zu beschreibenden District sind die Wataweta am Flusse Lumi, am Fusse des Kilima-Ndjaro, die Wadjagga, welche unter verschiedenen Häuptlingen und in politische Bezirke getrennt auf dem grossen Berge wohnen, die Wagueno und die Wakahe im Süden, sowie die Akamba und die Wateita im Nordosten und Osten. Als ich von Mombas zum Kilima-Ndjaro wanderte, traf ich keine Einwohner, bis wir die Berge von Maungu an den Grenzen von Teita erreichten. Dort kamen Leute zu uns, verkauften uns Honig und redeten mit uns im Kiteita-Dialekt. In Ndara und Bura sahen wir später mehr Wateita, und viele von ihnen wanderten nachher nach Taweta und Djagga aus, traten sogar als Jäger und Kundschafter in meine Dienste, sodass ich sie gründlich und vielseitig kennen lernte und Vocabularien von ihrem Dialekt anlegen konnte.

Durch ihre äussere Erscheinung nehmen die Wateita nicht für sich ein. Sie sind etwa mittlerer Grösse, die Männer durchschnittlich zwischen 160—175 cm, die Weiber von 150—162 cm gross. Die Gestalt ist leidlich gut, die Glieder, besonders die Beine, gut geformt, aber die Männer sehen etwas weibisch und schwächlich aus. Das Aussehen der Gesichter wechselt stark. Während einige kleine zierliche Nasen mit unmerklichem Rücken und eine stark gerundete Stirn haben, zeigen andere fast die Züge einer indianischen Rothhaut mit der Adlernase, den hohen Backenknochen und der zurückliegenden Stirn. Die Zähne werden künstlich gefeilt und scharf zugespitzt, stehen aber von Natur etwas weitauseinander im Zahnfleisch. Das Weisse in den Augen ist ziemlich dunkel. Die Ohren werden von der herrschenden Mode so mishandelt und entstellt, dass man ihre ursprüngliche Gestalt kaum zu errathen vermag. Der Körper verräth reichlich natürlichen Haarwuchs, aber jedes Haar wird sorgfältig ausgerissen, sodass selbst Augenbrauen, Wimpern, Schnurr- und Backenbart nicht verschont bleiben. Die Hautfarbe ist durchweg dunkel, russig-schwarz, aber sehr häufig

verhüllt durch einen Ueberzug von Russ oder rother Erde nebst Fett oder Ricinusöl, welcher über die Haut verrieben wird. Das Haar wird rund um den Kopf wegrasirt, sodass nur ein Zopf am Hinterkopf stehen bleibt. Derselbe wird sorgfältig gepflegt und in lange Stränge ausgezogen, die mit Fett gesteift und mit Perlen durchflochten werden. Für Perlen schwärmen alle Wateita. Die Weiber tragen schwere Halsbänder von Perlen, zuweilen bis 15 cm breit und 8 cm dick, welche so um den Hals geschlungen werden und das Kinn so hoch zu tragen zwingen, dass der Träger den Kopf ganz zurückwerfen muss. Mehrere hundert Stränge Perlen werden um die Taille getragen, schmälere Stränge kreuz und quer über Brust und Rücken, ferner rund um den geschorenen Theil des Kopfes gelegt, und ausserdem hängen solche in getrennten Strängen von den Schläfen herunter; auch verzieren sie damit die kleine Lederschürze, welche anstandshalber von ihnen getragen wird, sowie die Ränder des zweischwänzigen Lederschmucks, der vom Rücken herunterhängt, endlich werden die Beine mit Perlenschnüren von verschiedenen Farben verziert. Beide Geschlechter durchbohren die Ohrläppchen und erweitern das Loch, bis der auseinandergesperrte Hautlappen fast die Schulter erreicht. Ist dies Resultat erreicht, so werden zahlreiche Perlenringe eingebunden, um das verzerrte Ohr ferner herunterzuziehen, und dann wird der übrige Theil des äussern Ohres ebenfalls durchbohrt und mit Perlen grösserer Sorte behangen. Dieses Behängen der Ohren mit Perlen ist eine Eigenthümlichkeit der Wateita, indem die übrigen Bergvölker in der Nachbarschaft zu gleichem Zweck feine Eisenketten, hölzerne Bolzen oder Ringe von Holz oder Elfenbein verwenden. Von Religion findet man nur geringe Spuren bei ihnen. Sie fürchten sich vor Geistern, welche in den grossen Waldbäumen wohnen sollen, vielleicht aus dem Grunde, weil sie ihre Todten allezeit im Walde begraben. Das Land ist nur mässig waldreich, aber um so mehr werden die Gruppen hoher Bäume auf den Bergspitzen aus Religionsrücksichten geschont. Die Baobab oder Affenbrotbäume werden von diesem Volk wie von andern Rassen Ostafrikas ganz besonders für Wohnungen der Geister gehalten. Das Wort für

Gott heisst in ihrer Sprache *Mulungu*, aber ich möchte viel eher glauben, dass sie dasselbe von den Küstenstämmen entlehnt haben, und dass *Eruwa*, „Sonne", die eigentliche Bezeichnung für das allmächtige Wesen ist. Die Wapare, Wagueno, Wataweta und Wadjagga haben dasselbe Wort für „Sonne" und „Gott". *Mulungu* ist in Gebrauch bei den Anika und Akamba, und *Muūngu* und *Mungo* bei den Wasuaheli und Wapokomo. Alle diese verschiedenen Lesarten stammen von derselben ursprünglichen Form *Mu-n-kulu-n-kulu* her, welche fast völlig in dem neuern *U-nkulunkulu* der Zulu erhalten geblieben ist. Das Adjectiv *-kulu* bedeutet in fast allen Bantudialekten „gross" oder „alt". Dazu kommt dann die Vorsilbe *n*, darauf die persönliche Vorsilbe *mu*, sodass diese Verbindung schliesslich „der Alte" bedeutet, denn gross und alt sind in diesem Sinne synonym, und Bleek vermuthet sogar, dass das Wort das Ueberbleibsel alter Gottesverehrung oder die Vergöttlichung eines Stammgründers bedeutet.

Noch eines Umstandes möchte ich bei den Wateita erwähnen, bevor ich sie verlasse. Die Heirathen beruhen zunächst auf Kauf, indem der künftige Bräutigam dem Vater des Mädchens die drei oder mehr als Preis bestimmten Kühe übergibt. Nach Abschluss dieser Vorverhandlungen läuft das Mädchen davon und stellt sich als ob es sich verberge. Sie wird dann vom Bräutigam und drei bis vier seiner Freunde aufgesucht. Nachdem sie entdeckt ist, ergreifen die Männer sie und tragen sie nach der Hütte ihres künftigen Ehemanns, wobei gewöhnlich jeder Mann ein Glied festhält und sie so von den vier Männern und dem Bräutigam getragen wird. Am Bestimmungsort angekommen, nachdem sie unterwegs von Scharen lachender Mädchen und Weiber begleitet wurde, betritt sie die Hütte mit ihren vier Häschern, von denen jetzt jeder berechtigt ist, das besondere Vorrecht des Ehemanns auszuüben. Nachdem diese sich auf so seltsame Weise für ihre Dienste bezahlt gemacht haben, überlassen sie das Mädchen ihrem Ehegatten zum ausschliesslichen Besitz. Sie bleibt drei bis vier Tage bei ihm, wird dann durch ein anderes Gefolge zum väterlichen Hause zurückbegleitet und

kehrt schliesslich zum eigenen Heim zurück, um die Sorgen und Pflichten ihres Hausstandes zu übernehmen.

Die Sprache der Wateita ist eine Mittelstufe zwischen den Dialekten der Küste und Djagga.

Die Akamba, welche einen breiten Landstrich im Norden von Teita nahe am Fusse des Kenia bewohnen, sind die Nachbarn der Galla an der Küste. Sie sind ein wanderlustiges aber colonisirendes Volk und grosse Jäger. Ich sah viele von ihnen in Taweta, wohin sie Hörner und getrocknetes Rhinocerosfleisch zum Verkauf brachten. Im ganzen hat dieser Menschenschlag ein gutes Aussehen, nur überraschte es mich, bei vielen schlichtes, wenn auch kurzes Haar anzutreffen, was in Verbindung mit heller Hautfarbe eine Beimischung von Galla-Blut andeutet. Sie sind leicht bekleidet, mit ledernen Ueberwürfen, nehmen aber etwas Rücksicht auf Anstand. Ursprünglich, laut ihrer Ueberlieferung, Bewohner der Ebenen und Berge im Südosten des Kilima-Ndjaro, wurden sie durch die Ueberfälle der Massai weiter nach Norden getrieben und liessen sich aufs gerathewohl in dem langen Länderstreifen nieder, welcher die letztgenannte Rasse von den Galla trennt. Hier haben sie recht feste Wurzeln geschlagen, im Bunde mit ihren nahen Verwandten den Wakikuju und Wadaidjo vom Kenia, und wenn sie auch noch häufig sowol von den Massai als auch von den Galla belästigt wurden, so haben sie sich doch vermehrt und vervielfältigt. Sie sind sogar in den letzten Jahren zu zahlreich für ihr Land geworden, welches so viel Nahrungsmittel als verlangt werden nicht aufbringen kann, und müssen deshalb an die Küste und nach Taweta auswandern, um ihr Leben zu fristen. Sie bilden eine ruhige, fleissige, männliche Rasse, ganz verschieden von den elenden Anjika von Mombas (Zeuge Krapf), und werden ohne Zweifel, sobald ihr Land dem Handel erschlossen wird, dieselbe wichtige Rolle als Träger und Arbeiter spielen wie die Wasuaheli von Sansibar.

Die schöne Waldlandschaft Taweta wird von zwei verschiedenen Colonien bewohnt. Die eine besteht aus einer Kuafi-Völkerschaft massaischen Ursprungs, und die andere und ursprünglichere ist ein höchst interessanter Bantustamm,

die Wataweta, welche hervorragende Eigenthümlichkeiten in Sprache und Denkart aufweisen. Zunächst möchte ich von ihnen behaupten, dass sie das angenehmste Volk bilden, welches ich jemals in Afrika angetroffen habe. Sie sind von stattlicher Grösse, einige zuweilen gross und stark und halten zuweilen ihre 180 cm. Ihre Gestalten sind oft wahre Modelle von Ebenmaass und Anmuth. Sie salben ihre Körper mit Oel und Ocker, wie alle bereits beschriebenen Völker ringsum. Das Haar wird nach verschiedenen Moden aufgebunden, öfters pomadisirt und in verschiedene Stränge zertheilt und das Ganze zu einem Zopf über den Rücken verbunden, während andere es in langen Locken um Gesicht und Schultern herunterhängen lassen. Häufig lassen sie den Schnurr- und Backenbart wachsen und enthalten sich im allgemeinen des Verfahrens, Augenbrauen und Augenwimpern auszureissen, wie es anderswo, gelegentlich aber doch auch in Taweta geschieht.

Die Beschneidung wird allgemein vorgenommen. Heirathen hängt natürlich vom Kaufen der Braut ab; dass aber ein Rauben derselben stattfinde, habe ich nicht bemerken können. Kann der junge Mann seine Frau nicht auf einmal bezahlen, so gibt er dem Vater einen Theil des Betrags, die für ihn bestimmte Braut wird mit ihm verlobt und sorgfältig vor jedem Umgange mit andern jungen Männern behütet, bis der Rest des Kaufschillings erlegt ist. Dann wird sie seine Frau, und sobald sich Anzeichen von Schwangerschaft zeigen, wird sie reich mit Perlen geschmückt und über die Augen eine dicke Wulst dünner eiserner Ketten gelegt, sodass sie ganz verschleiert wird und nicht deutlich sehen kann. Stets erscheint sie in Begleitung einer alten Frau, welche sie vor jeder Aufregung und Gefahr zu bewahren hat, bis das erwartete Ereigniss stattgefunden hat; danach werden keine weitern Umstände gemacht, und die nachfolgenden Kinder werden geboren, ohne dass besondere Vorsichtsmassregeln für nöthig befunden werden.

Nach der Hochzeit ist den Weibern die freieste Lebensweise gestattet, und oft kokettiren sie mit ihren Liebhabern unter den Augen des Mannes; wenn der Liebhaber nur zahlt, so wird seiner Bewerbung kein Hinderniss in den Weg ge-

legt. Beide Geschlechter entbehren jedes Begriffs und jeder Vorstellung von Scham, die Männer besonders sind sich völlig unbewusst, dass Nacktheit unschicklich sei. Alle Kleidung, die sie tragen, dient nur als Zierath oder zum Schutz gegen die Kälte in der Nacht und am Morgen. In ihrem Familienleben sind sie liebevoll und freundlich, wie man aus der oben Seite 199 erzählten Episode ersieht. Dennoch zeigen sie eine räthselhafte Unempfindlichkeit, sobald ein Todesfall sich ereignet. Der Leichnam eines aufrichtig geliebten Weibes oder Kindes wird hastig in einer wenig tiefen Gruft ausserhalb des Ringes der Hütten vergraben und mit Steinen und Rasen zugedeckt. Die Hyänen machen sich nachts daran, den Leichnam auszuwühlen und zu verschlingen, ohne ein Dazwischentreten der bekümmerten Verwandten hervorzurufen, welche des andern Morgens die Knochenreste ihrer einstigen geliebten Angehörigen beiseite stossen, ohne das leiseste Zeichen von Rührung oder Zärtlichkeit. Sie haben einen unbestimmten Glauben an ein Leben nach dem Tode, aber sie verbinden ihre Gedanken mit den vom Körper getrennten Geist und nicht mit dem leblosen Erdklumpen, welchen sie nicht weiter beachten. Sie theilen diese Vorstellungen nicht mit ihren übrigen Vettern, sondern es tritt hier der Einfluss der Massai zu Tage; denn die Mehrzahl der Bantuneger wenden dem Leichnam ganz besondere Aufmerksamkeit zu, von der Idee geleitet, dass der Geist eines todten Menschen in enger Abhängigkeit von der Verwaltung und Führung seines frühern Haushalts bleibe.

Das Völkchen von Taweta nährt sich meist von Pflanzenkost, welche sie deshalb in grosser Mannichfaltigkeit in ihren schönen Gärten ziehen. Sie essen aber auch Fische und Fleisch. Die Fische werden im Lumifluss gefangen, welcher durch die Ansiedelung fliesst, und zwar mittels geschickt geflochtener Fallen und Wehre. Auch verfertigen sie aus den Mittelfasern der Raphiapalme höchst saubere Angelruthen und Schnüre, wozu die Palme das ganze Material liefert mit Ausnahme des von der Hausindustrie hinzugefügten eisernen Hakens.

Die eigentlichen Wataweta zählen etwa 2000 Köpfe.

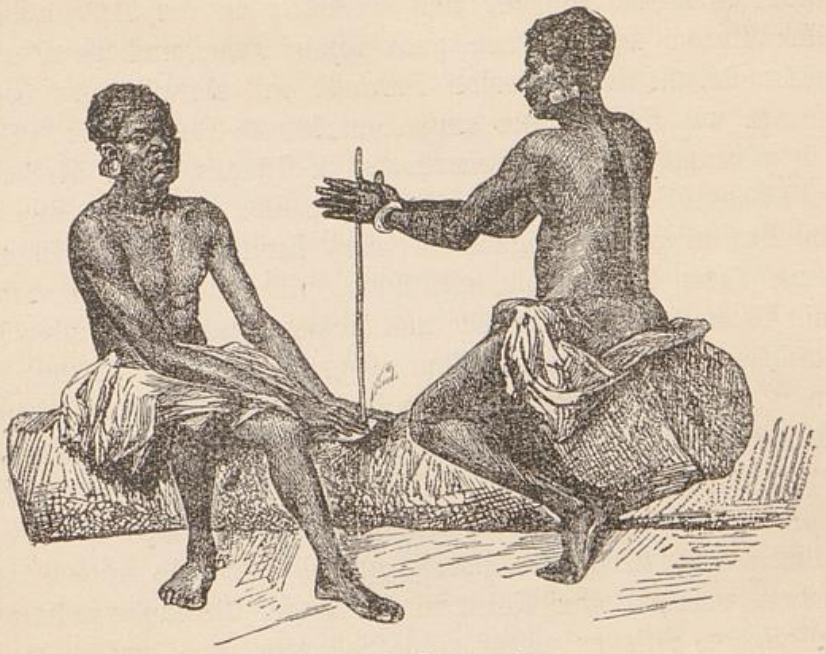
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wegen ihrer Ehrlichkeit und Umgänglichkeit stehen sie bei den Kaufleuten von der Küste im besten Rufe. Fast alle sprechen Kisuaheli und noch dazu besonders rein; untereinander bedienen sie sich natürlich ihres Kitaweta als Umgangssprache. Dieser sehr interessante Bantudialekt bietet manche merkwürdige Züge und hat sich eine Anzahl ursprünglicher Stammwörter in seinem Wortvorrath bewahrt. Es steht so ziemlich in der Mitte zwischen dem Kikamba und Kidjagga, hat dabei aber viele Eigenthümlichkeiten an sich.

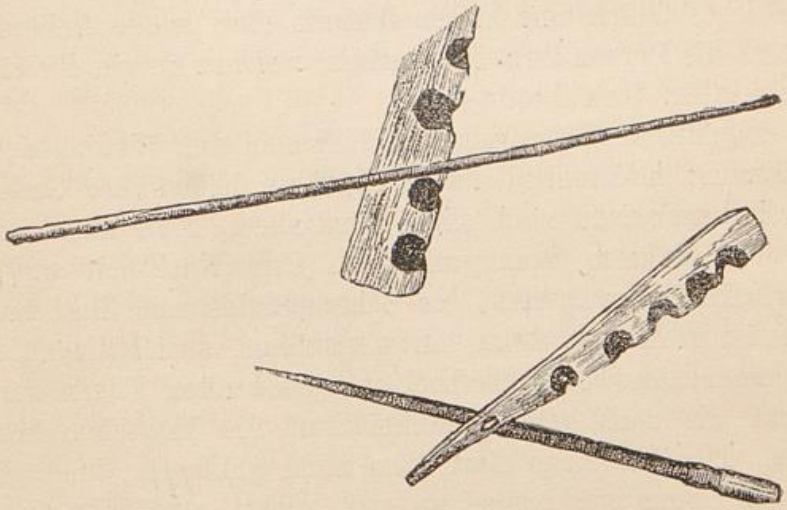
Der so häufige Verkehr mit den Küstenhändlern scheint manche Originalität bei ihnen abgestumpft zu haben, wenigstens äffen sie in ihrer Lebensweise und in ihren Gebräuchen gern den Wasuaheli nach. Viele von ihnen sind schon beinahe Mohammedaner geworden. Eine Kleinigkeit, nämlich die Art wie sie Feuer anmachen, dürfte der Erwähnung werth sein. Sie schaffen sich Feuer auf die gewöhnliche afrikanische Weise, indem sie rasch einen spitzen Stab von hartem Holz in einem kleinen Loch in einem platten Stückchen weichen Holzes herumdrehen; diese Arbeit ist das ausschliessliche Vorrecht der Männer und das Geheimniss vererbt sich vom Vater auf den Sohn und wird niemals, unter keiner Bedingung, wie sie selber sagen, den Weibern enthüllt. Ich fragte jemand um den Grund davon. „Oh", sagte er, „wenn die Weiber wüssten, wie Feuer anzumachen ist, so würden sie unsere Herren werden." Trotz dieses Mangels geht das schöne Geschlecht in Taweta doch ganz hübsch seinen eigenen Weg. Ich habe mehrere leitende Matronen kennen gelernt, welche bereits Sitz und Stimme im Rathe der Wasi oder Aeltesten, welche Taweta regieren, sich verschafft haben. Ich habe ihre leichten Sitten nach der Hochzeit besprochen, aber vieles kommt dabei auf Rechnung ihrer liebenswürdigen Anlagen, sodass man von einem Laster eigentlich nicht reden darf. Kurz und gut, ich habe nirgendwo ein artigeres, gefühlvolleres, mässigeres Völkchen als diese Wataweta angetroffen.

Die Wadjagga vom Kilima-Ndjaro gleichen ihnen nicht besonders. Ihr Aeusseres so wenig als ihre Anlagen sind ebenso angenehm. Zuweilen sieht man unter ihnen schöne

Gestalten, wie z. B. Mandara, der Fürst von Moschi, aber durchschnittlich sind sie klein von Statur. Die Weiber sehen



Wataweta beim Feuermachen.



Bohrlöcher und Stäbe zum Feuermachen.

jedoch theilweise gut aus und zeigen gute Körperverhältnisse. Bei ihnen trifft wirklich die allgemeine afrikanische Regel nicht zu, denn die Weiber sind in der That hübscher als die Männer.

Bei diesem Volke stossen wir wieder auf Anzeichen, dass Heirathen durch Raub bewerkstelligt werden, doch geht es dabei nicht zu wie bei den Wateita, da der Bräutigam bei dem Raube seiner Frau ganz allein steht und ganz gewiss nicht daran denkt, seine Freunde auf dieselbe Art zu belohnen wie die weniger exclusiven Mteita-Ehemänner. So oft ich während meines Aufenthalts in Djagga einer Hochzeitsfeierlichkeit beiwohnte, bestand dieselbe (nachdem der Kauf der Braut vorher abgemacht war) darin, dass der Ehemann seine Frau Huckepack entführte, während die Verwandten und Freunde ihn schreiend und lachend verfolgten, als ob sie das kreischende Mädchen ihm wieder abnehmen wollten; aber das Ganze war natürlich nur Schein und ein Ueberbleibsel alter Gebräuche, denn heutzutage bekommt ein Mann seine Braut nur dann, wenn er den Kauf vorher mit seinem künftigen Schwiegervater geregelt hat. In solchen Staaten wie Moschi, welche eine verhältnissmässig grosse stehende Armee unterhalten, vertheilt der Fürst in der Regel die kriegsgefangenen weiblichen Sklaven unter seine Soldaten und stattet sie mit Vieh aus. Auf diese Art verdanken seine Soldaten ihm ihr häusliches Glück und zeigen deshalb eine grosse Anhänglichkeit an die Person ihres Monarchen, welcher für sie die einzige Quelle aller Wohlthaten wird.

Eigentliche Sittenlosigkeit darf man den Wadjagga nicht vorwerfen; mohammedanische Einflüsse haben ihre Gedanken und Lebensweisen noch nicht verdorben. Man kann immerhin von unserm Standpunkt aus ihre Nacktheit und fast thierische Unbewusstheit des Schamgefühls undelikat nennen, aber ist man erst etwas daran gewöhnt, so sieht man darin ein angenehmes Ueberbleibsel aus jenen alten Tagen der Unschuld, als noch kein Gedankenkitzel die Menschen berührt hatte. Die Wadjagga darf man nicht anklagen, unanständig zu sein, denn sie bestreben sich nicht, anständig zu sein, sondern gehen umher wie sie die Natur geschaffen hat, ausser wenn es kalt ist oder wenn sie sich ein ungewöhnliches Ansehen geben wollen, in welchen Fällen sie Kleider und Felle um die Schultern werfen.

Soweit ich habe in Erfahrung bringen können, finden bei

den Wadjagga keine Feierlichkeiten statt, wie sie so häufig von andern Bantustämmen beim Eintritt der jungen Leute beiderlei Geschlechts in die Mannbarkeit begangen werden. Die Beschneidung wird, wenn überhaupt, erst nach dem Zeitpunkt der Mannbarkeit und keineswegs allgemein vorgenommen.

Die Wadjagga theilen mit den Massai, welche sie vielleicht nachahmen, die seltsame Gewohnheit des Anspuckens von Dingen oder Personen zum Gruss oder zum Zeichen der Dankbarkeit. Ich erinnere mich, dass einst, als ich von einem kurzen Ausfluge nach Taweta zu meiner Ansiedelung in Djagga zurückgekehrt war, ein Mann sich so erfreut über meine glückliche Rückkehr zeigte, dass er meine Hand ergriff und wiederholt nach oben ausspuckte, wobei er beständig ausrief: „Eruwa itscha!“ („Gott ist gut!“). Sie haben nur eine unbestimmte Vorstellung von Gott. Es weiss wirklich niemand, ob er eins mit der Sonne ist oder nicht, denn dieser leuchtende Körper führt ganz denselben Namen „Eruwa“. Leitet man, wie ich es möchte, den Namen Gott von einer Anbetung der Vorfahren ab, so ergibt sich eine interessante Gegenüberstellung, indem andere afrikanische Völker die Gottheit mit dem Himmel oder der Sonne identificiren. So bedeutet das eben erwähnte „Eruwa“ im Kidjagga „Gott“; bei den Wataweta heisst es „Suwa“, auch „Sonne“, obgleich neuerdings die Suaheli dafür ihre Bezeichnung „Muungu“ eingeführt haben. Die Form „Eruwa“, „Suwa“ ist ihrer Abstammung nach gleich dem Suaheli „Djua“, dem Luganda „Njuba“, dem Kongo „Ntuva“, was überall Sonne bedeutet und stets auf dieselbe Wurzelform „Nduba“ zurückzuführen ist. Am obern Kongo haben die Bajansi nur ein Wort für Gott und Himmel, nämlich „Ikuru“ oder „Likulu“. Selbst bei den Galla bedeutet „Waka“ ununterschiedlich Gott und Himmel, und in der Massai-Sprache bedeutet „Engai“ (ein Femininum) sowol Gott als Himmel und auch Regen.

Kehren wir indessen wieder zu den Wadjagga zurück. Religion haben sie wenig oder gar nicht, dagegen desto mehr Aberglauben und Furcht vor Zauberei. Die Geister bewohnen

nach ihrer Meinung grosse Bäume, und deshalb bleiben diese von der Axt unberührt.

Ihre Todten begraben sie in der Einsamkeit des Waldes, bald in hohlen Bäumen, bald in der Erde. Die Hyänen wühlen sie gewöhnlich heraus und verschlingen sie — doch



Ein Wadjagga-Schmied.

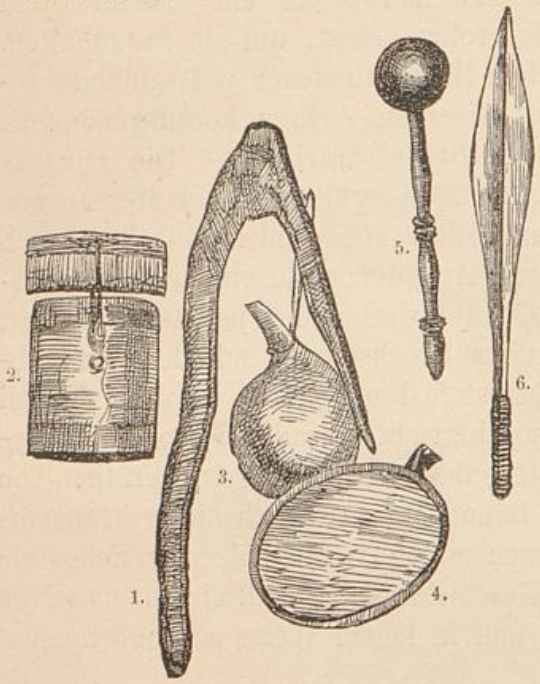
darum kümmert sich dieses Volk ebenso wenig, wie dies bei den Massai und Wataweta der Fall ist.

Die Wadjagga sind kunstgerechte Schmiede und verfertigen alle Arten Hausgeräthe, Waffen und Schmucksachen aus Roheisen, welches sie aus der Landschaft Usanga in der Nähe des Jipe-Sees gewinnen. Die Schmiede besteht lediglich aus einem Paar Blasebälgen aus Ziegenfellen, welche

in einem ausgehöhlten hölzernen Kegel zusammenlaufen; an den Kegel sind zwei gleichfalls durchbohrte Steine gesteckt und davor wieder eine steinerne Düse, welche dann in das Holzkohlenfeuer führt. Die Blasebälge werden an verschiedenen Pflöcken befestigt und öfters ein grosser Stein auf die Mündung des Blaserohrs gelegt, um sie festzuhalten. Nachdem das Eisen in dem Holzkohlenfeuer weissglühend geworden ist, wird es mit eisernen Zangen herausgenommen und auf einem Ambos von Stein verarbeitet. Die Djagga-Schmiede fertigen nicht allein Speerklingen und Messer aus anscheinend angelassenem Stahl an, sondern machen auch sonstige feinste und zarteste Arbeiten. Aus einem Rhinocerashorn stellen sie eine schön abgedrehte und polirte Keule her, die sie in Ermangelung einer Drechselbank mit der Hand abrunden. Die Töpferkunst ist fast unbekannt. Korbflechterei wird in hoher Vollendung betrieben, und sie verstehen ihre Körbe so dicht zu flechten, dass man in diesen Geräthen von gewebten Gräsern oder Bananenfasern Milch sicher transportiren kann. Die von ihnen angefertigten hölzernen Schüsseln verrathen keine geringe Geschicklichkeit, weil sie aus massiven Holzblöcken geschnitten und in keiner Weise zusammengefügt werden.

Am meisten zeichnen sich die Wadjagga durch ihre Hauswirthschaft aus. Die wunderbare Geschicklichkeit, mit welcher sie die terrassirten Bergwände mit winzigen Kanälen voll Wasser bewässern, welches sie aus einem Bache abgeleitet haben, beweist einen beträchtlichen Fortschritt im Ackerbau. Sie bringen ihre ganze Zeit damit hin, den Boden umzugraben, mit Asche zu düngen, zu harken und mit hölzernen Karsten umzuhacken. Alle Ackergeräthe, mit Ausnahme der Futterschneidemesser, Aexte und Sicheln, sind von Holz — hölzerne Hacken, hölzerne Pfähle u. s. w. Sie verstehen es ausgezeichnet, eine gegebene Oberfläche gleichmässig zu bewässern. Da die kleinen Wasserkanäle immer höher liegen als das bebaute Stück Feld, so zapfen sie dieselben an einer passenden Stelle über dem zu bewässernden Beet an und leiten den Strom vermittelst einer kunstlosen Rinne, welche sie aus hohlen, mittenentzwei gespaltenen Bananenzweigen

machen, deren Enden immer über den Anfang der folgenden Rinne gelegt werden. Sobald das Wasser durchzufliessen beginnt, wenden sie die letzte Rinne nach Belieben nach rechts und links, um so die belebende Feuchtigkeit überallhin zu vertheilen.



Geräthe der Wadjagga.

1. Hölzerne Hacke. — 2. Lederner Honigtopf. — 3. Kürbisflasche. — 4. Hölzerne Schüssel oder Teller. — 5. Keule aus Rhinoceroshorn. — 6. Messer.

Die Kost der Wadjagga ist eine vorwiegend vegetabilische. Fische fehlen in den fliessenden Gewässern ihres Landes; obendrein halten sie ganz wie die Wateita Fische nicht für eine Speise, sondern stellen sie vielmehr auf eine Stufe mit den Schlangen. Geflügel halten sie in grosser Menge, doch blos zum Verkauf an die durchziehenden Karavanen von der Küste, während sie selber Hühner als Nahrungsmittel verwerfen, da sie dieselben für ungesund und unmännlich halten. Ihre übrigen Hausthiere sind Rinder, Ziegen, Schafe und Hunde, obgleich man letztere nur selten zu sehen bekommt. Rinder werden hochgeschätzt. Sie gehören zu der höckerigen Zebu-Rasse, welche seit den Tagen der alten Aegypter in Ostafrika vorgeherrscht hat. Die Ziegen sind klein und zierlich, mit dürftig entwickeltem Gehörn, herabhängenden Ohren und öfters zwei kleinen Anhängseln von Haut an Stelle des üblichen Bartes. Die Schafe sind gross, behaart, mit schönen Wampen und herabhängenden Ohren. Der Bock hat einen ungeheuern Fettschwanz, welcher eine solche Grösse annimmt, dass er die Bewegungen wirklich hindert. Ein schönes Schaf kann man für $3^1/_2$ bis 7 m Tuch,

eine fette Ziege für etwa denselben Preis, eine Milchziege für ein Geringes mehr kaufen.

Milch bildet einen Haupttheil der Kost bei den Wadjagga; auch lieben sie leidenschaftlich das frische Blut eines eben geschlachteten Thieres. So oft ich einen Ochsen für meine Leute schlachtete — welche als Mohammedaner darauf bestanden, dass ihm die Kehle durchschnitten wurde und es sich zu Tode verblutete — versammelten sich die Wadjagga mit ihren kleinen hölzernen Bechern, und wenn



Ein Djagga-Haus.

das Thier im Todeskampfe auf der Erde lag und das warme purpurfarbene Blut unter starkem Druck aus den zerschnittenen Adern hervorsprudelte, füllten die Eingeborenen eifrigst einer nach dem andern ihre hölzernen Gefässe und setzten sich damit seitwärts vom Haufen nieder, um die gerinnende Flüssigkeit mit äusserstem Behagen und dem Frohlocken eines Feinschmeckers aufzuschlürfen. Sie sind starke Fleischesser, wenn sie es sich leisten können, doch wird ihre hauptsächliche Nahrung, wie schon bemerkt, dem Pflanzenreich entnommen.

Unter den für die Küche angebauten Pflanzen befinden sich Mais, süsse Kartoffeln, Yams, Aronswurzeln (*Colocasia antiquorum*), Bohnen, Erbsen, Hirse und Bananen. Taback wird stark angebaut; die Eingeborenen kauen ihn oder gebrauchen ihn als Schnupftaback nach Beimischung von Natron. Honig wird in ungeheuern Massen von den halbwilden Bienen gewonnen, welche ihre Stöcke in den hölzernen Kästen anlegen, die von den Eingeborenen in den Waldbäumen aufgehängt werden. Ein grosses Fass voll Honig kann man für 2 m Tuch kaufen.

Die Wadjagga bewohnen die westlichen, südlichen und östlichen Abhänge des Kilima-Ndjaro. Die Nordseite des Berges wird nicht bewohnt, ausser von Räuberbanden der Massai. Die bedeutendern Djagga-Staaten sind von Westen gerechnet Schira, Kiboñoto, Madjame, Uru, Kiboscho, Mpokomo, Moschi, Kirua, Kilema, Maraña, Mamba, Mwika, Msai, Rombo, Useri und Kimangelia. Obgleich diese kleinen Gemeinwesen sich beständig in den Haaren liegen, so sind sie doch eng verbunden durch ihre Blutsverwandtschaft, den Besitz einer gemeinschaftlichen Sprache, des Kidjagga, welche von allen ausser den, wie es scheint, einen besondern Dialekt redenden Warombo gesprochen wird.

Die Bewohner von Kahe (dem direct südlich vom Kilima-Ndjaro in den Ebenen des obern Ruvu liegenden Lande), von Ugueno und wie man mir sagte, auch die vom Berge Meru, scheinen in Sprache und Körperbau den Wadjagga sehr zu gleichen. Ohne Zweifel bildeten sie vor nicht langer Zeit dieselbe Rasse, bis die Angriffe der Massai sie in verschiedene Theile zersplitterten, und sie in ihren Schlupfwinkeln auf den Bergen oder den sumpfigen Ebenen vereinsamten. Die Wagueno sind ein furchtsames Völkchen und haben grosse Angst vor Zauberei. Alles Fremde oder Unbegreifliche ist „usawi“ (Zauberei). Sie fürchten nicht allein die Massai von ganzem Herzen, sondern erfüllen auch den kleinen Jipe-See am Fusse ihrer Berge mit eingebildeten Schrecken, indem sie nie an seinem Ufer zu fischen oder ihn mit Kanoes zu befahren wagen, und zwar wegen eines fürchterlichen Ungeheuers in Pferdegestalt, welches im See wohne und herausspringe, um

alles zu verschlingen, was sich dem Ufer nähere. Vergeblich kommen die Wataweta dahin und fischen ohne Furcht vor den Augen der Wagueno; diese furchtsamen Leute fahren trotzdem fort den See zu vermeiden, welcher so unendliche Vorräthe an Nahrungsstoffen beherbergt. Ich zweifle nicht, dass die Legende von dem Seeungeheuer auf dem Vorkommen der gefrässigen Krokodile oder der lärmenden Flusspferde im See beruht.

Meine Leser sind vielleicht etwas enttäuscht darüber, dass in diesem Kapitel so wenig Belehrung über besondere Gebräuche oder religiöse Vorstellungen zu finden ist. Ich kann nur bekennen, dass der Mangel nicht etwa daher rührt, dass ich die hier genannten Völkerschaften zu wenig studirt oder ausgefragt habe. Ich bin zu dem Schlusse gekommen, dass alle religiösen Begriffe, geheimnissvollen Ceremonien und Einweihungsgebräuche, welche die Bewohner des Kilima-Ndjaro ursprünglich von ihren Vorfahren ererbt und mit ihren andern noch lebenden Verwandten getheilt haben, in gegenwärtiger Zeit verschwunden oder durch den beständigen Wechsel des Aufenthaltsorts, durch Blutbade, Flucht und alle Zufälle eines ängstlichen Kampfes ums Dasein verweht sind, deren Opfer die Wandervölker des östlichen äquatorialen Afrika in den letzten Jahrhunderten gewesen sind. Wer meine früher erschienenen Arbeiten über die afrikanischen Rassen am Kongo, in Angola und sonstwo gelesen hat, wird bemerkt haben, dass ich oft seltsame Weihgebräuche, kunstvollen Thierglauben bei Begräbnissfeierlichkeiten, verschiedene Arten des Phallusdienstes und düstern Aberglauben beim Essen und Trinken geschildert habe. Bei den Völkern auf dem Kilima-Ndjaro oder in seiner Umgegend habe ich selten eine Spur von Religion, Glauben oder Kunst der Wilden angetroffen. Ich behaupte nicht, dass sie nicht existiren, sondern sage nur, dass sie nicht zu meiner persönlichen Kunde gekommen sind, und wenn nachfolgende Reisende mehr Glück in diesem besondern Studium haben als ich, so werde ich daraus entnehmen, dass trotz meiner beständigen Nachforschungen diese Eigenthümlichkeiten sich meiner Wahrnehmung entzogen haben.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE SPRACHEN DES KILIMA-NDJARO-DISTRICTS.

MASSAI. — KIDJAGGA, KITAWETA U. S. W. (BANTUSPRACHEN).

Das Interesse an den afrikanischen Sprachen ist erst neuerdings erwacht, aber in steter Zunahme begriffen. Die Arbeiten von Bleek, Lepsius, Müller, Steere und Schön, von Barth, Koelle, Krapf und Reinisch — nicht zu gedenken vieler anderer ernsten Mitarbeiter auf dem frisch beackerten Felde, welche alle zu unserer jetzigen Summe von Kenntnissen ihr Theil beitrugen — haben endlich gerechte Würdigung gefunden, und wenn auch viele dieser Grammatiker über ihren Studien unbekannter Sprachformen hinweggestorben sind, so hat doch fast in jedem Fall ihr Werk öffentliche Anerkennung und einen Werth erhalten, den weder sie selber noch ihre Verleger erhofften, als die Grammatiken oder Vocabularien oder Handbücher einem Publikum zuerst bekannt gegeben wurden, welcher ihnen keine besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte.

Wer jetzt die afrikanischen Sprachstudien beginnt oder fortsetzt, schuldet Robert Needham Cust gerechten Dank für seine mühevolle bibliographische Arbeit [1], welche jede bekannte Quelle der Belehrung tabellarisch aufführt und in die wegen unserer spärlichen Kenntnisse zu einer hoffnungslosen Masse aufgehäuften sich widerstreitenden Theorien einige Ordnung gebracht hat. So unvollständig wir auch den Gegen-

[1] „The modern Languages of Africa.“ 2 vols.

stand noch beherrschen, so können wir doch wenigstens mit einigen bestimmten Vorstellungen über die Gruppirung und Klassificirung der afrikanischen Sprachen an seine Betrachtung gehen. Wir wissen, dass in der südlichen Hälfte des Continents die grosse Bantufamilie vorherrscht; der gemeinsame Ursprung und die Verwandtschaften der hamitischen Sprachen sind aufgedeckt; die zur semitischen Gruppe gehörenden Dialekte im Norden und Nordosten sind nach ihren zugehörigen Plätzen verwiesen; und wenn auch allgemeinere Klassificirungen der Neger- und negerartigen Sprachformen gegenwärtig sich noch als illusorisch erweisen würden, so können wir wenigstens verschiedene sehr bestimmte und natürliche Familien erkennen, welche deutliche Zeichen eines gemeinsamen Aufbaus und eines gemeinschaftlichen Ursprungs verrathen, wenn sie auch einer berechenbaren Verwandtschaft mit fremden Sprachgruppen ausserhalb ihres heimischen Bezirks entbehren. Das gilt z. B. von den Nuba-Dialekten, der Fula-Gruppe und den Haussa, Kanuri, Wolof, Kru, Mande, Bagirmi, Schiluk und Dinka-Sprachgruppen des mittlern und westlichen Afrika. Eine besondere, nur leichte Anzeichen möglicher Verwandtschaften verrathende Sprache ist die mit nur geringen dialektischen Veränderungen von dem gut markirten Stamm der Massai gesprochene, deren ethnologische Züge im vorigen Kapitel behandelt wurden.

In den südlichen, südwestlichen und central-südlichen Gegenden Afrikas findet man Enclaven der Sprachen der Buschmänner und Hottentotten — die „Click"-Sprachen, wie man sie öfters nennen hört, über deren gegenseitige Verwandtschaft die Gelehrten noch hin- und herstreiten. Aber Theophilus Hahn[1] hat nachgewiesen, dass eine entschiedene Aehnlichkeit bei vielen Wörtern des gemeinen Lebens und in den drei ersten Zahlwörtern zu erkennen ist; und selbst Bleek muss zugeben, dass die Verschiedenheit zwischen den Sprachen der Buschmänner und Hottentotten schwerlich grösser ist als die zwischen dem Englischen und Lateinischen oder zwischen Englisch und Sanskrit, welche Sprachen aus der gemeinsamen

[1] „Tsuñi-||goam; the Supreme Being of the Khoi-Khoi".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arischen Wurzel herstammen, soweit sie auch nach Zeit und Art der Entwickelung auseinandergehen.

Massai.

Soweit bekannt werden in der Umgegend des Kilima-Ndjaro nur zwei von den vorhin genannten afrikanischen Sprachfamilien angetroffen, nämlich Massai und Bantu. Wie bereits angeführt sieht man in der Nachbarschaft von Useri, Kimangelia und auf den nordöstlichen Abhängen des Kilima-Ndjaro öfters hörige Stämme der En-dorobo, aber die wenigen mir zu Gesicht gekommenen Leute derselben sprachen Massai und liessen sich nicht verleiten, irgendwelche Wörter oder Redensarten in ihrer eigenen Sprache zu äussern, wenn sie überhaupt noch einen ihnen eigenthümlichen Dialekt besassen. Das Material zu meinen oberflächlichen Studien der Massaisprache erhielt ich hauptsächlich von einzelnen Personen, sowol von eigentlichen Massai als von den sogenannten Wakuafi oder ackerbauenden Massai, welche Geschäfte halber den Häuptling Mandara während meines Aufenthalts in Moschi besuchten, ferner von den Wakuafi von Kikoro nahe bei Taweta, von den wenigen Massai, welche ich in der Nähe von Useri antraf, und endlich von den räuberischen Massai, welche Gondja am Fusse der Pare-Berge und Sembodja's Stadt Masindi an der Westgrenze von Usambara heimsuchten. Meine Wörtersammlungen stimmen nach meiner Ansicht ganz gut zu denen von Krapf und Erhardt, und die hauptsächlichsten Unterschiede rühren zumeist von einer von mir geübten genauern Orthographie her. Erhardt gibt die Formen der Wörter im allgemeinen correcter an als Krapf. Die Vocabularien von Beiden verdienen jedoch das höchste Vertrauen, zumal sie oft unter schwierigsten Umständen mit wunderbarer Genauigkeit zusammengestellt wurden.

Krapf benannte seine Arbeit als Vocabular der Wakuafisprache, Erhardt dagegen bezeichnete die seinige mit grösserm Recht als Vocabular der Massaisprache. Keiner von ihnen war sich bewusst, dass sie dieselbe Sprachform studirten, obgleich thatsächlich der einzige Unterschied zwischen ihren Vocabularien aus der Anwendung verschiedener Weisen der

Rechtschreibung entspringt. Die von ihnen geschilderte Sprache scheint eine ziemlich reine Art des Massai zu sein, welche in der Nähe des Kilima-Ndjaro gesprochen wird.

Ich entdeckte dagegen eine gewisse Nichtübereinstimmung zwischen meinen sprachlichen Bemerkungen und denen des Herrn Last, welcher die südlichen Massai oder die im nördlichen Nguru wohnenden Wakuafi besucht hat. Ich glaube, dass dieser Herr ein umfangreiches Manuscript eines Wörterbuchs besitzt, welches sicherlich ein fleissiges Studium der Sprache beweisen würde; aber die von ihm in den „Proceedings" der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London vom September 1883 veröffentlichten Sätze und Wörter scheinen darzuthun, dass der Dialekt entweder verdorben war oder von ihm unvollkommen verstanden wurde. Einige Wörter sind augenscheinlich den benachbarten Bantudialekten entlehnt, und die besitzenden Fürwörter sowie die Personen des Zeitworts stehen zuweilen nicht in Uebereinstimmung mit der englischen Uebersetzung.

Ueber das nördliche Massai wissen wir nur sehr wenig. Es war für mich eine grosse Enttäuschung, dass Joseph Thomson, der einzige Europäer, welcher bisjetzt bis zu jenen Gegenden vordrang, wo die Massai an andere Rassen des Nordens anstossen, keine Gelegenheit zu sprachlichen Bemerkungen hat finden können. Er wäre sonst im Stande gewesen, etwas Licht auf die Verwandtschaften und den Ursprung der Massai-Sprache zu werfen. Er erwähnt das Volk der Suk, welches etwas nördlich vom Mbaringo-See wohnt, und bemerkt, dass seine Sprache bis auf einige bestimmte Unterschiede dem Massai in gewisser Hinsicht gleicht. Doch bezeichnet er diese Unterschiede nicht genauer, und in Ermangelung weiterer Daten können wir also nicht beurtheilen, worin die Verwandtschaft der Suksprache besteht.

Die Forschungen des Dr. Emin-Bey (des Gouverneurs der ägyptischen äquatorialen Provinzen, dessen Schicksal noch in Dunkel gehüllt ist) werfen ein gewisses Licht auf die nördlichen Glieder der Massai-Sprachenfamilie. Er liefert uns eine Wörtersammlung der Latuka-Sprache (von welcher Sir Samuel Baker auch einige Wörter gesammelt hatte), und

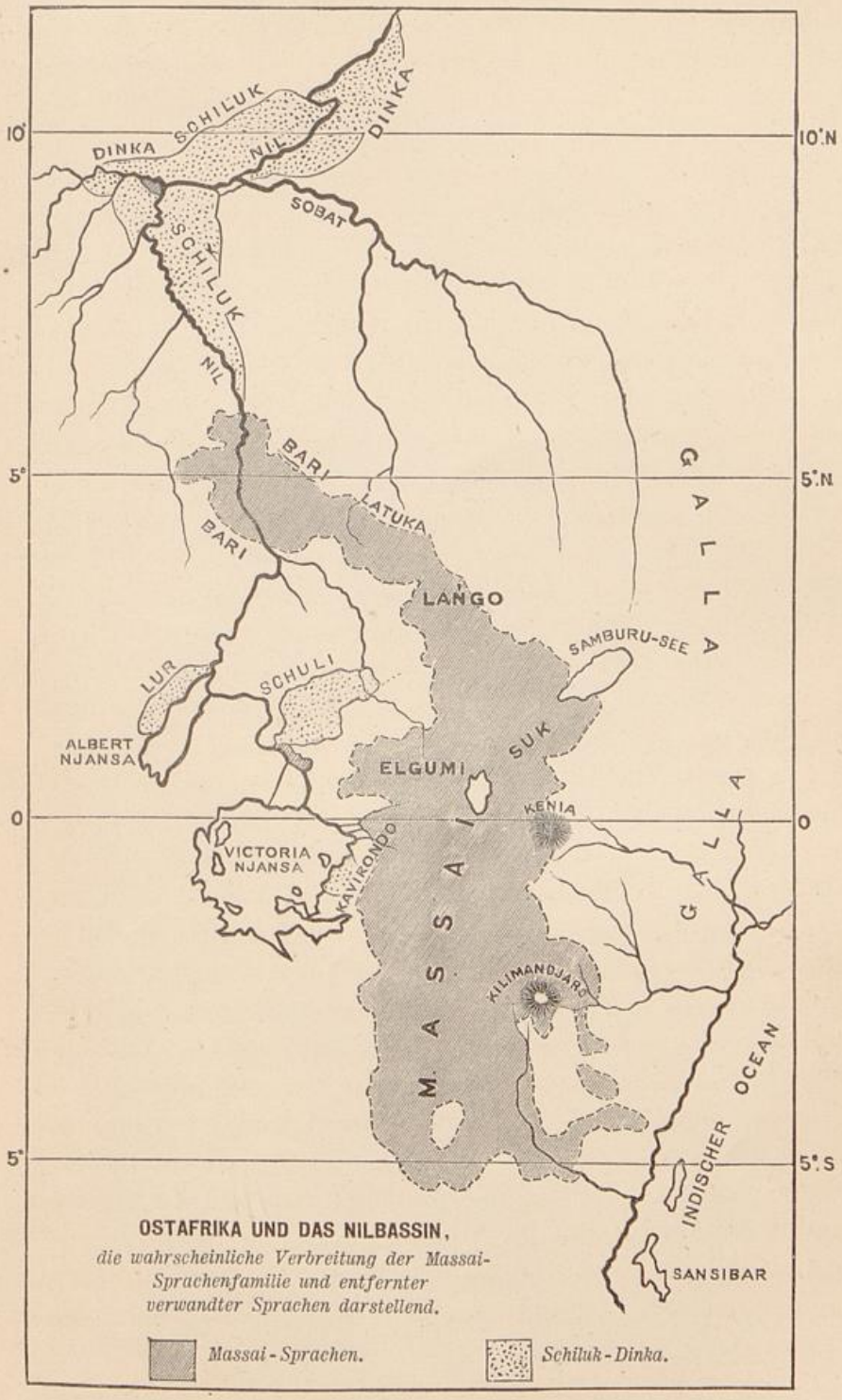
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lässt den Stamm der Latuka um 5° nördl. Br. wohnen, wo er von Negerstämmen (und -Sprachen) wie der Madi, Schuli und andern fast rings umschlossen sei. Dr. Emin-Bey behauptet, das Latuka gehöre zur Lango-Sprachengruppe weiter im Süden, nennt das Lango eine Gallasprache und bemerkt, das Latuka verrathe auch eine Familienähnlichkeit mit dem Galla. In allem diesem möchte ich ihm keineswegs beipflichten. Die Latuka-Sprache verräth durchaus weniger Verwandtschaft mit dem Galla als man nach den wenigen leichten und zweifelhaften Anzeichen im Massai annehmen darf; vielmehr ist es wahrscheinlicher, dass das Lango welchem das Latuka sehr ähnlich sein soll, auch zur Massai-Sprachengruppe gehört. Obgleich in der kleinen Wörtersammlung von Dr. Emin-Bey vielleicht die Hälfte der Latuka-Wörter von dem eigentlichen Massai abweicht, so kann doch darüber kein Zweifel entstehen, dass diese Sprachen zu derselben Familie gehören, und ich werde mich bemühen, in meinen im Anhang gegebenen Vocabular den Nachweis zu erbringen, dass das Latuka in vielen Stichwörtern und wesentlichen Punkten mit dem Massai übereinstimmt. Der einzige andere bekannte Dialekt, welcher augenblicklich noch für ein unabhängiges Mitglied dieser Sprachenfamilie gehalten werden kann, ist das Bari, welches in einem ziemlich grossen Gebiete an beiden Ufern des Weissen Nils zwischen 4° und 6° nördl. Br. gesprochen wird. Seine offenbare Verwandtschaft mit dem Massai wurde bereits von Lepsius in der Vorrede zu seiner „Nubischen Grammatik“ hervorgehoben, leider aber wurde diese interessante Entdeckung von anderen Autoritäten in afrikanischen Sprachen ignorirt, welche das Massai dem Nuba[1], Fula, und andern völlig verschiedenen Dialekten zugesellt haben.

Nach dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse dürfen wir das Massai als eine besondere afrikanische Sprachenfamilie hinstellen, zu welcher die nachfolgenden Sprachformen wahrscheinlich als Unterarten gehören, wenn auch die

[1] Ein solcher Schluss ist nach meiner Ansicht so schwierig zu erklären, dass ich darauf verzichte, dem Zusammenhang weiter nachzuspüren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG


10°
10°N
5°
5°N
0
0
5°
5°S
DINKA
SCHILUK
NIL
DINKA
SOBAT
SCHILUK
NIL
BARI
LATUKA
BARI
GALLA
LANGO
SAMBURU-SEE
LUR
SCHULI
ALBERT NJANSA
ELGUMI
SUK
KENIA
VICTORIA NJANSA
KAVIRONDO
MASSAI
GALLA
KILIMANDJARO
INDISCHER OCEAN
SANSIBAR
OSTAFRIKA UND DAS NILBASSIN,
die wahrscheinliche Verbreitung der Massai-Sprachenfamilie und entfernter verwandter Sprachen darstellend.
Massai-Sprachen.
Schiluk-Dinka.

S. 425.

Existenz oder Verwandtschaft einiger von ihnen noch als fraglich anzusehen ist:

Bari.
Latuka.
Laŋgo?
Sūk?
Samburu?
Massai.

Als einzig mögliche Verwandte der Massai-Gruppe mit andern unabhängigen afrikanischen Sprachenfamilien können einerseits die Dinka- und Schiluk-Dialekte, andererseits der Galla-Zweig der hamitischen Familie passiren.

Die Aehnlichkeit mit dem Dinka und Schiluk (Schuli, Lur, Schiluk u. s. w.) beschränkt sich auf eine gewisse zweifellose Uebereinstimmung der Wörtersammlungen, der Zahl- und Fürwörter, während in der Grammatik schwerlich eine Verwandtschaft nachweisbar ist.

Mehr als die nördlichern Zweige dieser Familie nähert sich das Massai im engern Sinn dem grammatischen Aufbau des Galla; daneben stimmen diese Sprachen auch in einzelnen Fällen mit ihren Zahl- und Fürwörtern überein. Dagegen ist durchaus nicht der geringste sprachliche Unterschied zwischen dem eigentlichen Massai und dem Massai der ackerbauenden Massai oder Wakuafi zu erkennen. Die Vocabularien, welche Krapf von dem Wakuafi, Erhardt von dem Massai aufgestellt haben, unterscheiden sich nur wenig in der Rechtschreibung und sind nichts weiter als voneinander unabhängige Versionen einer und derselben Sprachform. Wie ich schon hervorgehoben habe, zeigen sich in dem vom Massaivolk gesprochenen Massai nur geringe dialektische Unterschiede, soweit unsere Kenntnisse reichen, und doch ist diese Sprache über einen Raum verbreitet, welcher von 5° 30′ südl. Br. bis zum Aequator reicht. In dieser Gleichförmigkeit ähnelt es der Gallasprache, welche auch nur unbedeutende Abweichungen zwischen den an den Grenzen Abessiniens (12° nördl. Br.) und den an den Küsten des Indischen Oceans in der Nähe von Mombas üblichen Dialekten aufzuweisen hat. Diese Thatsache beruht ohne Zweifel auf dem umher-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweifenden Leben der Massai, da die Massai-Krieger, wie bereits erwähnt wurde, über fast den ganzen District, welcher ihren Namen trägt, umherstreifen und so mit den abgelegensten Gliedern ihrer Rasse beständige Fühlung unterhalten.

Bevor ich die Massaisprache in einer allerdings nicht erschöpfenden Weise zu schildern beginne, halte ich mich verbunden zu bemerken, dass sie in Bezug auf Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks keine Nebenbuhlerin unter den afrikanischen Sprachen hat. Im Vergleich mit solchen schrecklich complicirten Sprachformen wie das Fula (welches die Fulbe oder Fellata im mittlern und westlichen Afrika reden), wo man 19 verschiedene [1] Arten der Pluralbildung kennt und die Zeitwörter nach Tempus und Modus schlimmer als im Griechischen sich verhalten, zeigt die Massaisprache die Einfachheit des Englischen. Sie hat obendrein ein sehr reichhaltiges Vocabular und ihre Klangverbindungen sind wohllautend, einfach und für Europäer leicht auszusprechen. Noch ein angenehmer Charakterzug zeichnet sie aus, dass nämlich von dem Volk, welches sich dieser Sprache bedient, jede Silbe so deutlich ausgesprochen wird, dass ein Fremder jedes Wort viel leichter unterscheiden und seine Bedeutung feststellen kann, als dies gewöhnlich bei barbarischen Sprachen geschehen kann.

Die leitenden Züge der Massaisprache sind folgende. Sie unterscheidet drei Genera oder Klassen der Nomina, welche annähernd dem Masculinum, Femininum und Neutrum entsprechen. Diese Genera werden angedeutet durch die Form des demonstrativen Artikels, das demonstrative Pronomen, das Zahlwort, die adjectivische und participiale Vorsilbe, aber das letzte Genus, das Neutrum oder Commune, wird durch die persönlichen Pronomina und durch die Personen des Zeitworts ausgedrückt.

Es gibt zwei Numeri, Singular und Plural. Der Plural wird gebildet durch eine Beifügung oder durch eine Aenderung der Endung des Nomens im Singular, zuweilen auch

[1] Ungerechnet die unregelmässigen Bildungen.

durch eine Veränderung des Artikels [1] und bei gewissen Sprachtheilen (bei den Fürwörtern und einigen Beiwörtern u. s. w.), indem *Ku* oder *K* der Wurzelform vor- oder nachgestellt wird. [2]

Casus oder Declinationen des Nomen werden nicht durch Beugung oder Veränderung der Endung bewirkt. Der Genitiv des Substantivs folgt dem regierenden Wort, indem eine Partikel zwischen dem Nominativ und Genitiv eingeschoben wird. Diese Partikel scheint männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechts zu sein, je nach dem Geschlecht des Nomen im Nominativ.

Die Adjective sind entweder unabhängige Substantive, welchen eine adjectivische Stellung gegeben wird, oder es sind Participe eines Zeitworts, denen eine männliche, weibliche oder sächliche (allgemeine oder collectivische) Vorsilbe vorgesetzt wird.

Die persönlichen Pronomina treten vor das Zeitwort. Die besitzenden Pronomina folgen dem Nomen. Die hinweisenden Pronomina können vor oder hinter das Substantiv gestellt werden. Die fragenden Pronomina gehen dem Zeitwort voran, ebenso die relativen Pronomina; auch die fragenden Umstandswörter treten vor das Nomen.

Der Stamm oder die Wurzel des Zeitworts bleibt unverändert, die Zeiten und die verschiedenen Modi (je nachdem es im passiven, reciproken oder ursächlichen Sinn u. s. w. gebraucht wird) werden durch Beifügung von Vor- und Nachsilben gebildet. Viele der letztern lassen sich auf Abkürzungen unabhängiger Verba zurückführen.

Die negative Partikel wird stets dem Zeitwort vorangesetzt. Gewöhnlich dient als solche die Partikel *me* (*m-* vor einem Vokal); in gewissen Zeiten bedient man sich auch einer besondern Vorsilbe, welche aus einem Hülfszeitwort gebildet wird.

---

[1] So nehmen die männlichen Nomina im Plural den Artikel des Neutrums an.

[2] Diese Vorsilbe kommt sehr häufig im Bari vor, wo sie im allgemeinen in *Ko* übergeht; doch bedeutet sie dort nicht immer eine Mehrheit, sondern häufiger eine Verstärkung des Begriffs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Präpositionen treten auch im Massai vor das Wort, welches sie regieren. Nur einige enklitische Adverbien werden nachgestellt.

Der Accent fällt im Massai gewöhnlich (speciell bei den abgeleiteten Formen) auf die erste Silbe des Worts (gemeiniglich die Wurzel), sehr häufig auf die vorletzte, selten auf die letzte Silbe.

Nach diesen kurzen Andeutungen über die hauptsächlichsten Charakterzüge der Sprache werde ich nun ihre wichtigen Eigenheiten mehr im Einzelnen durchgehen.

Was die Aussprache des Massai betrifft, so klingen die Vocale fast durchweg wie im Italienischen. Es kommen keine dunkeln oder absonderlichen Klänge vor, und hierin gleicht die Massaisprache den meisten der Bantu-Sprachformen, in welchen es auch keine Vocale gibt, welche nicht ebenso rein und bestimmt erklingen wie im Italienischen. Im Massai können im Gegensatz zu der Regel im Bantu Wörter auf einen Consonanten enden, aber zwei Consonanten treten niemals zusammen, es sei denn, dass der eine ein Nasalis der andere ein Liquidus sei. Die Sprachlaute im Massai sind folgende:

Vocale: *a*, *e*, *i*, *o*, *ô*, *u* (*u* wird zuweilen als ein Halbdiphthong ausgesprochen, wie in dem englischen Wort *sure*).

Doppellauter: *ai*, *ae*, *ao*, *au*; *ea*, *ei*, *eo*, *eu*; *ia*, *ie*, *io*, *iu*; *oa*, *oe*, *oi*, *ou*; *ua*, *ue*, *ui*, *uo*.

Consonanten:

(Keine *Aspiraten*; weder *h*, *h'*, noch χ [*ch* wie in unserm *ich*, *recht*] kommen vor.)

Gutturale: *k*, *g*.

Palatale: *y*, *ǰ* (klingt wie das französische „*j*“ in jour, oder auch wie „*dj*“), d' („*dy*“, ein Mittellaut zwischen „*d*“ und „*j*“). *Č* (*tsch*, gleich dem englischen *ch* in *church*) kommt im Massai nicht vor.

Dentale: *d*, *t*, *s* (hart, scharf wie im deutschen *Ast*, französichen *savoir*, *ça*, nicht weich wie das englische *z* in *zeal*), *š*, (*sch* in *schon*, engl. *she*, franz. *chat*), *ž* (weiches *sch* wie im französischen *jour*, *jeune*).

Liquidae: *l*, *r*.

Nasale: *n*, *ṅ* (*ng*), *ny*.

Labiale: *m*, *b*, *p*, *v* (gleich unserm *w*), *w* (das englische consonantische *u*, wie in *water*). *F* und *v* (unser *w*) fehlen im südlichen Massai.

Es sei hier die Vorbemerkung gestattet, dass im Massai die harten und weichen Laute der gutturalen, dentalen und labialen Consonanten leicht miteinander vertauscht werden. Häufig ist es schwer zu entscheiden, ob man etwas mit *d* oder *t*, *k* oder *g*, *b* oder *p* schreiben soll. Ebenso kann man *š*, *ž*, und *j* oft nur schwer voneinander unterscheiden. Das Wort *žore*, „Freund" klingt öfters wie *šore*, *jore* und selbst als *dyore*. *Guduk*, „Mund", kann wie *Kutuk*, *Gutuk* oder *Kuduk* klingen.

Der Artikel scheint im Massai [1] dreierlei Formen zu haben, nämlich *ôl*, *el* und *en*. Der erste ist soviel als „stark, gross, männlich", und wahrscheinlich verwandt mit *ole*, *olewa* „stark, männlich"; oder er ist nur eine Mischform zwischen diesem geschlechtlichen Adjectiv und dem zweiten Artikel *el*, welcher gemeinschaftlich für beide Geschlechter und zugleich collectivisch der Zahl nach gebraucht zu werden scheint, indem er als Pluralform von *ôl* dient und zuweilen Substantiven collectivischen Charakters, welche keinen Plural besitzen, vorangeht. *El* ist höchst wahrscheinlich ein demonstratives Pronomen generis communis, und gleichbedeutend mit *ele*, er, sie, es, dies (Plural *kulo*, sie, diese).

Sowol *ôl* als *el* werfen vor Wörtern, die mit einem *s* beginnen, ihre Liquida ab; wie im Arabischen wird dann

---

[1] Im Latuka scheinen die Artikel *o* oder *ol*, *na* und *el* zu heissen. Im Bari sind die Artikel fast identisch mit dem dritten persönlichen Fürwort, der demonstrativen und der geschlechtlichen Vorsilbe. Also man sagt wie folgt:

Masc. Sing.	Fem. Sing.	Neutr. Plur.
Lo, *lu*	*Na*, *nu*	*ti*, *či*, *ku*.

Als hinweisendes Fürwort heisst es:

Masc. Sing.	Fem. Sing.
Lo	*Na*.
Masc. plur.	Fem. plur.
Či-lo, *Kulo*	*Či-ne*, *Ku-ne*.

ein Doppellaut dieses Consonanten gehört, wie *ossesin* (= *ôl-sessin*, „der Körper"), *ossoit* (= *ôl-soit*, „der Stein"), *essoit* (= *el-soit*) u. s. w.

Der letzte der drei Artikel, *en*, geht in *e*, *es*, *eṅ* (zuweilen *eṅg*) und *em* über, je nachdem das Nomen, dem es vorangeht, mit einem *n* oder *m*, einem *s*, einem Vocal oder einem labialen Consonanten anfängt; z. B. *E-modi*, „eine Pfanne" oder „Topf"; *e-naṅga*, „Tuch"; *es-siangiki*, „ein Weib"; *eṅ-oloṅ* oder *eṅ-goloṅ*, „die Sonne"; *eṅ-guduk*, „der Mund"; *em-bere*, „der Speer".

Der Artikel *en* ist seiner Bedeutung nach vorwiegend weiblich, doch gibt er dem Wort, welchem er vorangeht, eine verringernde, herabsetzende, schwächende, scherzhafte oder liebevolle Bedeutung. So ist *eṅ-ker* „ein weibliches Schaf" (*ôl-ker* „ein Schafbock"); *eṅ-doinyo* „ein Hügel" (*ôl-doinyo* „ein Berg"); *em-barawui*, „die Wakuafi oder ackerbauenden Massai", eine verächtliche Bezeichnung seitens der nomadischen Massai, nur im weiblichen Sinn gebraucht, um Feigheit auszudrücken; *en-gujita*, „zartes Gras" (*ôl-gujita*, „starkes, rauhes Gras") u. s. w.

Der Artikel *en* (mit seinen Varianten *e*, *eṅ*, *eṅg*, *em* u. s. w.) scheint ziemlich unmittelbar von *ena* herzustammen, dem weiblichen hinweisenden Fürwort, welches dem vorher besprochenen männlichen *ele* entspricht. Möglicherweise ist *ena* zusammengezogen aus *el*, dem gewöhnlichen zeigenden Artikel und der weiblichen Partikel *na*, z. B. *el-na*, *e-na*, *ena*, *en*. Ebenso wie ich vorher andeutete, dass *ôl* aus *o* (*ole*, „männlich") und *el* hervorgegangen sei.

Diese Betrachtung führt uns zur Erörterung der männlichen, weiblichen und sächlichen Partikeln, welche oft dem Nomen und Adjectiv vorgestellt werden.

O, *oi*, *li*, *le*, vor ein Stammwort gestellt, bedeuten Männlichkeit oder Stärke. Diese Formen sind augenscheinlich abgeleitet von *ole* (Plur. *olewa*), „männlich", einem Wort, welches vielleicht mit dem Verbalstamm *gol*, „stark sein", verwandt ist, oder auch mit *iôlo*, *yôlo*, „wissen", „können", und selbst mit *oloṅ*, *goloṅ*, „Sonne". Vor ein Wurzelwort gestellt, wird aus *ole* durch Zusammenziehung oder Abkürzung *o*, *oi* (*ole*,

o-e, *o-i*), *le* u. s. w. Diese Vorsilbe dient jetzt dazu, dem ihr folgenden Wort einen männlichen Charakter zu geben, z. B. *oigob* (*oi-kob*, *kob*, „Land"), „Männer des Landes" [1]; *o-irok*, „schwarz", masc.; *o-ibor*, „weiss", masc. (*ol-doinyo oibor*, „der weisse Berg"); *o-irosi*, „schwer", masc.; *li-kai*, „ein anderer", masc.; *l-ino*, „dein", masc. u. s. w.

Die Spur der sächlichen Vorsilbe, *e*, *ei* oder *el* (*ele*), lässt sich nicht so leicht und deutlich verfolgen wie die der männlichen oder weiblichen Vorsilben; doch prägt sie sich in verschiedenen Worten unfraglich aus, wie in *ei-bardani*, „Braut oder Bräutigam"; *ei-gulo*, „Brustbein"; *ei-baŋgi*, „ein mässig hoher Hügel"; *e-jon*, „frisch, grün"; *e-irok*, „schwarz"; *e-ado*, „lang"; *e-muaja*, „wieviel?" Ferner in allen Adjectiven generis communis und abstracten Nomen, wie *eweji*, „Platz"; *eiso* (Latuka, *eido*), „Himmel"; *e-duwa*, „Bitterkeit"; *e-gogo*, „Alter" u. s. w.

Die weibliche Vorsilbe ist *na*, und scheint mit der Wurzel *nana*, „schwach, weich, zart", und mit der herabsetzenden Nebenbedeutung „werthlos, verdorben" verwandt zu sein. Sie wird mit allen Wurzelwörtern verbunden, welchen eine speciell weibliche Bedeutung beigelegt werden soll, z. B. *na-ido*, „Schwester", eine Anrede an Frauen (*oido*, „Bruder", masc.; *eido*, „Brüderschaft", sächlich); *na-daŋgile*, „Liebling", eine Anrede an weibliche Personen; *na-do*, „lang", fem. (*enaŋga nado*, „das lange Tuch"); *na-gai*, „gut, wohl", Adv. von *-gai*, „gut" (*Eñ-gai*, fem., „Gott, Regen", wörtlich „das Gute"); *na-jon*, „grün", fem. u. s. w.

Beispiele, wie obengenannte Vorsilben derselben Wurzel vorangehen:

-jon, „frisch, grün."

Masculinum.	Neutrum.	Femininum.
Ól-doinyo ojon,	*El-ata éjon*,	*Em-benek najon*,
der grüne Berg	frisches Oel	das grüne Blatt.

[1] Es wird angenommen, dass von diesem Wort *oigob* (mit dem Artikel *el-oigob*) das Suaheli-Wort „Kuafi" als Name der ackerbauenden Massai herstammt.

Zuweilen zeigen sich Spuren, als ob alle diese Partikeln *o*, *na* und *e* sich zu Fürwörtern für die von ihnen repräsentirten Klassen umbilden oder umgebildet haben, besonders wenn sie neben Zeitwörtern auftreten. Im gegenwärtigen Augenblick tritt dieses Verhältniss nur bei den von Zeitwörtern abgeleiteteten Participialadjectiven hervor, nicht aber in den Zeitformen, welche nur die neutrale Vorsilbe *e* verwenden. Ob ursprünglich alle drei Formen als Pronomina — er, sie und es — gebraucht wurden, oder ob dies in Zukunft geschehen wird, vermag ich nicht zu entscheiden. Gegenwärtig hat man für er, sie, es, sie das gemeinschaftliche verbale Pronomen (Partikel) *e* oder *ei*. Man sagt also:

Òl-duñani
En-daŋgile
El-eduwa
El-dana
} e-mud (-mud = Wurzel des Zeitwortes).

Der Mann — er
Die Frau — sie
Das Bittere — es
} verschwindet.
Die Leute — sie verschwinden.

Auch das demonstrative Pronomen *ele* wird gewöhnlich als persönliches Fürwort gebraucht mit der Bedeutung er, sie und es. Unser plurales „sie“ wird gewöhnlich durch die Pluralform dieses Wortes, nämlich *kulo* ausgedrückt. Für streng demonstrative Zwecke hat natürlich dies Pronomen eine weibliche Form, worüber später.

Um das Gesagte kurz zusammenzufassen, so scheint es ursprünglich im Massai drei Genera oder Klassen der Nomina gegeben zu haben, männlich oder stark, sächlich oder neutral oder generell, weiblich oder diminutiv, und dass diese drei Geschlechter durch gewisse Partikeln angedeutet wurden, welche vor die Wurzeln der Wörter treten, um eben die Klasse oder das Geschlecht des regierenden Nomens anzuzeigen. Dies erinnert einigermassen an die Uebereinstimmung oder Concordanz (vgl. S. 434) in den Bantusprachen, aber man darf die Aehnlichkeit nicht weiter verfolgen; wäre dem so, so dürfte man im Massai sagen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ôl-duñani *o*-gol *o*-šam; ki-šam-*ole*.
Der Mann stark er liebt; wir lieben ihn.
= Der starke Mann liebt; wir lieben ihn.

oder:

En-daṅgile *na*-lulunga *na*-kweni; ki-niñ-*na*.
Die Frau gesund sie lacht; wir hören sie.
= Die gesunde Frau lacht; wir hören sie.

Man sagt aber in Wirklichkeit:

Ôl-duñani *o*-gol *e*-šam; ki-šam-*ele*, und
En-daṅgile *na*-lulunga *e*-kweni; ki-niñ-*ele*.

In den Bantusprachen gibt es eine grosse Zahl (im ganzen 16) Klassen der Nomina und wird die regierende Vorsilbe des Subjects überall vorgestellt. So sagt man auf Suaheli:

Wa-tu *wa*-zuri *wa*-ja; na-*wa*-ona.
Die Leute schön sie kommen; ich sie sehe.
= Die schönen Leute kommen; ich sehe sie;

oder:

Ki-tu *ki*-dogo *ki*-mo; Tu-*ki*-pate.
Das Ding klein es ist drinnen; dass wir es mögen holen.
= Das kleine Ding ist drinnen; lasst uns es holen.

In den das Geschlecht ausdrückenden hamitischen, semitischen und arischen Sprachen existirte diese Uebereinstimmung in frühern Zeiten, so unvollkommen sie jetzt auch hervortreten mag, wenn auch die das Geschlecht bezeichnenden Partikeln gewöhnlich an die Endung des Wortes gehängt wurden statt ihm voranzugehen.

So sagt man auf Galla (eine hamitische Sprache):

Ni*ti* hie*ti* obole*ti*-*ši* ilal*ti* *iši* wam*te*.
Frau arme Schwester sie sah (und) sie rief.
= Die arme Frau sah ihre Schwester und rief sie.

In diesem Fall wird die Silbe *ti*, welche weibliche Bedeutung hat, und *iši*, ihre Variante, an alle Wörter gehängt, welche von dem regierenden Nomen abhängen.

In der Hottentotten-Sprache[1] zeigt sich fast dieselbe Er-

[1] Die Sprache der Hottentotten bezeichnet auch das Geschlecht, aber ich will darum nicht behaupten, dass sie nothwendigerweise mit den hamitischen Sprachen verwandt sein muss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinung, wie ich aus der Grammatik von Bleek entnehme:

//Nã-tara-*ti*, sida !hau-s-di-*ti*, /nĩ !ã-s-!na //an-hã-*ti*, hõ-*ti*-
Diese Weiber unser Stammes sie, ein anderes Dorf in wohnend, finden sie
da-ra, gare-da-ra goma-n ã-*te*.
wir thun, preisen wir thun Vieh von ihnen.

= Die Weiber unsers Stammes, welche in jenem Dorfe wohnen, finden wir und preisen ihr Vieh.

Im Arabischen (Semitischen) tritt fast dieselbe Uebereinstimmung oder Concordanz hervor wie im Galla. Obiger Satz würde hier also lauten:

الامرأة مسكينة شافت اختها و نادتها

Al-imr*at* maskin*at* šāf*at* uχ*t*-*ha* wa nad*at*-*ha*.
Die arme Frau sah ihre Schwester und rief sie.

In vielen arischen Sprachen wird die Concordanz (in genere, numero et casu) durch mehr oder weniger gleiche Endungen der Wörter ausgedrückt, welche sich gewöhnlich dabei wiederholen.[1] Wir alle haben dabei die männlichen, weiblichen und sächlichen Endungen der bekannten arischen Sprachen vor Augen, welche um das Geschlecht auszudrücken die Wurzel verändern und dasselbe Verfahren beim Adjectivum und Pronomen wiederholen. Es ist dieselbe Concordanz, welche uns beim Bantu so besonders überrascht, nur mit der einzigen Abweichung, dass in den Bantusprachen die Vorsilbe zur Nachsilbe wird.

Die persönlichen Fürwörter lauten im Massai:

Singular.	Plural.
1. *nanu.*	*iok.*
2. *ie* oder *iye*	*endai.*
3. *ele* (er, sie, es), vgl. demonstr. Pron.	*kulo.*

Die zweite Person Singular *ie* scheint etwas verstümmelt zu sein. Ich vermuthe nach leichten Andeutungen der Sprache,

---

[1] Gerade wie im Lateinischen, wo der Vocal *a* als Endung der weiblichen Nomina besonders charakteristisch auftritt und in den meisten correspondirenden Fürwörtern und Beiwörtern sich wiederholt, wie in dem Satze: „Ill*a* ancill*a* est bon*a*“, in welchem die Concordanz ebenso augenfällig hervortritt, wie in den oben angeführten Sprachen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass sie einst eine männliche und weibliche Form gehabt hat, wie in den semitischen Sprachen, vielleicht *oiye*, *loiye* (*loiye* dient noch dazu, Männer zu begrüssen) für das Masculinum und *naiye* für das Femininum. Die zweite Person Pluralis scheint einen weiblichen Charakter zu haben und aus *enda*, einem hinweisenden weiblichen Fürwort, „diese" und *ie* oder *iye* „du" zusammengesetzt zu sein, sodass sie ursprünglich „ihr, da" bedeutet. In der Gallasprache verwenden alle Nomina, die männlichen sowol als die weiblichen, das weibliche Fürwort, und werden als weiblichen Geschlechts betrachtet, sobald sie in collectivischem Sinn gebraucht werden.

Ele und *kulo*, die dritten Personen Singular und Plural sind nichts weiter als hinweisende Fürwörter und, wenn sie nicht beim Zeitwort stehen, sächlichen oder männlichen Geschlechts, während die gleichwerthigen weiblichen Formen *ena* und *kuna* sind. Die persönlichen Fürwörter lauten als Object wie als Subject anscheinend gleich. Im Satzbau treten sie hinter das Zeitwort oder das Prädicat:

„Ich gebe dir" heisst *Nanu aišo ie.*
Ich gebe dir.
„Du gibst mir" heisst *Iye išo nanu.*
Du gibst mir.

Dabei muss bemerkt werden, dass beim Sprechen des Massai das Pronomen, wenn es als Object auftritt, ebenso oft weggelassen als ausgedrückt wird; z. B. wird „ich gebe" oft für „ich gebe ihm, oder dir, oder ihnen" je nach dem Zusammenhang gesetzt.

Reflectivpronomen werden oft durch die gewöhnlichen Personalformen ausgedrückt, ausser in Fällen wo ein Nachdruck auf ihnen liegt, weil man dann die Wörter *os-sesin* (Leib), *ôl-dau* (Herz) mit den besitzanzeigenden Fürwörtern verbindet; z. B.: „ich selbst" heisst *nanu, os-sesin-lai*, wörtlich „ich, mein Leib"; oder: „ich liebe mich" *nanu ašam ôl-dau-lai*, wörtlich „ich liebe mein Herz".

Für die dritte Person Singular und Plural wird zuweilen *ninye* oder *nenye* gebraucht. Dies kann möglicherweise eine alte weibliche Form der dritten Person des besitzenden Artikels *enye* sein und auf ein verborgenes weibliches Nomen

zurückweisen. Eine reciproke Form der Pronomina wird öfters gebildet durch die Vorsilbe *pa*, eine Präposition, welche „für, durch, mit" bedeutet, wie *paiok*, *paye* u. s. w. Dies bedeutet oft „einander".

Vor die Wurzel des Zeitwortes treten gewisse Partikel, welche ursprünglich nichts als Abkürzungen der persönlichen Fürwörter gewesen zu sein scheinen.

Für die	erste	Person	Singular	*a-*
„ „	zweite	„	„	*i-*
„ „	dritte	„	„	*e-* (vgl. oben)
„ „	erste	„	Plural	*ki-*
„ „	zweite	„	„	*ki-*
„ „	dritte	„	„	*e-*.

Beispiel:

-kweni, lachen.
A-kweni, ich lache
I-kweni, du lachst
E-kweni, er, sie, es lacht
Ki-kweni, wir lachen
Ki-kweni, ihr lacht
E-kweni, sie lachen.

Es ist möglich, dass *na*[1] als Abkürzung von *nanu* zuerst die erste Person der Pronominalvorsilbe beim Zeitwort war. In einigen Fällen hört man es noch anklingen, wie in *naji* „ich werde gerufen". Die erste und zweite Person Pluralis lauten gleich, wie man sieht. Man kann in verschiedenen afrikanischen Sprachen die Wahrnehmung machen, dass die zweite Person Pluralis keine recht feste Stellung hat, sondern ihre Form von andern Personen entlehnt.

Die besitzenden Fürwörter werden als Nachsilben gebraucht und lauten:

Singular:	Plural:
Mein, e, s, *-lai*, Masculinum; *-ai*, Femininum und Neutrum.	*-lainai*, Masculinum; *-ainai*, Femininum und Neutrum.
Dein, e, s, *-lino*, Masc.; *-ino* oder *-nono*, Fem. und Neutrum.	*-linono*, Masc.; *-nono*, Fem. und Neutrum.

[1] *Na* ist die laut Dr. Fischer noch im innern Massai-Land übliche Form.

Sein, ihr, sein, *-lenye*, Masc.; *-enye*, Fem. und Neutrum (Sing. und Plur.).
Unser, *-laṅ*, Masc.; *-aṅ*, Fem. und Neutrum (Sing. und Plur.).
Euer (zweifelhaft; vielleicht *-inye* oder *-enye*, soviel als sein u. s. w.).
Ihre, *-lēnyĕna*, Masc.; *-ēnyĕna*, Fem. (Sing. und Plur.).

Beispiele:

Arabe-lai, mein Freund (Masc.).
Anaši-ai, meine Schwester (Fem.).
Eiboni-lino, dein Fürst (Masc.).
Naiu-ino, deine Mutter (Fem.).
Aji-enye, ihr Haus (Fem.).
Tokitin-ainai, meine Sachen (Fem.) u. s. w.

Die Relativpronomen scheinen im Massai nur eine Form und zwar eine einfache zu haben. Sie besteht aus *n-*, welches der dem Zeitwort vorangehenden Pronominal-Partikel voran-tritt wie in:

Ôl-duṅani nešam (*n-e-šam*).
Der Mann welcher liebt.
En-doki našam nanu.
Das Ding welches liebe ich.
= Das Ding welches ich liebe.

Die fragenden Fürwörter heissen:

Aṅai? „Welcher, welche?“ *Nyo?* und *Ainyo?* „Was?“ *K-* und *Ka?*[1] wird oft vor das Nomen gestellt und bedeutet dann „welche Sorte von?“ „Was?“ *Ka-l-kiteṅ?* „Welche Sorte von Vieh?“ u. s. w.

Alle diese Interrogativa erfordern das relative *n-* vor dem Verb, wie *Aṅai neno?* „Wer kommt?“ *Ken-doki neti?* „Was für ein Ding ist hier?“

Die Demonstrativa sind:

Singular:		Plural:	
Masc.	Fem.	Masc.	Fem.
Ele oder *elo.*	*Ena*, diese.	*Kulo* oder *Kule.*	*Kuna*, diese.
Elde.	*Enda*, jene.	*Kulde.*	*Kunda*, jene.

Zuweilen wird *n* oder *ni* (von dem Adverbium *eni*, „hier“) allen diesen Formen vorgestellt, um ihre Bedeutung zu betonen — *nelo* heisst „dies, hier“. Vor dem Plural wird *ku* weggelassen, z. B. *nieldo* „diese, jene“. Alle diese hinweisenden Für-

[1] Zuweilen wie *g-*, *ga* ausgesprochen.

wörter können auch als persönliche Fürwörter gebraucht werden.

Adjectivische Fürwörter sind:

Poki oder *boki*, alle, jede.
(*Pokirare*, alle zwei = beide.)
-kai, anderer.

Likai,	Masc. Sing.	der andere.
Eñkai,	Fem.	
Nakai,	Sing. und Plur.	die andern.
Kulikai,	Neutrum	

Die Adjective sind im Massai entweder unabhängige Nomina, welche im adjectivischen Sinn verwandt werden (wie in vielen unsern zusammengesetzten Substantiven, z. B. Hundehalsband, Mehlwurm u. s. w.) ohne Aenderung oder Rücksicht auf das Geschlecht; oder es sind Verbalwurzeln, denen die Vorsilbe des Geschlechts des Nomen vorantritt, welches sie begleiten, und sind dann Adjective im participialen Sinn.

Zur ersten Gattung gehören Wörter wie *torono*, *torok*, ursprünglich ein Substantiv, welches „Zerstörung, etwas Zerbrochenes, Verdorbenes" bedeutete, jetzt aber lediglich als Adjectiv gebraucht wird und „schlecht, sehr schlecht" je nach der Endung bedeutet; z. B.:

Ôl duñani torono heisst „der schlechte Mensch".
Ôl duñani torok heisst „der sehr schlechte Mensch".
El duñanak torok heisst „die schlechten Menschen".

Adjective dieser Art stimmen gewöhnlich mit dem regierenden Substantiv in numero überein (mit Ausnahme der nur in collectivischer Form vorkommenden, welche keinen Plural besitzen), führen aber keine Vorsilben zur Bezeichnung des Geschlechts; aber die Adjectiva der zweiten Klasse, zu der die Mehrzahl derselben gehört und welche möglichenfalls nichts als Participia Präsentis sind, führen immer vor ihrer Wurzel die unterscheidende Partikel, welche das Geschlecht des begleitenden Substantivs erfordert. So wird aus der Verbalwurzel *iroši*, „schwer sein", *oiroši*, Masc., *nairoši*, Fem., *eiroši*, Neutrum, je nachdem es als Adjectiv auftritt, wie:

Ôl-alem (Masc.), das Messer.
En-dolu (Fem.), das Beil.
El-ekari (Neutrum), das Brot.

Diese Adjective verändern im Plural ihre Endung nicht. Nomina masc. gen. welche, wie bereits angegeben wurde, Neutra werden, wenn sie in den Plural übergehen, verändern ihre adjectivische Vorsilbe. Man sagt also:

Ôl-doinyo oibor (Sing.), der weisse Berg,

aber

El-doinyon eibor (Plur.), die weissen Berge,

die Adjective bleiben jedoch im Singular wie im Plural für Femininum und Neutrum unverändert.

Im Massai folgen die Adjective immer dem Nomen.

Bei der Besprechung der Vorsilben, Fürwörter und Beiwörter habe ich schon so viel gelegentlich über die Hauptwörter gesagt, dass über diese wichtige Sprachform nur wenig nachzuholen bleibt.

Es will mir scheinen, dass im Massai das Substantiv eher aus einer Verbalwurzel hergeleitet werden muss, als dass aus ihm das Zeitwort hervorgeht, wie dies bei der Entwickelung der arischen Sprachen zu geschehen pflegte. Ich werde auf diesen Punkt beim Zeitwort zurückkommen.

Von den drei Geschlechtern der Nomina im Massai habe ich bereits gesprochen; ich will jetzt kurz angeben, wie der Plural gebildet wird. Bei den meisten Substantiven geschieht es durch Anhängung von *k* oder *ki*, *n* oder *ni*[1] an den Stamm, unter Einschiebung eines Vocals zwischen dem Stamm und dem pluralischen Suffix, im Fall das Substantiv nicht auf einen Vocal oder eine Liquida ausgeht. Thatsächlich enden die meisten Substantive auf einen Vocal.[2]

Einige anscheinend unregelmässige Plurale werden gebildet, indem *a* an den Stamm gehängt wird oder *tin*[3], z. B.:

---

[1] Vgl. Passivum der Verba.

[2] Vgl. Verba.

[3] *O* dient öfters als pluralische Endung. Vgl. die Plurale im Bari in Mitterrutzner, „Die Sprache der Bari“ (Brixen 1867).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kera, Plur. von *Ker,* ein Schaf,
Ewejitin, „ „ *Eweji,* ein Platz,
Tokitin, „ „ *Toki,* ein Ding.

Viele collectivische Nomina oder Hauptwörter sächlichen Geschlechts haben keinen Plural, oder bilden ihn gelegentlich durch die Vorsilbe *ku*, wie man dies auch bei gewissen Adjectiven beobachten kann. Dieser Vorsilbe *ku* sind wir schon beim demonstrativen Pronomen begegnet, wo sie den Plural bildet (*ku-na, ku-lo, ku-lde*, u. s. w.). Es ist offenbar eine alte pluralische Vorsilbe sächlichen Geschlechts. „Casus" kann man beim Nomen im Massai nicht unterscheiden, nur im Vocativ wird der bestimmte Artikel weggeworfen und durch die geschlechtliche Vorsilbe ersetzt. So sagt man bei der Anrede an Kinder *Nakera!* „O, Kinder!" anstatt *En-kera*, „die Kinder". Ferner *O-duñani!* „O, Mann!" *Eiboni!* „O, Fürst!"

Es ist schwer, von dem Massai-Zeitwort zu reden, ohne etwas auf die Frage des Satzbaues in der Massaisprache einzugehen.

Ich glaube, dass es möglich ist, die meisten bestimmenden Ideen, welche die Grundlage dieser Sprache bilden, auf einsilbige Wurzeln zurückzuführen. Viele von diesen kommen noch in ihrer ursprünglichen Form vor, neben ihren mehrsilbigen Varianten, und die Umbildungsprocesse sind nicht schwer zu errathen, welche zum Bau dieser Sprache geführt haben.

Die Partikel, welche zur Bildung der verschiedenen, aus einer Wurzel abgeleiteten Begriffe dienen, werden der Wurzel vor- oder nachgestellt. Zuweilen bestehen sie aus unabhängigen Verbalstämmen, die vorangehen oder nachfolgen, oder es sind einfache Wiederholungen des ursprünglichen Wortes zum Zweck der Verstärkung des Begriffs, oder adverbiale oder präpositionale Vorsilben oder im passiven Sinn gebrauchte angehängte Partikel u. s. w. Ein Beispiel wird meine Meinung besser zur Anschauung bringen.

Aus der Wurzel *ud*, „graben, bohren, aushöhlen", sind abgeleitet:

eŋg-*ud*-uk (der Mund) (eŋg = der weibliche Artikel), *ud* = die Wurzel, *uk* = ein anderes Stammwort, welches „scheinen, glitzern" bedeutet; daher eŋg-*ud*-uk die glitzernde Höhlung, d. h. „der Mund".

eŋg-*ud*-uk-aǰi (die Thür) (aǰi = Haus. *Engudukaǰi* wörtlich „die Mündung des Hauses".)

e-*ud*-oto = Höhle.

eŋg-*ud*-a = der Gräber, d. h. die Feldmaus.

en-d-*ud*-e = die Eingeweide; wörtlich „die Höhlung".

en-d-*ud*-ua = ein Korb; wörtlich das „Geflochtene" oder „Eingegrabene".

en-d-*ud*-unio = die Ferse, weil sie sich beständig in den Boden eingräbt.

-*ud*-i Passivum = gegraben, ausgehöhlt werden.

ud-i-ki = eine Art doppelten Passivums; wörtlich „wiederholt durchfurcht (mit Runzeln, Furchen versehen) werden" = sich vornehmen, beabsichtigen mit Ueberlegung.

-*ud*-i-kini = beabsichtigt, bestimmt sein für.

i-*ud* = reiben, wischen.

im-*ud* = „im" = vorübergehen; wörtlich „untergehen", von der Sonne gesagt; *En-goloṅ eimud* = die Sonne geht unter.

is-*ud*-o = verbergen, verhehlen.

is-*ud*-orie = sorgfältig verstecken, d. h. verschiedene Theile an verschiedenen Stellen verbergen. *Or* = theilen. Das vorgesetzte *s* stammt von dem Adverbium *si* = wiederum und bedeutet „wiederholtes Vergraben".

ib-*ud*[1] = auffüllen.

ib-*ud*-i = gefüllt sein, u. s. w.

Viele der leitenden Verbalstämme findet man im Vocabular.

Nachstehend gebe ich einige Proben des Zeitworts im Massai, sowie der Art seiner Conjugation.

---

[1] Latuka — *ivot* = voll (vgl. Vocabular).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erstes Beispiel.

-en, zusammenbinden.

Activum.
Indicativ.

Präsens.

Affirmativ.		Negativ.	
Nanu[1] a*en*,	ich binde.	Ma*en*,	ich binde nicht.
Iye i*en*,	du bindest.	Mi*en*,	du bindest nicht.
Ele eë*n* (oder *ēn*),	er, sie, es bindet.	M*ēn*,	er, sie, es bindet nicht.
Iok ki*en*,	wir binden.	Meki*en*,	wir binden nicht.
Endai ki*en*,	ihr bindet.	Meki*en*,	ihr bindet nicht.
Kuloeë*n* (oder *ēn*),	sie binden.	M*ēn*,	sie binden nicht.

Imperfectum.

At*ena*,	ich band.	Itu*aen*,	ich band nicht.
It*ena*,	du bandest.	Itu*ien*,	du bandest nicht.
Et*ena*,	er band.	Etu*ēn*,	er band nicht.
Kit*ena*,	wir banden	Itu*kien*,	wir banden nicht.
Kit*ena*,	ihr bandet.	Itu*kien*,	ihr bandet nicht.
Et*ena*,	sie banden.	Etu*ēn*,	sie banden nicht.

Futurum.

(Die zur Bildung dieses Tempus dienenden Partikeln sind offenbar Ueberbleibsel der Wurzeln *-lo*, *-po*, = „gehen". Vgl. Vocabular unter Verben.)

Al*aēn*,	ich werde binden.	Mal*aen*,	ich werde nicht binden.
(wörtlich: *ālo*, ich gehe. *aen*, binden).		Mil*aen*,	du wirst nicht binden.
		Mel*aen*,	er wird nicht binden.
Il*aēn*,	du wirst binden.	Mekil*aen*,	wir werden nicht binden.
Ela*ēn*,	er wird binden.	Mekil*aen* oder Mekipu*aen*,	ihr werdet nicht binden.
Kipu*aen*,	wir werden binden.	Mepu*aen*,	sie werden nicht binden.
(Kipu ist ein unregelmässiger Plural von *alo*, gehen, von einer andern Wurzel.)		(Die in diesem Tempus zusammentretenden Vocale werden oft zu einem Klange vereinigt, z. B. klingt „Kipu*aen*" wie „Kip*wen*".)	
Kipu*aen*,	ihr werdet binden.		
Epu*aen*,	sie werden binden.		

[1] Die persönlichen Fürwörter sind nur hierher gesetzt aus Gründen der Deutlichkeit. In der Praxis werden sie nicht immer angewandt, ausser um Nachdruck zu geben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Imperativ.

Mat*en*,	lass mich binden.	Mi*en*,	binde nicht.
T*ena*,	binde.	Mi*enieni*,	bindet nicht.
Mat*en*,	lasst uns binden.		
End*ena*,	bindet.		

Subjunctiv.

Präsens.

P*ēn*,	wenn, wann, während ich binde.	Pemae*n* oder Pemē*n*	wenn ich nicht binde.
Pe*ien*,	wenn du bindest, u. s. w.	Pemi*en*,	wenn du nicht bindest, u. s. w.

Dieses Tempus wird einfach gebildet, indem man die Präposition *pe*, wenn, während, wann u. s. w., vor das Präsens Indicativi setzt.

Eine andere Verbindung geht das Zeitwort mit der relativen Partikel *n*, *ne* ein, um auszudrücken, „dass ich möge", u. s. w. Sie folgt stets einem fragenden Fürwort oder einem vorangehenden Zeitwort.

Ayau naen, wörtlich: ich wünsche, dass ich möge binden,
= ich wünsche zu binden.

Auf gleiche Weise wird sie nach einem bezüglichen oder fragenden Fürwort dem Zeitwort vorangesetzt, wie:

Aňai nēn? wörtlich: wer ist da bindend?
= wer bindet?

Die persönlichen Fürwörter werden auf dieselbe Weise mit dem Zeitwort verbunden, wie die oben genannten Partikel *pe*, *me*, und andere:

N*aen*,
N*ein*,
N*ēn*,
Ne*kien*, } dass ich, du, er u. s. w. binden möge.
Ne*kien*,
N*ēn*,

Alle diese Partikel, *pe* und *ne* oder *ni*, sowie andere, wie *teni*, „wenn", auch *K*, *Ka*, „was?" (Ka*ien?* „was bindest du?") können allen Zeiten des Indicativs, in activer wie in

passiver Form vorgestellt werden, um eine subjunctive oder bedingte Bedeutung herzustellen.

Man kann demnach sagen:

Pe*tena*, wenn er band.
Ne*itukien*, dass wir nicht binden;
u. s. w.

Passivum.

-eni, gebunden werden.

Indicativ.

Präsens.

Affirmativ.		Negativ.	
A*eni*,	ich werde gebunden.	Ma*eni*,	ich werde nicht gebunden.
I*eni*,	du wirst gebunden,	Mi*eni*,	du wirst nicht gebunden,
u. s. w.		u. s. w.	

Man fügt hier immer dem Indicativus Präsentis Activi ein *i* am Ende zu.

Imperfectum.

Affirmativ.		Negativ.	
*Atēna*ki,	ich wurde gebunden.	*Ituaten*aki,	ich wurde nicht gebunden.
*Itēna*ki,	du wurdest gebunden,	*Ituaten*aki,	du wurdest nicht gebunden, u. s. w.
u. s. w.			

Hier fügt man dem Indicativ, Imperfect, Activ., ein *ki* am Ende nach.

Futurum.

Alaeni, ich werde gebunden werden,
u. s. w.

Imperativ.

*Tena*ki, werde du gebunden.
*Endena*ki, werdet ihr gebunden.

Ausser den hier erwähnten Zeiten können andere mittels der Hülfszeitwörter gebildet werden, wie:

Aidipa atena, ich hatte gebunden, ich hatte bereits gebunden;
wörtlich: ich habe geendet, ich habe gebunden.
Ituaidip atena, ich hatte nicht gebunden.
Ayau naen, ich wollte binden;
wörtlich: ich wollte, will, wünsche, dass ich binde.

Viele, besonders die derivativen und die mit einem *i* anfangenden Verben bilden ihr Imperfect anders als bisher

beschrieben wurde, nämlich indem sie einfach ein *a* der Wurzel anhängen; z. B.:

Aidip, ich endige.
Aidipa, ich endigte.
Aiken, ich zähle.
Aikena, ich zählte.

Die Bildung des Imperfects geschieht bei andern Verben, wie im ersten Beispiel, durch Vorsetzen der Vorsilben *-ta*, *-te*, *-ti*, *-to* oder *-tu* vor die Wurzel und Anfügung eines *a* an die Wurzel, wenn sie in einem Consonant ausgeht; z. B.:

A-t-*ena* (eigentlich *a*-te-*ena*), } ich band.
A-ta-*šama*, ich liebte (von *šam*, lieben).
A-ti-*riša*, ich machte gleich (von *riš*, gleich machen).
A-to-*roro*, ich ging (von *roro*, gehen).
A-tu-*šuma*, ich unterdrückte (von *šum*, unterdrücken).

Es mag noch bemerkt werden, dass die Wahl des Vocals der Vorsilbe *-t-* gewöhnlich von dem tonischen Vocal der Wurzel abhängig ist.

Nun noch eine kurze Darlegung der Grundzüge der Conjugation selber.

Das affirmative Präsens ist nichts anderes als die Wurzel mit den vorgesetzten persönlichen Vorsilben. Das affirmative Präteritum (Imperfectum) wird gebildet, indem man die Vorsilben *-ta*, *-te*, *-ti*, *-to* oder *-tu* der Wurzel vorsetzt und ein *a* derselben nachfügt, oder letzteres blos bei den meisten derivativen mit einem *i* anfangenden Verben eintreten lässt.

Es ist möglich, dass die Vorsilben *-ta*, u. s. w., welche dem Verbum behufs Bildung des Präteritum vorgesetzt werden, aus der Verbalwurzel *-ta*, „sein, werden, haben", herstammen. Ueber den Ursprung des Futurum sind bereits oben Vermuthungen ausgesprochen. Es wird gebildet, indem man die Vorsilbe *-l* (*al*, *il*, *el*) den drei Personen im Singular Präsens, und *-pō* (*kipu*, *epu*) den drei Personen des Plurals vorstellt.

Der Imperativ gleicht, wie schon bemerkt worden sein wird, hauptsächlich dem affirmativen Imperfectum. Bei denjenigen Zeitwörtern, welche ihr Imperfect ohne die Vorsilbe *-t-* bilden, entbehrt auch der Imperativ dieser Partikel und gleicht

völlig dem Imperfectum in der zweiten Person Singular. In der zweiten Person Plural bedeuten die *e*, *en*, *em*, *end*, vor dem Zeitwort, wie z. B. End*ašam*, „liebt ihr", End*en*, „bindet ihr", soviel als *Endai*, „ihr".

Die negirenden Zeitformen werden in der Regel gebildet, indem man den affirmativen ein *m* oder *me-* vorsetzt. Diese Partikel stammt von dem Adverbium *emme*, „nein, nicht". Eine Ausnahme von dieser Regel zeigt sich in dem Negativum Imperfecti, wo *itu*, *etu* an die Stelle von *m* tritt. Ich weiss keinen Schlüssel zu finden, welcher mir den Ursprung dieser Vorsilbe erklärt, wenn sie nicht etwa verwandt sein sollte mit *-toa*, „starb, hört auf" (*Atoa*, „ich starb").

Das Passivum wird gewöhnlich gebildet, indem man dem Präsens Activi *i* und dem Imperfectum Activi *ki* hinzufügt, Bei einigen Zeitwörtern wird *-i* ersetzt durch *-ki* oder *-ni*, und die eine oder andere Vorsilbe wird auch wol wiederholt, um den Sinn zu verstärken oder zu modificiren.

Die Bedeutungen der Verbalwurzeln können durch verschiedene Vor- und Nachsilben verändert werden. Unter den letztern sind zu erwähnen:

-šo, causal (von *-išo*, geben).
-ate, reciprok.
-ie, transitiv.
-si, intensiv (von *-si*, wiederum).
-ge, restringirend (von *-ge*, nur, blos).
-ka, applicativ.

Das Zeitwort „sein, haben (nämlich „sein mit"), werden, existiren", wird durch drei Formen ausgedrückt:

-ra, *-ta*, und *-ti*.

-ra bezieht sich mehr auf die wirkliche Existenz und wird nur im Präsens gebraucht. *-ta* wird für Präsens und Präteritum aller Art angewandt und ist häufig soviel als „haben". *-ti* nimmt Bezug auf die Oertlichkeit und ist vielleicht nichts anderes als die Präposition *ti*, „in, auf" (*Ati*, „ich bin hier"; *Iti*, „du bist hier, oder da" u. s. w.). Einige wenige defective Zeitwörter finden sich auch vor, sowie auch einige unregelmässige, wie „gehen", „kommen", die aus verschiedenen Wurzeln herzuleiten sind, wie dies ja in andern Sprachen auch häufig vorkommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie schon oben angedeutet, kann man den Sinn der ursprünglichen einsilbigen Wurzeln, welche lediglich die Grundbedeutung angeben, durch gewisse Umbildungsprocesse mit Hülfe anderer Partikel bedeutend verändern, und durch Anfügung derselben die ursprüngliche Bedeutung des Wortes vergrössern, verkleinern, verstärken.

Adverbien werden im Massai dem Stamm des Zeitwortes gewöhnlich nach-, Präpositionen dagegen vorgestellt. Viele unabhängige Nomina oder Verba haben die Form von Adverbien und Präpositionen. Die Bindewörter sind *au*, „oder, entweder"; *o* und *na*, „und, mit", je nach dem Geschlecht.

Nach diesem zusammenfassenden Rückblick auf die Hauptcharakterzüge dieser Sprache werden wir hinlänglich vorbereitet sein, um ihre Stellung unter und ihre Verwandtschaft mit andern afrikanischen Sprachgruppen festzustellen.

In dem Ausdruck des geschlechtlichen Genus gleicht das Massai den semitischen, hamitischen und Hottentotten-Sprachen; doch ist, wie ich zu zeigen versucht habe, diese geschlechtliche Unterscheidung etwas nebelhaft und scheint mehr auf die Unterscheidung der starken, grossen Gegenstände von kleinen und schwachen hinauszulaufen. Die drei Genera des Massai, nämlich das starke oder Masculinum, das schwache oder Femininum und das geschlechtslose oder Neutrum; scheinen eine Mittelstellung zwischen den vielen willkürlichen Geschlechtern der Fula- und Bantusprachen und den zwei Geschlechtern der Nomina — männlich und weiblich — in den semitischen und hamitischen Sprachenfamilien einzunehmen. Der „weibliche" Consonant im Massai ist *n*. In den Hottentotten-[1], hamitischen und semitischen Sprachen lautet er gewöhnlich *t* (ת [*th*], *ś*, *ḥ*).

Hinsichtlich der Flexionen scheinen die ursprünglichen Wurzeln im Massai einsilbige gewesen zu sein, zum Unterschiede von den Bantu- und hamitischen Sprachen (wo dieselben wahrscheinlich zweisilbig waren) und den semitischen Sprachen (welche Wurzeln aus drei Silben und drei Buchstaben

[1] Die Hottentotten-Sprache hat, wie das Massai, drei Geschlechter, Masculinum, Femininum und Neutrum.

hatten). Die Pluralbildung durch Anhängung einer Nachsilbe an die Wurzel gleicht der Methode gewisser hamitischer und äthiopischer Sprachen, speciell des Galla, in welchen die wenigen vorkommenden Plurale durch Anfügung von *-n*, *-ni*, *-da* an den Singular des Nomens gebildet werden. Nebenher läuft eine zugleich seltenere Art der Pluralbildung (besonders beim Pronomen und Adjectiv und im Bari bei einigen Hauptwörtern), indem man die Vorsilbe in *ku* (Bari *ko*) verändert; dieselbe erinnert an die Familien der afrikanischen Sprachen, in welchen die Vorsilben eine leitende Stellung einnehmen.

Die Methode der Bildung der Derivativa, indem man verschiedene Nachsilben dem Stamm nachfügt und dadurch dem einfachen Wurzelbegriff eine reciproke, causale oder verstärkende Bedeutung beilegt, erinnert an dieselbe Methode in den Galla- und Bantusprachen.

Obgleich nun das Massai in gewissen grammatischen Zügen mit den hamitischen und Bantu-Sprachgruppen übereinstimmt, so lässt sich doch eine bestimmte greifbare Annäherung an eine derselben nicht nachweisen. Einige Zahlwörter verrathen eine leichte Aehnlichkeit mit denen des Galla, auch gleichen sich einige Wörter in den Vocabularien beider Sprachgruppen, aber die Aehnlichkeit ist vielleicht nur eine zufällige, oder es sind einige Wörter von einer oder der andern Sprache entlehnt. Das Massai gleicht dem Galla in seiner Anerkennung des geschlechtlichen Genus, unterscheidet sich aber wieder von ihm durch den Besitz dreier Geschlechter der Nomina, da das Galla und alle hamitischen und semitischen Sprachen, nebenbei bemerkt, nur zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche, anerkennen. Nach gewissen unbestreitbaren Aehnlichkeiten zwischen den Vocabularien des Massai, des Bari und der Dinka-Schiluk-Sprachen ist mit grösster Wahrscheinlichkeit der Ursprung der Massai-Sprachenfamilie auf ihre Quelle im Becken des Weissen Nil zurückzuverfolgen. Ihre Verwandtschaft mit dem Gallazweige der hamitischen Gruppe führt auf dieselben interessanten Fragen, wie die Aehnlichkeit gewisser grammatischer Charaktere in der Haussasprache des Nigerthals mit den Berbersprachen. Hier muss man die Lösung so vieler schwierigen Fragen über

den Ursprung der hamitischen und semitischen Sprachen, vielleicht auch dieser Rassen, suchen.

Das angefügte Vocabular des Massai lasse ich mehr zum Zwecke des Nachschlagens folgen, als mit der Absicht, ein wirkliches Glossar zu bieten. Letzteres würde nicht angebracht sein in einem Werke wie gegenwärtiges, und ich lasse daher die nachstehende Liste von Wörtern nur zur Bequemlichkeit der Freunde afrikanischer Sprachforschung folgen, denen dies Buch in die Hände gerathen sollte.

Ich habe dem Massai-Vocabular Wörter aus andern afrikanischen Sprachen beigefügt, welche entweder zu derselben Gruppe gehören oder einen Theil der besondern Sprachenfamilien bilden, welche vielleicht mit dem Massai entfernt verwandt sein dürften.

In diesen und andern folgenden Vocabularien, sowie beim anderweiten Gebrauch afrikanischer Wörter, deren Rechtschreibung nicht allgemein anerkannt feststeht, ist die von Lepsius in seinem „Allgemeinen linguistischen Alphabet“ (Berlin 1855) vorgeschlagene Schreibweise angenommen.[1]

Die folgenden Buchstaben werden gebraucht:

Vocale:

a, ā, e, ē, i, ī, o, ō, ô, ö, u, ū, ü.

Consonanten:

k, g, γ, χ, h', h, y, j, č, d', d, ƨ, δ, t, s, š, z, ž, l, r, n, ṅ, ń (ny), m, b, p, f, v, w.

Im allgemeinen klingen die Vocale wie im Italienischen und die Consonanten wie im Englischen, doch mag hier für unsere deutschen Leser und für die, welche Lepsius' System nicht studirt haben, eine weitere Anleitung nicht überflüssig sein. Von den Vocalen klingt:

a wie in „Mann“, englisch „master“.
ā „ „ „Vater“, „ „rather“.

[1] Dies bezieht sich nur auf den rein linguistischen Theil dieses Werkes; in der Schreibweise der geographischen Namen sind wir dem auf der Karte von Afrika von R. André und A. Scobel (Leipzig 1884) angenommenen System gefolgt (vgl. Vorwort des Uebersetzers).

e wie in „wenn“, englisch „met“.
ē „ „ „Bär“, „ „grey“.
i „ „ „mich“, „ „bit“.
ī „ „ „mir“, „ „ravine“.
o „ „ „von“, „ „not“.
ō „ „ „Ton“, „ „bone“.
ô „ „ „Aal“, „ „all“.
(Das „Aal“ in plattdeutscher Weise gesprochen.)
ö „ „ „Böse“, französisch „cœur“.
u „ „ „Null“, englisch „put“.
ū „ „ „Ruhe“, „ „rule“.
ü „ „ „Güte“, französisch „user“.

Von den Consonanten klingt:

k wie in „Kunst“, englisch „kitten“.
g „ „ „Gold“, „ „gate“.
γ (das griechische Gamma) wie das arabische غ (γain), ein Klang wie das französische verstärkte r, „r grasséyé“, unser schnarrendes r.
χ (das griechische Chi) wie ch in „ich“, „recht“, guttural, wie die Holländer es aussprechen; das arabische خ.
h' gleich dem arabischen ح, ein stark asperirtes *h* wie in „Hauch“.
h wie in „Haus“, englisch „house“.
y wie *j* in „Jahr“, „ „year“.
ǰ wie das englische *j* in „jar“ = dschar.
č wie *ch* im englischen „church“, oder *c* vor *e* und *i* im Italienischen. Ča = cha = tscha im Deutschen.
d' ein Klang wie „dy“, zwischen *ǰ* und *d*.
d wie in „der“, englisch „day“.
ϑ wie hartes *th* im englischen „think“.
δ „ weiches *th* im englischen „the“, „that“.
t „ in „Tau“, englisch „tale“.
s „ „ „Ast“, „ „sail“.
š „ „ „schon“, „ *sh* in „shawl“.
z „ „ „sieben“, „ „zinc“, „zeal“.
ž „ „ französischen „jour“, englisch „azure“.
l „ „ „Leim“, englisch „lace“.
r „ „ „rein“, „ „Rome“.
n „ „ „nein“, „ „need“.
ṅ „ „ „singen“, wenn es nasilirend wie „singgen“ ausgesprochen wird, ohne das erste *g* durchklingen zu lassen, also wie „Enge“; englisch „singing“.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ń zuweilen am Ende der Wörter vorkommend gleich *nj* oder dem spanischen *ñ* in „Señor".
m wie in „mit", englisch „maid".
b „ „ „aber", „ „boat".
p „ „ „Palast", „ „perch".
f „ „ „fehlen", „ „fail".
v „ „ „wenden" „ „veil".
w „ „ englisch „wait", „nawab", ein consonantisches *u*.

Wo der Accent nicht ausdrücklich angeführt ist, fällt der Ton gewöhnlich auf die vorletzte Silbe.

Die Bantusprachen am Kilima-Ndjaro.

Auf die Gefahr hin, die Mehrzahl meiner Leser zu ermüden, will ich meinen Wörterverzeichnissen der Bantusprachen der Kilima-Ndjaro-Gegend eine leicht hingeworfene Skizze der Hauptzüge dieser sehr merkwürdigen Sprachenfamilie voranschicken. Das Wort „Bantu" ist in diesem Buche so oft gebraucht, dass einige meiner Leser vielleicht auf seine Bedeutung nicht so ganz gefasst sind und sich über die häufige Wiederholung und den anscheinend bedeutungslosen Charakter desselben ärgern. Für diese Leser, nicht für die vorgerückten Liebhaber afrikanischer Sprachstudien, ist die folgende kleine Abhandlung bestimmt.

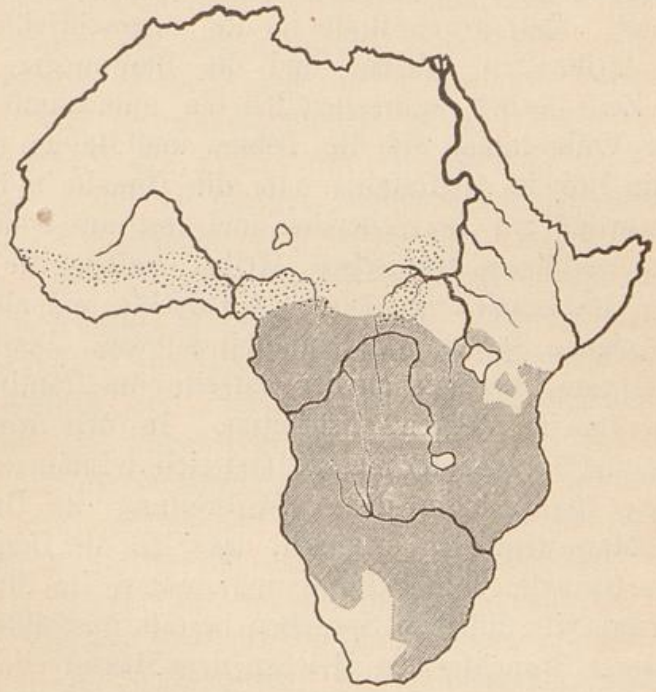
Wer einen Blick auf eine Sprachenkarte Afrikas wirft — wie sie Ravenstein für Cust's Werk über die afrikanischen Sprachen gezeichnet hat — wird ohne Zweifel bemerken, wie dicht in gewissen Gegenden, z. B. in Abessinien, im Becken des Weissen Nils, am untern Niger oder in dem Land um Sierra Leone herum, die Namen der verschiedenen Sprachen zusammengedrängt stehen. Dies rührt aber keineswegs davon her, dass hier zahlreiche Dialekte gemeinsamer Abstammung zusammengerückt sind. Viele dieser Sprachen — welcher sich vielleicht nur 2—3000 Einwohner einer einzigen Gruppe von Dörfern in einem wohlumgrenzten Bezirk bedienen — stehen völlig isolirt, ganz ohne alle Verwandtschaft mit andern bekannten Sprachformen da; andere Sprachen mögen schwache Spuren möglicher Verwandtschaft verrathen — z. B. einige Andeutungen in ihrem grammatischen Bau, oder im Vocabular oder in der Aussprache — welche hinreichend sind,

um Leute, die das Verallgemeinern in der Sprachenlehre lieben, zu veranlassen, sie in eine gemeinsame Gruppe zusammenzuwerfen, in der verzweifelten Hoffnung, die Vertheilung der afrikanischen Sprachen zu vereinfachen. Selbst die ausgeprägtesten und zweifellos natürlichen Sprachenfamilien, welche den Vorrang in diesen Gegenden haben — die Hamitischen, Fula, Nubischen, Schiluk, Haussa und Mandingo-Sprachgruppen — sie alle zeigen nur eine soweit ausreichende Aehnlichkeit des Baues in ihren verschiedenen Zweigen, dass der Philologe Veranlassung nehmen darf, mit einer gewissen berechtigten Genugthuung sie als gleichartige Gruppen gelten zu lassen. Aber die einzelnen Glieder aller dieser Familien gehen öfters in ihrem Wortschatze weit auseinander und unterscheiden sich ebenfalls in vielen grammatischen Einzelheiten. Das Galla und das Schilha (Schlu) (die Sprache der morokkanischen Berber) sind z. B. beides Mitglieder der hamitischen Gruppe, besitzen aber dennoch ausser einer gewissen Aehnlichkeit der Construction und einer Uebereinstimmung in einzelnen grammatikalischen Charakterzügen kaum eine gemeinschaftliche Wurzel oder Stammwort. [1] Mehr Beispiele anzuführen ist überflüssig; die Thatsache ist bereits von Kennern afrikanischer Sprachen anerkannt, dass in der nördlichen Hälfte des Continents eine verwirrende Menge verschiedener Sprachen angetroffen wird, welche zu zahlreichen unabhängigen Familien gehören und anscheinend nicht aus einer gemeinsamen Quelle herzuleiten sind. Aber man überschreite die unregelmässige Sprachengrenze, welche sich über den ganzen Continent von 6° nördl. Breite an der Westküste bis zur Linie an der Ostküste hinzieht, eben diese nördliche Grenzscheide des Bantu — und was findet man? Dass die ganze südliche Hälfte von Afrika mit Ausnahme der eingedrungenen Galla- und Massai-Sprachen im Nordosten und der rings-

[1] Man vergleiche damit das *Luganda* und *Oči-herrero*, lebende Sprachen an den beiden äussersten Enden des Gebiets der Bantusprachen, die soweit voneinander getrennt sind wie das Galla vom Schilha und sich nicht mehr voneinander unterscheiden als das Lateinische vom Griechischen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

umschlossenen Hottentotten-Sprache im Südwesten [1], die Domaine einer einzigen homogenen Sprachenfamilie bildet, weil die Bantudialekte unter sich vielleicht weniger voneinander abweichen als viele Schösslinge des arischen Stammes. Die wenigen andern afrikanischen Sprachen, welche sich irgendwie



Sprachenkarte von Afrika, speciell der Bantusprachen.

bezeichnet die Verbreitung der Bantu-Sprachenfamilie.

bezeichnet den Bezirk der vielleicht verwandten Sprachen.

dem Bantu nähern (in Hinsicht auf Aehnlichkeit des Baues), nehmen kleine abgesonderte Landgebiete im mittlern und westlichen Afrika ein, wo sie oft von völlig verschiedenen Sprachformen ringsum umgeben sind. Es leidet vielleicht

[1] Es verlohnt sich nicht, die Sprachen der Zwergrassen (das Obongo und andere) aus dieser allgemeinen Angabe auszuscheiden, zumal wir zu wenig über ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse wissen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaum einen Zweifel, dass ursprünglich die anfängliche Bantusprache mit ihnen auf gleicher Stufe stand und auch nur ein Mitglied einer kleinen Gruppe derjenigen Sprachen bildete, welche die Vorsilben mit Vorliebe verwenden und sich im Herzen von Afrika entwickelt hatten. Besondere Umstände gaben dem Volke, welches sich dieser Sprache bediente, die Gelegenheit, eine grosse Rolle in der ungeschriebenen Geschichte Afrikas zu spielen; und die Bantuneger, die zu gewisser Zeit höchst wahrscheinlich ein unbekannter unbedeutender Volksstamm wie die Temne und Bulom in Sierra Leone, die Efik in Alt-Calabar oder die Tumale in Kordofan waren, wurden zur herrschenden und fast ausschliesslichen Rasse des südlichen tropischen Afrika, welche die frühern Bewohner des Landes verschlang, verwischte und absorbirte, und ihre eigene Sprachform triumphirend vom obern Nil bis Natal und vom Tanafluss an der Ostseite des Continents bis Fernando Po im Westen ausbreitete. In der Ausdehnung der Rasse und Sprache der Massai lässt sich in kleinerm Maassstabe eine Parallele zu dieser Ausbreitung des Bantu erkennen. Man wird sich erinnern, dass ich die Beziehungen der Massaisprache zum Schiluk und andern im Flussgebiet des Weissen Nils üblichen Sprachen bereits geschildert habe. Einige dieser Sprachformen gleichen dem Massai ebenso sehr als die Nicht-Bantu-Präfixsprachen dem reinen Bantu ähneln. Die meisten dieser Sprachgebiete haben sich nur über einen kleinen engbegrenzten Raum ausgedehnt, doch hat die Massaisprache mit ihren verschiedenen Dialekten eine ununterbrochene Herrschaft sich erobert von 3° nördl. Breite bis nach 5° südl. Breite, wohin immer die Massai auf ihren kriegerischen Raubzügen gekommen sind. Nun wissen wir, dass in vielen Theilen des östlichen äquatorialen Afrika die Massai erst sozusagen seit gestern sich eingenistet haben. In vielen Gegenden, sogar mitten in ihrer jetzigen Heimat, haben die Ueberbleibsel der ursprünglichen Einwohner noch die mündliche Ueberlieferung sich bewahrt, dass vor wenigen Generationen die Massai noch unbekannt im Lande waren. Dennoch herrscht, ausgenommen in wenigen isolirten Gebirgsketten, wo die Bantu sprechenden Ureinwohner noch hausen,

die Massaisprache durch die ganze Weite des grossen Massai-Land genannten Gebietes. Es ist sogar wahrscheinlich, dass dieser kriegerische Stamm, wenn ihnen nicht mit Feuerwaffen bewehrte und von Arabern geführte Eingeborene im Süden entgegengetreten wären, einen beträchtlich grössern District überrannt haben würde, als er gegenwärtig beherrscht, und dass seine Sprache eine viel grössere Ausbreitung gefunden, und im Laufe der Zeit ihre Gleichförmigkeit verloren hätte, um vielleicht in viele gesonderte Dialekte zersplittert zu werden. Ebenso wahrscheinlich ist es, dass vor einigen hundert Jahren die Massai nur eine kleine Abtheilung eines Volksstamms am Nil bildeten, welchen widrige Umstände aus der Heimat vertrieben und weiter und weiter nach Süden drängten, dass aber die Massai während dieser ganzen Zeit ihre kriegerischen Künste fortübten, zunächst um sich vor Vernichtung zu bewahren, später aber auch um eine erfolgreiche Politik des Raubes und der Herrschaft zu üben. Geradeso war aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Ursprung und die Geschichte der Ausbreitung der Bantu-Rasse und -Sprache. Es ist sehr wohl möglich, dass vor ihrer Ankunft die südliche Hälfte von Afrika spärlich bevölkert war, vielleicht von einem niedrigstehenden Negerstamm im Norden und Westen, und von Hottentotten, Buschmännern und Zwergrassen im Süden und in der Mitte. Die eindringenden Bantu trieben nun in den ersten Zeiten der Invasion alles vor sich her und waren nichts als ein fechtendes Volk, wie noch heutzutage die Massai. Im Westen wurden sie jedoch von der dichten Negerbevölkerung aufgehalten, in welcher sie sich sozusagen festrannten, und im Südwesten desgleichen von den Hottentotten, welche wahrscheinlich Schutz suchend sich damals in diese Ecke des Continents verzogen. Im Centrum von Afrika haben sich die Rasse und Sprache des Bantuvolks bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten, wol wegen der viel geringern Mischung zwischen ihnen und den ursprünglichen Einwohnern. Nach diesen reinsten Typen zu urtheilen — den Eingeborenen an den grossen Seen und im Thale des Kongo — waren die Bantu ursprünglich ein Stamm von rother Hautfarbe. Vermischung mit den Hottentotten hat den Zulu eine gelbliche

Färbung gegeben und ihre Sprache verändert, während die Mischung der Bantu und der Neger an der Westküste den Charakter der Sprache erniedrigt und die Hautfarbe der Einwohner verdunkelt hat.

Erwägt man ferner die Thatsache, dass die ungeschriebenen Sprachen eines wilden Volkes sich ungemein rasch verändern, und beachtet man gleichzeitig die grosse Gleichförmigkeit aller Bantusprachen in ihrer Grammatik, Construction und ihrem Wortvorrath, so wird es schwer, anzunehmen, dass sie einen sehr alten Schössling der Negerrasse bilden oder dass die Zeit ihrer ersten Zerstreuung vom Mittelpunkt ihrer Entwickelung sehr weit hinter uns liege. Soweit wie ich es beurtheilen kann, mögen höchstens 2000—2500 Jahre verflossen sein, seit das Bantuvolk das südliche Afrika zu überschwemmen begann; und vor dieser Zeit, d. h. vor der Zerstreuung des vorher geschlossenen gleichartigen Stammes, wird derselbe sich einer gemeinsamen, nämlich der Bantu-Muttersprache [1] bedient haben. Was mich hauptsächlich dazu veranlasst, die Invasion des Bantuvolks in Südafrika und dessen nachfolgende Zersplitterung in einzelne Stämme in eine verhältnissmässig nahe Vergangenheit zu verlegen, ist die interessante Thatsache, dass in fast jedem Bantudialekt für die Bezeichnung des Haushuhns derselbe typische Name gilt, welcher überall auf den gemeinsamen Ursprung hinweist. In seiner ältesten Form heisst dies *ŋguku*. Dieses Wort gebraucht man in Kinjoro [2], in Luganda (der Sprache der Buganda, am nordwestlichen Ufer des Victoria-Njansa), in den Sprachen des obern Kongo, des Tanganjika-Sees, des Kilima-Ndjaro noch heutigentags, während Varianten desselben Worts in der Sprache der Kaffern (*iŋkuku*), Zulu, Mpoŋgwe, kurz in fast allen bekannten Dialekten der Bantu-Sprachgruppe

[1] Dieselbe war in jenen frühen Tagen sicherlich nur eine Schwestersprache oder ein Seitenzweig mancher verwandten Formen von Sprachen, welche auch die Vorsilben mit Vorliebe verwenden, und rührte vielleicht von einem ältern Stamm her.

[2] Kinjoro, einer der nördlichsten Dialekte der Bantusprache, wird in Bunjoro am Victoria-Nil, in 2° nördl. Breite, gesprochen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorkommen. Dieser Umstand lässt uns glauben, dass das Haushuhn der ursprünglichen Banturasse bekannt gewesen ist, bevor sie ihre Wanderung von dem Mittelpunkt ihrer Entwickelung und den heimatlichen Wohnsitzen begann. Nun liegt die Zeit, als *Gallus Bankiva* zu einem Hausthier wurde, nicht so sehr weit hinter uns, soweit wir es aus Malakka, Ostindien und China, seiner ursprünglichen Heimat, kennen. Hindostan scheint es seit 2000 Jahren v. Chr. als Hausthier gekannt zu haben, China seit etwa 1200 Jahren v. Chr., und die Polynesier führten es vielleicht mit sich, als sie vor 2000 Jahren auszogen, den Archipel des Stillen Meers zu colonisiren. Von Indien verbreitete es sich nach Persien und die Perser machten die Griechen um das Jahr 1000 v. Chr. mit ihm bekannt. Aristophanes nannte es den „persischen Vogel". Den Römern wurde es erst viel später bekannt, und die alten Juden lernten es erst lange nach der Babylonischen Gefangenschaft kennen. In Aegypten verbreitete es sich, soweit unsere Kunde reicht, während des frühern Zeitalters der Herrschaft der Ptolemäer. Den Nil aufwärts gelangte es rasch zu den Neger- und Halbneger-Stämmen — ebenso rasch als die Puter, Bisamenten, Ananas, Maniok, Mais und andere amerikanische Producte während der letzten zwei Jahrhunderte sich bis ins Herz von Afrika verbreitet haben — und erreichte so die Vorfahren der Banturasse vielleicht vor etwa 2000 Jahren, oder nicht viel darüber. Es gibt sogar jetzt noch viele Gegenden in Afrika, in welchen das Haushuhn unbekannt ist, wie im Massai-Land und einigen Theilen des südlichen und westlichen Afrika. Die Buschmänner halten es nicht. Obendrein lässt der Umstand, dass specielle Varietäten und besondere Bruten durchweg fehlen, vermuthen, dass das Haushuhn in Afrika noch keine Zeit gefunden hat, in irgendeiner auffälligen Weise sich von der ursprünglichen Form zu entfernen. [1]

---

[1] Vielleicht möchte jemand vermuthen, dass das Haushuhn in frühern Zeiten über Madagascar nach Afrika gekommen sei und die malaiischen Eroberer jener Insel es aus dem Indischen Archipel mitgebracht haben. Abgesehen von der Thatsache, dass nachweislich kein

Studirt man die vergleichenden Wörterverzeichnisse der Bantusprachen durch, so ergeben sich manche interessante Hypothesen über die ursprüngliche Heimat und frühere Lebensstellung dieses Volks. So leitet z. B. der Umstand, dass in den entferntesten und räumlich am weitesten voneinander getrennten Sprachgebieten dieser Gruppe ähnliche Wörter zur Bezeichnung des Leopard, Elefant, Flusspferd, Büffel, Schwein, Pavian, Affe, grauen Papagai, Biene u. s. w. dienen, zu der Vermuthung, dass diese Thiere der ursprünglichen Banturasse bekannt waren; während die Thatsache, dass Rhinoceros, Giraffe, Löwe, Strauss und Zebra durch eine Menge verschiedener und wechselnder Worte in den Dialekten der mit ihnen bekannten

---

Hausthier oder keine Pflanze über Madagascar nach Afrika eingeführt ist, dass vielmehr die meisten Hausthiere auf jener Insel Bantunamen führen und höchst wahrscheinlich von der Moçambique-Küste dorthin gekommen sind, darf man ferner betonen, und zwar mit gewichtigen sprachlichen Gründen, dass das südöstliche Afrika gegenüber Madagascar nicht für die ursprüngliche Heimat und den Ausgangspunkt des Bantuvolks gehalten werden darf. Ein anderer möchte vielleicht glauben, dass das Huhn doch von Madagascar nach der gegenüberliegenden Küste gebracht ist, und dass es von da nach allen Theilen des Bantu-Afrika — dem Seedistrict, Natal, Kamerun, dem Kongo — gelangte und seinen ursprünglichen Namen mit sich geführt habe. Wie lässt es sich dann aber erklären, dass alle Bantudialekte es unter verwandten (in Wirklichkeit identischen) Namen kennen, während es in benachbarten oder zwischenliegenden Sprachgebieten fremder Familien unter ganz verschiedener Bezeichnung auftritt? Auch ist hervorzuheben, dass alle in Afrika eingeführten und seit der Entdeckung Amerikas dort acclimatisirten fremden Producte auf dem Wege von Stamm zu Stamm quer durch den Dunkeln Welttheil keineswegs ihre ursprünglichen Namen beibehalten haben. Mais, süsse Kartoffeln, Maniok, Bisamenten, Ananas tragen in fast jedem gesonderten Dialekt auch besondere Namen, und wenn auch ihr ursprünglicher fremder Name in der Mitte Afrikas zuweilen auftaucht, so ist derselbe doch in den zwischenliegenden Gebieten näher der Küste längst verändert und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Endlich wird die Einführung des Haushuhns nach Madagascar vor etwa 8—900 Jahren gewöhnlich den Arabern zugeschrieben. Wenige Schriftsteller über Madagascar erwähnen es als dortiges Hausthier, und wahrscheinlich wird es selbst heutzutage dort noch wenig gehalten.

Stämme ausgedrückt werden, offenbar die Annahme unterstützt, dass diese Thiere den Vorfahren des Volks in ihrer ursprünglichen Heimat unbekannt waren. Die erstgenannte Reihe von Thieren (welche nur aus Mangel an Raum nicht um viele andere verlängert worden ist) führt zu der Vermuthung, dass ein reichlich bewaldetes und gut bewässertes Land im westlichen Centralafrika der ursprüngliche Wohnort der Banturasse gewesen sein wird. Der graue Papagai z. B. wird nicht weiter nach Osten als bis zum Victoria-Njansa angetroffen und nach Süden bis Angola, kommt aber sonst nur im westlichen Afrika vor. Leopard, Elefant, Pavian und Affe ziehen durchweg dicht bewaldete Gegenden vor. Das Flusspferd bewohnt lediglich grosse Flüsse und Seen. Büffel werden selten westlich vom Niger angetroffen. Andererseits bevorzugen Löwe, Giraffe, Rhinoceros, Zebra und Strauss die spärlich bewaldeten Steppen und Savannen des östlichen und südlichen Afrika; sodass wir alles in allem annehmen dürfen, dass die ursprünglichen mit ihnen unbekannten, mit andern Thieren, wie dem grünen Papagai, dagegen vertrauten Bantu in den waldigen Landschaften des westlichen Centralafrika lebten, dort ihre alte Heimstätte hatten, und von da auf ihrem Eroberungs- und Colonisationszuge durch das westliche, südliche und östliche Afrika sich ausbreiteten.

Aus dem Umstande, dass ein gemeinschaftlicher Name für „Ochse“ (*ŋgombe*, *iŋkombo*, *iŋkomo*, *omo*, *ŋombe*) in fast allen Bantudialekten wiederkehrt, darf man mit Sicherheit schliessen, dass Viehzucht zu den Beschäftigungen der ursprünglichen Rasse gehörte, ja dass sie auch Ackerbauer waren, weil die Ausdrücke für verschiedene Geräthe zur Bodenbestellung, wie für „pflügen“, „graben“, „säen“, „ernten“, selbst von einigen der entferntesten Abkömmlinge nur wenig verändert beibehalten worden sind. Aus denselben Gründen dürfen wir annehmen, dass ausser dem Rindvieh sie noch andere Hausthiere besassen, namentlich Ziegen, vielleicht auch Schafe, Hunde, Schweine [1] und Hühner. Von den gegen-

[1] Das Wort für Schwein hat dieselbe weite Verbreitung wie das für Ochse. Ich habe in meinem Werke über den Kongo zu beweisen ver-

wärtig angebauten Getreide- und Gemüsearten waren ihnen in den Zeiten vor ihrer Zerstreuung nur wenige, vielleicht nur Hirse, Kürbis, essbare Aronswurzel und einige unbekannte Wurzeln und Früchte bekannt.

Mit der Verwendung von Eisen und Kupfer scheinen sie vertraut gewesen zu sein, da Schmelzöfen primitiver Art noch in Gebrauch sind und sie Messer, Speere und Pfeilspitzen wie noch jetzt schmiedeten. Der Bogen war sicherlich allgemein eingeführt und derselbe Ausdruck dafür ist nicht allein fast im ganzen Bantu-Afrika üblich, sondern scheint auch von einer sehr alten Wurzel herzustammen. Töpferei, Korbflechten und das Anfertigen von Kleidungsstücken, sei es aus geflochtenem Grase, Bananenfasern oder eingeführtem Zeug waren gebräuchlich. Kanoes waren dem ältesten Bantustamm bekannt, nach der allgemeinen Verbreitung des ursprünglichen Namens zu urtheilen. Eine Idee vom Höchsten Wesen oder vom Schöpfer der Welt scheint existirt zu haben, jedenfalls herrschte der Glaube an die Geister der Gestorbenen, an Zauberei, Hexerei, gewisse unbestimmte Formen des „Fetischdienstes“ und Phallusdienstes überall vor, und der „Medicinmann“, „Regenmacher“ oder Zauberer übte ohne allen Zweifel über die ursprünglichen Bantu eine ebenso mächtige Gewalt aus wie noch jetzt über jeden Stamm der weit verbreiteten Abkömmlinge.

Offenbar waren in jenem goldenen Zeitalter vor ihrer Zerstreuung die Bantuvölker weder mit Pocken, Syphilis noch mit einer der Krankheiten bekannt, welche sie jetzt so heimsuchen. Sie rauchten vielleicht Hanf, jedenfalls keinen Taback, und sie tranken dazu verschiedenne Arten gegorener Getränke. Sie salbten sich mit Oel, ranziger Butter, rother Erde und mit Farbstoffen aus gewissen Bäumen. Sie sangen und tanzten und besassen Trommeln und mit Saiten bezogene musikalische Instrumente.

Die Beschneidung ist auch heutigentags nicht bei allen Bantustämmen in Gebrauch, und wurde möglicherweise von

---

sucht, dass das Schwein lange vor seiner Einfuhr durch die Portugiesen schon als Hausthier benutzt wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihren gemeinschaftlichen Vorfahren ursprünglich gar nicht ausgeübt, wenn sie auch damals an einzelnen Stellen schon vorgekommen sein mag. Ceremonien zur Einweihung der mannbar werdenden Jünglinge waren sicherlich üblich. Gerade wie wir uns Vorstellungen über das Leben der frühern Arier bilden, indem wir die den meistens aus derselben arischen Muttersprache abgeleiteten Dialekten gemeinsamen Wortstämme untersuchen, so vermögen wir auch vermittelst sorgfältigen Studiums der modernen Bantudialekte nicht allein die ursprüngliche Bantusprache wiederherzustellen, sondern wir lernen auch manche Dunkelheit über den damaligen Culturzustand und die Lebensweise der originalen Negerstämme aufzuhellen, aus welchen die afrikanischen Banturassen hervorgegangen sind.

Wahrscheinlich möchten einige meiner Leser gern etwas über die Bedeutung und den Ursprung des Wortes Bantu erfahren, welches in diesem Buche so oft vorkommt und allgemein zur Bezeichnung einer wichtigen afrikanischen Sprachengruppe und eines grossen Theils der Negerrasse dient. „Bantu" (richtiger *Ba-ntu* [1]) bedeutet „Männer, Leute, Volk". Es ist der Plural von *Mu-ntu*, „ein Mann", „ein menschliches Wesen", und der Ausdruck kommt mit verschiedenen Varianten in fast jedem der zu dieser Sprachenfamilie gehörenden Dialekte vor. Wol wird es zu *Wantu*, *Wandu*, *Watu*, *Vantu*, *o Vantu*, *Vatu*, *Atu*, *Batu*, *Wanu*, *Vanu*, *Anu*, *o Manu*, lässt sich aber immer auf die Urform *Bantu* zurückleiten. Mit zugefügtem Artikel wird daraus in einigen Dialekten „ein Bantu", wie im Zulu, der Kaffernsprache, in Kinjoro und Luganda, am Victoria-Nil und Victoria-Njansa. Wegen der allgemeinen Verbreitung des Wortes und weil es den Bau dieser Sprachen so besonders deutlich kennzeichnet, wurde es von Bleek als geeignet zur Bezeichnung jener grossen süd-

[1] Der Leser wird längst bemerkt haben, dass wir überall die Präfixe oder Vorsilben Wa-, Ki- u. s. w. an das Stammwort herangezogen haben, wenn auch dem Laute nach richtiger Wa-kamba, Kidjagga, Ba-ntu für Wakamba, Kidjagga, Bantu geschrieben wird.
Der Uebersetzer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

afrikanischen Sprachenfamilie vorgeschlagen, in welcher das System der Vorsilben herrscht. Manche andere Bezeichnungen wurden ebenfalls vorgeschlagen. Krapf befürwortete zuerst, „Nilotic“ zu sagen, aber das wäre ungereimt, weil nur einige entfernte Stammesgenossen am Nil wohnen, und schlug nachher Orphno-Cuschitic vor, eine unverständliche schwerfällige Bezeichnung. Ein anderer Schriftsteller schlägt „Kaffir-Congo“ als geeignete Benennung vor, aber wie will man in diesem Worte die Dialekte vom Kilima-Ndjaro und von Kamerun vereinigen? „Zingisch“, „Zanjisch“ sind ebenso dumm und unpassend. Der Ausdruck „Präfix-Sprachen“, „Vorsilbe-Sprachen“ begrenzt nicht scharf genug, indem verschiedene andere afrikanische Sprachgruppen ebenfalls die Vorsilben mit Vorliebe oder ausschliesslich gebrauchen; kurz, wir ziehen allen andern Vorschlägen das Wort „Bantu“ vor und halten es für die einzige genügende Bezeichnung dieser Gattung von Sprachen und der ziemlich gleichartigen Rasse, welche sich ihrer bedient. Die leitenden Charakterzüge der Bantusprachen sind von vielen Schriftstellern über afrikanische Sprachlehre fälschlich ausgelegt. In der Regel studirt ein Quellenforscher die Frage in oberflächlicher Weise, greift einen besondern Dialekt oder höchstens eine kleine Abtheilung einer ganzen Gruppe heraus, zieht hastig einige Schlüsse, und seine Nachfolger sprechen ihm bei der Untersuchung desselben Themas nach wie unverständige Papagaien, ohne Zeit und Mühe daran zu wenden, sich eine eigene Meinung zu bilden. So behauptet Bleek, welcher nur das Kaffir-Zulu zu seinem besondern Studium gemacht hat und (ohne seine Schuld) mit neuerlich bekannt gewordenen Dialekten nicht vertraut geworden ist, dass nach seiner Ansicht das Kaffir-Zulu als die älteste Form der jetzigen Bantusprache und als der nächste Verwandte der ursprünglichen Muttersprache anzusehen sei. Spätere Schriftsteller schreiben ihm das blindlings nach und prahlen mit dieser Ansicht als ihrer eigenen; hätten sie sich aber die Mühe gegeben, unabhängig von Bleek weiter zu forschen und neues Material zu dem Ende in die Untersuchung hineinzuziehen, so würden sie längst haben darthun können, dass das Kaffir-Zulu weit davon entfernt ist, die Rolle des Sanskrit des Bantu zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spielen. Andere Schriftsteller sprechen von der Concordanz (die keineswegs dem Bantu eigenthümlich ist, sondern sich auch in vielen andern gründlich verschiedenen Sprachen findet, wie ich oben S. 434 des weitern ausgeführt habe) als von einer „euphonischen Alliteration". Das ist Unsinn! Ursprünglich beabsichtigt sie keinen Wohlklang, sondern sie geht mit der geflissentlichen Wiederholung zum Zweck der Sicherung der Bedeutung eines Begriffs vor, hier wie in vielen andern Sprachen; und was die Alliteration anbetrifft, nun dieselbe existirt in den meisten Dialekten deshalb nicht, weil das Präfix des Nomen und die andern Präfixe nicht mehr im Klange übereinstimmen. Z. B. würden wir im Luganda, einer der ältesten Bantusprache, sagen:

Mu*ti* gu*li* mu*vundo* gu*tuka*; *tu*gi*sale*.
Baum jener verrottet fällt; lasst uns ihn hauen um.
= Jener verrottete Baum fällt; lasst uns ihn umhauen.

Handelte es sich lediglich um euphonische Alliteration, so sollte man erwarten, nur *mu* als Concordanz-Präfix von „Mu*ti*", einem Nomen neutralen Geschlechts, verwandt zu sehen. Aber wie man sieht, steht bald *mu*, bald *gu* und auch wiederum *gi*. Dies erklärt sich bei sorgfältigem Studium durch nähere Nachforschungen dahin, dass die ursprüngliche Form des dritten, neutralen, Präfix *ngu* war, was bald in *mu*, bald in *gu* oder *gi* überging, je nach seinen Verbindungen. Dies findet nicht allein in allen Bantusprachen statt, sondern lässt sich auf viele Vorsilben anwenden und zeigt, dass etwas wie Alliteration nicht oft vorkommt.

Ein anderes allgemein hingestelltes Dictum über die Bantusprachen lautete, dass alle ihre Wurzeln mehrsilbig seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Während einige einfache, durch mehr als einsilbige Wörter ausgedrückte Begriffe nicht weiter in ihre einfachen Elemente aufgelöst werden können, werden gleichzeitig viele höchst wichtige Begriffswörter durch einsilbige Wurzeln oder Stämme bezeichnet, welche sicherlich keine Abkürzungen sind. Dahin gehören die weitverbreiteten, in fast jedem Glied der Sprachengruppe vorkommenden Formen: *-fa*, „sterbend, sterben";

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

-pa, „geben"; *-ndi* und *-ba*, „sein"; *-ta*, „erschlagen"; *ńa* (*nya*), „aushöhlen"; *ya*, *za*, „kommen", u. s. w., und zahllose Nominalstämme, wie *-ti* (in *mu-ti*, „ein Baum" — alles was mit Holz zusammenhängt; *ka-ti*, „ein kleiner Stab"; *-ka*, als verkleinerndes Präfix), *-ntu*, „ein Gegenstand" (*mu-ntu*, „Mann"; *ki-ntu*, „Ding"; *pa-ntu*, „Platz") u. s. w.

Der wirkliche Charakter der Bantu-Sprachenfamilie dürfte demnach durch folgende Sätze wiederzugeben sein:

1. Sie gehören wegen ihrer Construction zu den agglutinirenden Sprachen.

2. Kein Wort endet auf einen Consonant ausser in seltenen Fällen, wo die Endung durch Zusammenziehung einen nasalen Klang erhält.

3. Nirgends treten zwei Consonanten zusammen ohne einen zwischengestellten Vocal, ausser wenn der eine ein nasaler oder ein labialer ist.

4. Die Substantiva werden in viele Klassen oder Geschlechter eingetheilt, deren volle Zahl 16 beträgt. Diese werden regiert durch charakteristische Präfixe oder Vorsilben, welche im Singular und Plural verschieden lauten und durch den ganzen Satz hindurch die „Concordanz" festhalten.

5. Kein geschlechtliches Genus wird anerkannt, aber zwei besondere Klassen von Präfixen (eine singularische, eine pluralische) bezeichnen allein die empfindenden Formen thierischen Lebens, obgleich dieselben auch durch Nomina, welche alle Präfixe vertragen, ebenso gut ausgedrückt werden können.

6. Die Pronominal-Partikel (welche in ihrem Ursprunge immer mit den Präfixen identisch sind) müssen immer dem Verbalstamm vorangehen, ausser im Imperativ.

7. Die Wurzel des Zeitworts kann ihre Endung verändern durch Wechsel des Vocals oder durch Anhängung gewisser Partikel; oder sie kann selbst den Vocal der Wurzel ändern, sei es um ein Tempus zu bilden, oder um den ursprünglichen Begriff des einfachen Stammes zu ändern, wodurch dann eine wirkliche Inflexion eintritt.

8. Adjective und Zahlwörter folgen immer dem Nomen.

Die vollständige Zahl der Präfixe beträgt wie schon bemerkt 16. Bleek hat 18 angenommen, indem er zwei Präpositionen der Liste einverleibte, welche in einigen wenigen Dialekten auftreten, um die Concordanz auszudrücken; aber es sind unabhängige Präpositionen und nicht wirkliche Pronominal-Präfixe.

Die ältesten jetzt noch erkennbaren Formen der 16 Präfixe sind folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Singular.	Plural.
1. Mŭ.	2. Ba (Mŭ und Ba werden nur bei lebenden Wesen gebraucht).
3. Mū (Ṅgu).[1]	4. Mi (Ṅgi).
5. Di oder Li (Ndi).	6. Ma (Ṅga).
7. Ki (Ṅki?).	8. Bi (Pi?).
9. N- (Ni?)	10. Ti, Ti-n (Si-n?).
11. Lu.	12. Tu (oft im diminutiven Sinn).

13. Ka (oft im diminutiven Sinn).
14. Bu (allgemein gebraucht, um abstracte Nomina von concreten Stämmen zu bilden).
15. Ku (directiv; identisch mit der Präposition „zu". Mit Verbalstämmen zur Bezeichnung des Infinitivs dienend).
16. Pa (locativ; nur beim Nomen und andern Sprachformen um den Ort oder die Stellung anzugeben).

Nur selten verändert ein Präfix seine Bedeutung, wenn es aus einem Singular in den Plural oder umgekehrt übergeht, ausgenommen dass das 14. (*Bu*), welches gewöhnlich dazu dient, abstracte Nomina zu bilden, gelegentlich dem 13. (*Ka*) als Plural dient. Das 15. und 16. (*Ku* und *Pa*) vertreten keinen Numerus, da sie in Wirklichkeit Präpositionen sind. *Ku* wird bei Zeitwörtern im Sinne von „zu" gebraucht, sowie als Adverbium des Ortes. *Pa* ist lediglich ein Ausdruck der Concordanz bei Substantiven des Ortes, und bedeutet als Präposition gewöhnlich „hier" und „auf". Das 9. Präfix wird öfters dem Nomen im Singular wie im Plural angehängt.

Was die Correspondenz zwischen den Präfixen des Singulars und Plurals betrifft, so ist sie keineswegs als eine constante anzusehen, wenn auch die obige Gegenüberstellung derselben von vielen als eine normale angesehen wird. Das 1. (*Mu*) hat immer als Plural das 2. (*Ba*), aber das 2. Präfix kann gelegentlich auch zum Plural des 9. (*N*-) werden. Das 5. nimmt immer das 6. und das 7. und das 8. zum Plural, aber das 6. Präfix (*Ma*) und das 8. (*Bi*) correspondiren zuweilen

[1] Wo eine andere Lesart in Klammern beigefügt ist, geschah es aus dem Grunde, weil Eigenthümlichkeiten der Concordanz und andere Gründe uns veranlassen, sie als die ältere jetzt nicht mehr gebräuchliche Form der Vorsilbe anzusehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit andern singularen Präfixen. So kann *Ma* oft der Plural von *Bu*, oder von *N-* oder von *Lu* sein. Andererseits ist das 12. Präfix (*Tu*) sehr oft der Plural des 13. (*Ka*), und das 10. (*Tin* oder *ϑin*) der Plural des 11. (*Lu*). In einigen Dialekten fallen gewisse Vorsilben ganz und gar aus und werden entweder durch einen Hiatus oder ein anderes Präfix ersetzt. In der That kommen alle 16 Präfixe in sehr wenig Bantusprachen vor, und es gibt vielleicht keinen Dialekt, in welchem sie alle ihre archaischen Formen beibehalten.

Im Makonde, einer beim Cap Delgado in Ostafrika üblichen Sprache, sind alle 16 vorhanden, und vielleicht ist dies auch im Kinjoro, der Sprache von Bunjoro, am Victoria-Nil, im Oči-herero in Damara-Land der Fall, vielleicht auch zeichnen sich einige Sprachen des Kongogebiets und des obern Sambesi durch gleichen Reichthum aus. Dagegen gibt es viele Bantudialekte mit einer bedeutend geringern Anzahl von Klassen, während andere Präfixe sich derartig verändert haben, dass sie in andere übergegangen und gar nicht mehr wieder zu erkennen sind. So enthält das Mpoŋgwe, die corrumpirte Sprache am Gabun, nur noch 12 der ursprünglichen 16 Klassen, und unter diesen gleichen sich das 1., 3. und 11. der Form nach so, dass sie nur noch durch die correspondirenden Plurale oder die Concordanz zu unterscheiden sind. Auch im Suaheli ist die Zahl der Klassen auf 12, in einigen andern Dialekten auf 11 und selbst auf 10 heruntergegangen.

Ferner sind die Formen der Präfixe öfters verschieden von den oben erwähnten Normalformen. So wird *Ba* zu *Va Wa*, *A* und selbst zu *Ma*. *ϑin* und *Tin* verändern sich zu *Zin*, *Din*, *Lin* oder *ϑon*.

Der Bequemlichkeit der Darstellung halber werden die Bantusprachen in vier Hauptzweige getheilt, den westlichen, südlichen, östlichen und mittlern. Es sind damit gerade keine natürlichen und in sich gleichartigen Scheidungen ausgesprochen, weil einige dieser obgleich geographisch benachbarten Sprachen in Betreff ihres Wesens und der Zeit ihrer Entwickelung weit voneinander getrennt liegen. Für den Augenblick mag jedoch diese Eintheilung der Bequemlichkeit wegen beibehalten werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daher gehören die Bantusprachen des Kilima-Ndjaro zur östlichen Abtheilung, obgleich sie eine gewisse Aehnlichkeit mit den am Victoria-Njansa gesprochenen Dialekten haben. Im ganzen ist vielleicht ihre Verwandtschaft mit den östlichern Nachbarn, dem Kikamba, Kiteita, Kinjika und Kipokomo indessen eine noch entschiedener ausgeprägte.

Die am Kilima-Ndjaro übliche Sprache ist das Kidjagga. Dies scheint die Sprache aller Bewohner des Gebirges zu sein mit alleiniger Ausnahme vielleicht der Warombo. Dieses wilde Volk scheint einen andern Dialekt zu sprechen als die übrigen Wadjagga (vgl. 14. Kapitel).

Im Südosten des gewaltigen Berges liegt die kleine Ackerbaucolonie Taweta. Kitaweta ist die Sprache der Bantuhälfte der Bevölkerung, der Rest spricht das Massai. Kigueno gleicht völlig dem Kidjagga. Es ist der Dialekt der Uguenoberge im Süden des Jipe-Sees.

Kikamba wird von den an den obern Gewässern des Tsavo-Flusses wohnenden Akamba gesprochen; weil diese Sprache indessen schon von Krapf und neuerdings von dem Pfarrer A. Downes-Shaw[1] beschrieben worden ist, so halte ich es für überflüssig, sie in meine Vocabularien aufzunehmen, ausser wenn gelegentlich eine Uebereinstimmung der Ausdrücke hervorzuheben ist.

Wegen des Systems der Orthographie beim Niederschreiben dieser Sprachen verweise ich auf die S. 449 fg. für das Massai-Vocabular gegebenen Erklärungen. In Betreff der Aussprache machen noch verschiedene Thatsachen einige Bemerkungen nöthig.

Kidjagga, welches augenscheinlich jahrhundertelang eine von einem Meer von Massai umgebene Sprachinsel war, hat sich zu einer besondern Aussprache entwickelt. Einige Vocale, besonders *u*, haben einen viel dumpfern und unbestimmtern Klang angenommen, als gewöhnlich in Bantusprachen vorkommt, in denen die Vocale zumeist einen klaren und offenen Klang haben wie im Italienischen. Im Kidjagga wird

[1] „A Pocket Vocabulary of East African Languages", by the Rev. A. Downes-Shaw.

es oft schwer, das *a* von *u* (*ü*) und *i* zu unterscheiden. In vielen Wörtern, wo *u* in andern Formen der Bantusprache der tonische Vocal ist, verändert es sich im Kidjagga in *i*.

G wird öfters *h* und zuweilen γ. *H* kann verschiedene Consonanten ersetzen, kommt aber gewöhnlich da vor, wo in andern Sprachen ein *g* steht. *L* als Anfangsbuchstabe verändert sich häufig in *n*[1], zuweilen in *r*, einen sehr gemeinen Laut, der beständig für *t*, *d* und *z* gesetzt wird. Mitunter steht *d* für *t*, und hinter letzterm Laut erklingt häufig ein „Triller", sodass der Hörer kaum erfährt, ob er das Wort *wanda*, „Platz", *wanda* oder *wandra* schreiben soll. *F* vor *i* wird zu *š* (*ši*) und *p* verändert sich in *w*. Im Kitaweta wird aus *g* öfters γ, aber niemals *h*. *D* ersetzt zuweilen *t*, in einigen Wörtern wird auch *s* für *t* gesetzt, andererseits behauptet aber *t* seinen Platz und verändert sich nicht in *r* oder *h*, wie dies häufig im Kidjagga oder Kinjika geschieht. *V* hat eine Neigung zu *w* zu werden und *p* existirt nicht in der Sprache, da seine Stelle fast immer durch *h* eingenommen wird, in fremden Wörtern durch *b* und in einigen wenigen Fällen auch durch *f*. Kigueno hat fast dieselbe Aussprache wie Kidjagga, nur dass *h* statt *w* an die Stelle von *p* tritt und *t* nicht so oft in *r* übergeht.

---

[1] Wo dies mit dem 5. Präfix *Li* geschieht, das meiner Meinung nach von einer ältern Form *Ndi* herstammt, ist es wahrscheinlich nur ein Beispiel von dem überlebenden *n*.

Tabelle der substantivischen Präfixe in Kidjagga, Kigueno und Kitaweta.

KIDJAGGA.		KIGUENO.		KITAWETA.	
Klassen.		Klassen.		Klassen.	
Singular.	Plural.	Singular.	Plural.	Singular.	Plural.
1 Persönlich	2	1 Persönlich	2	1 Persönlich	2
Mu- M- A-	Wa-	Mu- M-	Wa-	Mu- M-	Wa-
3 Mū- M-	4 Mu- Mwi- M- Mi-	3 Mū- M-	4 Mi-	3 Mū- M-	4 Mi-
5 Ni- Nyi- Li- I- Ri- (—)	6 Ma-	5 Ni- Ri-	6 Ma-	5 Ni- I- Ji-	6 Ma-
7 Nki- (Ngi-) Ki- Č-	8 Nši- Ši- Fi-	7 Ki-	8 Fi-	7 Nki- Ki-	8 Wi- Vi-
9 N- (M-[1])	10 N- (M-) NJ- 6 + 10 Ma-n-	9 N- (M-)	10 N- (M-)	9 Ni- (M-) Ni-	10 N- (M-) Ni-
11 Nu- Nyu- Nyo- (—) U-	10 N- Nj- (M-)	11 Lu- Nu-	6 + 11 Ma lu-	11 Lu-	6 + 11 Ma-lu- 10 N-(M-)
13 Diminutiv 8 Ka- (Ki-?)	Ši-	13 Diminutiv 8 Ka-	Fi-?	13 Diminutiv 12 Ka-	Tu- 8 Vi-
14 Wu- U-	6 + 14 Ma-wu- Ma-u-	14 Wu- U-	6 + 14 Ma-wu- Ma-u-	14 Wu-	6 + 14 Ma-wu-
15 Ku-	6 Plural beim Nomen. Ma-	15 Ku-	6 Ma-	15 Ku-	?
16 Locativ Wa-		16 Locativ Ha		16 Locativ Ha-	

[1] M- vor Labialen.

Beispiele der Anwendung der Vorsilben vor dem Nomen.

KIDJAGGA.	KIGUENO.	KITAWETA.
Klasse 1. Mu-ndu, *ein Mann.* Sing. M-gogo, *ein Mädchen.* A-suko, *ein Teufel.*	Klasse 1. Mu-ka, *ein Weib.* Sing. M-du, *ein Mann.*	Klasse 1. Mu-ndu, *ein Mann.* Sing. M-fuma, *ein Fürst.*
Klasse 2. Wa-ndu, *Männer.* Plur. Wa-gogo, *Mädchen.* Wa-suko, *Teufel.*	Klasse 2. Wa-ka, *Weiber.* Plur. Wa-ndu, *Männer.*	Klasse 2. Wa-ndu, *Männer.* Plur. Wa-fuma, *Fürsten.*
Klasse 3. Mu-ri, *ein Baum.* Sing. M-tingo, *eine Trommel.*	Klasse 3. Mu-ri, *ein Baum.* Sing.	Klasse 3. Mu-ti, *ein Baum.* Sing. M-furo, *ein Fluss.*
Klasse 4. Mi-ri, *Bäume.* Plur. M-tingo, *Trommeln.* Mwi-ša, *Dornen.* (Sing. Mu-ša.)	Klasse 4. Mi-ri, *Bäume.* Plur.	Klasse 4. Mi-ti, *Bäume.* Plur. Mi-furo, *Flüsse.*
Klasse 5. Ni-fuo, *ein Knochen.* Sing. Nyi-ho, *ein Stein.* Li-boro, *ein Ei.* I-ruṅ, *ein Leopard.* Ri-na, *ein Name.*	Klasse 5. Ni-fumo, *Speer.* Sing. Ri-so, *ein Auge.*	Klasse 5. Ni-ganza, *eine Hand.* Sing. I-gi, *ein Ei.* J̌i-so, *ein Auge.*
Klasse 6. Ma-fuo, *Knochen.* Plur. Ma-ho, *Steine, etc.*	Klasse 6. Ma-fumo, *Speere.* Plur. Me-so, *Augen.*	Klasse 6. Ma-ganza, *Hände.* Plur. Ma-gi, *Eier.*
Klasse 7. Nki-mnyo, *eine Zehe.* Sing. Ki-ndu, *ein Ding.* Ċ-oondi, *ein Schaf.*	Klasse 7. Ki-ndu, *Ding.* Sing.	Klasse 7. Ǹki-kitu, *Wald.* Sing. Ki-ndu, *ein Ding.*
Klasse 8. Nši-mnyo, *Zehen.* Plur. Ši-ndu, *Dinge.* Ši-ondi, *Schafe.*	Klasse 8. Fi-ndu, *Dinge.* Plur.	Klasse 8. Vi-kitu, *Wälder.* Plur. Wi-ndu, *Dinge.*
Klasse 9. N-umba, *ein Haus.* Sing. M-beho, *ein Wind.* N-dofu, *ein Elefant.*	Klasse 9. N-yumba, *Haus.* Sing. M-bua, *Nase.*	Klasse 9. N-goma, *ein Geist.* Sing. Ni-wui, *ein Bett.* M-budyi, *eine Ziege.*
Klasse10. N-umba, *Häuser.* Plur. M-beho, *Winde.* Kl. 6+10. Ma-n-dofu, *Elefanten.*	Klasse10. N-yumba, *Häuser.* Plur. M-bua, *Nasen.*	Klasse10. N-goma, *Geister.* Plur. Ni-wui, *Betten.* M-budyi, *Ziegen.*
Klasse11. Nu-ċaa, *Fingernagel.* Sing. Nyu-ruso, *eine Feder.* U-tufo, *die Ferse.* Ošo, *Schwert.*	Klasse11. Lu-ċaa, *Fingernagel.* Sing. Nu-ilimi, *die Zunge.*	Klasse11. Lu-tiko, *ein Zebra.* Sing. Lu-hembe, *eine Hacke.*
	Kl. 6+11. Ma-lu-ċaa, *Nägel.* Plur. Ma-lu-limi, *Zungen.*	Kl. 6+11. Ma-lu-tiko, *Zebras.* Plur.
Klasse10. N-ċaa, *Nägel, etc.* Plur. Nj-ošo, *Schwerter.*		Klasse10. M-bembe, *Hacken.*
Klasse13. Ka-rika, *ein Grab,* Sing. *eine kleine Grube.*	Klasse13. Ka-mwana, *ein kleines Kind.*	Klasse13. Ka-handi, *ein Messer.* Sing. Ka-ṅonǰe, *ein Lamm.*
		Klasse12. Tu-ṅonǰe, *Lämmer.* Plur.
Klasse 8. Ši-rika, *Gräber.* Plur.	Klasse 8? Fi-mwana? *kleine Kinder.* Plur.	Klasse 8. Vi-handi, *Messer.* Plur.
Klasse14. Wu-ki, *Honig.* Sing. U-sawi, *ein Geist, Gespenst.*	Klasse14. Wu-ra, *ein Bogen.* Sing. U-sawi, *ein Geist, Zauberei.*	Klasse14. Wu-ɣaṅga, *Zauberei.* Sing.
Kl. 6+14. Ma-wuki, *Honigdosen.* Plur. Ma-u-sawi, *Geister.*	Kl. 6+14. Ma-wu-ra, *Bögen.* Plur. Ma-u-sawi, *Geister.*	Kl. 6+14. Ma-wu-ɣaṅga, *Zaubereien.*
Klasse15. Ku-ru, *ein Ohr.* Sing. Ku-aša, *Geburt, geboren.* und alle Infinitive.	Klasse15. Ku-ru, *Ohr.* Sing., und in Infinitiven von Verben.	Klasse15. Alle Infinitive von Verben.
Klasse 6. Ma-ru, *Ohren.* Plur.	Klasse 6. Ma-ru, *Ohren.* Plur.	
Klasse16. Wa-ndu, *ein Platz,* Sing. u. Pl. *Plätze.*	Klasse16. Ha-ndu, *ein Platz.* Sing. u. Pl.	Klasse16. Ha-ndu, *ein Platz.* Sing. u. Pl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Concordanz im Kidjagga und Kigueno.

KLASSEN.	Sing. 1.	Plur. 2.	Sing. 3.	Plur. 4.	Sing. 5.	Plur. 6.	Sing. 7.	Plur. 8.	Sing. 9.	Plur. 10.	Sing. 11, nimmt 10 als Plur.	Sing. 13, nimmt 8 als Plur.	Sing. 14, nimmt 6 als Plur.	Sing. 15, nimmt 6 als Plur.	Sing. 16.
Beispiele von Substantiven.	Mu-*ndu.*	Wa-*ndu.*	Mu-*ri.*	Mi-*ri.* Mu-.	Ni-*fuo.* Nyi-.	Ga-, G-.	Ki-*ndu.* Nki-.	Ši-*ndu.* Fi-.	N-*umba.*	Tzi-*raro.*	Nu-*čaa.*	Ka-*rika.*	Wu-*ki.*	Ku-*du.*	Wa-*ndu.*
Adjectiva.															
gut	Mu-*ča.*	Wa-*ča.*	Mu-*ča.*	Mi-*ča.*	Li-*ča.*	Ma-*ča.*	Ki-*ča.*	Ši-*ča.*	I-*ča.*	Zi-*ča.*	Lu-*ča.*	Ka-*ča.*	U-*ča.*	Ku-*ča.*	Va-*ča.*
schlecht	Mu-*bi.*	Wa-*bi.*	Mu-*bi.*	Mi-*bi.*	Li-*bi.*	Ma-*bi.*	Ki-*bi.*	Ši-*bi.*	I-*bi.*	M-*bi.*	Lu-*bi.*	Ka-*bi.*	U-*bi.*	Ku-*bi.*	Wa-*bi.*
Possessiv-Pronomen.															
mein	U-*ako.*	W-*ako.*	Fu-*ako.*	Y-*ako.*	Ly-*ako.*	G-*ako.*	Ġ-*ako.*	Ṡ-*ako.*	Y-*ako.*	Z-*ako.*	L-*ako.*	K-*ako.*	W-*ako.*	Kw-*ako.*	Wa-*ako.*
dein	U-*fu.*	Wa-*fu.*	Fu-*fu.*	Yi-*fu.*	Li-*fu.*	Ga-*fu.*	Ki-*fu.*	Ši-*fu.*	I-*fu.*	Zi-*fu.*	Lu-*fu.*	Ka-*fu.*	U-*fu.*	Ku-*fu.*	Wa-*fu.*
sein, ihrs, seins	U-*ake.*	W-*ake.*	Fw-*ake.*	I-*ake.*	Ly-*ake.*	G-*ake.*	Č-*ake.*	Ṡ-*ake.*	Y-*ake.*	Z-*ake.*	L-*ake.*	K-*ake.*	W-*ake.*	Kw-*ake.*	W-*ake.*
unser	U-*aru.*	W-*aru.*	Fw-*aru.* (Fu-*ru.*)	Y-*aru.*	Ly-*aru.*	G-*aru.*	Č-*aru.*	Ṡ-*aru.*	Y-*aru.*	Z-*aru.*	L-*aru.*	K-*aru.*	W-*aru.*	Kw-*aru.*	W-*aru.*
euer	U-*nyi.*	Wa-*nyi.*	Fu-*nyi.*	I-*nyi.*	Li-*nyi.*	Ga-*nyo.*	Ki-*nyi.*	Ši-*nyi.*	I-*nyi.*	Zi-*nyi.*	Lu-*nyi.*	Ka-*nyi.*	U-*nyi.*	Ku-*nyi.*	Wa-*nyi.*
ihr	U-*wo.*	Wa-*wo.*	Fo-*wo.*	I-*wo.*	Li-*wo.*	Ga-*wo.*	Ki-*wo.*	Ši-*wo.*	I-*wo.*	Zi-*wo.*	Lu-*wo.*	Ka-*wo.*	U-*wo.*	Wa-*wo.*	Wa-*wo.*
Personal-Pronomen.															
Nominativ:															
er, es	A-	W-a	Fu-	I-, Y-	Li-, ly-	Ga-, G-	Ki-, Č-	Ši-, Fi-	I-, Y-	Tzi, Z-	Lu-, L-	Ka-, K-	Wu-, W-	Ku-, Kw-	Wa-
Accusativ:															
ihnen	-mu-, m-.	-wa-	-u-	-i-	-li-, -ly-	-ga-	-ki-	-fi-	-i-	-zi-	-lu-	-ka-	-u-	-ku-	-wa-
Demonstrativ-Pronomen.															
dieser	U-u.	Awa.	U-fu.	Ii.	Ili.	Aha oder aga.	Iki.	Iši, Ifi.	Ii.	Izi.	Ulu.	Aka.	Uu.	Uku.	Awa.
jener	U-*la.*	Wa-*la.*	Fu-*la.*	I-*la.*	Li-*la.*	Ga-*la.*	Ki-*la.*	Ši-*la*, Fi-*la.*	I-*la.*	Zi-*la.*	Lu-*la.*	Ka-*la.*	U-*la.*	Ku-*la.*	Wa-*la.*
Interrogativ.															
welcher?	U-*ku.*	Wa-*ku.*	Fu-*ku.*	I-*ku.*	Li-*ku.*	Ga-*ku.*	Ki-*ku.*	Fi-*ku.*	I-*ku.*	Zi-*ku.*	Lu-*ku.*	Ka-*ku.*	U-*ku.*	Ku-*ku.*	Wa-*ku.*
wieviel?		Wa-*ńga.*		I-*ńga.*		Ha-*ńga.*		Ši-*ńga.*		Zi-*ńga.*					
Zahlwörter.															
1.	U-*mo.*		Fu-*mo.*		Li-*mo.*		Ki-*mo.*		I-*mo.*		Lu-*mo.*	Ka-*mo.*	U-*mo.*	Ku-*mo.*	Wa-*mo.*
2.		Wa-*vi.*		I-*vi.*		Ga-wi.		Ši-*vi.*		Tzi-*wi.* Ši-*vi.*					
3.		Wa-*raro.*		I-*raro.*		Ga-*raro.*		Fi-*raro.* Ši-*raro.*		Tzi-*raro.*					
4, etc.		Wa-*na.*		I-*na.*		a-*na.*		Fi-*na.* Ši-*na.*		Tzi-*na.*					
viele.		W-*eńgi.* (Wa-*ińgi.*		*Ińgi.*		*eńgi.*		Si-*ńgi.*		Ny-*ingi.* Nj-*ińgi.*					

Kigueno unterscheidet sich in einzelnen Punkten von Kidjagga in der Concordanz.

So ist die Concordanz für die 6. Klasse (Ma-) A- oder Nya-, und für die 8. immer Fi-.

In der 14. Klasse ist es immer Wu-, und in der 16. Klasse Ha- anstatt Wa-.

Die Substantive, Pronomen etc., die als Beispiele für die Concordanz angeführt sind, stammen aus dem Kidjagga; sie unterscheiden sich etwas von dem Kigueno.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Die Concordanz im Kitaweta.

KLASSEN.	Sing. 1.	Plur. 2.	Sing. 3.	Plur. 4.	Sing. 5.	Plur. 6.	Sing. 7.	Plur. 8.	Sing. 9.	Plur. 10.	Sing. 11, nimmt 6 u. 10 als Plur.	Plur. 12. Plur. zu 13.	Sing. 13, nimmt 12 u. 8 als Plur.	Sing. 14, nimmt 6 als Plur.	Sing. 15.	Sg. u. P. 16.
Beispiele von Substantiven	Mu-*ndu.*	Wa-*ndu.*	Mu-*ti.*	Mi-*ti.*	Ni-*ganza.*	Ma-*ganza.*	Ki-*ndu.*	Wi-*ndu.*	Ṅ-*goma.*	Ṅ-*goma.*	Lu-*tiko.*	Tu-*mwana*	Ka-*handi.*	Wu-*ta.*	Ku-*fwa.*	Ha-*ndu.*
Adjectiva.																
gut	Mu-*wedi.*	Wa-*wedi.*	Mu-*wedi.*	Wa-*wedi.*	Li-*wedi.*	Ma-*wedi.*	Ki-*wedi.*	Vi-*wedi.*	*Wedi.*	M-*bedi.*	Lu-*wedi.*	Tu-*wedi.*	Ka-*wedi.*	U-*wedi.*	Ku-*wedi.*	Ha-*wedi.*
schlecht	Mu-*wiwi.*	Wa-*wiwi.*	Mu-*wiwi.*	Mi-*wiwi.*	Li-*wiwi.*	Ma-*wiwi.*	Ki-*wiwi.*	Vi-*wiwi.*	*Wiwi.*	M-*biwi.*	Lu-*wiwi.*	Tu-*wiwi.*	Ka-*wiwi.*	U-*wiwi.*	Ku-*wiwi.*	Ha-*wiwi.*
Possessiv-Pronomen.																
mein	U-*aṅgu.*	W-*aṅgu.*	U-*aṅgu.*	Y-*aṅgu.*	Ly-*aṅgu.*	-*aṅgu.*	Ki-*aṅgu.*	Vy-*aṅgu.*	Y-*aṅgu.*	J̌-*aṅgu.*	Lu-*aṅgu.*	Tw-*aṅgu.*	K-*aṅgu.*	U-*aṅgu.*	Kw-*aṅgu.*	H-*aṅgu.*
dein	U-*ako.*	W-*ako.*	U-*ako.*	Y-*ako.*	Ly-*ako.*	-*ako.*	Ki-*ako.*	Vy-*ako.*	Y-*ako.*	J̌-*ako.*	Lu-*ako.*	Tw-*ako.*	K-*ako.*	U-ako.	Kw-*ako.*	H-*ako.*
sein, ihr, sein	U-*akwe.*	W-*akwe.*	U-*akwe.*	Y-*akwe.*	Ly-*akwe.*	-*akwe.*	Ki-*akwe.*	Vy-*akwe.*	Y-*akwe.*	J̌-*akwe.*	Lu-*akwe.*	Tw-*akwe.*	K-*akwe.*	U-*akwe.*	Kw-*akwe.*	H-*akwe.*
unser	U-*etu.*	W-*etu.*	U-*etu.*	Y-*etu.*	Ly-*etu.*	-*etu.*	Ki-*etu.*	Vy-*etu.*	Y-*etu.*	J̌-*etu.*	Lu-*etu.*	Tw-*etu.*	K-*etu.*	U-*etu.*	Kw-*etu.*	H-*etu.*
euer	U-*enu.*	W-*enu.*	U-*enu.*	Y-*enu.*	Ly-*enu.*	-*enu.*	Ki-*enu.*	Vy-*enu.*	Y-*enu.*	J̌-*enu.*	Lu-*enu.*	Tw-*enu.*	K-*enu.*	U-*enu.*	Kw-*enu.*	H-*enu.*
ihr	U-*awo.*	W-*awo.*	U-*awo.*	W-*awo.*	Ly-*awo.*	-*awo.*	Ki-*awo.*	Vy-*awo.*	Y-*awo.*	J̌-*awo.*	Lu-*awo.*	Tw-*awo.*	K-*awo.*	U-*awo.*	Kw-*awo.*	H-*awo.*
Personal-Pronomen.																
Nominativ:																
er, sie, es etc.	A-	Wa-	U-	I-, Y-	Li-, ly-	A-	Ki- Či-	Vi-, Vy-	I-	J̌i, od. Zi-	Lu-	Tu-	Ka-	Wu-	Ku-	Ha-
Accusativ:																
ihn, es, etc.	-mu-, -m-	-wa-	-u-	-i-, -y-	-li-	-a-, -ma-	-ki- -či-	-vi-	-i-	-ǰi- od. Zi-	-lu-	-tu-	-ka-	-wu-	-ku-	-ha-
Demonstrativ-Pronomen.																
dieser	*Ha*-u.	*Ha*-wa.	*Ha*-u.	*Ha*-yi.	*Ha*-ili.	*Ha*-ma-	*Ha*-iki.	*Ha*-iwi.	*Ha*-i.	*Ha*-iji.	*Ha*-ulu.	*Ha*-utu.	*Ha*-ka-	*Ha*-wu.	*Ha*-uku.	Aha.
jener	*Ha*-u-*la.*	*Ha*-wa-*la.*	*Ha*-u-*la.*	*Ha*-yi-*la.*	*Ha*-ili-*la.*	*Ha*-ma-*la.*	*Ha*-iki-*la.*	*Ha*-iwi-*la.*	*Ha*-i-*la.*	*Ha*-iji-*la.*	*Ha*-ulu-*la.*	*Ha*-utu-*la.*	*Ha*-ka-*la.*	*Ha*-wu-*la.*	*Ha*-uku-*la.*	Aha-*la.*
Interrogativ.																
welcher?	Nu-*hi.*	Wa-*hi.*	Nu-*hi.*	Ni-*hi.*	Li-*hi.*	A-*hi.*	Ki-*hi.*	Vi-*hi.*	I-*hi.*	J̌i-*hi.*	Lu-*hi.*	Tu-*hi.*	Ka-*hi.*	U-*hi.*	Ku-*hi.*	Ha-*hi.*
wieviel?		A-wo.		Iyo.		Amo.		Iwyo.		Iǰo.		Utwo.				
Zahlwörter.																
1.	U-*muezo.*		U-*muezo.*		li-*muezo.*	i-*muezo.*	Ki-*muezo.*		I-*muezo.*		Lu-*muezo.*		Ka-*muezo.*	U-*muezo.*	Ku-*muezo.*	Ha-*muezo.*
2.		W-*ere.*		Y-*ere.*		M-ere.		Vi-*wi.*		J̌i-*wi.*		Tw-*ere.*				Ha-*re.*
3.		Wa-*tatu.*		I-*tatu.*		Ma-*tatu.*		Vi-*tatu.*		N-*datu.*		Tu-*tatu.*				Ha-*tatu.*
4. etc.		Wa-*nne.*		I-*nne.*		Ma-*nne.*		Vi-*nne.*		J̌i-*nne.*		Tu-*nne.*				Ha-*nne.*
viele		W-*eṅgi.*		I-*ṅgi.*		M-*eṅgi.*		V-*iṅgi.*								H-*engi.*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ERSTER ANHANG.

Vergleichendes Vocabular der Massaisprache.

Substantiva.

(Die dem Nomen folgende Partikel bezeichnet den Artikel männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechts.)

Vorbemerkung. Die in der letzten Spalte aufgeführten Wörter sind zur Vergleichung beigefügt. Die Latuka-Wörter sind der Wörtersammlung von Dr. Emin Bey entnommen, welche in der „Zeitschrift für Ethnologie" (Berlin 1882) veröffentlicht wurden. Dr. Friedrich Müller ist meine Hauptautorität für das Bari. Die folgenden Sprachen werden gelegentlich in meinem Vocabular angezogen:

Latuka und *Bari*, Glieder der Massai-Familie.
Diñka.
Šiluk, *Šuli*, *Lūr* } Šiluk-Familie.
Galla, *Somali*, *Boni*, *Woratta* } Aethiopischer Zweig der hamitischen Familie.

Latuka wird in einem ziemlich kleinen District in nahezu 5° nördl. Br., östlich vom Weissen Nil gesprochen.

Bari ist die Sprache eines etwas grössern Gebiets an beiden Ufern des Weissen Nil, um Gondokoro herum. Es grenzt an das *Latuka*.

Diñka ist der Name einer grossen Sprachenfamilie, welche um die Verbindungsstelle des Weissen Nil und des Bahr-el-Ghasal von 7° bis 9½° nördl. Br. verbreitet sind.

Šiluk ist die Sprache der das Westufer des Weissen Nil von 9½° bis 10° nördl. Br. bewohnenden Neger.

Šuli ist thatsächlich nur ein Dialekt des *Šiluk* und wird von einem kleinen Stamm im Süden von dem *Latuka* bei 4° nördl. Br. gesprochen.

Lūr ist auch blos eine Variante vom *Šiluk*. Es ist die Sprache des Nordwestufers des Victoria-Njansa, in 3° 30′ bis 4° nördl. Br. (Auch gehört zu den *Šiluk*-Sprachen der Dialekt von Kavirondo am östlichen Gestade des Victoria-Njansa in 2° südl. Br., sodass die Colonien dieser engverwandten Gruppe von Sprachen, das Šiluk, von 11° nördl. Br. bis 2° südl. Br. sich ausdehnen.)

Galla, ein wichtiges Glied des Aethiopischen Zweiges der hamitischen Sprachenfamilie, wird mit verhältnissmässig geringen Abweichungen in einem ungeheuern Gebiete gesprochen, welches sich von 12° nördl. Br.

Die Concordanz im Kitawela.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Abessinien bis zu 4° südl. Br. in der Nähe von Mombas, und den Sabaki-Fluss hinauf bis in Sicht des Kilima-Ndjaro erstreckt.

Somali, die herrschende Sprache in der Ostecke von Afrika, ist mit dem *Galla* nahe verwandt.

Boni ist eine Form des *Galla*, welches von den Boni (Wa-boni, wie die Suaheli sie nennen) oder dem San-Volk gesprochen wird, einem Stamm höriger Jäger, welche an den Ufern gewisser Flüsse im südlichen Galla-Land leben.

Woratta, eine unabhängige Aethiopische Sprache, ist entfernt mit dem *Galla* verwandt und wird im Innern des Galla-Landes gesprochen.

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Adler	Eagle	Kilit, ôl; Pl. Kilili	
Affe	Monkey	Boroši, ol; Pl. -n	
„ Pavian	Baboon, Ape	Goroi, ol; Pl. Goroin	
After	Anus	Kurum, ol; Duli, ol	
Ameise	Ant	Oisusu, ol; Pl. Oisusun	
Antilope	Antelope	Guruk, ol Galau, en; Pl. Galaun	
Antlitz	Face	Gomon, eń; Pl. -i	Bari, Komon
Arm, Ober-	Arm, upper	Beraŋgas, em	
„ Unter-	„ lower	Daŋgule, en	
Auge	Eye	Goń, en; Pl. Goniek	Lat., Onyet Bari, Konie Šiluk, Wań Diŋka, Nyen
Axt	Axe	Dolu, en; Pl. -an	Lat., Edzolu
Banane	Banana		
Frucht	fruit	Marigo, ôl; Pl. -n	
Baum	tree	Musalala, ôl; Pl. -n	
Bart	Beard	Munyei, ôl; Pl. -n	Bari, Nyeke.
Bauch	Belly	Gošóke, eń; Pl. Oišua	
Baum	Tree	J̌ani, ôl, en; Pl. J̌anito	Lat., At-tana
		J̌ata, en; Pl. Gek	Šuli, J̌at
		Dimi, en (eine Menge Bäume, ein Wald)	Bari, Kadini Diŋka, Tim
Bein	Leg	Geǰu, en; Pl. Geǰek	Lat., N-eiju
Berg	Mountain	Doinyo, ôl; Pl. Doinyak oder Doinyon	Lat., Adoŋge, Donye
Bett	Bed	Ruat, er; Pl. -an J̌oni, ôl; Pl. -n	
Biene	Bee	Ótoro, ôl	Lat., Avatoro
Blasebalg	Bellows	Gunei, eń; Pl. -n	
Blattern	Small-pox	Eńg-ēa naibor (die weisse Krankheit)	Lat., Eibora
Blut	Blood	Sérige, os	
Bogen	Bow	Borowai, em	
Bruder	Brother	Alaše, ôl; Pl. -n	Bari, -načer
(Freund!)	(Friend!)	Oito, ôl; Pl. Oie	
Brust, männl.	Breast, male	Gô, ôl; Pl. Gon	
„ weibl.	„ female	Gina, ôl; Pl. Gi	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Büffel	Buffalo	Ôsowan, ôl; Pl. -i	Lat., As-suwani
Butter	Butter	Orño, eń	
Dach	Roof	Geberi, eń	
Dieb	Thief	Aburon, ôl; Pl. Aburok	
Ding	Thing	Doki, en; Pl. Dokitin	
Dirne	Prostitute	Siǰ oder Sid', es	
Donner	Thunder	Gurugur, eń	
		Dara, en	Lat., Ed-diri
Dorf	Village	Ganāsa, eń; Pl. -n (eine kleine Gruppe Häuser)	
Dorn	Spine,	Giǰi, eń	
	Thorn	Gikwa, ôl; Pl. -n	Lat., Ikoa
			Bari, Kikwoti
Ehemann	Husband	Môruo, ôl; Pl. Môruak	
Ei	Egg	Mosor, ôl	Lat., Et-telio
		Orušia, en	
		Otorui, em (Straussenei?)	
Eisen	Iron	Seńeńge, os	
Elefant	Elephant	Dome, ôl; Pl. -n	Lat. und Bari, Tome
Elnbogen	Elbow	Dakule, en; Pl. -n	Lat., Oggole
Erzählung	Tale	Bai, ôl	
Erzeuger	Genitor	Oiu, ôl (masc.)	
		Naiu, e (fem.) (von der Wurzel -iu)	
Esel	Ass	Sigiria, os; Pl. -n	Lat., Segira, os
	Donkey	„ „ „ „	„ Os-segira
Euter	Udder	Nyawo, en; Pl. -n	Lat., Anyava
			Bari, Panyak
Excremente	Excrement	Gik, eń	
Feder	Feather	Gobiro, ôl (grosse)	Bari, Kofiret
		„ eń (kleine)	
Federvieh	Fowl	Guku, en;	von Ṅguku, einem allgem. Bantuwort
		Montonyi, ôl	(Bari, Čukoro; Lat., Nogoro, logoro)
Fell	Skin, hide	J̌ôni, ôl; Pl. J̌onito	Lat., Na-gon (fem.)
Fenster	Window, hole	Udoto, eń; Pl. -n	
Ferkel	Pig	Bitir, ôl; Pl. -on	Lat., Abūtir
			Bari, Uri
Ferse	Heel	Dudunio, en; Pl. -n	
Fett	Fat	Sūnia, os. Elata (Oel)	Bari, Welet
Feuer	Fire	Gima, eń; Pl. Giman	Lat., Ne-ima
			Bari, Kiman
			Diňka, Maǰ
			Šuli, Maǰ
Finger	Finger	Kimoǰino, ôl; Pl. Kimoǰik	
Fisch	Fish	Siṅgeri, os; Pl. -n	
Fledermaus	Bat		Lat., Neina.
Fleisch	Meat	Giriṅgo, eń	Lat., Eriṅgo
			Lur und Šuli, Riṅgo
			Bari, Kore
Flinte	Gun	Diol, en; Pl. -n	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Fluss	River	Gare, eṅ (Wasser)	Lat., Ari Bari, Kare
		Gwasu, ôl	
		Mwipo, ol; Pl. -n	
		Geǰu, ôl (kleiner Fluss)	
		„ eṅ (Bach)	
Flusspferd	Hippopotamus	Makau, ôl; Pl. -n	
Frau, Weib	Woman	Norion, en; Pl. Noriok	(Bari, Nuru = Kind)
		Daṅadana, en (Mutter)	
		Damonon, en (Schwangere)	
		Siaṅgiki, es (Weib)	
		Daṅgile, en, na (zur Anrede)	
		Gogo, eṅ (alte Frau)	
Fremder	Foreigner	Omoni, ôl (wörtl. Bettler)	
Freund	Friend	Žore, ôl; Pl. -n	
		Dōruet, ôl; Pl. -a	
Friede	Peace	Serre, es	
		Sôtwa, os	
Frosch	Frog	Dua, en	Bari, Doke
Frucht	Fruit	Gululwi, eṅ	Bari, Konie
Fuss	Foot	Geǰu, eṅ; Pl. Geǰek	
Sohle	lower part sole	Oilēle, ol; pl. -k	
		Dap, en	Lat., At-tiva
Geflügel, s. Federvieh	Fowl, s. oben		
Gehirn	Brains	Isisi, eṅg	
Gesang	Song	Siṅgolio, os; Pl. -n	
Geschwür	Ulcer	Dodudai, ôl	
Geier	Vulture	Modôni, e	
Genick	Neck	Murd, em; Pl. -on	Lat., Am-morit
			Bari, Murut
Giraffe	Giraffe	Maūti, ôl	
Glocke	Bell	Piriri, ôl; Pl. -n	
Gott	God	Gai, eṅ (fem. auch Regen, Himmel u. s. w.)	
Grab	Grave	Gurare, eṅ	
		Gumoto, eṅ	Lat., Ume, el
Gras	Grass	Kuǰita, ôl	
Grund	Bottom	Gumodo, eṅ; Pl. -n	
Haar	Hair		
„ vom Kopfe		Babit, ôl	
„ vom Leibe		Bon, em	
Hacke	Hoe	J̌erembe, en	ein Bantuwort
Hahn	Cock	Motonyi, ôl, ôlôle	
Hals, s. Genick	Neck		
Hand	Hand	Gaina, eñ; Pl. Gaik	Lat., Na-gas
			Bari, Kanin
			Diṅka, Čien
			Šiluk, Čiṅga

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Hase	Hare	Kitoǰo, ôl	Lat., Itoǰo
Haus	House	Gaǰi, eṅ; Pl. Gaǰiǰik	Lat., N-aǰi
			Bari, Kadi
			Šuli, Āt
Häuptling	Chief	Eibon, ôl; Pl. -ok	
		Kiboroni, ôl; Pl. Kiborok	
Herz	Heart	Dau, ôl; Pl. -n	Lat., Et-taǰi
			Bari, Tewili
Heuschrecke	Locust	Mati, ôl	
Hexenmeister	Wizard	Ǫisakutoni, ôl; Pl. Eisakutok	
		Eiboni, ôl; Pl. Eibonok	
Hexerei	Witchcraft	Dāsim, en	
Himmel	Sky	Gadamba, eṅ	
Hoden	Testicles	Derege, ôl; Pl. -n	
Honig	Honey	Neišo, e	Lat., Essio
Horn	Horn	Segegwa, os; Pl. -n	
Hügel, Berg	Hill	Eibaṅgi, ôl; Pl. -n	Lat., Ebak'
Hund	Dog	Dia, ôl; Pl. Diain	Lat., Eṅ-gōk
			Bari, Dioṅ
			Diṅka, J̌io
			Šuli, Gwōk
Hunger	Hunger	Ameo, ôl	Lat., Idua
			Bari, Magor
Hyäne, gestreifte	Hyena, striped	Otonu, ôl; Pl. Otonak	
„ gefleckte	„ spotted	Nyoǰine, ôl; Pl. Nyoǰinak	
Insekt	Insect	Kimamani, ôl; Pl. -n	
Insel	Island	Abori, ô	Lat., N-abful
Jahr	Year	Ari, ôl; Pl. -n	
Jungfrau	Spinster	Gapiak, eṅ	
Kälte, Frost	Cold	Giǰabe, en (Wind)	
Kehle	Throat	Murut, em	Bari, Murut
		Gos, ôl	Yoṅin
Kind	Child	Gerai, eṅ; Pl. Gera	
Klaue	Claw	Oibošo, ôl; Pl. -k	
Kleid, Tuch	Cloth	Naṅga, e; Pl. -n	
Knabe	Boy	Aion, ôl; Pl. Aiok	
Knie	Knee	Guguṅ, eṅ; Pl. Guṅ	Lat., Og-guṅi
			Bari, Kuṅo
Knochen	Bone	Oito, ôl; Pl. Oik	Bari, -yutyo
			Lat., Ogoti
Kopf	Head	Lugunia, ôl; Pl. -n	Lat., Na-gu
			Bari, Kwe
Korb	Basket	Dam, en; Pl. -i	
Krankheit	Sickness	Ea, eṅg (von ē sterben)	
Krieg	War	J̌ore, en; Pl. J̌oriak	Lat., Avere
			Bari, Ko
Krokodil	Crocodile	Kinyaṅ, ôl	Lat., Enya
			Bari, Kinyoṅ
			Šuli, Nyaṅ
			Lur, Niaṅ

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Kuh	Cow	Kiteń, eń; Pl. Kišu	Lat., Ne-iteń Bari, Kiteń; Pl. Kiču
junge Färse	heifer	Dawo, en; Pl. -n (Kiteń mit dem männl. Artikel ôl bedeutet einen Ochsen)	Šiluk, Šuli, Lur, Kavirondo } Diań Diŋka, Wen γwen
Kupfer	Copper	Suyāi, os	Lat., Aǰel
Landschaft, District eines Stammes	Country, tribal district	Manyara, ôl; Pl. -n	
Land	Land	Kob, eń; Pl. -an	
Leib	Body	Sesin, os	
Leichnam	Corpse	Meneńgani, ôl (männl.) em (weibl.)	
Leopard	Leopard	Uwaru, ôl; Pl. Uwarak	Lat., Auvuru Bari, Gwaron (Hyäne)
Löwe	Lion	Nyatun, ôl	
Luft	Air	Giǰabe, eń	
Mädchen	Girl	Dito, en; Pl. Doiak Siańgiki, es; Pl. -n	Lat., Odueti
Magen	Stomach	Ošoke, eń; Pl. Ošoa	Lat., Noke
Mais	Maize	Bayek, ol	
Mann	Man	Duńani, ol; Pl. Duńana	Lat., E-duŋgoni, ein Handwerker
Markt	Market	Siŋgira, os; Pl. -en	
Messer	Knife	Alem, ôl; pl. -an	Lat., Ademi Bari, Wale Šuli, Pala
Messing	Brass	Suyai, os	
Milch	Milk	Kule	Lat., Nā-li Bari, Le
Monat, Mond	Month, Moon	Laba, ol; pl. -n	Lat., Aǰafa Bari, Yapa Diŋka, Pei
Morgen	Morning	Tadekenia (Ost)	
Mund	Mouth	Gutuk, eń; Pl. Gutuāk	Lat., Edok
Mutter, persönlich	Mother, personal	Yeyo	Lat., Eań Bari, Yaño
„ allgemein	„ general	Noto, en; Pl. Noton	Bari, Nwote
„ als Hausfrau	„ as mistress	Naiu, en	
Nabel	Navel	Surôrwa, os; Pl. -n	
Nacht	Night	Kewarie (Finsterniss)	Bari, Kwaǰe
„ Anbruch der	„ Fall	Dara, en	Lat., At-tari
Nadel	Needle	Ditu, ôl; Pl. -n	
Nagel von Finger oder Zehe	Nail, finger and toe	Oibošo, ôl; Pl. Oibošok	Lat., Aviela

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Nahrungsmittel	Food	Dā, en	
Narr	Fool	Dūrwei, ôl; Pl. Durwan	
Name	Name	Garna, eṅ; Pl. -n	Lat., Avure Bari, Karin Diṅka, Rin
Nase	Nose	Gume, ôl; Pl. -n „ eṅ (Diminutiv)	Lat., Ne-imo Bari, Kume Diṅka, Ūm Šuli, Lur } Ūme
Ochse	Ox	Moṅgi, ôl; Kiteṅi	
Ohr	Ear	Giok, eṅ; Pl. Gia	Lat., Nē-iok Diṅka, Yig Bari, Čwet Šuli, Yit
Onkel	Uncle	Abulai, ôl	
Pavian, s. Affe	Ape, Baboon		
Penis	Penis	J̌abo, en; Pl. J̌abok (eigentlich das „Eingewickelte“, „Verborgene“, obgleich thatsächlich die Massai das schamloseste Volk der Welt sind)	
Perlen	Beads	Siririm, os; Pl. -i	
Pfeife	Pipe	Modi, ôl; Pl. -o	
Pfeil	Arrow	Bai, em; Pl. Ba	
Pflanzung	Plantation	Guruma, eṅ; Pl. -ni	
Platz	Place	Weiǰi, e; Pl. -tin	
Quelle	Well	Duroto, ôl (auch Teich, See)	
Ratte, Feld-	Rat, burrowing	Uda, eṅg; Pl. -n	
„ Haus-	„ house	Deroni, en; Pl. Dero	
Rauch	Smoke	Būrwo, em	Lat., Av-vuru Bari, Kofuret, Kopurōt
Rede	Speech	Rorei, oder Omon, el (Worte)	
Regen	Rain	Gai, eṅ (Eṅgai in einem Worte)	Lat., Ag-gede
Rhinoceros	Rhinoceros	Mūnyi, ôl	Lat., Emoy′ Bari, Mui
Rücken	Back	Gorioṅ, en	
Salz	Salt	Munian, em	ein Bantuwort
Sand	Sand	Gúlukok, eṅ; Gúlukwa	
Schaf	Sheep	Ger, ôl, eṅ; Pl. Gera	Lat., Na-ker (fem.)
Schatten	Shadow	Oip, ôl; Pl. -i	
Scheide	Vagina	Gwali, eṅg Boliš, em; Pl. -an (die weibliche Scham)	

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Schild	Shield	Oño, ôl; Pl. -n	
Schlaf	Sleep	Jô, en (Dyo)	Lat., Aǰôto Bari, Doto Šuli, Nenǰo
Schlange	Snake	Asurai, ol; Pl. Asuran	(Lat., Am-monu Bari, Munu)
Schnee	Snow	Seret, es	
Schnupftaback	Snuff	Kombau, ôl Gišuki, eṅ	
Schnur	String	Ene, eṅg	
Schuh, lederne Sandalen	Shoe, leathern sandal	Namka, en; Pl. -n	
Schwanz	Tail	Kidôṅoi, ôl; Pl. Kidoño	
Schwester	Sister	Ganǎši, eṅ; Pl. Ganǎšan Daṅgile, en (als Gruss, Anrede)	Bari, Kiačer
Seele	Soul	Dau, ôl	
Sklave	Slave	Siṅga, os; Pl. -n	
Sohn	Son	Aioni, Aiu, ôl oder eṅg; Pl. Aiok	
Sonne	Sun	Oloṅ, eṅg oder Goloṅ, eṅ	Lat., Na-loṅ (fem.) Bari, Koloṅ Diṅka, Akol Šuli, Čeṅ
Speer	Spear	Bere, em; Pl. -n	Lat., Aveira Bari, Gor
Speichel	Saliva	Gămulak, eṅ	Lat., Amēla. Bari, Kamolak
Sprache, s. Mund	Language, s. Mouth		
Stadt	Town	Gaṅ, eṅ; Pl. Gaṅite Maniara, ôl; Pl. -n	
Stamm, siehe Stadt und Land	Tribe, s. town and country	Kob, eṅ; Gaṅ, en	
Stein	Stone	Soit, os; Pl. -on	(Lat., Amoru Bari, Murufit)
Steiss	Buttocks	Kurumi, el	
Stern	Star	Okirāi, ôl; Pl. Ôkir	
Stock	Stick	Sebua, os	
Strasse	Road	Goitoi, eṅ; Pl. -n	
Stuhl	Chair	Origa, ôl; Pl. -n	
Taback	Tobacco	Kumbau, ôl	(von „Tumbako“, durch das corrumpirte „Kumbatu“)
Tag (-licht) vom Aufgang bis Unterg. der Sonne	Day (-light) from sunrise to sunset	Barkiǰi, em Gôloṅ, eṅ; Pl. -i	Lat., Na-loṅ Bari, Ko-loṅ Diṅka, Akol
Thier	Animal	J̌aṅito, ôl	Lat., Ečoṅ (Wild)
Thräne	Tear	Giǰo, ôl; Pl. -n Širi, eš	

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka. Bari u. s. w.
Thür	Door	Kutuk-aǰi, eń; Pl. -n (Mündung des Hauses)	Bari, Atoan
Tod	Death	Ôtoa, ôl	
Topf	Pot	Modi, em; Pl. -o	
Traum	Dream	s. Zeitwörter	
Trommel	Drum	Dam, ôl; Pl. -i Singôdio, os; Pl. -n	
Urin	Urine	Gūlak, eń	Lat., Agola Bari, Kula
Vater, Erzeuger	Father, genitor	Oiu, ôl	Lat, Mon
„ Haus-	„ head of the household	Mēnye, ôl	Bari, Monye
„ als Anrede	„ term of address	Papa, ôl; Pl. -n	Bari, Baba
Vieh	Cattle	Kišu, eń	Bari, Kiču, Kičuk
Vogel	Bird	Kweni, eń	Bari, Kwenti
Wachs	Wax	Došo, en	
Wahrheit	Truth	Edede	
Wald	Forest	Dim, en	Bari, Mudim
Wange	Cheek	Dakula, en	
Wasser	Water	Gare, eń	Lat., Nare Bari, Kari (Fluss)
Weg	Way	Goidoi, eń	
Weib	Wife	Siaṅgiki, es; Pl. -n	
Welt	World	Kob, eń	
Wildniss	Wilderness	Sero, ôs	
Wind	Wind	Giǰabe, eń	Lat., J̌ami
Wolke	Cloud	Būrwo, em; Pl. -n	Lat., Avuru (Rauch)
Wort	Word	Omon, ôl	
Zahn	Tooth	Ala, ôl; Pl. -n	Lat., Ala Bari, Kele Šuli, Lāk Diṅka, Lēk
Zahnfleisch	Gum of teeth	Irt, eń	
Zauberei	Magic	Setan, es	
Zebra	Zebra	Oitiko, ôl; Pl. -n	Lat., Edigo
Zehe, s. Finger	Toe	Kimoǰino, ôl	Lat., Abuge
Ziege	Goat	Dare, en (gewöhnl. Pl.) Kine, ôl (Ziegenbock); Pl. Kineǰi Kine, eń (Ziege, weibl.); Pl. Kineǰin	Lat., Ne-ini
Zunge	Tongue	Geǰep, ôl; Pl. -a	Lat., Aṅgaǰi Bari, Nedeb Diṅka, Lyeb Šuli, Lieva Lur, Levve
Zwerg	Dwarf	Didikimo, en (Fem. Diminutiv)	
Zwillinge	Twins	Mao, el	

Zahlwörter.

	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
1	-bo (o-bo, masc.; na-bo, fem.)	Lat., -bodi Somali, Kob
2	-arre (w-arre, masc.; n-arre, fem.)	Lat., -arrega Bari, Öri, murek Diñka, Rōu Šiluk, Šuli, Lur } Arrio
3	Uni	Lat., Gonigo Bari, Ok (in Zusammensetzungen)
4	Uŋgwan; Otoni (im südlichen Massai)	Lat., Aŋgon Bari, Uŋgwan Diñka, Ñgwan Šiluk, Šuli, Lur } Aŋgwēn
5	Imiet	Lat., Miyet Bari, Kanat Diñka, Vdieč Šiluk, Šuli, Lur } Abič
6	Ille	Lat., Elle Somali, Li Boni, Lī Galla, Dia
7	Nabušana	Lat., Attarit
8	Isiet	Lat., Otogoṅi (5 + 3) Galla, Zadeta Boni, Siete
9	Sāl oder Sahal	Lat., Otoŋgoṅ (5 + 4) Galla, Somali, Boni } Sagalla
10	Tomon	Lat., Tomon Somali, Tomon Galla, -tama (in den Zehnern) Woratta, Tama Boni, Tobenna Bari, Mere (in den Zehnern) Diñka, Vtiar
11	Tomon obo	Lat., Tomon abodi

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
20	Dikitam Kitikitam, Digtam (Dies ist augenscheinlich ein sehr altes Wort. Zu beachten ist, dass es fast ganz dem Galla-Worte gleicht. Vielleicht ist es zusammengesetzt aus einem alten Worte für 2, nämlich Dik oder Tiki und Tama = 10.)	Lat., At-tomon abodi Galla, Diketama
30	Osom	Somali, Sodon Galla, Sad-tam oder Sodom
40	Artam (Frage: Ist dies hier ein Beweis von einem ältern Worte für 4 im Massai, welches verwandt wäre mit dem Galla, nämlich Ar, Afur?)	Somali, Afarton Galla, Afurtam
50	Onom (auch Neiduruǰa)	Somali, χantom. Galla, Santam
60	Ipi („viele"); darüber hinaus scheint es keine besondern Zahlwörter im Massai zu geben. Ipi wird ohne Unterschied für 70, 80, 90, 100 gebraucht.	Galla, D'iba = 100

Adjectiva.

Vorbemerkung. Wo im Folgenden ein Adjectiv angeführt wird mit einem Bindestrich davor, da bedeutet das Adjectiv die Wurzel, und das männliche, weibliche oder sächliche Präfix muss je nach dem Geschlecht vorgestellt werden. Unveränderliche Adjective fangen mit einem grossen Buchstaben an.

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Alle	All	Boki (vielleicht -bo, eins, pluralisirt)	
Allein	Alone	-beň, ô, na oder ei	Lat., Abodi (von Bodi = 1)
Alt	Old	Msana Gago (alt von Jahren) Eos	Lat., Meruan Bari, Madoň
Andere	Other	-kai, ôl, eň; Pl. Kulikai	
Arm	Broken (beraubt)	-derie	
Besitzend, reich	Having	-ata	
Bitter	Bitter	-dua	Lat., -dua (ô, na, e)

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Breit	Broad	Dabaš Ala	Bari, Anagalan
Dick	Thick	-pir	Lat., -vir Bari, -ofir
Dünn	Thin	Roŋgai	
Fett	Fat	-bir	Lat. -vir Bari, -ofir
Frisch	Fresh	-ǰon	
Gefleckt	Spotted	-geri	Bari, Mimyen
Gesund	Healthy	-lulunga -gol	
Grausam	Cruel	-maṅ	
Gross	Great	Kito; Pl. Kitok	
Grün	Green	-nyori -ǰon (frisch, roh) -šal (im Gegensatz zu trocken, verbrannt)	
Gut	Good	Sidai (dies Wort stammt von der Wurzel Sid′, „leichtfertig sein“, „unkeusch sein“, woher -sid′ oder -siǰ, „unenthaltsam, unkeusch“. Es verräth den moralischen Standpunkt der Massai, dass ein solches Wort für „gefällig“, „hübsch“, „gut“ und selbst für „nützlich“ gebraucht wird); Pl. Sidan.	Lat., Isidda (üppig, wollüstig)
		Subad oder Subai (als Gruss) -gai (aus welcher Wurzel Regen und Gott stammen)	Lat., Mgada (gut)
Hart	Hard	-gol	Bari, Al-ogo
Heiss	Hot	-ruwa	
Hoch	High	-ado	Lat., ôdo Bari, -aǰo
Jeder	Each Every	Kil Boki	Lat., -ǰogo
Klein	Little	-ti, Kiti; Pl. Kutiti	Bari, -dit
Krank	Sick	-mui, Emui	Lat., Uŋgwe
Kühn	Bold	Ol-ēñoni; Pl. Eñok, el (männlich)	Lat., Ol-le
Kurz	Short	Torop oder Dorop	Lat., Os-suk
Lang	Long	-ado (s. Hoch)	Bari, -aǰo Lat., -odo
Linke (Hand)	Left (hand)	Kirian	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Männlich	Male	Ole; Pl. Lewa	Lat., Olle Bari, Logulao; Lo (männl. Artikel u. Präfix)
Nahe	Near	Etana	
Neu	New	Neǰuk	Lat., Aṅgeǰuk Bari, Ludukotyo
Niedrig	Low	Abori	
Offen	Open	Eigenu	Lat., Aṅa Bari, Aṅa
Rechte(Hand)	Right (hand)	Olewa (s. Männlich)	
Reif	Ripe	Eo, Eoto	Lat., -dori Bari, Toran
Rein (s. weiss)	Clean(s.white)	-ibor	Lat., -ibor
Roth	Red	-nyokie	
Schlau	Clever (cunning)	Nyen oder Ṅeṅ	Bari, Kaṅa
Schlecht	Bad	Torono; Pl. Torok. (Im Massai wird der Plural der Adjectiva oft als Singular im verstärkenden Sinne gebraucht; darum bedeutet Torok als Singular „sehr schlecht“.)	Bari, -doro = gefallen, beraubt, beschädigt
Schmutzig	Dirty	-sorto	
Schön (s. gut)	Beautiful (s. good)	Sidai	
Schwach	Feeble	-nana	Lat., na- (weibl. Art.)
	Weak	-nana (augenscheinlich in Verbindung mit der weibl. Partikel „Na“)	Bari, Na, No, Nu ˇ (weibl. Artikel) Šiluk, Nyano = sie
Schwanger	Pregnant	Emena	
Schwarz	Black	-rok	Lat., -riok
		Eloitwe	Bari, Elurwe
Schwer	Heavy	-iroši	Lat., -irosi
Stark	Strong	-gol	
Süss	Sweet	-melok	
Tief	Deep	Akwa	
Todt	Dead	-toa	Bari, Atoan Lat., Adua (stumm, schweigsam)
Trocken	Dry	-doyo	
Viele	Many	Kumo, Kumok	
Voll	Full	-puta	Lat., -vot
Weiss	White	-ibor	Lat., -ivor; Aboṅ
Wenige	Few	Kuti	

Wegen der **Pronomina** bitte die vorausgehende Skizze der Grammatik zu vergleichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeitwörter.

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Abbrechen	Break off	-pukus	
Anfangen	Begin	-aṅgas	
Ankommen	Arrive	-beki	
Athmen	Breathe	-yan	Bari, Yukakin
Aufrichten	Erect	-ŋgada	
Bauen	Build	-itobir (von -ito, machen, und -bir, gross, weit u. s. w.)	
Bedecken (verbergen)	Cover (conceal)	-pukur -jab (von dieser Wurzel stammt Enjabo, Penis, d. h. „das Bedeckte, Verborgene“)	Bari, Rap
Beenden	Finish	-idip; -mit	
Begraben	Bury	-nuk -tur (aushöhlen)	
Beissen	Bite	-on	
Beschneiden	Circumcise	-murāt	
Besiegen	Vanquish	-dim	
Betrügen	Deceive	-led′ oder leǰ	
Bewegen	Move	-ipoṅ	Bari, Bondu
Biegen	Bend	-lok	
Binden	Bind	-en, -gen, -igen (alles Varianten der Wurzel -en)	Bari, Kudie
Blasen	Blow	-yuk; -kut	
Blicken	Look	-iṅon; -imariri	
Brauchen	Want	-yau	
Brechen	Break (act.) (neutr.)	-rek -er (aus dieser Wurzel stammen eine Menge Wörter, wie -derie, gebrochen, von dem Präteritum -er = -derie u. s. w.)	
Brechen	Break open „ off	-bol -pukus	Bari, Bel, Belen; Futukö
Bringen	Bring	-iau	Bari, J̌we
Bücken, sich	Stoop	-ulud	
Denken	Think	-ǰo	
Eintreten	Enter	-ǰiṅ	
Entfernen	Remove	-tau; -tumu	
Entwischen	Escape	-luaǰa	
Erbrechen, sich	Vomit	-lobišo	
Erlangen	Get	-šia; -tum	
Erschrecken	Frighten	-iture; -urešo	
Erwachen	Awake	-tobiwo -inyo	
Erwidern	Reply	-iruk	

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Erzählen	Tell	-liki	
Essen	Eat	-nya (unregelm. Zeitw., Präteritum -tama)	Bari, Nye Šuli, Tyam
Fallen	Fall	-doye	
Fangen	Catch	-iwōn; -wab	
Fechten	Fight	-ara	
Finden	Find	-šia?	
Flechten	Twist	-gur; -biaǰ	
Fliegen	Fly	-ipiri	
Folgen	Follow	-tubake	
Fragen	Ask	-bar	
Fühlen	Feel	-niń	Bari, Yin = hören
Führen	Carry	-nap (-nab in der Conjugation)	
Füllen	Fill	-ibut	Lat., Ivot
Fürchten	Fear	-ure	
Gähnen	Yawn	-aña	
Gebären	Bear (to give bearth)	-išo	
Geben	Give	-išo (Imperativ unregelmässig, Enǰo, Enǰoki)	
Gehen	Go	Unregelmässiges Zeitwort, zusammengesetzt aus den unabhängigen Wörtern -lo, -po, -no, šom und -beti	Lat., -lo
Gehen, vorbei	Pass	-im	
Gesegnet sein	Benighted, to be	-muta	
Gleichen	Resemble	-wana	
Graben	Dig	-tur	
Greifen	Seize	-ibuń	
Grüssen	Greet	-irorok (von -roro, sprechen)	Bari, Ro-man
Haben	Have	-ata (sein mit) -ra (sein mit)	
Hängen	Hang	-ik	Bari, Likie
Harnen	Urinate	-lat	Bari, Kula
Häuten	Skin	-ǰeń	
Heilen	Heal	-išiu	
Heirathen	Marry	-yam (vom Manne) -yamišo (vom Weibe)	Bari, Yenbaǰi
Helfen	Help	-retoki	
Hören	Hear	-niń (soviel als „fühlen“)	Bari, Yin Šuli, Win
Jagen	Hunt	-iñoru	
Jucken	Itch	-oǰ	
Kaufen	Buy	-inyañu	
Kleiden	Clothe (act.) (pass.)	-yop -išop	
Klettern	Climb	-ilebaki	

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Knoten	Tie	-lid; -en	
Kochen	Boil (act.)	-yir	
	(neutr.)	-tokitok	
Können	Able, be	-idim	
Kommen	Come	Unregelmässig. Zeitwort, conjugirt durch Imperfect und unabhängige Formen -lotu, -yuo, -ponu	Bari, Po, Fo
Krank sein	Ill, be	-mui	Bari, Mimyen
Lachen	Laugh	-kwen	Bari, Kweni
Leben	Live, to be alive	-piu	
Lecken	Lick	-meǰ	
Leeren	Empty	-bugŭ	
Leer sein	„ to be	-mota	
Lieben	Love	-šam; -nyor; -iyan	Bari, Nyar; Yap
Liegen, nieder	Lie down	-ber	
Lügen	Lie	-teleǰase	
Machen	Make	-itobir	
Mahlen	Grind	-idoṅ	
Melken	Milk	-leb	Bari, Le = Milch, n
Mischen	Mix	-gurd	
Mögen	Like	-nyon; -šam	Bari, Nyar
Nehmen	Take	-ya (Präteritum -yawa)	
Nähen	Sew	-rip	
Pflanzen	Plant	-tur	
Plaudern	Talk	-iroro	
Rasiren	Shave	-barn	Bari, Barandu
Rauben	Rob	-buro	
Rechnen	Count(reckon)	-iken	Bari, Ken
Regnen	Rain	-ša	
Reinigen	Clean	-ǰud	Bari, Čea
Reissen	Pull	-ibuṅ; -yet	Bari, J̌ik
Rennen	Run	-bor	
Richten	Judge	-iriš	
Riechen, übel	Smell (stink)	-ŋgu	
„ gut	(fragrant)	-robil	
Rösten	Roast	-beǰ	
Rufen	Call	-ibot	
Rupfen	Tire	-naura	
Sagen	Say	-ǰo	
Salben	Anoint	-el	Bari, Wel-et = Salbe
Saugen	Suck	-nak	
Scheinen	Shine	-imer; -iwaṅ	
Schlafen	Sleep	-irura	
Schlagen	Beat	-ar	
Schlucken	Swallow	-iǰo	
Schneiden	Cut	-duṅ	
„ auf-	„ open	-pūl	
„ offen	„ up	-saǰ	

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Schreiben	Write	-sir	
Schütteln	Shake	-igusugusu	
Schwanger sein	Pregnant, be	-mena	
Schwitzen	Perspire	-ilaṅ	
Sehen	See	-dol (unregelmässig; Imperfect -tadūa)	
Sein	Be	-ra; -ta; -ti	
Senden	Send	-ipaya	
Singen	Sing	-raṅ; -isilil	
Sitzen	Sit	-toŋ; -totona	
Spalten	Rend	-giǰ	
Sprechen	Speak	-iro; -iroro	
Springen	Jump	-isioṅ	
Stehen	Stand	-idaso	
Stehlen	Steal	-buro	
Stellen	Put	-Šum; -rid	
Sterben	Die	-ē (unregelmässiges Zeitwort; Imperfect -tua)	Bari, Toan
Stossen, mit Fuss	Kick	-ramo	
Streiten	Quarrel	-arare; -arate	
Suchen	Seek	-iñoru	
Thun	Do	-itobir (alte Form, -ito)	
Tödten	Kill	-ar; -rem	Bari, Rembu
Träumen	Dream	-idetidet	
Treffen	Hit	-ar	
Treiben	Push	-rumo	
Trinken	Drink	-mat	Bari, Moǰu Šuli, Mate
Ueberein-stimmen	Agree	-šiate	
Ueberfallen	Overcome	-mir	
Ueberflüssig haben	Abound	-bore	Bari, J̌ore = überfliessen
Untergehen	Perish	-min	
Verachten	Despise	-men	
Verbergen	Hide	-isudo	
Verbieten	Forbid	-anya	
Verehelichen	Copulate	-urbono	
Verfolgen	Pursue	-suǰ	
Vergessen	Forget	-torgine	
Verkaufen	Sell	-mir	
Verlieren	Lose	-imim	
Vermeiden	Avoid	-pal	
Wachen	Watch	-muda	
Wachsen	Grow	-bulu	
Wählen	Choose	-ikebu; šilu	
Waschen	Wash	-ug; sul	
Weinen	Weep	-išir	
Werfen	Throw	-ibugo; -idad	
Wischen	Wipe	-yud	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
Wissen	Know	-yôlo	
Zerreissen	Tear	-giǰ	
Zeugen	Generate	-iu (alte Form, kommt blos noch in zusammengesetzten und abgeleiteten Wörtern vor, wie -išo; dies ist das moderne Wort, Imperfectum -toiūo)	
Zittern	Tremble	-girigira	
Zürnen	Angry, to be	-goro	Bari, Awaran = zornig
Zurückkehren	Return	-riṅyo	

Adverbien, Präpositionen u. s. w.

Aber	But (only)	-ke (allgemein enklitisch)	
Auf	On	Keber	Bari, Ki
Auf	Upon	Keber	
Da	There	Ende, Tende	Bari, Ni
Draussen, ausserhalb	Outside	Aulo	
Entweder (oder)	Either (or)	au — ao	
Erst	First	-bo	
Gänzlich	Entirely	Boki; naleṅ	
Gestern	Yesterday	Ṅole	Lat., Golo-ṅgole
Gleich	Like	Kam	Galla, Kam
Gut, wohl	Well	Subai	
Herab	Down	Abori	
Heute	To-day	Tata; Duo	Lat., Agana
Hier	Here	Ene; tene	Bari, Ni
Hinter	Behind	Tolkurum	
Immer	Always	Osake	
In	In	-ti; T-, Te; Atwa	
Ja	Yes	Neǰata (es ist so); Oi; iba; eo; iko u. s. w.	
Jenseits	Beyond	Endalo	
Langsam	Slowly	Ákidi	
Mit	With	La, na, e; ko; pe	
Morgen	To-morrow	Teisere	Lat., Taleloṅ
Nachher	Afterwards	Pei	
Nein	No	Emé	Galla, Me, eme
Nicht	Not	Me, M-	
Nun	Now	Tata	
Nur	Only	Ke	Bari, Gelen
Obgleich	Although	Pe	
Oft	Often	Enake	
Schnell	Quickly	Sarasara	
Sehr	Very	Kumo	
Seit	Ago	Oba, muidi	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Massai.	Latuka, Bari u. s. w.
So	So	Neǰa	Bari, Čona
Ueber	Above	Keber	Bari, Ki
Und	And	O (männl.); na (weibl.)	
Unter	Under	Abori	
Viel	Much	Kumo, Kumok	
Von	For	Ko; K-	Bari Ko
Vor	From		
Von	Of	-a (la, na, ra, je nach dem Geschlecht)	
Vor	Before	Teŋgomom („ins Gesicht“)	
Wenn?	When?	Kaǰi?	
Warum?	Why?	Painyo? (Für was?)	
Was für?	What sort? What kind of?	Ka, K-? (als Präfix)	
Weil	Because	Amu	
Weit	Far	Ba	Bari, Faǰo
Wenn	If	Den oder Ten; Pe, P-	
Wie	As, like	Kam	Galla, Kam
Wie?	How?	Aǰi?	
Wieviel?	How much?	-muaǰa (Präfix je nach dem Geschlecht des	
Wieviele?	„ many?	Hauptworts)	Bari, Moda?
Wieder	Again	Si	
Wirklich	Really	Edede	
Wo?	Where?	Aǰi? Akodēē?	
Wohl?	Well	Subai	
Zu	At	Ti; T-	
Zu	To	Ko, K-; Te, T-	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ZWEITER ANHANG.

Kidjagga-, Kigueno-, Kitaweta-Vocabular.

In Betreff der Erklärung der Orthographie siehe S. 449 und 450.

Die dem Substantiv nachstehende Zahl zeigt die Präfix-Klasse, zu welcher es gehört und deutet zugleich an, wie der Plural zu bilden ist. Ungewöhnliche oder unregelmässige Plurale sind besonders aufgeführt.

Nomina oder Substantiva.

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Adler	Eagle	Imaruca, 5		
Affe	Monkey (*Colobus Guereza*)	Kinaŋgoyo, 7	Ṅgima, 9	Ṅgima, 9
		Ndoh'o, 9; Pl. mandoh'o, 6		Ṅgo, 9
Affenbrotbaum	Baobab			Mku, 3
After	Anus	Dako, 9; Kisi, 7		Itako, 5
Ameise	Ant	Mbome, 9; Safu, 9		Safu, 9; Maciċi, 6
Antlitz	Face	Kiamu, 7		Nibušo, 5
Arm	Arm	Mkoño, 3; Kuoko, 15	Kuwoko, 15	Mukono, 3
Auge	Eye	Riso, 5	Riso, 5	Jiso, 5.
Augenbraue	,, brow	Nyinyili, 5		
Augenlid	,, lid	Mbawa, 9		
Axt	Axe	Soka, 5		Isoka, 5
Banane, Frucht	Banana, fruit	Ikundu, 5	Niru'u, 5	Idiō, 5
,, Baum	,, tree		(Kiteke, Kongo; nku, 9)	Nginda, 9
Bart	Beard	Ṅgerero, 9	(Kikamba; Kiŋgelwa, 7)	Kōlo, 9?
Bauch	Belly	Ndeu, 9	(Kikamba, Ivu, 5)	Kinena, 7
Baum	Tree	Muri, 3	Muri, 3	Muti, 3
Bein	Leg	Mbuŋga, 9	Kurende, 15	Nikūū, 5
Berg	Mountain	Msari, 3		Ndui, 9
Beschneidung	Circumcision	Nyifuto, 5		Kutawanwa, 15
Bett	Bed	Nċoiŋ, 9	(Massai = Ol-joni)	Niwai, 9
Biene	Bee	Njuki, 9	Nzuki, 9	Nyoki, 9
Blasebalg	Bellows	Mfo, 3		Nkumfura, 9
Blume	Flower	Kivaro, 7		Kiwaro, 7
Blut	Blood	Msamu, 3		Sakame, 9
Boden	Bottom	Wanda, 16		Nisi, 9
Bogen	Bow	Wuda, 14	Wura, 14	Wuta 14
Bruder	Brother	Mana-wama, 1 (Sohn der Mutter)		Mdu
		Ndeh'o (veraltet)		
Brust, weibl.	Breast, fem.	Ma-wehe, 6; Pl.		
,, männl.	,, male	Mbafu, 9		Mbafui, 9
Buch	Book	Nċole, 9		
Büffel	Buffalo	Mbogo, 9	(Kikamba Mboo, 9)	Mboγo, 9
Butter	Butter	Mafuda, 6		Mafuta, 6
Dach	Roof	Mċalo, 3; Ndiŋgo, 9		
Dämmerung	Dawn	Ṅgameni, 9		Heabu, 16
Daumen	Thumb	Munu-mnene, 3; Nohi, 11		Kiča, 7
Dieb	Thief	Aiwa, 1; Ilaŋgo, 5		Mdu wa hiwa, 1
Ding	Thing	Kjndu, 7	Kindu, 7	Kindu, 7
Dirne	Prostitute	Msura, 1	(Kisuaheli, Sura = Concubine)	
Donner	Thunder	Ṅgururuma, 9		Mvua-ruruma, 9
Dorn	Thorn	Muša, 3		Nimuowa, 9

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Ei	Egg	Liboro, 5		Igi, 5
Eidechse (Chamäleon)	Lizard (Chameleon)			Sigabo, 9 oder 5 Lugwe, 11
Eisen	Iron	Maringa, 6		Menya, 9
Elefant	Elefant	Ndofu, 9; Pl. 6		Nzobu, 9
Elfenbein	Ivory	Mahēho, 6		Idyegu la Nzobu, 5
Elnbogen	Elbow	Okokuo, 11	(Luganda, Lukokola, 11)	Ikokora, 5
Erzählung	Tale	Irigia, 5		Luɣano, 11
Esel	Donkey	Ndsoi, 9	(Luganda, Ndogoi)	Njoe, 9
Eunuch	Eunuch	Mavumi, 1		Acigo-makedi
Excremente	Exrement	Marifi, 6		Mavi, 6
Feder	Feather	Mberi, 9		
Ferkel	Pig	Ńguwe, 9		Ńgūwe, 9
Fett	Fat	Mafuda, 6		Mafuta, 5
Feuer	Fire	Môdo, 3		Môto, 3
Finger	Finger	Kimunu, 7	Munyu, 3 (Kikamba, Ćaa, Kinjika, Čala)	Ibiča, 5
Fisch	Fish	Ikuńga, 5	(Kikamba, Kuyu, 7)	Ńguluma, 9
Fledermaus	Bat	Ikoro, 5		Ngońgolo, 9
Fleisch	Meat	Nyama, 9		Nyama, 9
Flinte	Gun	Walebolo, 14; Ńgebolebolo, 9		Ńkipolopolo, 7
Flügel	Wing	Nikuńgu, 5		Nizaɣu, 5
Fluss	River	Mfońgo, 3	(Zulu, Mfula, 3)	Mfuro, 3
Flusspferd	Hippopotamus	Ńgerre, 9	Ńgerere, 9	Ńgerere, 9
Freund	Friend	Mbuïa, 9 und 1		Mbuia, 9 und 1
Friede	Peace	Mbuïa-tzimo, 1 (ein Freund)		
Frosch	Frog	Ńgeli, 9		Ndunda, 9
Frucht	Fruit	Mfuranje, 3		
Fuchs	Fox	Nzudu, 9. (Name eines wilden laut bellenden Hundes, wahrscheinlich *Canis simensis.*)		
Furcht	Fear	Owu, 11		Nifoli, 5
Fuss	Foot	Nyawayo, 9; Nutufü, 11		Niwatu, 9
Gazelle	Gazelle	Sarulía. (Oefters der Name von *Neotragus Kirkii.*)		
Geflügel	Fowl	Ńguku, 9	Ńguku, 9	Ńguku, 9
Gehirn	Brains	Orongo, Nyorongo, 11	(Kikamba, Yongo, 11)	Wongo, 14
Geier	Vulture	Mtoń, 1	(Kikamba) Ndei, 9	Ńdei, 9
Geist	Spirit	Usawi? 14		Ńgoma, 9
Gesäss	Buttocks	Madako, 6	Mbweča, 9	
Gesang	Song	Aimba, 1 (er singt)		
Geschwür	Ulcer	Nyodi, 5		Kionda, 7
Gestern	Yesterday	Alā-kiu (er schläft bei Nacht)		Niwu, 9
Giraffe	Giraffe	Nyôli, 9		Ndea, 9
Glas	Glass	Kimele, 7		
Glocke	Bell	Kimańga, 7		Manga? Kisumanze, 7
Gott	God	Eruwa, 5 (s. Sonne)	Ruwa, 5	Nizuwa, 5
Grab	Grave	Karika, 13		
Gras	Grass	Mara, 6		Mani, 6
Greis	Old person	Mēgu, 9		Muɣosi,
Grund	Ground	Wanda, 16		Ntere, 9
Haar	Hair	Ndzui, Nji, 9	Nzui, 9	Nyui, 9
Habicht	Hawk	Nyokoro, 11	(Kikamba, Kilui, 7)	Kilwi, 7
Hacke	Hoe	Ikumbi, 5	(Luganda, Ńkumbi 9)	Ńkwima, 9
Hälfte	Half	Ukeńga, 14		Kihindi, 7
Hahn	Cock	Oluńôni, 11		Ńguruwi, 9
Hand	Hand	Mkono, 3; Pl. Mawoko 6, unregelmässig	Kuwoko, 15	Niganza, 5

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Häuptling	Chief	Maṅge, 1	(Kiteita, Mgosi, 1) (Zulu, Inkosi, 1)	Mfumu, 1 Mgosi, 1
Haus	House	Numba, 9	Nyumba, 9	Nyumba, 9
Haut	Skin	Ncoiṅ, 9 (s. Massai)		Kikonde, 7
Herz	Heart	Ṅgōō, 9	(Kiteita, Ṅgolo, 9)	Ṅgoro, 9
Heute	To-day	Lalu, 9		Nío, 9
Hexe	Witch	Aloa, 1		Msawi, 1
Hexenmeister	Wizard	Aloa, 1		Msawi, 1
Hexerei	Witchcraft	Usawi, 14	Usawi, 14	Usawi, 14
Himmel	Heaven	Mabuži, 6		Ndēē, 9
	Sky	Erua, 5		Waṅga-izeri, 14
Holz	Wood			Lukuni, 11
Honig	Honey	Wuki, 14		Nzoki, 9
Horn	Horn	Membe, 9?		Luhembe, 11; Pl. Mbembe.
Hügel	Hill	Ibiči, 5		Ṅduwi, 9
Hund	Dog	Mbara, 9	Kiṭe, 7 (Kikamba, Ṅgite, 7)	Kibaru (auch Schakal)
Hunger	Hunger	Njāā, 9		Nzāā, 9
Hyäne	Hyena	Ifulu, 5	(Kongo, Mbulu, 9)	Nibao, 5
Ichneumon	Ichneumon	Muha, 1		
Insekt	Insect	Idudu, 5		Mukarakara, 1
Insel	Island	Nrua, 9	(Kiteita, Kinwa, 7)	Ndiwa, 9
Jahr	Year	Mwaka, 3		Nisika, 5
Jungfrau	Virgin	Muka, 1. (So übersetzen es die Eingeborenen, es heisst aber nur Weib [woman]. Sie besitzen kein bestimmtes Wort für Jungfräulichkeit.)		Mbora, 1
Kälte	Cold	Mbeho, 9		Mbeho, 9
Kartoffel, süsse	Potatoes (sweet)	Ṅgumba, 9		Ṅgumba, 9
Katze	Cat	Nkite, 7		Munyawi, 1
Kind	Child	Mtutu, 1	Mwana, 1	Mwana mdongo, 1
Kinn	Chin	Ngeru, 9; Pl. 6		Kireju, 7
Klippschliefer	Hyrax	Kimburu, 7		Mwana. Kume, 1
Knabe	Boy	Mana, 1		
Knie	Knee	Nyindru, nyindi, 9	(Kinjika, Vuindi, 9)	Ikunguru, 5
Knochen	Bone	Nifuo, 5	(Kikamba, Iwindi, 5)	Niwindi, 5
Körper	Body	Nyimbi, mbi, 9	Mbi, 9	Mwuri, 3
Kopf	Head	Mudo, 3	Murue, 3	Mutwe, 3
Korb	Basket	Mwera, 3		Kitaṅgo, 7
Krabbe	Crab	Inje, 5		Kidaṅgoe, 7
Krähe	Crow	Iguru, 5	(Kiteita, Ṅgolo, 9)	Ikuru, 5
Krankheit	Sickness	Awabiu, 1		
Krieg	War	Ṅgondu, 9	(Kinjika, Ṅgondu, 9)	Ṅgondo, 9
Krokodil	Crocodile	Kinyaṅ, 7	(Massai, Ôl-ginyaṅ)	Kinynṅ, 7
Kuh	Cow	Ṅombe, 9; Mbe, 9	(Kiteita, Ṅgoma, 9; Zulu, Inkomo, 9)	Ṅombe, 9
Kupfer	Copper	Kera, 9		
Landschaft	Country	Wanda, 16		Ntere. 9
Leichnam	Corpse	Afa (er stirbt), 1		Afwa (er ist todt)
Leopard	Leopard	Iruṅ, Irumu, 5	Mlula, 1	Lukeri, 11
Lippe	Lip	Momo, 3?		Momō, 9
Löwe	Lion	Simba, 9	Simba, 9	Simba, 9
Luft	Air	Mbćho, 9; Otanu, 11	(Kikamba, Mbewo, 9)	
Mädchen	Girl	Mgogo, 1		Munumuče, 1
Magen	Stomach	Maula, 6		Matumbo, 6
Mais	Maize	Mahemba, 6		Mahemba, 6
Mann (Mensch)	Man (homo)	Mundu, 1	Mdu, 1; Pl. Wanda	Mundu
(Mann)	(vir)	Msoro, 1		

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Markt	Market	Mboma, 9		Kičinda, 7
Messer	Knife	Kiošo, 7		Kohandi, 13
Messing	Brass	Moro, 3		
Milch	Milk	Mačuručuru, 6; malela, 6	Mariwa, 6	Mawee, mawere, 6
Mond	Moon	Mwere, 3		Mwzi, 3
Morgen	Morning and to-morrow	Ṅgameni, 9		Heabu, 16
Muhme	Aunt	Msaja, 1		Mudnēdu, 1
Mund	Mouth	Lumbu, 5; Pl. malumbu, 6		Momo, 9
Mutter	Mother	Wama, 1; Pl. ebenso		Iya, 9; Pl. Niwaya, 10
Nabel	Navel	Ṅkimbumbuču, 6		Mkudu, 9
Nacht	Night	Kwaela, 15; mema, 9; kiu, 9	(Kiteita, Kiru, 9)	Hekiu, 16; Wiu, 14
Nacken, Hals	Neck	Nzingo, 9		Nisingo, 9; nigoši, 9
Nadel	Needle	Sindano, 9		Luγumba, 11
Nagel (Finger und Zehe)	Nail (finger and toe)	Nučaa, 11; Pl. njaa, 10		Lukombwe, 11; Pl. ṅgombwe, 10
Nahrung	Food	Nyirafuna, 5		Nikijo, 5
Name	Name	Rina, 5		Nizina, 5
Narr	Fool	Kitondo, 7; Mtondo, 1		Ewukwa, 1; 3. Pers. d. Verb.
Nase	Nose	Mbua, 9	Mbua, 9	Nifuo, 9
Ochse	Ox	Ṅombe, 9; Mbe, 9	Ṅumbi, 9	Ṅombe, 9
Ohr	Ear	Kudu, 15		Isikio, 5
Onkel	Uncle	Migi, 1		Mdu-aweya, 1 (Mutters Bruder) Mdu-awapa, 1 (Vaters Bruder)
Pavian	Ape (baboon)	Ifubi, 5		Iregēṅ, 5
Penis	Penis	Mbolu, 9; Mkia, 3	Mčunu	Njabo, 9 (s. Massai)
Perlen	Beads			Mukazi, 3
Perlhuhn	Guinea-fowl	Iraṅa, 5		Ṅgelélé, 9
Pfeife	Pipe	Išaṅgo, 5		Lumoti, 11
Pfeil	Arrow	Mfi, 3		Mwasa, 3
Platz	Place	Wanda, wandra, wandu, 16	Handu, 16	Handu, 16
Pocken	Small-pox	Mašigi, 6		Ṅišiko, 5
Ratte	Rat	Ṅgyah'a, 9		Ṅgoswe, 9
Rauch	Smoke	Muzu, 3	Mtzi, 3	Mošı, 3
Regen	Rain	Mvuo, 9		Mvua, 9
Rhinoceros	Rhinoceros	Mbura, 9	(Luganda, Ṅkula, 9)	-Mburia, 9
Rücken	Back	Muhoṅgo, 3		Mwoṅgo, 3
Ruhe	Quietness	Mbuho, 9		
Samen	Semen	Uro, 14		
Sand	Sand	Nteri, 9		
Schaf	Sheep	Coōndi, 7; Pl. Šiondi	Mondo, 9	Ṅonje, 9
Schatten	Shadow	Nteru, 9	(Kinjika, Kivuli)	Kiwuri, 7
Scheide	Vagina	Mbula, 9; Kinu, 9	Nirako, 5	Kiši, 7
Schenkel	Thigh	Nikisowu, 5		Nikiγa, 9
Schiesspulver	Gunpowder	Baruti	(Suaheli-arabisch Baruti)	Baruti
Schild	Shield	Ṅgawo		Ṅgao, 9
Schlaf	Sleep	Alā, 1		Kušinžia, 15
Schlange	Snake	Njoka, 9		Nyoka, 9
Schlund	Throat	Nyoro, 9	(Kiteita, Iraṅgi, 5)	Muraṅgi, 3
Schmetterling	Butterfly	Mfugo, 3		Mbambarito, 9
Schmied	Smith	Ṅgaṅga, 9		Mšana, 1
Schnitt, Graben	Trench	Mfo, 3		Nitego, 5
Schnupftaback	Snuff	Mbatu		Tumbatu-ninwe
Schwanz	Tail	Mwasi, Pl. Ṅgasi, 9 und 10		Kitizi, 7
Schweiss	Sweat	Njuki, 9		Masuṅgu, 6
Schwert	Sword	Ošu, 11		Muhandi, 3
Schwester	Sister	Mšigiogo, 1		

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Seele	Soul			Ṅgòro, 9
Sklave	Slave	Nyiśiŋga, 5 (s. Massai)		
Sohn	Son	Kimana, 7 (13?); Mpaka, 9		Mwana, 1
Sonne	Sun	Erūa, 5	Ruwa, 5	Nizua, 5
Speer	Spear	Mbere, 9 (s. Massai)	Nifumo, 5	Nićumo, 5
Speichel	Saliva	Mada, 6		Mate, 6
Spinne	Spider	Mbuhu, 9		Mburazizi, 9
Sprache	Language	Matetu, 6		Nakuwara? (ich spreche)
Stachelschwein	Porcupine	Nyisasa, 5	(Kiteita, Isasa, 5)	Nzege, 9
Stadt	Town	Kānie, 13?; Muri, 3		Mwaṅga, 3
Stamm	Tribe		(Kiteita, Mbari, 9)	Mbare
Stein	Stone	Nyiho, 5		Nibabwe, 5
Stern	Star	Nyenyeri, 9	(Kinjika, Nyenyesi, 9;) Kiteita, Ndonde, 9	Ndondo, 9
Stimme	Voice	Afua (Zeitwort)		Nigonda, 5
Stock	Stick	Kiri, 7		Nisibo, 5
Strasse	Road	Njila, 9		Nzia, 9
Strauss	Ostrich	Nyah'a, 9		Nyaɣa, 9
Stuhl	Chair	Kitembo, 7	(Ki-kamba, Kitumbi, 7)	Kićumbi, 7
Süsse Kartoffeln	Sweet Potato	Kiaśauda, 7		
Syphilis	Syphilis	Mbuwa, 9		
Taback	Tobacco	Mbatu, 9		Tumbatu, 9
Tag	Day	Nyimo, 5; Pl. Mumo, 6	Mfiri, 3	Zwale-muka?
Taube	Pigeon	Mbeta, 9		Nibeta, 5
Testikel	Testicles	Mbolu-tašimba, 9		Mbumba, 9; makedi, 6
Teufel	Devil	Asuko, 1		Luhuṅgu, 11; Pl. 10
Thal	Valley	Mbijini, 9		Kongo 9
Thier	Animal	Nyama, 9	Nyama, 9	Nyama, 9
Thräne	Tear	Afuha (Zeitwort) Mćeṅgeri, 3		Masoji, 6
Thür	Door	Mwoṅgo, 3		Nimbenge, 5
Tod	Death	Akomeka, 1		Ćićafoići (relativisch, das Ding welches todt ist)
Traum	Dream	Nyalodia, 5		Waota (? sie träumen)
Trommel	Drum	Mtiṅgo, 3		Ṅgoma, 9
Trompete	Trumpet	Nyombe, 9		Ndurere, 9
Tuch	Cloth	Ṅguwo, 9	Nsori, 9	Ṅguo, 6
Uebel	Evil	Kibicu, 7		Kiwiwi, 7
Urin	Urine	Maji, 6		Makozo, 6
Vater	Father	Baba, 1		Mpapa, 1
Vogel	Bird	Ndehe, 9	Ndege, 9	Ṅdege, 9
Vorhaut	Foreskin	Ibutu, 5		Ṅgigwala, 9
Wahrheit	Truth	Sorindi, 9; Ṅga-leh'a (Verb. 1. Person)		Kakudidi, 13
Wald	Forest	Msudu, 3		Ṅkititu, 7
Wange	Cheek	Ṅgundu, 9; Pl. 6		Itumbo, 5
Wasser	Water	Mariṅga, 6	(Kongo, Nlangu, 9, 4)	Mlaṅai, 3; Mombe, 9
Weib (Ehefrau)	Wife	Mwanawaka, 1 Mbora, 1		Mće, 1
(alte Jungfer)	Woman (old maid)	Mbora, 1 Muhumba, 1	Mka, 1	Mće, 1 Ndasa, 9
Wind	Wind	Ndimu, 9; Mbeko, 9		Ṅguṅgu, 9
Witwe	Widow			Ṅgaviani
Woche	Week	Ṅgikumi, 7 (10 Tage)		Misi Mfuṅgate, 4 (7 Tage)
Wolke	Cloud	Mtuna, 3		Izua, 5
Wort	Word	Iteta, 5		Nakuwara (ich spreche)
Zahn	Tooth	Nihēho, 5	Niyē'o, 5	Nijēgo, 5
Zahnfleisch	Gum (of teeth)	Išino, 5		
Zauberei	Magic	Aluo, 1 (Zauberer?): Usawi, 14	Usawi, 14	Wuɣaṅga, 14

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Zebra	Zebra	Nitiko, 5 (s. Massai)	Nitiko, 5	Lutiko, 11 (s. Massai)
Zehe	Toe	Ṅkimnyo, 7		Kiča, 7
Zibethkatze	Civet-cat	Nyaha, 5	(Kisuaheli, Ṅgawa, 9)	
Ziege	Goat	Mburi, 9	Mburi, 9	Mbuji, 9
Zuckerrohr	Sugar-cane	Nyihuwa, 5	(Kiteita, Mugera, 3)	Nimugua, 5
Zunge	Tongue	Noilimi, 11	Nuilimi, 11; Pl. Malutimi, 6	Nilumi, 5
Zwerg	Dwarf	Agu'ana, 1		Mfuhi, 1
Zwillinge	Twin	Mbasa, 9	(Kinjika, Patsa, 9)	Maza
Zwirn	Thread	Nyuruso, 11		Luzigi, 11

Zahlwörter.

1	Kimo, -mo [1]	Umuē, -ume	Moši, -muezo
2	Šivi, -bi, -vi, -wi	Wawi, -wi	Mere, -ere
3	-raro	Raro, -raro	Ndatu, -tatu
4	-nna	Ne, -ne	-inne
5	-tano	Tano, -tano	-sano
6	-ndaru	Randaro	-tandatu
7	Fuṅgare	Fuṅgate	Mfuṅgate
8	Nyanya	-nana	-nane
9	Nikenda	Kenda	Kenda
10	Kumi	Nikumi	Kumi
11	Kumi na kimo	Nikumi na umuē	„ na kimuezo
12 u. s. w.	„ na šivi u. s. w.	„ „ wawi	„ na viwi u. s. w.
20	Makumi gawi	Ṅakumi awi	Makumi mere
21 u. s. w.	„ na kimo u. s. w.	„ na umue u. s. w.	„ na kimuezo u. s. w.
30	Makumi gararo	Makumi araro	Makumi matutu
40	„ ganna	„ ana	Maku'manne
50	„ gatano	„ atano	Makumi asano
60	„ garandaru	„ arandaro	„ atandatu
70	„ mfuṅgare	„ mfuṅgare	„ fuṅgate
80	„ nyanya	„ anana	„ anane
90	„ kenda	„ kenda	„ kenda
100	Ṅgama	Niγana	Niγana
1000	Lule	Kangi kumi	Iraγana kumi
1/2	Ukeṅga, 14		Kihindi, 7
1/4	Nututo, 11; Kenga, 10		Vihindi, 8

Adjectiva oder Beiwörter.

Alle	All	-ose (wose, yose, tzose, gose u. s. w., je nach der Concordanz)		-ose (wose, yose, jose u. s. w., je nach der Concordanz)
Alt	Old	-kū		-asakāā
Andere	Other	Ṅyumu		-ṅgi
Arm	Poor	-roko		-kiwa
Betrunken	Drunken	Anaṅgo		Eṅge; Aeṅgeya
Billig	Cheap	Nga-m-lemba (ich betrüge ihn)		
Bitter	Bitter	Ṅgawawa		-wawa
Blau	Blue	-rusa, -rusu		-ṅgoniṅgoni
Blind	Blind	Meso gafa (wörtlich Augen todt)		Emaji-kimeso
Breit	Broad	Ṅgirinji		-arame
Derselbe	Same	-hiana		-fwanane
Dick	Thick	-šimba		-ebandie; Wuruti
Dünn	Thin	-suse		-sisiri
Eifersüchtig	Jealous	Nya-eṅa		
Fett	Fat	Nyaṅana muno		-ebandi
Frei	Free			-huji
Fremd	Foreign	-wanja		-geni
Frisch (roh)	Fresh (raw)	-hiēvo		-bise

[1] Das der Wurzel vorgesetzte - (Divis) bezeichnet, dass die entsprechende Vorsilbe je nach der Regel zu ergänzen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Gesund	Healthy	Megu?		-dindie
Glücklich	Happy	-huri		Aṅara
Gross	Great	-ṅaneji; aṅana		-baha
Grün	Green	Maranja		-bisi
Gut	Good	-ča		-wedi
Hart	Hard	-mumu-mumu		-šini; -dindie
Heiss	Hot	Mfoiha		-nwe; Moto
Hoch	High	-sali		-eza
Hübsch	Handsome	-ačia		-wedi
Jeder	Every	Ilibana (Verbalform)		Killa
Jung	Young	-gogo		-doṅgo
Kastrirt	Castrated	Ifutu?		Tena-makede
Klein	Little	-boma		-doṅgo
Krank	Sick	-goro		-ewajua
Kühn	Bold	Auko-marima		Tena-foli (er hat keine Furcht)
Kurz	Short	-šimba		-fuhi
Lang	Long	-leše		-weza
Linke (Hand)	Left (hand)	Kumoso		Kumoso
Männlich	Male	-soro; Mbuṅga		-ume
Manche	Many	-iṅgi		-iṅgi
Mittlere	Mean	-ehē		-edindie
Müde	Weary	-čoka		-remwa
Müssig	Idle	-kiwa		-doko
Nackt	Naked	Ntondo (Einfachheit)		-ehotuho
Neu	New	Nzaru		-ša
Offen	Open	-ruwo		
Rasch	Quick	-ṅgula		
Rechte(Hand)	Right (hand)	Kulyo		Kume (wörtlich „männlich“)
Reich	Rich	Njamu		-fumwa (Fürst sein)
Reif	Ripe	Nyenyele; -lali		-wibwa
Rein	Clean	Yačia		-azera
Roh	Raw	-biši		-bisi
Roth	Red	Ñare-ñare; nyarera (kupferfarbig)		
Ruhig	Quist	-rarere; Tzirarere		-hoye
Sauer	Sour	-wawa		-čikie
Schlau	Clever, cunning	Nyaṅana		-čēē
Schlecht	Bad	-bi, biču		-wiwi
Schmal	Narrow	-sari		-sisiri
Schmutzig	Filthy	-hōyo		-enaikwe
Schön	Beautiful	-ča (s. „gut“)		-wedi (s. „gut“)
Schwach	Weak	-ṅgula		
Schwarz	Black	-rusa	Kinjika, nyiru	-jiru
Schwer	Heavy	-gunja		-eme
Stark	Strong	-laṅa		-ečēē
Stolz	Fierce	-senge		-ekahe
Stumm	Dumb	Nyaši		-guguma
Süss	Sweet	-čora		-enona
Taub	Deaf	Maru-afa (Ohren todt)		
Theuer	Dear	Yabičuo		
Todt	Dead	-fa		-fwa
Toll	Mad	-suko; nya-suko		-ewukwa
Trocken	Dry	Nyosa	(Kiteita, Oma)	Haoma (zählt zu Klasse 16)
Vermögend	Having (possessing)	-enye		-enye
Verrottet	Rotten	-biču		
Viel	Plenty	Ntamu		
Vornehm	Gentle	-ṅgula		
Weiblich	Female	-ka		-če
Weiss	White	-bô[1]; Pia		-dyewa
Wenig	Few	-tatu		-doṅgu
Zart	Fine (narrow, delicate)	-suse		-zeri

[1] Von dieser Wurzel stammt Ki-bô (das Weisse), der Name der höchsten Spitze des Kilima-Ndjaro.

Pronomina oder Fürwörter.

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Ich	I	Nyinyi; nǰi-, ŋg-	(Kigueno, Nyi-, Ninyi)	Mi, n-
Du	Thou	Šiowo; wu-, u-	Wu-	Uwe, u-, wu-
Er, sie u. s. w.	He, she, etc.	Yiowu; a-		Iye, e-
Wir	We	Lukeria; lu-		Uswi, tu-
Ihr	You	? Mu-		Unwi, mu-
Sie	They	Awa; wa-		Wawo, wa-
Mir	Me	-n-, -ni-		-ni-
Dir	Thee	-ku-		-ku-, -kw-
Ihm	Him	-m-, -mu-		-m-, -mu-
Uns	Us	-lu-		-tu-
Ihnen	You	-mu-		-m-, mu-
Ihnen	Them	-wa-		-wa-
Mein	Mine	-ako		-aŋgu
Dein	Thine	-fu		-ako
Sein	His	-akwe; -nola ?		-akwe
Unser	Our	-aru, -ru		-etu
Euer	Your	-nyi		-enyu
Ihr	Their	-wo		-awo

(Ueber Demonstrative u. s. w., s. Tabelle der Concordanzen.)

Wer?	Who?	Ňkiča		Niani?
Wem?	Whom?	-iki?		-ani-?
Was?	What?	Kiki?		Kini?
Wessen?	Whose?	-ile?		-kweni?

(Für welche u. s. w., s. Tabelle der Concordanzen.)

Verba oder Zeitwörter.

Vorbemerkug. Es sind nur die Wurzeln oder Stämme der Zeitwörter aufgeführt. Das Präfix des Infinitivs, welches unserm „zu“, dem englischen „to“ entspricht, ist Ku-, Nr. 15, welches man sich also vorgestellt denken muss: Ku-wara, ankommen.

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Ankommen	Arrive	-wara		-fika
Antworten	Answer	-gambia ŋgile		
Athmen	Breathe	-elo		-hema
Aufrichten	Erect	-lyika, -kura (obscön)		-somia, -dondoša (obscön)
Backen (Töpfereiwaaren)	Bake (pottery)	-gora		-wumba
Baden	Bathe	-samba		-oɣa
Bauen	Build	-šinga		-ǰenga
Bedecken	Cover	-fiŋgia; -funuo		-ǰiwa
Begegnen	Meet	-gumhanana		-torana
Beginnen	Begin	-čiu		-hira
Begraben	Bury	-ruo		
Behacken	Hoe	-rema		-ima
Behexen	Bewitch	-loga, loa	(Kiteita, Ku-loga)	-oga
Beissen	Bite	-nyaši, -mari		-nyuma
Bellen	Bark			-aboha
Bersten	Burst	-anduka		
Berühren	Touch	-angasaho; -wareware		-činda
Beschneiden	Circumcise	-arino?		-tawanwa (Pass.)
Betrügen	Cheat	-lemba		-kenga
Blasen	Blow	-nyaða		-nifuta
Brauchen	Want	-kunda		-kunda
Brechen	Break	-funja		-bā

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Brennen	Burn	-numbaha		-aša
Bringen	Bring	-wikia	(Kisuaheli, -lete)	-ete
Dürsten	Thirst	-ŋga		-šiŋda
Ehebrechen	Adultery (commit)	-rumka		-iŋgia
Eintreten	Enter	-henda (gehen?)		-detaëka
Erbrechen, sich	Vomit	-arēga		-gura
Ergreifen	Seize	-ruo		-wona
Erlangen	Get	-wara		-wuka
Erwachen	Awake	-gura, -ra	(Kikamba, -amuka)	-ura
Erzählen	Tell	-wesa		-la
Essen	Eat	-la, -lya		-gwa
Fallen	Fall	-aho		-gura
Fangen	Catch	-kamara	Kisuaheli, -kamata; Kinjika, -kuira	
Färben	Dye	-sanja		-woa
Faulen	Putrefy	-wira; -nyara		-bigana
Fechten	Fight	-wahana		-banda
Fett machen	Fatten	-ŋana		-nagura
Festhalten	Hold	-anduho		-buruka
Fliegen	Fly	-runduka		-weweda
Flüstern	Whisper	-weweria		-ratera
Folgen	Follow			-budyanye
Fragen	Ask	-gunda		-guragura
Fühlen	Feel	-wareware (berühren)		-tikie
Führen	Carry	-rika		-sikia foli
Fürchten	Fear	-awo		-biga miaïo
Gähnen	Yawn	-lya mwaë		-iŋga
Geben	Give	-neka, -pa	(Zulu, -nika; Kikamba, -nenga)	
Geboren werden	Born, be	-aša		
Gehen	Go	-henda, -tonga	(Kigueno, ɣenda)	-tonga
Gehorchen	Obey	-bahe		-enja
Glauben	Believe			
Graben	Dig	-selūo; -rema (hacken)	(Kisuaheli, -lima)	-fora
Haben	Have	-kere na („sitzen mit" = besitzen		
Hängen, ein Ding	Hang, a thing	-anonoka		
„ einen Menschen	„ a man	-seŋgelela		
Halten	Keep	-suruma		-gure
Hassen	Hate	-suo?		-sinza
Häuten	Skin	-tana		-meɣwa
Heben	Lift	-raho		-hoa
Heilen	Heal	-ačia		-owa
Heirathen	Marry	-rič̌a		-loša
Helfen	Help			-sikia
Hören	Hear	-ranya		-mbaja
Husten	Cough	-karuo		-matuka, -asa
Jagen	Chase	-lasa		-rátere
	Hunt	-alasa; -henda alasa		-čua
Kastriren	Castrate	-arino		-zora
Kaufen	Buy	-ndeūla, -ka		-kwea
Klettern	Climb	-aro		-nčuŋga
Knoten	Tie	-fuŋga		-ruɣa
Kochen	Cook	-kora		-idima (s. Massai)
Können	Able (be), Can	-weza		-za (nzo, Imp.)
Kommen	Come	-ja		-waja
Krank sein	Ill, be	-luo		-kela
Kreuzen	Cross	-fumaho		-seka
Lachen	Laugh	-seka		-kišiniko
Lächeln	Smile	-šinika		-sona
Lecken	Lick	-gombaho		-kundineso
Lieben	Love	-kunda		-areh'a
Machen	Make	-oka		-kama
Melken	Milk	-kama		

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Menstruiren	Menstruate	-čora		-mčarua
Mischen	Mix	-sanja		-ruńganya
Mögen	Like	-kunda, -wesa		-kundie
Nähen	Sew	-fuma		-čuma
Nehmen	Take	-ruo		-anha
Oeffnen	Open	-fuńguo		-nd'ugūa
Passiren	Pass	-raïa		-wetia
Pfeifen	Whistle	-murori		-biga mrosi
Pflanzen	Plant	-awaïa		-handa
Rasiren	Shave	-ora		-enja
Rauchen	Smoke	-ifia		
Regnen	Rain	-kaba		-biγa
Reinigen	Clean	-pačaneča		-oja
Rennen	Run	-rija		-matuka
Riechen, activ	Smell, active	-rumšia		-nuša
„ passiv	„ neuter	-nuka		-nyuka
Rufen	Call	-alaγa		-itańge
Rupfen	Tire	-lemo		-remwa
Säen	Sow seeds	-wirawira		-handa
Sagen	Say	-hamba, -gamba		-tete
Schiessen	Shoot	-ruita		-asa
Schlafen	Sleep	-lala		-nšinžia
Schlagen	Beat	-kapa		-biga
Schliessen	Shut	-fuńga		-fińga
Schlingen	Swallow	-mera		-meia
Schmecken	Taste	-nunsa		
Schmücken	Adorn	-čia		-areha
Schneiden	Cut	-wehaho		-tema
Schnitzen = ausschneiden	Carve (sculpture)	-pačaneča		-sońgoa
Schreiben	Write	-reh'a		-tama
Schreien	Cry	-alaha; -afūa		-iyia
Schütteln	Shake	-sikasika		-hira
Schwanger sein	Pregnant, be	-wurô		-me
Schwören	Swear	-alanyamu		-sua?
Sehen	Look	-mbuya		-iyuwa
	See	-wona		-wona
Sein	Be	-ba		-wa
Senden	Send	-kuneka; -neka		-tuma
Setzen	Put	-wekaho		-wikia
Sieden	Boil	-ndua		-nj̃imoa
Singen	Sing	-uimba		-wina
Sitzen	Sit	-ramia		-ikaa
Spalten	Crack	-abarika		-bajika
Spazieren	Walk	-henda mbuho		-tonga kusela
Sprechen	Talk	-wesa		-teta
Springen	Jump	-runduka (fliegen)		-toroka
Stechen	Prick	-roja		-tuńga
Stehlen	Steal	-iwa		-iwa
Sterben	Die	-fa; -komeka (verschwinden)		-fwa
Stossen	Hit	-kapa		-biga
	Push	-tindiga		-šindik'a
Streiten	Quarrel	-loëa		-regid'a
Suchen	Seek	-nyinyina		-enda
Tanzen	Dance	-šina	(Kongo, -kina)	-toroka
Thun	Do	-wuta		-areha
Tödten	Kill	-waha		-koma
Tragen	Wear	-raë		-doka
Träumen	Dream	-loria		-ota
Trinken	Drink	-nyuwa		-nwa
Uebereinstimmen	Agree	-gundana		-kundana
Uriniren	Urinate	-hama		-kosoa
Verändern	Change	-busuo		
Verbergen	Hide	-rika		-visa
Verbieten	Forbid	-suo, aleha		-asua
Verfluchen	Curse	-ruma		
Vergessen	Forget	-aharima		-iwa
Verheirathen	Copulate	-lamba; -paro (für Präsens)		-tomba

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch.	Englisch.	Kidjagga.	Kigueno.	Kitaweta.
Verkaufen	Sell	-leria		-ntaya
Verlassen	Leave			-šiya
Verlieren	Lose	-reta		-teka
Vermögen	Able, be	-weza		-idima (s. Massai)
Verschwinden	Vanish	-komeka	(Kinjika, komeka, verschwinden, sterben)	
Verstehen	Understand	-rikia		-sikia
Vollenden	Finish	-iča		-hira
Wachsen	Grow	-aro (klettern?)		-mbaha
Wählen	Choose	-rua	(Kikamba, -nuva; Kiteita, -sagula)	-sawura
Waschen	Wash	-sanja		-odia
Weben	Weave	-oga		
Weinen	Weep	-afua		-eïa
Werfen	Throw	-kumba		-taga
Wissen	Know	-manya	(Luganda, -manyi; Kisuaheli, -jua)	-tisiwa
Wünschen	Wish	-kunda		-kunda
Zeigen	Show	-ambuïa		-onia
Zerreissen	Tear	-randu		-badika
Zerstören	Destroy	-tiča		-kašina
Ziehen	Pull	-ruarua		-uta, -nd'yuta
Zittern	Tremble	-arerema		-dedema
Zürnen	Angry, be	-waloana		-regidya
Zurückkehren	Return	-ča		-nduki

Einige Tempora des Zeitworts in Kidjagga und Kitaweta.

Die mit dem Verb verbundenen Pronominal-Partikeln sind in Cursiv gedruckt.

Kidjagga.

Ku-neka, *geben.*

Präsens.

Ńga / *Ńji* } neka, *ich gebe.*
Wu-neka, *du gibst.*
A-neka, *er gibt.*
Lu-neka, *wir geben.*
Mu-neka, *ihr gebt.*
Wa-neka, *sie geben.*

Imperfectum.

Li-ka-*ńji*-neka, *ich gab.*
Li-ka-*wu*-neka, *du gabst* u. s. w.

Perfectum.

Ńji-li-neka, *ich habe gegeben.*
Wu-li-neka, *du hast gegeben.*
A-li-neka, *er hat gegeben* u. s. w.

Futurum.

Ńga-ku-neka, *ich werde geben* u. s. w.

Imperativ.

Neka, *gib.*
Nekani, *gebet.*

Kitaweta.

Ku-tonga, *gehen.*

Präsens.

Ni-hu-*ni*-toṅga, *ich gehe.*
U-k'-*u*-toṅga, *du gehst.*
E-kw-*e*-toṅga, *er geht.*
Tu-ku-*tu*-toṅga, *wir gehen.*
Mu-ku-*mu*-toṅga, *ihr geht.*
Wa-ku-*wa*-toṅga, *sie gehen.*

(Diese sonderbare affirmative Form des Präsens ist allgemein üblich; das richtige einfache Präsens ist wirklich ein Imperfectum.)

Perfectum.

Na-toṅga, *ich bin gegangen.*
Wu-toṅga, *du bist gegangen.*
E-toṅga, *er ist gegangen* u. s. w.

Futurum.

Na-ku-toṅga, *ich werde gehen* u. s. w.

Imperativ.

Toṅga, *geh.*
Tongani, *gehet.*

Den Conjunctiv (wenn es einen gibt) kann ich nicht feststellen und ebenso wenig einige der verwickelten Tempora des Zeitworts angeben. Es scheint mir, dass sowol im Kidjagga als im Kitaweta (wie im Kisuaheli und einigen andern Bantudialekten des Nordostens) die Verbalformen

beträchtlich entartet und verwischt worden sind, gerade wie es im Englischen der Fall gewesen ist. Es lassen sich keine Spuren nachweisen, die vergangenen Zeiten des Zeitworts durch richtige Flexion oder Umendung zu bilden, was doch in den meisten Bantusprachen üblich und sicherlich in der Muttersprache herkömmlich gewesen ist.

Die negative Form wird (in Verbindung mit dem Zeitwort) durch Verbindung gewisser Partikeln mit den Pronominal-Präfixen gebildet.

Kidjagga.	Kitaweta.
Si-neka, *ich gebe nicht.*	*Si*-toŋga-mi, *ich gehe nicht.*
Hu[1]-neka, *du gibst nicht.*	*Tu*-toŋga-we, *du gehst nicht.*
Ha-neka, *er gibt nicht.*	*Te*-toŋga-e, *er geht nicht.*
Halu-neka, *wir geben nicht.*	*Tetu*-toŋga-'swi, *wir gehen nicht.*
Ham'-neka, *ihr gebt nicht.*	*Tem'*-toŋga-'nwi, *ihr geht nicht.*
Hawa-neka, *sie geben nicht.*	*Tewa*-toŋga-'wo, *sie gehen nicht.*

(Im Kitaweta wird die Negation immer dadurch verstärkt, dass man hinter dem Zeitwort das volle persönliche Fürwort wiederholt, z. B.: *mi*, *'we*, *'nwi*, *'swi* u. s. w. „Si-toŋga-mi" heisst wörtlich „ich gehe nicht, ich!" wie der Franzose sagt: „Je ne vais pas, moi!")

Ein sehr stark negirendes Adverb im Kidjagga ist Ôte, und bedeutet „nein, keineswegs, durchaus nicht."

Einige Adverben, Präpositionen und Conjunctionen sind:

im Kidjagga:	im Kitaweta:
Na, *und, mit* (*and, with*).	Na, *und, mit* (*and, with*).
Ku, *zu* (*to*).	Ku, *zu* (*to*).
Wa, *auf* (*on*).	Ha, *auf* (*on*).
Kwa, *für, um* (*for, in order*).	Kwa, *für, um* (*for, in order*).
-a (wa, ya, za, la u. s. w., je nach der Concordanz), *von* (*of*).	-a (wa, ya, kia, ja, la u. s. w., je nach der Concordanz) *von* (*of*).
Wala, *aber* (*but*).	Ela, *aber* (*but*).
Gana, *oder* (*or*).	
Kiki? *warum?* (*why?*)	Kini? *warum?* (*why?*)
Neku? Ako? *wo?* (*where?*)	Kahe? *wo?* (*where?*)

[1] Diese Form ist im Kidjagga sehr wenig bestimmt; ich habe sie zuweilen *Gu*, *Ga* und auch *Ku*, *Ka* aussprechen hören. Die ältere in manchen Bantusprachen üblichere Form würde *Ku*, *Ka*, *Katu* u. s. w. sein. Dies wird im Suaheli zu *Hu*, *Ha*, im Zulu zu *A*, im Luganda zu *To*, *Ta*, im Kinjansa zu *Su*, *Sa*, u. s. w. Die archaische Form des negativen Präfix war *KA*.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

AUSSICHTEN FÜR DEN HANDEL MIT DEM ÖSTLICHEN ÄQUATORIALEN AFRIKA.

In vorläufiger Beantwortung der Fragen meiner Leser aus den Handelskreisen beschliesse ich dieses Werk über die Umgegend des Kilima-Ndjaro mit einer kurzen Zusammenstellung ihrer Aussichten und Anlagen für den Handel. Sollte ich in meiner Schilderung der Fauna und Flora des Landes oder bei meinen geographischen Darlegungen allerlei schon in frühern Kapiteln gegebene Auskünfte wiederholen, so bitte ich um gütige Nachsicht seitens der Kritiker; ich lasse mich von der Vorstellung leiten, dass der gewöhnliche Leser dieses Kapitel wahrscheinlich überschlagen wird, und dass meine im Handel beschäftigten Freunde voraussichtlich ihre Zeit nicht damit verschwendet haben, die vorangehenden Kapitel durchzulesen, sodass also keiner von ihnen die hier vorzuführenden Thatsachen vorher gesehen hat und ihre Wiederholung dazu dienen kann, ihre grosse Wichtigkeit — nach meiner persönlichen Ueberzeugung — hervorzuheben, wenn man sie vom Standpunkt dieses Kapitels in die Erörterung zieht.

Gestatten diese meine neuen Leser mir also, zunächst die physikalische Geographie dieses Landes ihnen kurz vorzuführen, welches ich als das östliche äquatoriale Afrika vorher ausführlich beschrieben habe. Für den vorliegenden Zweck können seine Grenzen also bezeichnet werden: die südliche Grenze bildet der Fluss Ruvu oder Pangani; west-

wärts folgen wir dann dem Breitenparallel von 4° südl. Br. bis zu 32° östl. Länge von Greenwich, umfassen das Becken des Victoria-Njansa und kehren in östlicher Richtung vom Nordufer dieses Sees über den Mbaringo-See zum Berg Kenia, den Fluss Tana zur Küste zurück.

Die am meisten hervortretenden Eigenthümlichkeiten dieser Gegend bilden die ungeheuern, vereinzelt sich erhebenden Bergmassen, welche in den meisten Fällen, wie der Kenia und der als der höchste Berggipfel Afrikas bekannte Kilima-Ndjaro, vulkanischen Ursprungs sind, die geräumigen Ebenen oder genauer gesprochen Hochflächen, und endlich die Abwesenheit marschiger oder sumpfiger Strecken, welche in andern Gegenden Afrikas so häufig vorkommen. Die Regenmenge ist ziemlich reichlich und gleichmässig vertheilt, obgleich es nur einen überhaupt schiffbaren Strom, den Tana oder Pokomo, gibt. Ausser dem ungeheuern Victoria-Njansa gibt es noch eine Anzahl viel kleinerer Seen, von denen einige salziges, die meisten aber süsses Wasser führen. Die Hochlande, bis zu 3000 m Meereshöhe, sowie die Ufer der Flüsse und Bäche, sind durchweg mit Wäldern von kostbarem Bauholz bestanden, die Hochflächen oft auch stellenweise mit Gebüsch und kurzem Grase bedeckt, aber nicht mit dem schrecklichen Riesengras von 2—3 m Höhe, welches so viele afrikanische Landschaften unzugänglich macht. Andere Gegenden sind nichts anderes als hübsche natürliche Lichtungen mit herrlichem elastischen Rasen, den die weidenden Antilopen kurz abfressen, und mit Gruppen schöner schattiger Bäume, welche so regelmässig vertheilt auftreten, als hätte die Hand des Menschen und nicht die Natur sie gepflanzt. Solcher Art ist das Land zwischen Pare und Usambara, in der Nähe des Jipe-Sees oder auch im Süden und, wie wir von Thomson hören, selbst im Norden des Kilima-Ndjaro.

Diese weiten Flächen sind sehr ungleichmässig bevölkert. An der Küste finden wir einen Saum oberflächlich civilisirter Rassen, welche dem Namen nach die Oberherrschaft des Sultans von Sansibar anerkennen. Diese Völkerschaften gehören ursprünglich zu der Negerfamilie der Bantu, welche mit geringen Ausnahmen alle Einwohner Afrikas vom Victoria-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Njansa bis zum Cap der Guten Hoffnung und von Fernando Po bis Mombas umfasst. Auch kommen im Norden Galla vor, zwischen den Flüssen Sabaki und Tana, ferner einige Somali-Eindringlinge in derselben Gegend, sodann reinblütige Araber sowol als arabische Mischlinge jeden Grades längs der ganzen Küste und ausserdem 4000 Banjanen und andere Eingeborene aus Britisch-Indien, welche hierher kommen um Handel zu treiben, zuweilen auch um sich dauernd niederzulassen. Zu diesem Rassengemisch treten dann stellenweise noch Ueberbleibsel alter persischer oder portugiesischer Colonisation, doch bleibt, wie schon bemerkt, als Hauptstamm der Küstenbevölkerung der Bantuneger, eine Rasse, welche die meisten fremden Beimischungen leicht zu absorbiren und zu assimiliren scheint. Die übliche Lingua franca ist das bekannte Suaheli, eine Bantusprache, welche als das Französische des östlichen Afrika anzusehen ist.

Geht man von der Küste landeinwärts, so findet man das Land auf den ersten 150 km in der Regel sehr dünn bevölkert, ausgenommen in gewissen Gebirgsgegenden oder längs der Ufer des Ruvu, Sabaki oder Tana; was dort an Einwohnern vorkommt, gehört zur Bantufamilie und spricht einen dem Suaheli verwandten Dialekt. Alle Volksstämme aber, welche in diesem Theil Afrikas Bantudialekte sprechen, sind ausnahmslos fest angesiedelte Ackerbauer und niemals Nomaden. Im Gegensatz zu ihnen müssen an dieser Stelle die berüchtigten Massai aufgeführt werden, eine Negerrasse von auffallend schöner Körperentwickelung. Die Massai sind Halbnomaden, insofern jeder Stamm ein ihm zugehörendes Land bewohnt, in welchem die verheiratheten Männer und Weiber hausen und sich innerhalb eines festen Umkreises bald hier bald dort niederlassen, während die gesetzlich unverheiratheten Krieger über unendliche Flächen umherstreifen, um zu plündern. Dieses Volk war und ist noch immer, wenn auch in geringerm Grade, die Geisel des östlichen äquatorialen Afrika. Sie haben aus früher gut bevölkerten gedeihlichen Gegenden verlassene Wildnisse gemacht, indem sie alles Vieh wegtrieben, die sich widersetzenden Einwohner tödteten und die übrigbleibenden dem Hungertode preisgaben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den letzten Jahren sind dieser Verwüstung Schranken gesetzt. Zwischen der Küste und dem Kilima-Ndjaro trifft man sie nur noch selten an, und begegnet man ihnen zufällig fern von ihrer Heimat, so kommt der weisse Reisende ziemlich leicht mit ihnen aus. Der Handel führt langsam aber sicher die Massai zu menschlicherer Auffassung des Lebens. Die meisten von ihnen treiben schon lieber Handel, als dass sie fechten. Jährlich kommen viele Karavanen Eingeborener von der Küste zu ihnen und kaufen von ihnen Elfenbein gegen Eisen, Draht, Tuch und Perlen. Einzelne Stämme der Massai, welche das Küstenvolk unter dem allgemeinen Namen Wakuafi zusammenfasst, haben das herumschweifende Räuberleben gänzlich aufgegeben und bewohnen jetzt weite Districte als ruhige, emsige Ackerbauer. Alle Massai sind grosse Viehzüchter und besitzen nicht allein unzählige Heerden prächtiger Rinder, sondern halten als Lastthiere auch zahlreiche Esel. Diese Esel sind sehr schöne Thiere, ähneln durchaus dem wilden äthiopischen Esel und stammen sicherlich von ihm her. Die Massai bilden ein Volk, welches in absehbarer Zeit sicherlich sich der Civilisation zuwenden wird, und dem Handel wird es vorbehalten bleiben, sie von ihrem wilden Leben abzubringen. Sie sind durchaus verschieden von den tollen Fanatikern, mit welchen die Engländer im Sudan Krieg geführt haben, und wenn alle Europäer so gut mit ihnen fertig werden, wie Joseph Thomson, so werden wir bald als Händler und Ansiedler von ihnen willkommen geheissen.

Im allgemeinen darf man dahin unterscheiden, dass zwischen der Küste und dem Victoria-Njansa die Ebene oder die Hochflächen von den Massai und den ihnen unterworfenen Stämmen bewohnt werden, während die Berge und Gebirge dem Bantuvolk gehören. Letztere bewohnten augenscheinlich das Land vor dem von Norden her erfolgten Einbruch der Massai und lebten hier in frühern Zeiten in grösserer Zahl als gegenwärtig. In neuerer Zeit sind ihre Aussichten besser geworden. Während ihres Kampfes ums Dasein gezwungen, die dem Angriff eines Feindes weniger zugänglichen Hochlande zu bewohnen, sind sie ein abgehärteteres, unabhängigeres

Volk als ihre Verwandten von der Küste, und durch ihr Bestreben, ihren Gebirgsboden möglichst erfolgreich auszunutzen, zu geschickten und fleissigen Ackerbauern geworden. Jetzt haben sich ihre Beziehungen zu den Massai merkbar verbessert, die Raubzüge der letztern haben vor den kunstlosen Befestigungen der Bergbewohner halt gemacht und beide Parteien können jetzt auf gleichem Fuss miteinander Handel treiben. Die Bergbewohner verkaufen jetzt ihren Honig, ihr Getreide, ihre Schmiedearbeiten und gegerbten Felle gegen Elfenbein, Rhinoceroshörner und das von den Räubern in der Ebene aufgesammelte Natron. Diese beiden getrennten Stämme, deren Berührung früher stets in Raub und Todtschlag endete, tauschen jetzt friedlich ihre Producte und dabei zugleich ihre Ideen, Sitten und Gebräuche aus. Der Bantu vom Kilima-Ndjaro und Taweta ahmt mit Vorliebe das Costüm und die Fechtweise der Massai nach, nimmt viele Wörter und Begrüssungen aus dem Massai in seine eigene Sprache hinüber, während der einst nomadische und ruhelose Massai in zunehmendem Grade den Ackerbau in der Nähe der Bantu-Niederlassungen liebgewinnt und sich aus einem gesetzlosen Räuber in einen ruhigen, ehrlichen Ackerbürger umwandeln lässt.

Um den — beiläufig mehr als 1500 geographische Quadratmeilen, d. h. mehr als die Oberfläche des Königreichs Bayern bedeckenden — Victoria-Njansa-See herum, wird die Bevölkerung sehr dicht, sodass die Uferbevölkerung allein wahrscheinlich die Zahl von 10—12 Millionen erreicht. Mit Ausnahme eines kleinen Stammes sind sie alle Bantuneger, reden altherkömmliche Sprachen, welche der typischen Bantu-Muttersprache näher stehen als alle andern bis dahin angetroffenen. Eine Ausnahme bildet ein kleines Völkchen von Nilnegern, welche sich in der Landschaft Kavirondo am Ostufer des Sees niedergelassen haben und bisjetzt noch nicht mit Europäern in Berührung gekommen sind. Durch die Suaheli-Händler wissen wir etwas von ihrer Sprache und danach gehören sie zu derselben Gruppe wie die Schiluk des Weissen Nil.

Ausser den ebenerwähnten Rassen sollen Zwergstämme in dem unbekannten Lande zwischen dem Victoria-Njansa

und Kilima-Ndjaro wohnen, wie auch merkwürdige hörige Stämme als Jäger, Schmiede oder Sklaven unter den Massai sich aufhalten, welche ihre eigene Sprache reden und deren Verwandtschaft bisjetzt noch nicht hat festgestellt werden können.

Von allen in dieser kurzen Uebersicht erwähnten Stämmen geben die Bantu die sicherste Gewähr der Civilisation. Der Bantu ist so fleissig, so nachahmungssüchtig und so fragbegierig, dass er sich instinctiv zum weissen Mann hingezogen fühlt. Er ist ein geborener Handelsmann und macht meilenweite Reisen, um ein Huhn zu verkaufen, während seine Würdigung der fremden Stoffe und Perlen ihm die Gunst der europäischen Kaufleute sicher zuführen wird.

Die Producte dieses weiten Landes sind aus dem Thierreich sowol wie aus dem Pflanzenreich gleich charakteristisch für Afrika. Zunächst gestatte ich mir zu wiederholen, dass es das Paradies eines Jägers ist. Solche Mengen schweren Wildes werden sicherlich nirgendwo sonst angetroffen. Wer meine Aussagen über diesen Gegenstand bestätigt sehen möchte, lese Thomson's Buch: „Durch Massai-Land". In einigen Gegenden sieht man von einem kleinen Hügel aus die Ebenen zu seinen Füssen bedeckt mit dichten Heerden von Antilopen, die sich schwadronsweise vorwärts stürzen, mit Compagnien von Giraffen auf den Flügeln und mit Scharen von Straussen vor und hinter der Front. Büffel gibt es in gefährlicher Menge. Rhinoceros sind so zahlreich, dass ihre Hörner einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden, da man sie im Innern für wenige Pence Tuch kaufen und an der Küste für 3—4 Rupien das Stück verkaufen kann. Flusspferden begegnet man häufig in Flüssen und Seen. Der Viceconsul in Lamu, an der Küste in der Nähe des Flusses Pokomo, erzählte mir, dass wenn die Hippopotamus-Felle richtig vorbereitet werden (indem man die Haut in lange schmale Streifen schneidet und diese an der Sonne trocknet), sie in Port Natal bis zu 5 Pfd. Sterl. werth sind. Aber der grosse Reichthum des Landes beruht in seinem Elfenbein, welches auf dem Markt von Sansibar jede andere Sorte aussticht. Der Elefant kommt in der Nähe des Kilima-Ndjaro allein zu Tausenden vor. Er ist hier zum vollständigen Gebirgsbewohner geworden und schweift

durch die prächtigen Wälder, welche die obern Abhänge dieses Riesen unter den afrikanischen Bergspitzen bedecken. Die Eingeborenen stellen ihm auf seinen Waldwegen mit künstlich vertheilten Gruben und Fallen nach, indem sie es vorziehen, auf diesem heimtückischen Wege zum Elfenbein zu gelangen, statt dem Thier in ehrlicher Jagd entgegenzutreten. Andere Stämme im Norden und Westen des Kilima-Ndjaro tödten den Elefanten mit vergifteten Pfeilen oder Wurfspiessen und scharfen Schwertern. Es soll sogar, nach Thomson, eine Gegend an den nördlichen Grenzen des Massai-Landes geben, wo die Elefanten unbehelligt umherschwärmen und ihr Elfenbein unberührt verfault, weil das Volk der umliegenden Gegend keine Handelsbeziehungen nach auswärts unterhält und folglich den Werth des kostbaren Artikels nicht kennt. Ein Zahn, der in Europa seine 3000 Mark werth ist, kann hier für nichts aufgelesen, oder von einem Eingeborenen für Perlen oder Tuch im Werth einiger Groschen gekauft werden. Wie dem auch sein mag, ob die Elefanten wegen ihres Elfenbeins erlegt werden, oder ob es wie in den Erzählungen des Matrosen Sinbad Districte gibt, in welchen seine Zähne einfach zwischen den Gebeinen der Elefanten aufgesammelt werden können, welche Jahrhunderte hindurch in diesen unbereisten Wildnissen unbeachtet verendet und verstorben sind, Elfenbein wird auf irgendeine Weise und zwar in solchen Massen gewonnen — selbst trotz der unglaublich ungeschickten Fang- und Beförderungsmittel durch Träger, — dass immer mehr als genug vorhanden ist, um die vielen von muselmännischen Eingeborenen von der Küste geführten Karavanen zu befriedigen, welche jährlich das Land zwischen dem Victoria-Njansa und dem Indischen Ocean durchziehen. Ein anderer Ausfuhrartikel darf ebenfalls nicht übergangen werden, nämlich die werthvollen und schönen Felle der wilden Thiere, welche man entweder auf der Jagd sich selber verschaffen oder billig von den Eingeborenen einkaufen kann. Ein Leopardfell, das man für Waaren im Werth von 2—3 Mark einkaufen kann, hat an der Küste einen Werth von 8—9 Mark. Löwenfelle sind nicht so leicht von den Eingeborenen zu erhandeln, weil das Thier selten von den

Einheimischen erlegt wird, aber europäische Jäger könnten sie in jeder Zahl schiessen, da sie ebenso zahlreich als frech sind. Affenfelle, von der hübschen Art des weissschwänzigen Colobus, der nur hier allein vorkommt, sind als werthvolle Felle zu hohen Preisen an der Küste zu begeben.

Strausse gibt es ungemein viel in der Nachbarschaft des Kilima-Ndjaro. Als ich im Sommer und Herbst des Jahres 1884 zu Taweta lebte, pflegten ich und meine Leute hauptsächlich von ihren Eiern zu leben, welche uns zahlreich von den Eingeborenen das Stück für einen Groschen an Tuch verkauft wurden. Zuweilen suchten wir selber die Nester der Thiere auf. Im October kaufte ich zwölf junge Strausse, das Stück für eine Elle Zeug. Ich hätte viel mehr kaufen und eine Straussenzucht anfangen können, aber wegen der nahe bevorstehenden Rückreise zur Küste mochte ich mich nicht auf ein solches Unternehmen einlassen. Ich versuchte diese jungen Strausse mitzunehmen, aber sie starben alle vor meiner Ankunft in Sansibar, weil sie wegen ihrer Jugend den langen Marsch über Land nicht hatten vertragen können. Natürlich ist dieses Land sehr interessant für einen Ornithologen, aber den mir näherstehenden Gelehrten muss ich doch bekennen, dass es nicht genug seltene oder schöne Vögel hier gibt, welche ihn zur Aufschliessung eines neuen Landes verlocken könnten; in ökonomischer Beziehung sei jedoch erwähnt, dass es hier zahlreiche Perl- und Haselhühner, Tauben und Trappen gibt, welche alle durch ihr Fleisch den Reisenden mit schmackhafter Kost versehen.

Von den Reptilien des Landes ist nicht viel zu sagen, weil nur wenig Arten die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen würden, und für den Handel meines Wissens höchstens die Krokodile des Jipe-Sees von Bedeutung sein könnten, nachdem ihr Leder so sehr in die Mode gekommen ist zur Herstellung von Taschen aller Art; indessen ist die Seltenheit und Nichtaufdringlichkeit dieser Reptilien ein negativer Vortheil. Wie in den meisten von mir besuchten Theilen Afrikas kommen Schlangen hier wenig vor und zeigen sich noch seltener. Obendrein sind die meisten Arten nicht giftig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

In vielen Bächen, Flüssen und Seen leben Fische in grossen Mengen und die meisten Süsswassergeschlechter Afrikas sind hier vertreten. Nur wenige sind nicht essbar, einige Arten sogar ganz ausnehmend schmackhaft und von beträchtlicher Grösse und Schwere. In Taweta konnte ich oft die ganze Karavane eine Woche hindurch und länger mit den in dem kleinen Lumiflusse gefangenen Fischen ernähren; und im Jipe-See waren sie so zahlreich, dass eine Fischräucherei, gleich denen am obern Kongo, Lebensunterhalt für lange Reisen hätte gewähren können. Suaheli-Träger vertragen und lieben nichts mehr als Fischspeise.

Die Insekten bieten für den Handel kein Interesse, so wenig als die übrigen wirbellosen Thiere. Doch möchte ich in diesem Fall dasselbe Gewicht auf einen Umstand legen, wie ich schon bei den Schlangen gethan habe, nämlich dass schädliche Arten so selten sind oder ganz fehlen. Es gibt hier zum Beispiel keine Tsetse-Fliege, welche nur eine kleine Strecke weiter südlich die Einfuhr von Pferden und Vieh unmöglich macht. Moskitos kommen nur an gewissen Stellen in der Nähe der Flüsse und Seen vor und fehlen in den meisten Theilen des Landes gänzlich. Flöhe und Bettwanzen sind unbekannt, und die Pest des Kongo, der amerikanische Sandfloh, ist noch nicht eingeführt worden. Weisse Ameisen sind nicht sehr zahlreich und gehen nicht über eine gewisse Meereshöhe hinaus. Vom Bandwurm, welcher in andern Theilen Afrikas so bekannt ist, ist nie etwas zu meiner Kunde gekommen.

Ich möchte noch erwähnen, dass eine kleine essbare Süsswasserkrabbe in den Flüssen vorkommt.

Die Producte aus dem Pflanzenreich sind werthvoll, ganz abgesehen von den durch die Einwohner cultivirten und eingeführten Pflanzen. Ausgezeichnet schönes Bauholz wächst an vielen Stellen, besonders auf dem Kilima-Ndjaro und in den gebirgigen Gegenden nordwärts von demselben, sowie im Westen des Victoria-Njansa-Sees. Die Wälder von Usambara und Pare näher an der Küste strotzen von hohen und herrlichen Bäumen, welche in Sansibar für Schiffsbauzwecke sehr gesucht sind. An der Küste und in Sansibar wird der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Cubikmeter Bauholz mit 20—40 Dollars je nach der Güte bezahlt.

Gummi wird im Innern gewonnen, sowol Copalgummi als eine andere, falsches Copal genannte Sorte. Federharz liefert wenigstens eine Schlingpflanze, *Landolphia florida*, und wie ich glaube noch eine andere, eine Art Feige. Kaffee wächst wild, besonders im nördlichen Theil unsers Gebietes, wo er von gleicher Art ist wie die abessinische Pflanze; diese soll ja zuerst aus dem Königreich Kaffa nach dem südlichen Abessinien eingeführt sein und daher der Name stammen. Kaffeepflanzungen würden in Gegenden wie Usambara ausgezeichnet gedeihen; dieser District kann als die eigentliche Heimat dieser Staude betrachtet werden, welche in der That auf dem afrikanischen Festland einheimisch ist. Auch Cardamom wird hier producirt, desgleichen Sesamöl zum Verschneiden des echten Olivenöls.

Auf den Bäumen des Kilima-Ndjaro und in den Wäldern von Usambara wächst die Orseilleflechte in unglaublichen Mengen. Halb rein, d. h. noch mit Holzstücken und Schmutz gemischt abgeliefert, bringt sie an der Küste 3—3½ Dollars per Frasileh von 35 Pfund englisch oder 15¾ Kilo.

Was Mineralien betrifft, so wird Eisen und anscheinend auch Kupfer in ziemlicher Menge gefunden; ich schliesse es schon daraus, dass die Eingeborenen roh gearbeitete Ringe und Schmucksachen aus letzterm Metall besitzen, welche nicht von der Küste herrühren. Salpetersaures Natron bedeckt weite Ebenen im Süden, Westen und Norden des Kilima-Ndjaro.

Gute Bausteine finden sich in vielen Theilen des Landes. Kalkstein tritt öfters auf.

Nachdem ich so die Producte kurz erwähnt habe, mit welchen die Natur diesen Theil Afrikas gesegnet hat, mögen andere folgen, deren Einführung oder Entwickelung menschlicher Thätigkeit zu verdanken ist.

Grosse Viehheerden werden nicht allein von den Massai gehalten, deren ganzer Lebensberuf anscheinend in der Viehzucht aufgeht, sondern auch von den Ackerbau treibenden Rassen an den Ufern des Victoria-Njansa und überall in den

gebirgigen Gegenden. Als ich auf dem Kilima-Ndjaro wohnte, kaufte ich nicht allein ausgezeichnetes Rindfleisch zu ungefähr 10 Mark für das Rind, sondern verschaffte mir auch täglich soviel Milch, dass ich von Rahm, Butter und Käse immer reichlichen Vorrath besass. Die Ochsen sind in der Regel nicht so gross als die der Rasse vom Cap und stammen in der That von einem ganz andern Schlage, da sie Abkömmlinge der asiatischen Varietät mit einem Höker sind — des Zebu — welche von den alten Aegyptern in Afrika eingeführt wurde. Die Felle werden von den Eingeborenen so gering geachtet, dass man sie um die geringste Kleinigkeit von ihnen kaufen kann. Wie ich bereits erwähnte, halten die Massai grosse Heerden schöner starker Esel, welche sie immer zu billigem Verkauf bereit stellen.

Ziegen und Schafe gibt es massenhaft. Die Ziegen sind klein, plump, geben aber reichlich Milch. Die Schafe gehören zur fettschwänzigen Art und liefern wirklich ausgezeichnet saftiges zartes Fleisch. Die Besucher von Usambara werden mir zugeben, dass das ostafrikanische Bergschaf in Zartheit und Gedrungenheit mit den Schafen von Wales und Schottland wetteifert. Gleich allen afrikanischen Schafen haben sie Haare und keine Wolle. Geflügel wird von den Massai nicht gezogen, kommt dagegen in grosser Menge am Victoria-Njansa und bei allen ackerbauenden Bantustämmen vor. Am Kilima-Ndjaro kostet das Stück eine Elle Zeug, d. h. nach dem örtlichen Werth des Tuchs 20 Pfennig. In Mandara's Hauptstadt kaufte ich in zwei Tagen 80 Hühner. Einige von ihnen sind von einem sehr schönen Schlage, rein weiss, die Hähne mit langen Schwanzfedern. Eine andere Art ist plump und klein mit ausnehmend kurzen Beinen. Die Hennen sind gute Eierleger.

Die von den Eingeborenen gezogenen vegetabilischen Producte bestehen in Bananen, süssen Kartoffeln, essbaren Aronswurzeln, Zuckerrohr, Mais, Mtama oder rothe Hirse und vielen nicht speciell benannten Arten Bohnen und Erbsen.

In einigen Gegenden, namentlich in Taweta und am Tanafluss, wächst etwas Reis, Taback dagegen überall massenweise, weshalb er äusserst billig ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit dem Anbau europäischer Küchengewächse auf dem Kilima-Ndjaro habe ich fast unglaubliche Erfahrungen gemacht. Unmittelbar nach meiner Ankunft legte ich die Augen einiger Kartoffeln, Zwiebeln, und säete Senf, Kresse, Radieschen, weisse Rüben, Möhren, Erbsen, Bohnen, Spinat, Porré, Salbei, Liebesäpfel, Gurken und Melonen. Alles ging auf und gedieh erstaunlich. Binnen einem Vierteljahr hatte ich ein Dutzend schöne Gurken von einem Stamm, und so viel Kartoffeln, dass ich davon an meine Leute abgeben konnte, ohne meinem eigenen Bedarf Eintrag zu thun. In kurzer Frist erntete ich von allem im Uebermaass. Vor der Abreise hatte ich mein Land zu Taweta mit Weizen und Kaffee, Limonen, Orangen, Mangos und Kokosnüssen bestellt. Eine Menge nützlicher Sämereien vertheilte ich obendrein an die Eingeborenen.

Ich hätte noch vorher am zugehörigen Ort erwähnen sollen, dass köstlicher Honig in grosser Menge im ganzen Lande gewonnen wird. Das Wachs ist sehr gut, doch haben die Eingeborenen keine Verwendung dafür und werfen es deshalb weg.

Zum Schluss möchte ich noch die hauptsächlichsten Handelsproducte erwähnen nebst einigen Preisen derselben im Innern und an der Küste. Gegenwärtig bezahlt sich ohne Zweifel Elfenbein am besten. Dasselbe kann in den Massai-Ländern, zwischen dem Victoria-Njansa und der Küste um 1—2 Mark das Pfund, je nach seiner Güte, eingekauft werden. Wenn ich Preise im Innern erwähne, so meine ich den Geldeswerth in Zeugen oder andern Handelsgegenständen. An der Küste kostet das Pfund Elfenbein 6—10 Mark, zuweilen noch mehr.

Häute kann man im Innern fast für nichts kaufen und hat man also nur die Transportkosten zu tragen. An der Küste bezahlt man trockene Häute etwa mit 4—4¼ Mark für je 7 Pfund.

Rhinoceroshörner habe ich bereits erwähnt. Sie verkaufen sich glatt weg an der Küste und zwar im Durchschnitt zu 5 Mark das Paar.

Lebende Thiere aller Art sind im Innern billig zu haben und finden einen guten Markt an der Küste.

Noch eine Quelle des Verdienstes fliesst hier, in welcher ich, wenn auch einige Leute über meinen Vorschlag lachen werden, doch nichts Lächerliches erkennen kann, nämlich der Fang und Verkauf wilder Thiere. Wenn es sich für Hamburger und Wiener Firmen lohnt, Jäger nach den Grenzen Abessiniens zu schicken, um von da aus die zoologischen Gärten der ganzen Welt mit wilden Thieren zu versorgen, warum sollten sie dasselbe Geschäft nicht auch hier fortsetzen, wo es von Thieren in einem so hohen Grade wimmelt, dass Abessinien und der östliche Sudan völlig in Schatten gestellt werden. Wenn man 2000—4000 Mark für junge Rhinoceros, Elefanten, Flusspferde oder Giraffen, und nach Verhältniss geringere Beträge für grosse Antilopen, Zebras, Büffel, Strausse, Löwen, Leoparden, Schlangen und Krokodile bekommen kann, so lohnt sich sicherlich die Jagd in Gegenden wie diese, welche thatsächlich näher an der See liegen als die Jagdgründe der deutschen Häuser, und wo die Eingeborenen bereits mit diesem Handel und mit der Kunst vertraut sind, wilde Thiere lebendig zu fangen! Solange ich auf dem Kilima-Ndjaro und in Taweta wohnte, brachten die Eingeborenen mir stets lebende Thiere zum Kauf, und ich habe schon erwähnt, wie billig ich junge Strausse erstanden habe.

Ein anderer wichtiger Handelsgegenstand würde die Orseille sein, welche sich in den weiten Wäldern des Kilima-Ndjaro umsonst einsammeln lässt. Den Kaufpreis an der Küste habe ich bereits angegeben.

Eisen, Kupfer und salpetersaures Natron werden den Transport lohnen, sobald die Verbindungen zwischen dem Innern und der Küste erleichtert sind.

Trotz alledem muss man zugestehen, dass der specielle Reichthum des Landes in der Zukunft seiner Bodenculturen liegt. Es gibt hier Gegenden, welche die Kornkammern der Welt werden könnten, da weite Gebiete derselben ein europäisches Klima haben. Andere Gegenden eignen sich durch ihre Höhenlage ganz besonders für den Anbau der Chinarinde. Zuckerrohr gedeiht schon halbwild und sein Anbau kann bis zu beliebiger Ausdehnung gesteigert werden. Kaffee, Thee, Cacao, Vanille würden in Landschaften und Gegenden

gedeihen, welche sich ganz besonders für ein ausgiebiges Wachsthum eignen. Ueber allem aber steht die Frage, wenn es sich lohnt andere Theile Afrikas dem Handel und Verkehr zu erschliessen, warum sollten denn diese eminent fruchtbaren Gebiete davon unberührt bleiben, wenn sie noch dazu eines weit gesundern Klimas sich erfreuen als irgendein anderer Theil dieses Continents.

In der Nachbarschaft und nahe am Fusse des Kilima-Ndjaro betrug die höchste von mir beobachtete Wärme 27.2° C., die höchste Wärme im Innern war 32.8° C. Die mittlere nächtliche Wärme in hügeligen Gegenden beträgt 15.6° C.; in den Ebenen 20° C. Mit Ausnahme der höchsten Berge und am Victoria-Njansa, wo es in jedem Monat einige Tage regnet, zerfallen die Jahreszeiten im östlichen äquatorialen Afrika regelmässig in trockene und nasse. Vom Juni bis Ende October fällt fast gar kein Regen, vom November bis Mai einige Monate hindurch desto reichlicher. Am Kilima-Ndjaro bis zu einer Höhe von 2500 m hinauf stimmt das Klima mit dem des südlichen England überein; in grösserer Höhe kann man es sich so kalt aussuchen als man will, wenn man angemessen aufsteigt.

Ich glaube hiermit den Beweis erbracht zu haben, dass, wenn Afrika überhaupt es verdient aufgeschlossen zu werden, die Gegend zwischen der Küste und dem Victoria-Njansa in hohem Grade Anspruch darauf erheben kann. Es leidet keinen Zweifel, dass Afrika die Neue Welt des 19. Jahrhunderts ist. Was Amerika für Europa im 16. und 17. Jahrhundert war, das ist Afrika jetzt. In den letzten zwei Jahren haben England, Frankreich, Deutschland, Portugal, Spanien, Italien, Belgien und selbst Schweden entscheidende Schritte zur Bildung afrikanischer Colonien gemacht. Ich schliesse daraus wol mit Recht, dass wenn Land in Afrika des Besitzes werth ist, es um so werthvoller sein muss, wenn es in einer schönen Gegend mit gesundem Klima zwischen einem grossen Landsee und dem Indischen Ocean liegt.

Nachdem ich also auseinandergesetzt habe, dass von meinem Standpunkt aus dieses Land ein werthvoller Besitz genannt werden darf, wünsche ich jetzt noch in aller Kürze

anzugeben, wie das Land am besten dem Handel und der Civilisation eröffnet werden kann. Von einem guten Küstenplatz ausgehend — und man hat hier die Wahl zwischen drei oder vier Häfen, welche längs der Küste auf einer Strecke von 160 km liegen — sollte sich die Expedition zuerst in dem gesunden und schönen Usambara niederlassen. Die Strassen nach dem Innern laufen nördlich oder südlich von dieser kleinen Schweiz hin und vereinigen sich im Westen von ihr. In Usambara müsste die erste Station angelegt werden, weil das Land so sehr gesund ist. Hier kann man obendrein alle Arten Getreide säen oder Gemüse bauen, denn die Nähe der See macht die Ausfuhr leicht und billig. Hinter Usambara kreuzt man das reiche und fruchtbare Thal des Mkomasi und tritt in die Hügellandschaft Pare ein, während die Handelsstrasse längs der Ebene am Fusse der Berge weiterzieht. Die Landschaft Pare ist geradezu entzückend schön. Bewaldete Felsspitzen, Wasserfälle, abgeschlossene Alpenthäler, prächtige Aussichten — alles ist da. Die Leute sind angenehm im Umgange und Lebensmittel in Fülle vorhanden. Von Pare geht es nach Ugueno, gegenüber dem Jipe-See, die Strasse folgt noch immer der Ebene, die Stationen liegen auf den Hügeln. Von Ugueno hat man nicht mehr weit bis zum Kilima-Ndjaro, welcher Raum bietet für weitläufige Niederlassungen und ebenfalls an Lebensmitteln keinen Mangel hat. Vom Kilima-Ndjaro aus bieten sich zwei Wege dar. Der eine und wichtigste führt am Berge Meru vorbei, einer zweiten angenehmen Lage für eine Handelsstation, auf dem geraden Wege zum Speke-Golf im Njansa. Der andere ist mehr oder weniger der Weg Thomson's und führt zum Mbaringo-See und dem Nordwesten. Dies ist das an Elfenbein reichste Land. Hierher kommen jedes Jahr die Suaheli-Karavanen, welche bis zu den Grenzen Abessiniens und dem Nil Handel treiben. In allen wichtigen Gegenden müssten — nach Art der Stanley'schen am Kongo — Stationen angelegt werden, und diese würden mit der Zeit die Mittelpunkte der Civilisation, Cultivation und des Handels werden. Obgleich es keinem Zweifel unterliegt, dass eine unter britischen Auspicien zur Verbindung des Victoria-Njansa mit der Küste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angelegte Eisenbahn den ganzen Handel des östlichen äquatorialen Afrika in englische Hände liefern würde, so erscheint ein solches Unternehmen vor der Hand völlig unmöglich. Britischen Kaufleuten, Schiffsrhedern und Manufacturisten ist der Geist der „handeltreibenden Abenteurer" abhanden gekommen; sie betrachten jedes Wagniss, welches sich nicht unmittelbar bezahlt oder die aufgewendeten Unkosten deckt, mit verzeihlicher Schüchternheit. Dennoch scheint es mir noch junge kräftige Männer in unserm Lande zu geben, welche ein Wanderleben lieben und nicht deshalb vor dem Eindringen in die wilden Gegenden Afrikas zurückschrecken, weil keine Eisenbahn sie zur Stelle bringt. Ziehen doch ganze Scharen derselben Jahr aus Jahr ein in die wenig anziehenden Gegenden zwischen der Capcolonie und dem Sambesi, lediglich angelockt durch die Lust an der Jagd oder das schier unvernünftige Gefallen, welches der Engländer daran findet, seine Nase in neue Länder zu stecken. Warum thun sich nicht einige von ihnen zusammen und stossen, statt Geld, Zeit und Kraft an die unfruchtbaren Gegenden des Betschuana-Landes zu verschwenden, kühn hinein in die Landschaften im Westen und Norden des Kilima-Ndjaro, um Handel zu treiben, zu jagen und auszukundschaften? Ich kann ihnen wenigstens viel grössern Reichthum an Wild versprechen als in den meistbejagten Gegenden des südlichen Afrika, während sie nicht leicht solche ungesunde Landestheile wie das Thal des Sambesi antreffen. „Aber die Massai", wendet man furchtsam ein. Ei, die Massai sind am Ende nicht schlimmer als die Kaffern, Zulu und selbst die Hottentotten für die ersten Ansiedler im südlichen Afrika waren. Sie wollen ein wenig geschickt behandelt sein, das ist alles, und jeder neue Europäer wird seinen Weg von seinen Vorgängern geebnet finden, wenigstens sollte es so sein. Sodann gibt es in einigen der schönsten Länder gar keine Massai. Auf der directen Strasse vom Victoria-Njansa nach der Küste wird blos ein Streifen von etwa 150 km Breite, d. h. etwa ein Viertel der Entfernung, von Massai durchstreift, ausserdem aber jährlich von Suaheli-Karavanen begangen.

Die nächste Aufgabe für die Entwickelung dieses Landes

ist, den Handel zu ermuthigen und den Ackerbau einzuführen. Auf vielen Wegen der Eingeborenen, selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande, finden starke Wagen keinerlei Hinderniss, wenigstens nicht bis zu den Umgebungen des Meru und Kilima-Ndjaro, d. h. bis zur Mitte der Strecke bis zum Victoria-Njansa. Maulesel kann man in Menge in Sansibar kaufen und werden im Lande gut gedeihen, oder man kauft sich Esel von den Massai. Ochsen lassen sich zweifelsohne ebenso gut vor den Wagen verwenden als an der Küste. Wie ich schon bemerkt habe, es existirt keine Tsetsefliege im Lande, sodass mit der Zeit auch die Pferdezucht versucht werden darf.[1] Menschenhülfe ist an der Küste reichlich und für nicht viel Geld zu haben. Gute starke Träger kann man miethen für 5 Dollars oder 21 Mark den Monat, und ihre tägliche Ernährung kostet etwa 16 Pf. Viele dieser Leute geben ganz anständige Soldaten und Polizisten ab, wie auch Stanley am Kongo erfahren hat. In der Regel sind die Sansibar-Träger treue, vertrauenswürdige Leute; ich habe sie stets so erfunden, und ausserdem noch sehr schöne Charaktereigenschaften an ihnen entdeckt. Können sie sich einmal mit einem weissen Mann nicht gut stellen, so liegt die Schuld höchst wahrscheinlich an diesem; ein wenig Zucht und ein gütiges ruhiges Benehmen hält sie immer in Ordnung. Viele von ihnen können ihre eigene Sprache in arabischer Schrift lesen und schreiben, sodass man nach Gefallen ihnen briefliche Mittheilungen in die Ferne schicken kann. Die Kosten des Unterhalts dieser Leute im Lande würden sich nach den ersten Jahren bedeutend niedriger stellen, weil man bald hinlängliche Lebensmittel zur Ernährung der ganzen Expedition selber würde ziehen können. Diese Sansibarer lassen sich leicht zufrieden stellen. Sie leben ohne zu klagen von einigen Handvoll Mais täglich, oder von ein wenig Reis mit getrockneten Fischen oder einfach Bananen; und gelingt es einem, ein Zebra oder eine Antilope zu schiessen, so sind sie

[1] In Samburu, im Norden vom Massai-Land, kommen Pferde im Ueberfluss vor und werden oft zum Verkauf nach der Sansibar-Küste ausgeführt.

überglücklich. In zwei Tagen erbauen 10 Mann dem Europäer ein geräumiges Haus, und in viel kürzerer Zeit sind ihre eigenen einfachen Wohnungen hergerichtet. Sie sind ganz ausnehmend geschickt, können Gärten bepflanzen, Wege machen, Thiere fangen, Häute salzen, Vogelkäfige bauen, Kleider waschen und ausbessern, ja selbst anfertigen, eine Mittagsmahlzeit bereiten und mit gleicher Leichtigkeit einen Blumenstrauss binden. Sie sind viel erfindungsreicher als englische Matrosen, ertragen Entbehrungen viel leichter, und sind viel höflicher in ihrem Benehmen als diese. Ohne Frage sind sie das Mittel und die Kraft, durch welche Ostafrika aufgeschlossen werden wird.

Die Weissen, welche als die Unternehmer einer grossen Handelsexpedition in Mittelafrika auftreten wollen, müssen junge, kräftige und thätige, nicht aber wie so häufig abgenutzte, geknickte Männer sein, welche ihren Beruf verfehlt haben und in Afrika ihre letzten Karten ausspielen. Sie sollten hinreichend gebildet sein, um ein verständiges Interesse an der wundervollen Natur zu nehmen, welche sie hier umgibt. Es spielt niemand eine jämmerlichere Rolle in Afrika als so ein gänzlich ungebildeter Mensch; er härmt sich ab und siecht dahin, weil er kein Gefühl für seine Umgebung hat, während ein Freund der Natur dieses Landes, der sich von der interessanten Fauna und Flora des äquatorialen Afrika angezogen fühlt, niemals das Gefühl der Einsamkeit empfindet, noch Zeit dazu hat krank zu werden. Hat er obendrein Lust zur Jagd, so kann er sich niemals unglücklich fühlen, denn dieses Land bietet allüberall die prächtigsten Jagdgründe der Welt. In diesem Fall wird die Jagd auch nicht zur nutzlosen Schlächterei schöner Thiere. Vielmehr kann er seine Karavane kostenlos mit frischem Fleisch versorgen und manche schöne Felle und Häute für später zurücklegen. Trifft man Elefanten, so ist ein Jäger ein wahrer Schatz für die Gesellschaft, weil er Elfenbein umsonst gewinnt. Ich selber habe Leute im südwestlichen Afrika kennen gelernt, welche sich mit Elfenbein und Straussenfedern ein Vermögen erworben haben.

Dass die Eröffnung dieses Landes dem Handel ein neues

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feld zuführen würde, davon bin ich fest überzeugt. Wohin ich kam, waren die Eingeborenen auf Handelsgeschäfte erpicht — sie wollten immer lieber handeln als fechten. Beständig sagten sie zu mir: „Warum kommst du nicht zu uns und errichtest einen Laden (Laden heisst bei ihnen *Duka*, was sie von den Suaheli übernommen haben), damit wir unsere Sachen gegen deine Waaren umtauschen können?“ An 350 km von der Küste entfernten Orten habe ich Leute, welche nie zuvor einen weissen Mann gesehen hatten, im Besitz von Maria Theresia-Thalern und indischen Rupien gesehen, wofür sie von mir Tücher kaufen wollten. Sie hatten natürlich diese Münzen von den Küstenhändlern bekommen, aber das beweist doch, dass sie den Werth des Geldes zu verstehen anfangen; Mandara, der Fürst von Moschi am Kilima-Ndjaro, wollte durch meine Vermittelung sich sogar ein Bankconto in Sansibar verschaffen und hatte eine gewisse wenn auch rohe Idee von Anweisungen. Selbst die stolzesten Stämme hier haben ein Bedürfniss nach fremden auswärtigen Gegenständen, welches befriedigt werden muss. Ferner wird man, sobald der Handel begonnen hat und ein fester Markt eingerichtet ist, dadurch den Sklavenhandel unterdrücken. Die Häuptlinge verkaufen jetzt ihre Leute in die Sklaverei, weil die Araber nichts anderes von ihnen kaufen und Sklaven für den Küstenhändler die nutzbringendste Geldanlage sind; aber man überzeuge sie einmal — und die Afrikaner sind viel praktischer als man gewöhnlich glaubt — dass sie mehr Geld verdienen können, indem sie ihre Sklaven dazu anhalten, den Boden zu bebauen und Nahrungsmittel und andere Handelsproducte zu erzeugen, und ich bin ganz sicher, dass der Verkauf dieser Unglücklichen in die Fremde aufhören wird. Jetzt führt ein Häuptling gegen den andern Krieg lediglich zu dem Zweck, um sich Gefangene zu verschaffen und sie als Sklaven zu verkaufen, aber der Handelstrieb wird den Frieden herbeiführen, indem er das Schwert in eine Sichel umwandelt und die verlassenen Felder mit schönen marktfähigen Ernten bedeckt. Diese Menschen verdienen recht wohl die Segnungen der Civilisation — ja selbst die stolzen und räuberischen Massai nehmen schon mildere

Sitten an, wo sie mit dem Küstenhandel in Berührung kommen.

Ich würde vorschlagen, bei jeder Unternehmung zur Aufschliessung des östlichen äquatorialen Afrika den Kilima-Ndjaro zum Mittelpunkt der Operationen zu machen, sowol wegen des schönen Klimas und der Verträglichkeit der Eingeborenen, als auch aus dem fernern Grunde, weil das Land zwischen dem Kilima-Ndjaro und der Küste keine Gefahr für den Reisenden birgt.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass einige, wenn nicht viele meiner Leser verschiedene meiner Behauptungen mit reizbarer Ungläubigkeit angehört haben. Für die beschauliche Natur eines Engländers, welcher genug verdient hat um davon leben zu können und seinen Besitz in Ruhe zu geniessen wünscht, ist es etwas langweilig, unter Reisende zu gerathen — deren Werke er sonst im bequemen Lehnstuhl überfliegt — welche hartnäckig darauf bestehen, ihn mit neuen wundervollen Landstrichen bekannt zu machen, welche möglicherweise Eldorados werden können, an welchen er Interesse nehmen und in welchen er sein Geld anlegen soll, weil sie sonst ihn nicht in Ruhe lassen, sondern beständig seine Ohren mit der fürchterlichen Nachricht betäuben, dass er eine unwiederbringliche Gelegenheit versäumt hat, seinen Patriotismus und seinen Scharfsinn in Handelsangelegenheiten zu zeigen. Wir kennen ja diese Klagen und Anrufe sattsam, welche immer wieder durch die Presse gehen und John Bull beim Frühstück angreifen und auf dem Rückweg aus dem Geschäft martern. „Du hast schon die Kornkammer von Asien oder von Amerika verloren", so rufen die Stimmen eine um die andere. „Jetzt bist du im Begriff, den Garten von Afrika den Franzosen, Russen, Deutschen zu überlassen!" und so geht es weiter. Ich für meinen Theil bekenne gern, dass ich eher mit solchen Lesern sympathisire, welche nach Durchlesung eines Kapitels wie dieses eine gewisse ruhelose Keckheit verrathen. Das Gefühl entspringt theils aus einer versteckten Ueberzeugung von einem Funken von Wahrheit in diesen Berichten, und zum andern Theil aus dem Verdruss, dass man diese günstigen Verhältnisse nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übersehen darf, sondern sie entweder selber sich zueignen oder in andere Hände übergehen sehen muss. „Warum könnt ihr uns nicht in Frieden lassen?“ fühlen sie sich geneigt auszurufen, „wir haben genug verdient für unsern unmittelbaren Bedarf, wir wollen uns auf neue Unternehmungen nicht weiter einlassen.“ Oder sie bemühen sich, mit Behagen über den Störenfried herzufallen, indem sie Beweis gegen Beweis stellen und seine verführerische Statistik bemängeln. Ja, lieber Leser, es thut mir ja selbst leid, dass ich Sie damit gequält und getäuscht habe, indem ich einige Blätter mit einer commerziellen Propaganda gefüllt in ein — wie Sie glaubten, als Sie dem Buchhändler die Bestellung aufgaben — afrikanisches Reisewerk gewöhnlicher Art einschmuggelte, in welchem Sie nichts als Löwenabenteuer, durch Büffel veranlasste Luftsprünge, Begegnungen mit widerwärtigen Eingeborenen u. dgl. zu finden erwarteten. Glauben Sie mir, dass ich es nicht aus eigenem Interesse gethan habe. Ich bin kein afrikanischer Händler und werde es nie werden. Ich will keine Gesellschaft gründen, um Ostafrika aufzuschliessen und in Landbesitz zu speculiren. Wenn eine Eisenbahn zum Kilima-Ndjaro gebaut wird, so werde ich von diesem Fortschritt wahrscheinlich in den Wäldern von Borneo oder auf den Schneegipfeln der Anden hören und mich dabei erinnern, dass ich einstmals auch in jener Gegend der Erde war. Wissenschaftliche Bestrebungen und eine gewisse Wanderlust haben mich in jene reich ausgestatteten Gegenden geführt, wie sich mich vielleicht nächstes Jahr in eine andere Gegend führen werden, und ich habe es für richtig gehalten, meinen Landsleuten nicht zu verschweigen, welche Vortheile sie bieten, damit, wenn britische Kaufleute und Menschenfreunde den Verlust jenes grossen afrikanischen Sanatoriums betrauern, sie wenigstens nicht Unbekanntschaft mit seiner Lage und seinen Vortheilen vorschützen können.

Damit seien denn diese meine unmasgeblichen Bemerkungen dem gütigen Ermessen des Publikums übergeben, welches über die Schriftsteller des Tages zu richten hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

NAMEN- UND SACHREGISTER.

Vorbemerkung. Alle afrikanischen Namen von Landschaften, Sprachen und Völkern, welche unter ihrem Anfangsbuchstaben in diesem Register nicht vorkommen, sind unter dem Anfangsbuchstaben der Wurzelform aufzusuchen, z. B. statt Ki-taweta (die Sprache von Taweta) suche man Taweta, Ki-; statt Usambara, Sambara, U-; statt Wa-djagga, Djagga, Wa-; statt Bu-njoro, Njoro, Bu-. Weil das Präfix sich nach der Bedeutung der Wurzel ändert, so ist es wichtig, die allein unveränderliche Wurzel in diesem Register zu suchen.

Statt des häufig vorkommenden Namens des Berges Kilima-Ndjaro ist kurzweg K. N. gesetzt.

Abdallah 56. 122. 136. 175. 182. 209. 222. 282.
Abessinien 2. 3. 4. 91. 312. 331. 340. 376. 425. 513. 518.
Abkommen mit Mandara 102; den Aeltesten von Taweta 196.
Aden 14. 299. 300.
Aequator, Schnee unter dem 3. 7. 8.
Aerztliche Hülfe verlangt 103.
Affen 109. 148. 197. 328. 458.
Afrika, Flora von 312; Hülfsquellen 138; östliches 287. 302. 504; Sprachen in 420; am K. N. 422.
Akazien 47. 68. 75. 109. 128. 194. 308. 314.
Albert Njansa 277. 377.
„Albino", mein 283.
Albissia 194.
Alcelaphus Cokei 60. 281. 333.
Aloë 47. 83. 85. 109. 143. 213. 308. 314.
Alpen, die 4; afrikanische 3.
Alphabet, Lepsius' Normal- 449.
Ameisen 163. 205. 276.
Ameisenbär 279. 331. 400.
Ameisenhügel 60. 333.
Amerika 3. 4. 8. 255.
Anas xanthorhyncus 336.
Anemonen 217. 314.
Ansiedelung auf K. N., siehe Kitimbiriu; in Taweta 193; in Ober-Kilema (3300 m) 242; in Massai (2600 m) 266; europäische auf K. N. 267. 270. 278.
Anthropologie 373—419.
Antilopen 201. 203. 279. 290. 332; und Ameisenhügel 60. 333.
Araber 6. 7. 90. 97. 168. 195. 287. 291. 293. 380. 385.
Arabien 313.
Arabische Sprache 434; Mischlinge 91; Stadt, eine 295.
Aronsbäume 111. 417. 460
Artemisia 218. 312. 313.
Aruscha 375. 382.
Association, British 3. 6. 228.
Athmani 54. 56. 122. 173. 230.
Aussicht von der Stadt Mandara's 102.
Aussicht nach Madjame 116; Meru 117; Ugueno 117.
Autor, der, betraut mit der Führung der K.-N.-Expedition 6; Ankunft in Sansibar 14; Erkrankung 38;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Herrschaft über die Träger 45; Elend in Kitimbiriu 180; Verwerfung des Ultimatums von Mandara 182; Belagerung 183; Fluchtpläne 186; grosse Aengsten 186; Beschluss Moschi zu verlassen 189; Hinterhalt 191; Fang eines Leopard in der Falle 196; Jagd 201; Besteigung des K.-N. 213. 241 fg.; Flucht vor den Wakiboscho 220; Abschied von Mandara 223; Befreiung von Mabruki's Sklaven 231; Einzug in Marangu 234; Befriedigung des Fürsten 238; Verletzung des Knies 243; Besteigung des Kimawensi und Kibo 246 fg.; Rückkehr zum Lager 257; Gedanken über eine europäische Ansiedelung auf dem K.-N. 266; Schwierigkeiten mit den Warombo 267; Vermeidung von Blutvergiessen 268; Gefecht mit den Warombo 273; Gesandtschaft derselben 274; Abreise zur Küste 277; Erkrankung am Jipe-See 279; Begegnung mit Massai 282; gelungene List 283; stumme Gastfreundschaft in der Missionsstation zu Pangani 296; Seereisen in arabischen Daus 297; Rückkehr nach Sansibar 298; nach Europa, London 300.

Baker, Sir Samuel 423.
„Balosa", der, 91. 93. 96. 98. 174. 210. 239.
Balsaminen 85. 137. 214. 308.
Banane, die 417. 460; Bier 162; Blätter 131. 144; Frucht 138. 140. 144. 179. 197. 200. 246. 286. 400; Pflanzungen 69. 82. 84. 109. 110. 115. 194. 267. 270. 286; wilde (Musa Ensete) 194. 309. 314.
Bantu, Bedeutung des Wortes 451. 461; Rassen 72. 230. 291. 374. 508; Sprachen 140. 268. 292. 400. 402. 421. 447. 451.
Baobabbäume 283. 308. 314. 405.
Barawuio, Em- 293, 384.
Barbe, eine 340.
Bari, Sprache 378. 424. 439. 448. 454. 473; Volk 375. 397.
Baringo-See 374. 423. 505. 518.
„Baroni", der (Baron v. d. Decken) 9. 93. 98.
Bauhinia 74.
Bauholz 512.
Baumfarrn 215. 314.
Begonien 214. 242.
Belgier 92.
Bell, Prof. Jeffrey, über einen Nematoiden-Wurm 341.
Berber-Sprache 448.
Berge, vereinzelte 3; von Pare 281. 285; von Usambara 290.
Berta 403.
Beschneidung (Circumcision) 413; bei den Wadjagga 413; bei den Massai 389; bei den Wataweta 408.
Bett eines Eingeborenen 199.
Bewässerung 130. 139. 415.
Bienen 86. 340. 400. 458.
Blair, General 14. 300.
Blattern, s. Pocken.
Bleek, Dr., 149. 406. 420. 422. 461.
Blutige Scene, eine 163.
Bluttrinken 401. 417.
Bohnen 139. 143. 417. 515.
Bondei, Wa- 375.
Boni, Wa- 378; Sprache 378. 474.
Bonney, Prof., über die Geologie des K.-N. 306.
Borassus flabelliformis 143. 308.
Borneo 4.
Britische Association 3. 6. 228; Mandara's Sehnsucht nach einer Flagge derselben 93.
Brombeerstauden 109. 143. 214. 310.
Brot 77. 133. 138.
Buceros 334.
Büffel 61. 152. 200. 249. 258. 259. 267. 332. 458. 509.
Bulom-Sprache 454.
Bura, Fluss in Teita 60. 267.
Buschbock 332.
Buschmänner 403. 421. 455. 457.
Butter 132. 138. 143. 180.
Butterblume 314.

Calophyllum 308.
Cap der Guten Hoffnung 5. 312.
Cardamom 513.
Carduus 249.
Cephalophus 332.
Cephas, der Koch 57. 98. 122. 136. 166. 176. 220.
Cercopithēcus 330.
Chamäleon 242. 339.
Champagner 48. 49.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinin, Anbau des Chinabaums 516.
Clitoria 35. 47. 308.
Coleoptera 349—354.
Colobus Guereza var. caudatus 35. 161. 330; Kirkii 35; Felle 83. 157. 161. 390. 511.
Colocasia 400. 418.
Commelyna 46. 308.
Concordanz, die, in iranischen Sprachen 434; in Bantu 432. 463; in Kidjagga 471; in Galla 433; in der Hottentottensprache 433; in semitischen Sprachen 434.
Cooley, Desborough 8.
Corissa 47.
Crinum-Lilie 35. 47.
Cust, Herr 420. 451.
Cynocephalus 328.
Cynoglossum 218. 249. 312.

Dacca, Dampfer 300.
Dachs 331.
Dahalo, Wa- 378.
Daidjo, Wa- 375. 407.
Dau, arabische 24, 297.
Decken, Baron von der 9. 11. 93. 98. 177.
Deutschen, die (Wa-datschi) 91. 92. 294.
Didunculus 4.
Dierama 248.
Digo, A- 375.
Dinka-Sprache 377. 397. 425. 448. 473.
Dissotis 85. 113. 137.
Disteln 249.
Djagga 7. 89. 126. 195. 200. 233. 278. 305. 329. 418; Ackerbau der, 116. 415; Klima von 130; Wa- (Volk von) 72. 84. 88. 90. 115. 143. 195. 198. 213. 216. 221. 232. 375. 404. 410; Hausthiere 416; Hütten 84. 146; Fechtweise 162. 163; Schwerter 163; Schmiede 414; Geräthe 415; Sprache (Kidjagga) 88. 103. 145. 149. 234. 269. 467.
Djalla-See 262. 271.
Dodo, der 4.
Dorobbo, En- 274. 378. 400. 422.
Dornen 75.
Dowding, Kapitän 299.
Drachenbäume 83. 109. 140. 143. 160. 213. 308. 314.
Drakensberg-Gebirge 313.
Dschella-Berge (Angola) 259. 290. 332.
Dunst, Leiden von 52. 217.

Efik-Sprache 454.
Egypten 14. 300. 457.
Egypter, die alten 397. 514.
Eibisch 35. 81. 85. 137. 308.
Eichhörnchen 338.
Eidechse 218. 338.
Eier 133. 138. 143.
Eisen 277. 414. 460. 513. 516.
Elaïs-Palme 308.
Elche, Palmgruppen von 291.
Elefanten 191. 216. 242. 259. 264. 267. 274. 290. 331. 458. 541.
Elefantenflinte 173. 187. 188. 205.
Elfenbein 195. 274. 400. 509. 515.
Emin-Bei, Dr. 423.
Enciso 6.
England 91.
Englisch (Wa-ingresi) 91. 290; (Manowari) 91. 126; Mission 296; Sämereien 122. 139.
Equus Chapmani 204. 332.
Erbsen 139. 143. 146. 515.
Erhardt, Pastor 422. 425.
Erica 217. 242.
Esel 195. 283. 397. 399. 507. 514.
Eucalypten 74.
Euphorbien 47. 54. 287. 292.
Europäische Niederlassung am K.-N. 266. 270. 278.
Euryops 252. 312.
Expedition zum K.-N. 3.; Fonds der, 3. 12. 13. 276.

Faradschi 57. 122. 136. 213. 279.
Färberflechte (Orseille) 214. 218. 264. 308. 513. 516.
Faridjala 122. 136.
Farler, Archidiakonus 380.
Farrn (Bracken) 110. 116. 140. 308. 314; (Ferns) 109. 214. 215. 242. 250. 308. 312. 314; Baum- 214. 242. 311. 314.
Fauna des K.-N. 328—372; und Flora des K.-N., 3. 5. 11; hoher Berge und Inseln 4. 5; alte, von Afrika 5.
Federharz 513; Schlingpflanzen 314. 513.
Feigenbaum 308.
Felsen, seltsame 251.
Feueranmachen 411.
Feuerwerk 166. 174. 274.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Fieberanfall 38. 279; Ursache des 38.
Fische 194. 197. 277. 340. 409. 416. 512.
Fischer, Dr. 11. 12.
Fledermäuse 330.
Fleischesser (Carnivora) 330.
Fliegen 163.
Fliegenschnäpper 334.
Flora des K.-N. 248. 307. 313. 315—327; von Abessinien 312 fg.; von Südafrika 312 fg.
Flüsse des K.-N. 304.
Flusspferd 278. 332. 419. 458. 509.
Franzosen (Wa-fransa) 21. 91.
Freretown 39.
Frösche 340; Laub- 206.
Frost 206.
Frühstückstisch 133. 138.
Führer von Marangu 241. 244. 260. 265.
Fula-Volk (Fulbe) 426; -Sprache 421. 426. 447. 452.

Galago 35. 330.
Galla-Land 376. 378. 407. 413; -Sprache 378. 424. 433. 448. 452. 473; -Volk 195. 291. 376.
Ganda, Bu- 195. 456; Lu- (Sprache) 377. 452. 456. 461. 463.
Gänse 278. 336.
Gazellen 332.
Gefecht mit Wakiboscho 164.
Geflügel 132. 137. 143. 146. 183. 197. 274. 397; Einführung desselben in Afrika (Haushuhn) 456. 514.
Geier 120. 163. 201. 202. 284. 336. 399.
Gemüse, europäische 515.
Genettkatze 331.
Geographische Gesellschaft, von London 9. 10. 13; von Paris 7.
Geographie, Erziehung der britischen Jugend 2; physikalische des K.-N. 301. 373. 504 fg.
Geologie des K.-N. 306.
Geranien 218. 314.
Geschenke für Mandara 98. 177. 224; von Mandara 84. 166. 212. 221; für Marangu 238; für die Warombo 275; für Sembodja 294; für Taweta 72. 196.
Geschlecht, Ausdruck des, im Bantu 448; im Galla 448; im Massai 448; in den semitischen Sprachen 448.
Geschwüre 103. 136. 248.
Gewitter auf dem K.-N. 243. 246.
Gewürzlorsche (Croton) 35.
Giraffen 201. 281. 290. 332. 458. 509.
Gissing, Kapitän 14. 38. 43. 121.
Gladiolen 217. 248. 311.
Gnu, das, 61. 290. 332.
Godman, Mr. F. D., über die Lepidoptera des K.-N. 344.
Gondja 286.
Gora 44. 45. 47.
Gott, Name für, 199. 406. 413.
Grammatik des Massai 422—451.
Graphic, Bilder vom, 43.
Graphiurus 331.
Gräser 111.
Greffulhe 379.
Gueno, Ki- 117. 467; U- 61. 117. 267. 277. 418. 518; Wa- 117. 195. 277. 374. 375. 404. 418.
Gummi 513.
Gurken 122. 139. 515.

Habari, Fluss 76. 192.
Haggard, Lieutenant 14.
Hamitische Sprachen 376. 421. 433. 447. 449. 451.
Handel auf dem K.-N. 504.
Handelswaaren in Ostafrika 41.
Handford, Pastor J., 38.
„Hände“ (Tuch) 71. 144.
Händler, eingeborene 246. 509. 513; Suaheli- 71. 73. 79.
Hartbeest 60. 61. 281. 332.
Haselhühner 202. 336.
Häuptlinge von Madjame 9. 115; Marangu 237; Pare 286; Usambara 287.
Häuserbau in Kitimbiriu 130. 133; von Gondja 287; der Massai 396.
Haussa-Sprache 421. 448. 452.
Hausthiere 397. 416. 459.
Häute, Felle 515.
Heiden 217. 219. 243. 312, 314.
Heirathen bei den Massai 392; bei den Wateita 406; bei den Wadjagga 412; bei den Wataweta 408.
Herero, Oci-, Sprache der 466.
Heuschrecken 206.
Hindus in Sansibar 25. 26; in Pangani 295. 296.
Hippotragus equinus 208.
Hippotragus niger 64. 281. 332.
Hirse 140. 400. 417.
Honig 60. 86. 138. 144. 246. 400. 417. 515; -Dosen 86; -Anzeiger 400.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hörige Stämme 400.
Hornvögel 334.
Hottentotten-Sprache 421. 433. 447. 455.
Hühner, vgl. Geflügel.
Hühnerhabicht 120. 334.
Hunde 330. 397. 399.
Hundszunge, s. Cynoglossum.
Hungersnoth in Ostafrika im Jahre 1884, 200.
Hut von Habichtsfedern 157.
Hyäne 151. 181. 196. 202. 205. 331. 399. 409. 414; in Menschengestalt 202.
Hyphaena Thebaica 143. 290. 308.
Hyrax 217. 246. 260. 331.

Ibrahim 58. 122. 136. 283.
Ichneumon 331.
Immortellen (Strohblumen) 217. 252. 312.
Indien 287. 313. 340.
Insekten 512.
Insektenfresser 330.
Iranische Sprachen 434. 439. 452. 461.
Iris 217. 218. 248. 312.

Jagdfrühstück 209.
Jagdvergnügen 278. 281. 509. 521.
Jagen und Reisen 62.
Jäger, eingeborene 61. 201. 202.
Jägers Paradies 281. 509.
Japan 4.
„Java“ 14.
Jemsi, End- 195, 374.
Jipe-See 61. 67. 117. 267. 277. 290. 300. 336. 340. 384. 419. 511.
„Johnston“ 70.
Jub, Fluss 378.
Jumba Kimemeta 91. 171.
Juwano-Volk 378.

Kadu Stanley 58. 122. 130. 138. 209. 222.
Käfer 5. 242. 340. 349—354.
Kaffee 138. 513—516.
Kaffer-Sprache 456. 461.
Kahe, Wa- 375. 404. 418.
Kalkstein 280. 513.
Kälte in Kitimbiriu 135; in grösserer Höhe 256. 267.
Kamasia 375.
Kamba, A- 72. 195. 204. 375. 376. 404. 407; Ki- 467.
Kamerun-Berge 3. 313. 330. 462.
Kannibalismus 330.
Kanzel 205.
Kaputei 375.
Kara, Wa- 375.
Kartoffeln 139; süsse 400. 514.
Kavirondo 195. 375. 377. 378. 508.
Kenia, Berg 2. 7. 9. 375. 394. 407. 505.
Kibo 1. 7. 9. 74. 97. 102. 114. 120. 127. 137. 141. 213. 218. 247. 258. 278. 313.
Kibonoto 418.
Kiboscho 153. 168. 227. 418; Volk der (Wakiboscho) 157. 162. 164. 211. 217. 219. 220. 244; Krieg mit den 180; Mandara geschlagen von den 186.
Kigelia Africana 35.
Kihungwe 289.
Kikoro 195. 384.
Kikuju, Wa- 375. 407.
Kilaki 212. 216.
Kilema 418; Ober- 242; -Fluss 78. 242.
Kilima-Ndjaro, Berg 1. 6. 7. 8. 74. 210. 279. 290. 299. 374. 394; Höhe des 1. 2. 9. 256; Anthropologie des 373—419; Besteigungen 9. 10; Käfer des 349—354; Vögel des 333—372; Schmetterlinge des 344—349; Klima 302; Ansiedelung 113; Ableitung des Namens 1; Entdeckung 7; frühere Geschichte 6; europäische Besucher 7. 73. 93; Expedition 3. 11. 13; Fauna 328—372; Fauna und Flora 3. 5. 11; Flora 217. 307. 315—327; erster Anblick 65; Geologie 1; Sprachen 420—468; letzter Ausblick vom 278; Säugethiere 365—372; nördliche Seite des 11. 274; Gedicht 314; Politische Zustände 73. 169. 227; Zweck der Reise zum 167. 228; Reptilien 338; zukünftiger Luftkurort 286; Lage und Ausdehnung 1. 3. 305; Schnee 1. 3. 7. 9. 13. 73. 128. 303; Grate des 113. 119; Abreise zum 37; Staaten auf dem 216; bei Sonnenaufgang 128; Umgegend 66. 200.
Kimangelia 274. 304. 418.
Kimawensi 1. 9. 74. 116. 141. 218. 242. 246. 254. 267. 304.
Kini-Balu, Berg 4.
Kiongwe 56. 95. 96. 98. 108. 172. 189. 197. 209. 223. 283. 294.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirk, Sir John 12. 87. 91. 93. 100. 167. 169. 171. 209. 210. 223. 239. 262. 298; Haus von 18. 20. 21; zu Hause 36; in Mbweni 36.
Kirschvogel 334.
Kirua 153. 168. 227. 418.
Kisiwani 285.
Kisolutini 39. 43.
Kisongo 375. 382. 384.
Kitimbiriu, Gang nach 110; Lage 112; Ankunft 112; geographische Bestimmung 113; Zukunft 114; Aussicht 115; Wohnung 119. 132; ein typischer Tag 134; Abreise 18. August 191; Rückkehr 197. 213. 221; Erinnerung 299.
Kiulu-Berge 267. 374.
Klee 113.
Klima des K.-N. 127. 143. 193.
Klippschliefer, s. Hyrax.
Kobus-Antilope 290.
Kokosnuss 54; Palme 308.
Königin von England 91. 97. 185. 288.
Königsfischer 139.
Kongo, Fluss 2. 6. 91. 138. 195. 328. 417. 455. 518.
Konono, El- 378. 388. 397.
Kopal 513.
Körbel 217. 249.
Kosowa 375.
Krabben 342. 344. 512.
Krähen 163. 284.
Krankheiten unter den Leuten auf dem K.-N. 260.
Krapf, Dr., Missionar 7. 8. 121. 407. 420. 422. 426. 462.
Kriegsfeuer 157.
Krokodile 278. 338. 419. 511.
Kuafi, Wa- (Massai) 72. 195. 292. 374. 382. 396. 400. 423. 430.
Kuango, Fluss 195.
Kudu 258. 259. 332.
Küchengarten des Verfassers 122. 132. 139.
Kühe 113. 122. 132. 136. 144. 183. 283.
Kupfer 513.

Labio 340.
Lager in Habari; 76 in Mkujuni 79; bei Mandara's Stadt 83; auf dem K.-N. 216. 242; in Marangu 235; in Msai (Kimawensi) 266; beim Fluss Lumi 272; Freuden 76; Kost 77.
Laikipia 375.
Laitokitok 375. 382.
Lamu 23. 375. 380. 509.
Landolphia florida 513.
Landschaft in Djagga 214; in Pare 286; von Afrika 303.
Landschaften, Beschreibung 60. 74. 81. 115. 118. 119. 128. 141. 145.
Lango-Sprache 424.
Landjora 64.
Laputa 66.
Latuka-Volk 375; Sprache 423. 424. 473.
Laubgänge von Djagga 213. 214
Lava 246.
Lebensmittel in Afrika 77.
Legende von Salomo 120.
Leighton, Sir Frederick 30.
Leoparden 61. 152. 196. 265. 330. 458. 510.
Lepidopetra 344—349.
Lepsius, Dr., Normal-Alphabet 420. 449.
Liga, feindliche, von Kiboscho 189.
Lilien 281.
Lissochilus-Orchidee 47.
Lobelia Deckeni 249. 312.
Lonchitis pubescens 214.
Loranthus 142.
Löwen 61. 67. 79. 151. 196. 201. 206. 330. 458. 510.
Luvufluss, s. Rufu.
Lumbwa 375.
Lumi-Fluss in Taweta 73. 204. 268. 277. 305. 409.
Lūr-Sprache 379. 425. 473.

Mabruki 53. 56. 122. 172. 178. 230.
Madagascar 5. 458.
Madi-Sprache 424.
Mädchen, afrikanische 140.
Madjame 9. 115. 418.
Magdischū 16.
Mahlzeit, afrikanische 77.
Mais 140. 143. 400. 418.
Makonde-Sprache 466
Malindi 16. 305. 378
Mamba 227. 267. 418.
Mandara 10. 73. 82. 83. 101. 106. 121. 145. 197. 209. 219. 267. 294. 298. 381. 522; äusseres Aussehen 84. 95. 96; Lebenslauf 89; Söldlinge 81. 98. 100. 122. 161. 168. 170. 173. 224; Gelüste 175; Charakter 191; Unterhaltungen mit

97. 125. 156. 168. 187; erster Anblick 95; Festungswerke 100; Mandara und Mabruki 174; Mutter von Mandara 89; Streitigkeiten mit Nachbarn 153. 180; Gründe für den Sklavenhandel 167; Beziehungen zu John Kirk 91. 93; Regierung 152; Sklavenhandel 89. 153. 167; Soldaten 82. 91. 157. 159. 161. 164. 174. 181. 183. 210. 213. 216. 219; Behandlung von Besuch aus Europa 10. 93; Stadt 111. 145. 159. 184; Weiber 103; Zusammenkünfte mit dem Autor 97. 98. 102. 124. 156. 167. 223; Botschaften an denselben 176. 177. 182; Ideen über Bodenrente 177; Drohungen 180. 182; Ultimatum 182; Bündniss mit den Massai 274; Abschied vom Autor 226.
Mandingo-Sprache 421. 452.
Mange 179. 183. 184.
Mango 308.
Marangu 153. 169. 226. 231. 418; Mission 228; Häuptling 229. 237; dessen Mutter 236; Palast 237; Soldaten 272.
Markt in Kitimbiriu 143. 144.
Masindi 290.
Massai 6. 69. 72. 88. 153. 172. 194. 221. 269. 274. 282. 292. 375. 380. 418. 454. 506. 519; von Aruscha 90. 189. 375; von Kisongo 189. 375; Geschichte 382; äussere Erscheinung 385; Krieger 380; Art der Beschneidung 389 (Anm.); Bekleidung 390; Heirathen 391; Begräbnisse 392; Religion 394; politische Verfassung 394; Bluttrinken 401; Häuser 396; Moral 395; Hausthiere 397; Geräthe 397; Zukunft der Massai 401.
Matthews 28. 98.
Matumbato 375.
Mauritius 4.
Mau, El- 400.
Mauungu 50. 52. 54. 60.
Mbaringo, s. Baringo-See.
Mbe, Wa- 375.
Mbugu, Wa- 289. 290. 380.
Meerzwiebel 60. 77.
Mehl 140. 143; von Hirse 143; von Mais 77. 138.
Melonen 122. 515.
Meru, Berg 117. 121. 165. 304. 313. 375. 418. 518.
Mguu 122.
Miers, E. J., über Süsswasserkrabben vom K.-N. 342.
Milch 132. 138. 143. 145. 199. 294. 401. 417.
„Milchmann, mein", 145. 198.
Miltsin, Berg 2.
Minze 310.
Missionare 8. 290.
Mission zu Mombas 39; Universitäts- 291. 295.
Mkindu-Palme 142.
Mkomasi-Fluss 289. 290. 518.
Mkujuni-Fluss 79. 191. 192.
Mohammedaner oder Christen 40.
Mohammedanismus 385.
Mombas 6. 7. 10. 14. 37. 286. 376. 425; Einwohner 39; Missionen 39; Sklavenhandel 90.
Monitor Niloticus 338.
Moschi 10. 11. 73. 81. 84. 87. 153. 197. 209. 302. 418; Niederlassung des Verfassers in 102. 106. 129; Ueberfall der Wakiboscho 158; ein lustiges Gefängniss 188.
Motten 218.
Mpokomo 88. 418.
Mpongwe-Sprache 466.
Msai 418.
Mtesa von Buganda 58. 91. 138.
Musa Ensete 309.
Mwale-Palme 198.
Mwatate 59.

Nager, die 330.
Naiwascha-See 11.
Nandi, Landschaft 375.
Natal 3. 287. 340. 454. 458.
Natron 400; salpetersaures 513. 516.
Ndara von Teita 55. 59.
Ndjemps, s. Jemsi, End-
Neger 376. 455.
Negersprachen 421; und Bantu-rassen, Unterschied der 402. 455; vom Nil 377. 403. 455.
Neotragus 332.
New, Pastor Charles 9. 93. 98. 177. 179.
Ngiri-Ebene 304. 375.
Nguru 423.
Ngurungani 281. 290.
Niger, Strom 451.
Nil 195. 375. 376. 424. 448. 451. 455.
Njamwesi, U- 382.

Njara, Bu- 375.
„Njika", die 308. 373.
Njika, A- 375. 407; Ki- 467 (und in den Vocabularien).
Njoro, Bu- 195; Ki- 377. 456. 461. 466.
Nubische Grammatik von Lepsius 377. 424; Sprachen 421. 424. 451.

Ohrringe der Massai 387. 405; der Wateita 405.
Oigob, El- 293.
Oliver, Prof., über die Flora des K.-N. 315.
Orchideen 85. 113. 308. 314; Lissochilus 47. 308.
Ornithologie des K.-N. 355—365.
Orseille 215. 218. 264. 310. 513. 516.
Orthographie afrikanischer Wörter X.
Orycteropus Aethiopicus 281. 331.
Osi, Fluss 378.
Osprey, Kriegsschiff 299.
Ostafrika, s. Afrika.

Pallah- oder Mpala-Antilope 203. 281. 331.
Palmen 128. 142. 314; Borassus- 143. 308; Kokos- 308; Elaïs- 308; Hyphaene- 143. 291. 308; Phoenix- (Mkindu-) 142. 308; Raphia- (Mwale-) 143. 198. 308.
Palumbus arquatrix 335.
Pandanus 308.
Pangani 277. 295. 305. 375; -Route 171.
Papagai, der graue 458.
Pare, Landschaft 277. 281. 284. 285. 289. 505. 518; Volk von 195. 285. 289. 375; Sprache von 287. 374.
Parinarium 194.
Paviane 109. 197. 207. 290. 328. 329.
Pelikane 278. 336.
Perlen, zum Handel 42. 143; zum Schmuck 405.
Perlhühner 290. 336. 511.
Persische Einflüsse in Sansibar 16. 506.
Pflanzungen des Verfassers auf dem K.-N. 129. 139.
Phacochoerus 398.
Pinarochroa hypospodia 252. 334.
Pira Dodschi 27.
Pocken 283. 460; Furcht der Massai vor den 283.
Pokomo, Wa- 397; Ki- 467.
Portugiesen 6. 506.
Präfixe, Bantu- 149. 464. 469.
Pythonschlangen 338.

Quelle, warme 251.

Rabai 43; Leute von 58. 94. 107. 112. 121.
Raben 218. 253. 258. 334.
Radieschen 122. 133. 139. 515.
Rahm oder Milch 132. 179.
Raphia-Palmen 74. 143. 308. 409; Faser der 42.
Ravenstein, E. G., 6. 451.
Rebman, Pastor J. 93. 100.
Regen 279. 302.
Regenpfeifer 278.
Regenzeit 303.
Reiher 278. 336.
Reis 514.
Reisegesellschaft des Verfassers 43.
Reisen in Afrika 11. 62.
Religion der Eingeborenen 409. 414. 419. 460.
Reptilien am K.-N. 338. 511.
Rhinoceros 200. 274. 281. 332. 458. 509.
Robinson Crusoe 152.
Rombo 262. 264. 267. 269. 275. 305. 418; Einwohner von (Wa-) 267. 268. 418. 467; bester Zugang zum K.-N. durch 269.
Rori, Wa- 375.
Rüben 122. 139. 515.
Ruvu- (Luvu-) Fluss 266. 277. 289. 295. 305. 374. 382. 506; -Thal 295. 518.

Sabaki, Fluss 374. 376. 378. 506.
Säbelantilope 64. 281. 332.
Sagobaum 308.
Sambara, U- 277. 286. 289. 295. 374. 505. 514. 518; Ki- 380; Wa- 195. 289. 375.
Sambesi 91. 313. 398. 466. 519; -Expedition 17.
Samburu 47; See 195. 520; Sprache 425.
Sämereien, englische 122. 127.
Samia, Ba- 375.
Sammler, naturhistorische 11. 12. 127. 179.
Sanga, U- 277; Wa- 277.
Sania, Wa- 378.
Sansibar 12. 14. 231. 298; Archi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

tektur 32. 33; Armee 31; Geschichte 16; Häuser 26; Bevölkerung 31; Lage 16; Strassen 32; Handel 32; Pflanzenwuchs 34; Zoologie 35; — Sultan von 17. 91. 92. 93. 286. 293. 294; äuss. Erscheinung 30; Charakter 30; Glockenthurm 27; Flagge 293; Einkommen 31; Besuch beim 28; Palast 28.
Sansibarer 12. 520; des Verfassers Sansibarer 37. 45. 48. 58. 101. 107. 122. 136. 154. 166. 171. 181. 248. 252. 297.
Sarazenische Architektur in Sansibar 32.
Säugethiere auf dem K.-N. 328. 365—372.
Schafe 126. 136. 144. 196. 199. 213. 217. 281. 286. 294. 398. 514.
Schakal 330.
Schalen, hölzerne, der Eingeborenen (Wadjagga) 132.
Schamgefühl der Eingeborenen 70. 83. 409. 412.
Schierling 217.
Schilha-Sprache 452.
Schiluk-Volk 377. 473; -Sprache 397. 421. 425. 452. 473. 508.
Schira 215. 418.
Schlangen 338.
Schlingpflanzen, seltsame 76.
Schmetterlinge 4. 13. 163. 178. 180. 218. 340. 344—349.
Schmiede in Djagga 414.
Schnee 6. 9. 258. 304; auf dem Kibo 128. 141. 255. 304; auf dem Kimawensi 141. 152. 304; auf dem Meru 304.
„Schneefeind, Berg des Bösen“ 128.
Schnupftaback 400.
Schönblatt (Calophyllum) 308.
Schützengrube 205.
Schweine 398. 458.
Schweiz, afrikanische 127. 152.
Seguha oder Segua, Wa- 287. 290. 375; Ki- 287.
Sembodja, Fürst 287. 289. 293.
Semitische Sprachen 376. 433.
Senecio Johnstoni 217. 250. 315.
Senf und Kresse 122. 139.
Seri, U- 216. 267. 274. 304. 418; Wa- 274.
Shaw, Downes 39. 43. 467.
Shelley, Kapitän, über die Vögel des K.-N. 355—365.
Sierra Leone 451.
Sigirari 375. 382.
Siwani 48. 50.
Sklaven 92. 168. 196. 216. 230. 522.
Sklavenhandel 7. 10. 89. 92. 167. 230. 522.
Sklavenhändler 89. 230.
Snidergewehre 175. 234. 239. 272.
Sogonoi, Es- 375.
Somali-Land 287; -Sprache 474; -Volk 376. 506.
Sonnenvögel 143. 249. 334.
Speere d. Massai 397; d. Djagga 163.
Springbock 331.
Spucken, Ceremonie des Spuckens 198. 388. 413.
Stanley, H. M. 138. 377.
Steinschmätzer 252.
Sterculia 194.
Störche 278. 336; Marabu- 284. 399.
Strausse 197. 273. 276. 279. 336. 458. 509. 511.
Straussenflügel 336.
Strohblumen 217. 218. 252. 312.
Struthius Danaoides 336.
Strychnia 143. 308.
Suaheli-Sprache 30. 33. 70. 96. 145. 157. 176. 199. 294. 433. 506; -Volk 81. 89. 91. 195. 377. 381. 410; -Händler 6. 71. 73. 79. 91. 209. 234. 274. 293. 377. 382. 518.
Suk 375; -Sprache 423.
Suli-Sprache 425. 473.
Sumatra 4.
Sungu, Wa- (weisser Mann) 297.
Sykomoren-Bäume 79. 111. 128. 194.

Ta, Wa- 378.
Taback 143. 246. 400. 515.
Tag, ein typischer, in Kitimbiriu 134.
Tanafluss 375. 378. 454. 505.
Taru 50.
Tauben 202. 276. 335.
Taweta 68. 190. 193. 196. 270. 275. 277. 287. 299; Niederlassung des Verfassers in 191. 193. 277; ein Stelldichein von Nationen und Zungen 195; die Aeltesten von 72. 196. 410; Wald von 194; Bach von 71. 73; Brücke über denselben 73; -Sprache (Ki-taweta) 410. 467. 492; -Volk (Wa-taweta) 69. 72. 194. 196. 200. 226. 375. 404. 406; seine Häuser 194. 199.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Teita-Land 55. 59. 122. 127. 132. 153. 374. 404. 467; -Sprache (Ki-) 404. 406; -Volk (Wa-) 55. 59. 195. 200. 375. 404.
Temperatur auf dem K.-N. 256. 301. 517.
Thelphusa 340. 342.
Thermometer-Ablesungen 302.
Thomas, Oldfield, über die Säugethiere des K.-N. 365.
Thomson, Joseph 6. 9. 70. 91. 93. 98. 193. 234. 269. 305. 375. 377. 381. 423. 507. 509. 519.
Thüren in Djagga 146. 213; in Taweta 69; in Marangu 233.
Tomaten 122. 515.
Töpferkunst, orientalische, in Sansibar 23; der Wadjagga 415.
Tragelaphus 332.
Träger, Ernährung der 43; Streit mit 44; Christen 45; Bestrafung 46; Rabai 48. 93. 107. 112. 120. 121; ohne Voraussicht und Nachdenken 51; Suaheli- 136; Krankeiten der 136.
Transportmittel in Ostafrika 39.
Tuche, zum Handel 41; eine „Hand" 144.
Tumale-Sprache 454.
Tüpfelfarrn 314.
Turacus Hartlaubi 11. 216. 242. 335.
Tutwa, Wa- 375.

Uru 258. 418.

Veilchen 314.
Venedig, vegetabilisches 194.
Vergissmeinnicht 314.
Verpackung der Waaren 41.
Victoria-Njansa 1. 2. 9. 91. 195. 303. 373. 377. 461. 467. 504. 507; Victoria-Nil 91. 461. 518.
Vieh 294. 397. 459. 513; afrikanisches 397. 416; der Wadjagga 416; der Massai 283. 397. 507.
Vocabularien 149; des Massai, Latuka 473; des Kidjagga und Kitaweta 492; des Waboni und Galla 379; des Schuli 378; Kavirondo 378; Bari 378.
Vögel 5. 178. 333—338. 355—365. 511.
Vornehme Leute 94.
Vulkan, erloschener 1. 305.

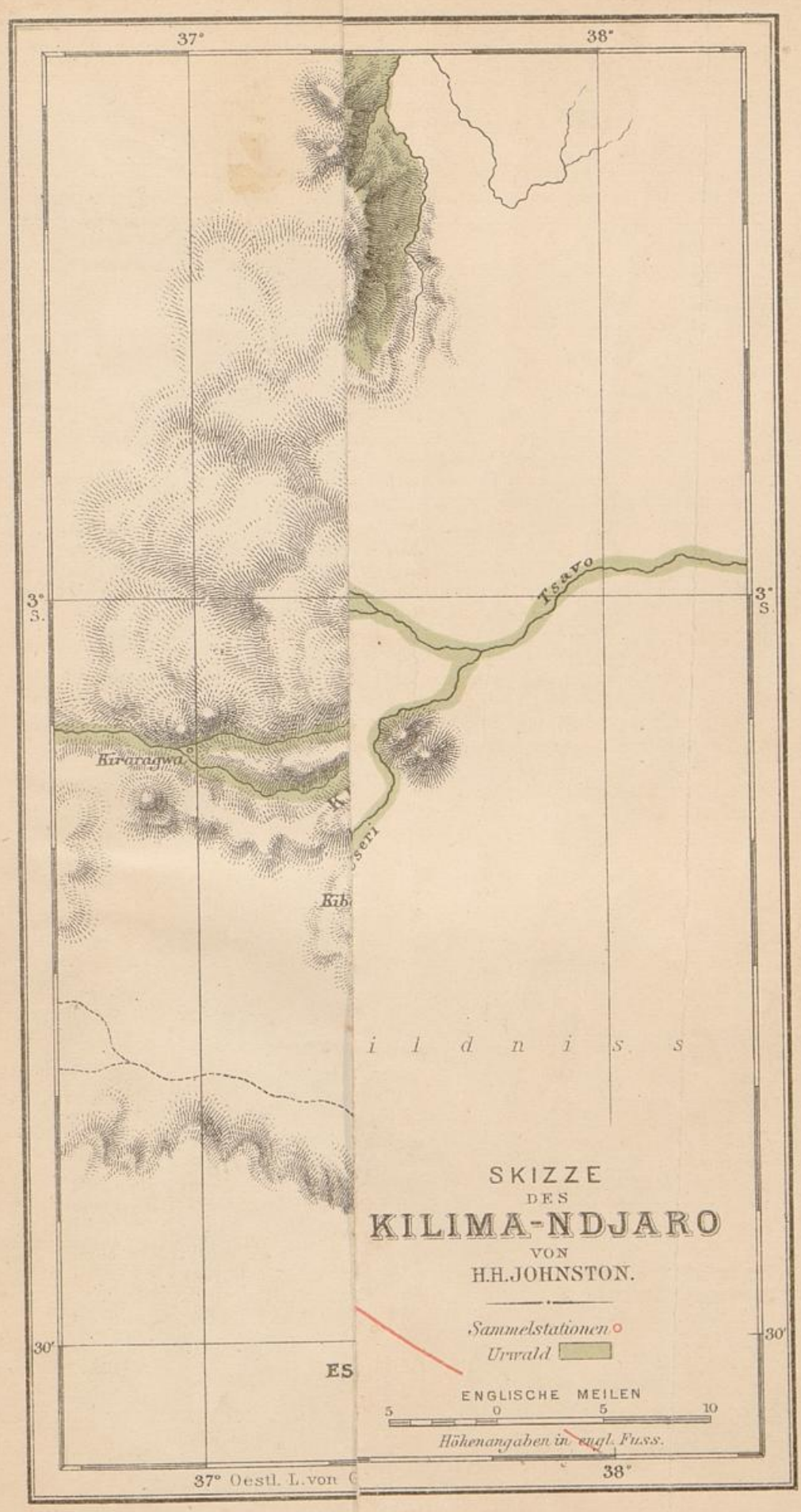
Wachs 515.
Wälder v. Bura 60; verzaubert 45. 75; des K.-N. 141. 216; des Kimawensi 263; von Pare 285. 512; von Taweta 68. 74. 194. 301. 308; Schrecken der 265; von Usambara 290. 512.
Wagen zum Transport 520.
Wakefield, Thomas 39. 43.
Waldrebe (Clematis) 81. 137. 314.
Waran-Eidechse 194. 197. 338.
Warzenschwein 201. 398. 400.
Wasserfälle 286.
Wasserläufe, künstliche 110—115.
Wasservögel 336.
Waterhouse, Charles O., über die Coleoptera des K.-N. 349—354.
Welse 340.
Wespen 249. 340.
Wiederkäuer 332.
Wild, grosses 200. 204. 281. 332.
Wildbahn 249.
Wilde, Angriff der, auf Kiongwe 154.
Wilde Blumen 46. 81. 85. 137. 214. 217. 218. 249. 308; Thiere, Handeln mit 516.
Wildniss afrikanische 54. 74. 373.
Wirapan (Indischer Diener) 37. 46. 57. 127. 135. 138. 155. 165. 175. 198. 216. 248. 280. 329.
Wolken auf dem K.-N. 128. 143. 193.
Wollbaum (Bombax) 308.
Wolof, die, -Neger 403.
Wurm, Bemerkung über einen Nematoiden- 341.
Wurzeln 122. 139. 515.

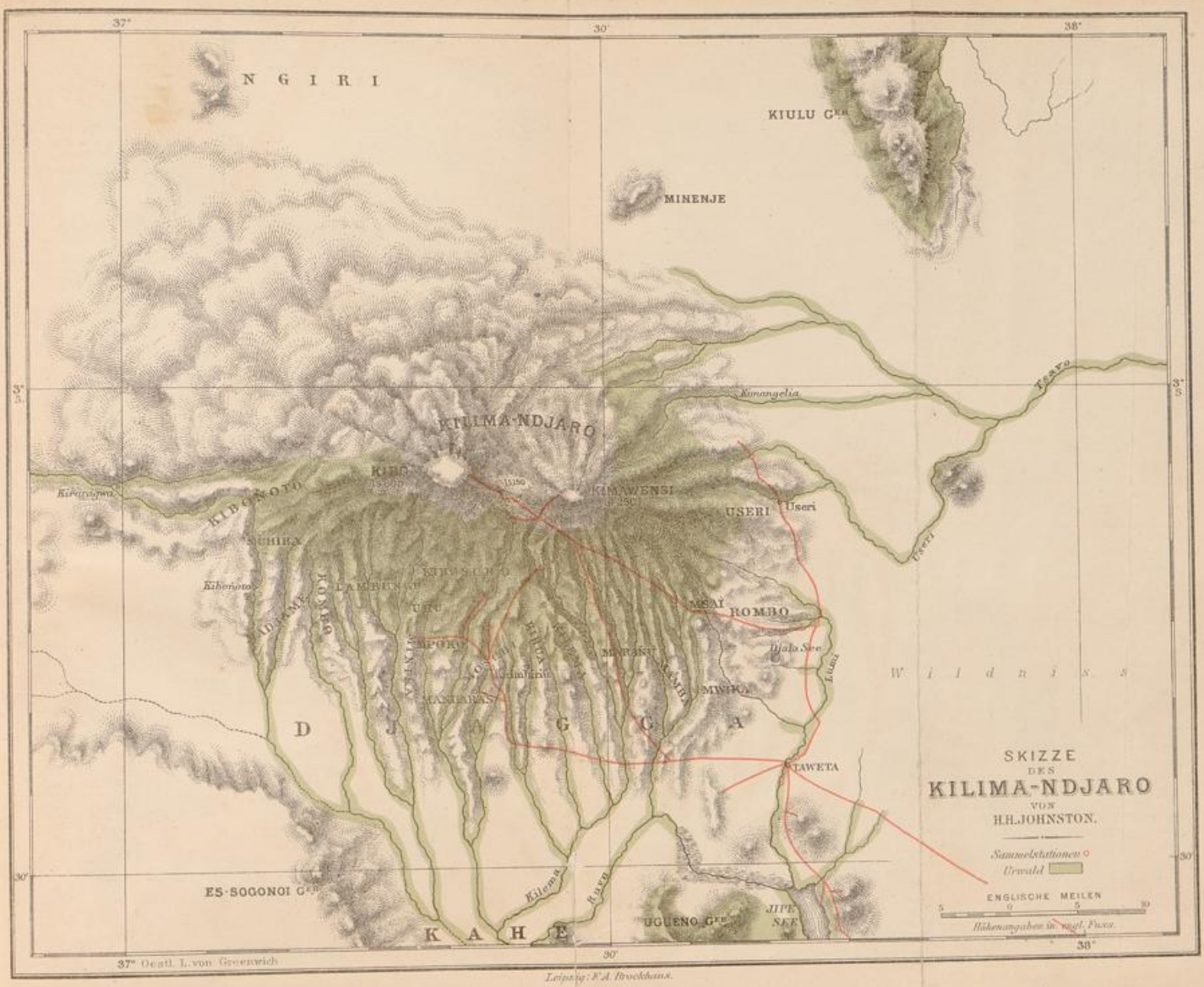
Xyloropus 340.

Yao-Volk 57. 279.

Zauberei 147.
Zauberer, Verfasser als 245. 274.
Zebras 61. 62. 201. 204. 209. 281. 458.
Zibethkatze 331.
Ziegen 84. 113. 119. 132. 135. 136. 144. 146. 160. 183. 196. 197. 212. 246. 274. 294. 398. 416. 514.
Zoologie des K.-N. 328—373; von Sansibar 35.
Zuckerrohr 59. 199. 400. 514. 516.
Zulu 268. 402. 455. 461.
Zwergrassen 378.
Zwiebeln 122. 139. 515.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen


37°
38°
3° S.
Tsavo
Kiraragwa
Kibo
i l d n i s s
SKIZZE
DES
KILIMA-NDJARO
VON
H.H.JOHNSTON.
Sammelstationen
Urwald
ENGLISCHE MEILEN
5 0 5 10
Höhenangaben in engl. Fuss.
30'
37° Oestl. L. von
38°



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

AZ 4765

AZ 4765

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Johnston.

DER

KILIMA-NDJARO.

A 2
4765

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG